image
not
available

THE LIBRARY

Rutherford Collection

CLASS

BOOK

H. Malten's

Neueſte Weltkunde.

Jahrgang 1834.

Fünfter Theil.

Aarau.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

1834:5-8

Zweiter Band, vierter bis sechster Theil.

Fünfter Theil.

Aarau 1834.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber die innere Organisation, die Verzweigungen, Absichten und Mittel der Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers, wie der übrigen halb geheimen politischen Verbündungen des heutigen Frankreichs.

Un torrent n'a jamais causé plus de ravage,
Que lorsqu'à son courant on ferme le passage. *)
Crébillon.

Vor den Juliereignissen im Jahr 1830 bestanden in Frankreich mehrere Gesellschaften und Vereine, welche theils Vertheidigung der Presse, theils noch positivere politische Aufgaben, theils auch bloße gesellschaftliche Verbesserungen, sowohl in materiellem als sittlichem Betrachte, zum Zweck hatten.

Unter den erstern zeichnete sich vorzüglich die Gesellschaft „Aide-toi, le ciel t'aidera (hilf dir, und der Himmel wird dir helfen)" aus durch ihr folgerechtes Verfahren, ihre Umsicht in Behandlung der ihr vorgeschriebenen oder ihr sich darbietenden Mittel und Wege, ihre richtige Würdigung der Umstände, und derselben Ausbeutung inner verfassungsmäßigen Formen.

Unter ihren Mitgliedern befanden sich mehrere ausgezeichnete Männer, die wir jetzt, mit Ausnahme Châteaubriand's, größtentheils in den Reihen des

*) Ein Waldstrom richtet dann den größten Schaden an,
Wenn man ihn bänd'gen will, und dennoch es nicht kann.

HARVARD BINDERY
MAY 28 '30

Juste-Milieu, oder des Tiers-Parti der Deputirtenkammer wiederfinden. Doch haben auch mehrere Mitglieder dieses politischen Vereins, seit Bildung des doktrinären Ministeriums, unter Kasimir Périer, der dynastischen Opposition sich zugewendet, während man nur wenige derselben in der anti-dynastischen oder republikanischen Opposition erblickt.

Die Fraktion, welche weder offen für die konstitutionelle Monarchie, noch geradezu für das Programm der Republik sich erklärt, und die durch Lafayette, Salverte, Mauguin, Lafitte, ꝛc. versinnlicht wird, bewahrt noch jetzt in sich der in Rede stehenden Gesellschaft eigentlichen Kern, unter der Bezeichnung der „Juli-Union," welcher, nach Feststellung des Gesetzes gegen die Verbündungen, vielleicht mit geheimnißvollen Formen sich bekleiden, und wieder einen unabhängigen „gesetzlich konspirirenden" Körper bilden dürfte.

Kurz vor Erlassung der Juli-Ordonnanzen entstanden in einigen Departementen, besonders zu Paris, geheime Vereine zur Verweigerung der Abgaben, im Falle willkürlicher Maßregeln von Seiten der Regierung. Diese Gesellschaften hatten sich noch nicht vollkommen konstituirt, als die Katastrophe ausbrach. Die dadurch verursachte Erschütterung erzeugte Verwirrung, Zwiespalt, selbst theilweise Auflösung im Schooße der meisten Abgaben-Verweigerungs-Vereine.

Erst nach dem 9 August, nach Ludwig Philipps Ausrufung zum König der Franzosen, sammelten sich wieder die zersplitterten Elemente des Parteigeistes, und bildeten hier und da immer mächtiger anwach-

Digitized by Google

sende Herde, die mit ihren Flammen bald das ganze gesellschaftliche Gebäude zu ergreifen droheten.

Die republikanische Fraktion dieser Vereine, anfänglich unbedeutend, durch das schnelle Verfahren der Kammern überrascht, unmächtig ein vernunftgemäßes Vorhaben schnell in Ausführung zu bringen, rekrutirte sich in der Artillerie der Pariser Nationalgarde durch alle bei der neuen Ordnung der Dinge unbefriedigt gelassene Ehrgeizige, die, mit der ihr zu Gebote stehenden Macht ausgerüstet, eine nochmalige Staatsumwälzung zu ihrem Besten zu veranlassen hofften. Die neue Regierung hatte jedoch dies Streben kaum bemerkt, als sie die Artillerie der Pariser Nationalgarde aufzulösen für nöthig erachtete. Der erste nothwendige Stützpunkt wurde dadurch freilich der republikanischen Partei entrückt. Aber ihren Umtrieben wurde nur eine andere Richtung gegeben.

Die Verbündungen zur Vertheidigung Frankreichs gegen seine etwaigen äussern und innern Feinde, wurde nun als Lockspeise aufgeworfen. Kasimir Périer's energisches Dazwischentreten vereitelte abermals den wohldurchdachten Plan. Es war jetzt erwiesen, daß alle ähnliche Unternehmungen scheitern würden, so lange die Nationalgarde für die Regierung auftrete. Der Partei Häuptlinge hielten es daher am zweckmäßigsten, zuvor einige Zeit, mit Hilfe der Presse, Keime des Unwillens, der Besorgniß, des verletzten Ehrgefühls, des allmächtigen Ehrgeizes zu pflegen, alle Kanäle des Mißvergnügens in einen großen Zentralsammler zu leiten, und wenn die Masse mächtig genug scheine, Land und Regierung damit zu überschwemmen, den konstitutionellen Thron umzustürzen,

Digitized by Google

und die Wiederholung der einen, untheilbaren Republik zu erneuern.

Es schien dies das einzige Mittel zu Erzielung von Absichten und Zwecken, die immer deutlicher sich offenbarten, die immer mehr Ausdehnung und Stärke gewannen. Die Aufläufe gegen Ende 1830, bei Verurtheilung der Minister Karls X, die im Februar und März 1831, die Verheerung der Kirche St. Germain-l'Auxerrois, beim Louvre, und die des erzbischöflichen Palastes, wie alle anderen Unruhestiftungen im Laufe des Jahres 1831, blieben ohne Erfolg.

Indessen hatte sich aus angeblichen Republikanern ein politischer Verein gebildet, unter dem Namen der Volksfreunde (amis du peuple), an dessen Spitze sich einige in Folge der Juliereignisse zu Grunde gerichtete, oder von den Maßregeln der neuen Verwaltung des Landes unbefriedigt gebliebene Deputirten, wie Audry de Puyraveau, Cormenin, Argenson, Cabet, Garnier-Pagès, Glais-Bizoin, Laboissière u. a., einige von der Regierung vernachläßigte Zeitungsschreiber, wie Carrel, Thouret, Cavaignac, Marrast, Raspail, Philipon, Fazy, Conseil, ꝛc., befanden, die alle für sich zu gewinnen ausser den materiellen Kräften, wie ausser dem Willen der neuen obersten Behörde lag. Sie hatte das erste und zweite Redaktoren-Aufgebot der einflußreichsten Blätter, theils durch einträgliche und ausgezeichnete Aemter, theils durch baare „Entschädigungen" beschwichtigt. Um so heftiger forderten nun die unbeachtet Gebliebenen ähnliche Genüsse, indem sie durchaus gleiche Rechte, wie die Bevortheilten, geltend machten.

Digitized by Google

Wie diese hatten sie zu den geheimen Vereinen während der Restauration gehört; wie diese hatten sie „verfassungsgemäß“ konspirirt, und auf Beseitigung des ältesten Bourbonenzweiges hingearbeitet; wie diese hatten sie gegen die Juliverordnungen protestirt, und das Zeichen zur thätlichen Auflehnung gegen dieselben gegeben; wie diese hatten sie den 9 August (die Ausrufung des Herzogs von Orleans zum König) vorbereitet, und die ersten Verfügungen der neuen Regierung nach Kräften unterstützt. Nach solchen Beweisen von Bereitwilligkeit und Dahingebung (dévouement) mußte es freilich ein zugleich harter und empörender Schlag für die Betheiligten sein, als das sogenannte doktrinäre Ministerium Kasimir Périer's (das System vom 13 März 1831) ein so sprechendes Entgegenkommen unbeachtet lies, und die bald höflich bald ungestüm Fordernden verurtheilte, zu bleiben was sie waren.

So nahe dieser Zeitraum uns auch noch ist, so wenig hat man ihn dennoch beachtet, seine Einzelnheiten sogar beinahe ganz vergessen. Nie haben Ansprüche jeder Art sich unter anmaßlicheren und lächerlichern Formen gezeigt, als damals. Die Verschwörungsmänner, die sich sehr bescheiden politische Reformatoren nannten, verlangten nichts weniger, als eine Verabschiedung in Masse aller bisherigen Beamten, gleichviel ob im gerichtlichen, militärischen oder im Verwaltungsfache.

Jeder Advokat oder Arzt ohne Klienten hielt sich vollkommen fähig, die Stelle eines Ministers, eines ersten Präsidenten, eines Generals, oder wenigstens eines Staatsraths, eines Gesandten, eines Präfekten,

eines Obersten zu bekleiden. Den meisten Studenten, wie den Zöglingen der übrigen höhern Lehranstalten, die zum Theil ihre Studien erst begonnen hatten, waren die untergeordneten Aemter kaum anständig genug.

Benjamin Constant und seine Freunde hatten der französischen Jugend sich als Oppositionsmittel bedienen wollen, sie groß, erhaben, bewunderungswürdig genannt, und ihr Dinge in den Kopf gesetzt, die nun, unreif und übereilt wie sie waren, keine andere als widersinnige Folgen nach sich ziehen konnten.

Man machte den Versuch, mehrere dieser feurigen Jünglinge anzustellen. Einige, unter andern der 19-jährige Bohain, bisheriger Herausgeber des Witzblättchens Figaro, überaus geschickt im Calembour, in feinen Persönlichkeiten und in herber Satire gegen Alles, was auf die Restauration sich bezog, wurden zu Präfekten, Unterpräfekten, Direktoren, Büreauchefs, ꝛc. ernannt. Die auf ihre anscheinenden Fähigkeiten begründeten Hoffnungen gingen jedoch keineswegs in Erfüllung, und man gewann bald die volle Ueberzeugung, daß sie nur gewandt im Witzspiel, zur öffentlichen Verwaltung dagegen vollkommen untauglich seien, weshalb man genöthigt war, jedenfalls mit mehr oder minder ansehnlichen Vergütigungen, in Gnaden sie zu entlassen.

Einmal auf solche Weise gewarnt, wollte die Regierung sich nicht neuer Unannehmlichkeit durch neue Versuche aussetzen. Alle die unzähligen Bittschriften und Vorstellungen, welche um öffentliche Anstellung an sie, sogar direkt an den König, gerichtet wurden, mußten unbeachtet bleiben. Daraus ent-

sprang ein erster Groll, der um so heftiger war, da jeder dieser Bittsteller, von seiner Ansprüche Gerechtigkeit überzeugt, in seiner Eitelkeit, oder in dem was die Franzosen ihre Ehre nennen, und was oft noch viel weniger als Eitelkeit ist, wie in seinen materiellen Bedürfnissen sich verletzt fühlte.

Die Juli-Revolution hatte ihre angeblichen Versprechen nicht gehalten, weil man, nachher wie vorher, arbeiten mußte, um zu leben. Da man nun aber nicht gern arbeiten mochte, entstand Noth, und man weiß, welch ein verderblicher Rathgeber, in Augenblicken der Krisis, Noth ist. Als des immer mehr sich entfaltenden Elendes alleinige Ursach, wurde die neue Regierung, wurde die Monarchie überhaupt bezeichnet. Volks-Aufläufe bildeten sich in Paris, theils zufällig, theils auf Anstiften der karlistischen, der bonapartistischen und republikanischen Parteien. Immer noch hatte die letzte den wenigsten moralischen und physischen Gehalt. Sie wuchs erst auf eine drohende Weise nach dem Tode des jungen Napoleon, und nach den Verheerungen des Cholera, als die nun ihrer Thätigkeitsursach beraubten anderweitigen Elemente in dem Republikanismus einen Herd suchten und fanden, wo sie fernerweit sich auszubilden im Stande waren.

So kombinirte und konzentrirte sich allmählich der Stoff zu der Insurrektion im Juni 1832, die, der kräftigen Maßregeln der Regierung, und der energischen Wirksamkeit der Pariser Nationalgarde, wie der regelmäßigen Truppen, zu Gunsten der Monarchie wegen, gänzlich fehlschlug. Nach zweitägigem Kampfe im ehemaligen Kloster St. Mery, in der

St. Martin'sstraße, am Pflanzengarten und in einigen andern Stadttheilen, wo man, wie im Juli 1830 Barrikaden erbauet, und einen regelmäßigen Widerstand organisirt hatte, wurde Paris in Belagerungszustand erklärt, und die öffentliche Ruhe wiederhergestellt.*)

Erst nach dem Mißlingen der Erwartungen, welche man auf das eben erwähnte Unternehmen begründet, gewann die Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers, die bis dahin nur eine Abtheilung, oder eine Tochter der Gesellschaft der Volksfreunde gewesen, ihre gegenwärtige Gestalt. Die letzte verschwand gänzlich, und zerschmolz in die Sektionen jener, deren Namen und Verfassung genauer, augenscheinlicher Zweck, Mittel und Bestimmung eines großen sogenannt patriotischen Vereines andeuteten, der nichts weniger beabsichtigte, als eine vollständige gesellschaftliche Reorganisation. Daß eine solche Neugestaltung nicht durch die Monarchie, sondern einzig und allein durch die Republik herbeigeführt und bewerkstelligt werden könne, wurde bald als allgemein anerkannte Wahrheit aufgestellt, und zu Erreichung der gefaßten Absichten auf Beseitigung der erstern, wie auf Wiederbegründung der andern in Frankreich aus allen Kräften hingearbeitet.

Mehrere von dem literarischen Ausschuß der Gesellschaft der Menschenrechte vom August 1832 bis auf den heutigen Tag herausgegebenen Schriften, Zeitungen, Kalender, Dissertazionen und Erörterungen, beurkunden nicht allein ihres ebenangedeuteten

*) M. s. den Aufsatz: „Die Insurrektion im Juni 1832 in Paris," im sechsten Theile des Jahrgangs 1833 dieses Werkes.

Strebens Tendenz, sondern auch ihre durchaus politische und militärische innere Einrichtung, wonach sie, mit einem leitenden Direktorium, und verschiedenen, auf die öffentlichen Verwaltungszweige sich beziehenden Ausschüssen an der Spitze, in Sektionen sich scheidet, ihre Rotten-, Haufen-, Trupp- und Legionsvorsteher oder Anführer hat.*)

Die Sektionen sind einer durchaus militärischen Disziplin unterworfen, und bezeichnen sich durch größtentheils der Revolutions-Geschichte entnommene Namen. So gibt es eine Sektion Marat, eine Sektion der Sanscülotten, eine Sektion St. Just, Danton, der Freiheit und Gleichheit, der Bastillestürmer, der Volkrächer, der Dolchritter, der Unerschrockenen, der Montagne, der Tirannen-Vertilger, des 21 Januar (Todestag Ludwig's XVI), der Unerbittlichen, ꝛc. Unter den, neuern Zeiten entlehnten Bezeichnungen, finden wir die der Juliwoche, der Barrikaden, der Wiederhersteller von Freiheit und Gleichheit, der Wiederbefestiger der Volksrechte, der Anti-Philippisten, des 5. und 6 Juni (Zeit der republikanischen Insurrektion in Paris), des St. Merrykloſters, des *Mont-St.-Michel* (Staatsgefängniß im westlichen Frankreich), der Pflastersteine, der Rache und Gerechtigkeit ꝛc.

*) Jede Sektion hat einen Vorsteher, einen Untervorsteher und 3 Quintironen, die auf unbestimmte Zeit nach dem Stimmenmehr ernannt werden. Je 5, 8 oder mehr Sektionen haben ihre Haufenvorsteher (chefs de series). Das Ganze wird von einem Direktorium oder Ober-Ausschuß geleitet.

Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Ein Wort über die Gesellschaft der Menschenrechte in Frankreich," im achten Theile des Jahrgangs 1833 dieses Werkes.

Wollte man als eine Nachahmung oder Parodie des früheren Jakobinerwesens das Alles betrachten, würde man in so fern nicht irren, daß die Gesellschaft der Menschenrechte, in einem schwächeren Maßstabe vielleicht, die Absichten und Pläne der Männer von 1793 zu verfolgen scheint. Indessen findet doch ein großer Unterschied zwischen ihr und den Jakobinern statt. Sie ist weniger entschlossen, weniger durchgreifend und bestimmt in ihren Vorsätzen als die Montagne. Sie will nur gleich machen, nicht gradezu zerstören, wenigstens verneint sie das mit großer Heftigkeit, wie man aus nachstehendem, unterm 12. März d. J. an den Redaktor der Zeitung, der National von 1834, entnehmen kann:

„Zwei Minister haben gestern auf dem Redestuhl die Mitglieder der politischen Vereine beschimpft. Obgleich man sich der Mühe überheben könnte, Beschuldigungen zu erörtern, die von zwei so allgemein und mit so großer Gerechtigkeit verachteten Männern, wie Guizot und Argout, herrühren, macht unsere Stellung, als Beauftragte der Gesellschaft der Menschenrechte es uns dennoch zur Pflicht, die gegen dieselbe gerichteten Beschimpfungen zurückzustoßen, und da wir nicht, wie drei unter uns *), das Mittel haben, es auf dem Redestuhl zu thun, müssen wir unsere Zuflucht zu den Zeitungen nehmen.

„An der Spitze der Gesellschaft der Menschenrechte stehend, würdigen wir von Tag zu Tag immer mehr, wie viel Sittlichkeit und Dahingebung in den

*) Wahrscheinlich sind diese drei die HH. Cabet, Garnier-Pagès und Audry (oder Argenson).

Männern ist, woraus sie besteht. Wir strafen die beiden Minister förmlich Lügen, und im Angesicht des Landes erklären wir für Infame und Feige alle diejenigen, welche nach ihrem Beispiel die Stellung mißbrauchen wollten, welche der Redestuhl ihnen gewährt, um Bürger zu beschimpfen, deren Leben keine Prüfung zu besorgen hat. Herzhafte Männer (les hommes de cœur) von allen Meinungen werden erstaunen über die unverschämte Kühnheit jener Leute, die, durch alle Niederträchtigkeiten herabgewürdigt (flétris par toutes les bassesses), schlechte, verächtliche Werkzeuge aller Gewalten, ehrenvolle Gesinnungen und erprobte Dahingebung zu beschimpfen sich unterfangen.

A. J. Beaumont. — G. Cavaignac. — A. Guinard. — Recure."

Die beiden von den jungen Direktoren der Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers so hart behandelten Minister, hatten die vorstehende Philippika (die zugleich einen Begriff von dem Styl, der Umsicht und Mäßigung ihrer Verfasser gewährt) sich durch die auf dem Redestuhl der Deputirtenkammer offen ausgesprochene Behauptung zugezogen, daß die Absicht der Gesellschaft der Menschenrechte auf vollkommene Gleichmachung hinziele, daß sie des Reichen Ueberfluß zum Besten des Armen verwenden, die Eigenthümer durch unerschwingliche Abgaben zu Grunde richten, Handel und Gewerbthätigkeit durch Gewaltmaßregeln oder geheime Umtriebe unterbrechen, und Frankreich in ein Labyrinth der Verwirrung, des Zwiespaltes und des Elends versenken wolle, worin

die Nation, durch unzubeendigende Bürgerkriege, sich selbst aufreiben würde.

Gestehen muß man nun freilich, daß die beiden Minister so ganz Unrecht nicht hatten, dem bisherigen Verfahren der Gesellschaft der Menschenrechte solche Folgerungen zu entnehmen. Sie stützten sich dabei auf die eigenen Bekanntmachungen dieser Gesellschaft, auf ihre Lobpreisungen des großen Maximilian (Robespiere's) und seines System, wonach er nur noch 500,000 Köpfe verlangte, um in Frankreich Ordnung, Ruhe, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit „unerschütterlich fest zu stellen;“ auf die von ihr als allein gut und zweckmäßig anerkannte Gewalthandhabung von 1793; auf die Gegenstände ihres besonderen Kultus, einen Marat, einen St. Just, den 21. Januar, die Montagne ꝛc.; auf ihr Feldzeichen, die rothe Jakobinermütze, und die Blutfahne der Schreckenszeit; vorzüglich aber auf die von ihr neuerdings zu mehreren hunderttausend Exemplaren verbreitete Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers, worin die Artikel 6 bis 12 folgendermaßen lauten:

Art. 6. Das Eigenthumsrecht gewährt jedem Bürger die Freiheit, nach Gutdünken den ihm durch das Gesetz zugesicherten Theil von Gütern zu genießen, und darüber zu verfügen.

(Es ergibt sich aus diesem Artikel, daß jeder Bürger nicht sein ganzes ererbtes oder erworbenes Gut genießen und verwenden dürfe, sondern nur den Theil desselben, den das Gesetz als ihm eigenthümlich zuerkennt. Alles Uebrige fällt dem Staate an-

heim, der darüber zum Besten der „Unbemittelten“ zu verfügen berechtigt ist.)

Art. 7. Durch die Verpflichtung des Nächsten Rechte zu ehren, ist das Eigenthumsrecht beschränkt, wie alle übrigen.

Art. 8. Weder der Sicherheit, der Freiheit, dem Leben, noch dem Eigenthum unserer Mitmenschen darf es Nachtheil bringen.

Art. 9. Jeder diesen Grundsatz verletzende Handel ist schlechterdings gesetzwidrig und unsittlich.

Art. 10. Die Gesellschaft ist verpflichtet, für den Unterhalt aller Mitglieder zu sorgen, und zwar indem sie ihnen abträgliche Arbeit verschafft, oder die zur Arbeit Untauglichen erhält.

Art. 11. Wer im Ueberfluß besitzt, trage eine heilige Schuld ab, und gebe demjenigen, so es am Nothwendigen gebricht, eine unerläßliche Beisteuer. Wie diese Schuld abzutragen sei, bestimme das Gesetz.

Art. 12. Die Bürger, deren Einkünfte das zu ihrem Lebensunterhalt Nothwendige nicht übersteigen, sollen allen Abgaben enthoben sein. Die Andern sollen die öffentlichen Lasten verhältnißmäßig nach ihrem Vermögen tragen.

Man entnimmt den vorstehenden Artikeln *), daß die HH. Guizot und Argout, wie gesagt, so ganz unrecht nicht hatten, wenn sie äusserten, daß, nach der

*) Wir entnehmen sie wörtlich der „Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers (déclarations des droits de l'homme et du citoyen)“ die von der Gesellschaft selbst herausgegeben und verbreitet worden.

Gesellschaft der Menschenrechte eigener Erklärung, ihres Strebens Zweck kein anderer, als vollkommene Gleichmachung aller Eigenthumsrechte zu sein scheine. Entweder haben die angeführten Artikel durchaus keinen Sinn, oder sie haben den angedeuteten, wie er aus ihren Worten selbst sich ergibt.

Wie dem auch sei, ist so viel dennoch gewiß, daß man die Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers, ihrer bisherigen Form, wie ihrer innern Einrichtung nach, für nichts anderes betrachten kann, als für ein schlagfertiges Werkzeug in den Händen einer gewissen Zahl Ehrgeiziger, die durch die Ergebnisse der Juliereignisse weder physisch-individuell, noch moralisch-kollektiv befriedigt worden.

Untersucht man die Elemente, woraus diese Gesellschaft zusammengesetzt ist, näher, so erkennt man, daß sie größtentheils aus Personen bestehet, die bei einer neuen Umwälzung nichts zu verlieren haben, die von der Hoffnung angetrieben werden, bei einer abermaligen Neugestaltung der Dinge sich emporzuschwingen, eine bestimmende Rolle zu spielen, und mit Hilfe der zu erlangenden Macht schnell und ohne Arbeit sich zu bereichern. Die bei weitem überwiegende Mehrheit der Mitglieder dieser Gesellschaft (wenigstens die $^9/_{10}$ derselben) erklären nicht sowohl der Regierung und ihrem Verfahren, das übrigens augenscheinlich nur als Vorwand dient, sondern dem „Eigenthum“ den Krieg. „Das Eigenthum ist unsere Plage,“ sagen sie in ihrem Hauptorgan, der Zeitung la Tribüne, in der Nummer vom 21. August 1833. »Zur reinen Demokratie muß man zurückkehren. Das neue goldene Zeitalter müssen wir begründen.“

Einführung des agrarischen Gesetzes, Theilung alles Eigenthums zu gleichen Theilen, wird hier unumgängliche Nothwendigkeit. Oder was sollen diese Worte anderes bedeuten? Zur reinen Demokratie zurückkehren, heißt Alles vollkommen gleich machen, und das goldene Zeitalter dadurch begründen, daß man mit Gewalt den Wohlhabenden ihr Eigenthum, welches als eine Plage betrachtet wird, nimmt, und es denen zuerkennt, welche bisher gearbeitet, und an die nun auch die Zeit gekommen ist, zu ruhen.

Aber täuschen wir uns nicht, so weit könnte und würde es nie kommen. Der Arme, welcher im Schweiße seines Angesichts sein tägliches Brot erworben, würde durch die Maßregeln der Volksfreunde, durch die Vorkehrungen der Vertheidiger der Menschenrechte nicht nur keinen wirklichen Vortheil erzielen, er würde in Kurzem vielmehr in ein so schreckliches Elend versinken, daß sein früherer Zustand ihm beneidenswerth scheinen müßte.

Aller Handel und Verkehr würde gänzlich unterbrochen sein. Die Kapitalien, welche jetzt die Gewerbthätigkeit beleben, würden wie auf einen Zauberschlag verschwinden, und fremde Staaten bereichern. Es würde nichts zurückbleiben, als der nackte Boden, als todte Grundstücke ohne befruchtende Intelligenz. Wer möchte noch Ackerbau treiben, wenn er fürchten müßte, daß man die Erndte zum „gemeinen Besten“ in Anspruch nehme? Wer würde noch irgend einer Arbeit sich unterziehen, ohne Sicherheit zu haben, derselben Früchte genießen zu können?

Nur einige Häuptlinge, einige Intriganten würden, wie bisher, ohne Mühe und Arbeit leben. Sie

würden die fahrende und liegende Habe der Beraubten unter sich theilen, der vollstreckenden Gewalt sich bemeistern, nach Willkür herrschen, oder vielmehr wüthen, bis aus ihrer Mitte ein Diktator sich erhöbe, um unter militärischem Despotismus die Parteien zu zermalmen, die Freiheit zu unterdrücken, und die Nation in ein Joch zu schmieden, gegen welches das von Napoleon ihr aufgebürdete eine Kinderei sein würde. Solch eine Rolle, die eines Robespierre, zu spielen, scheinen die Vorsteher der Gesellschaft der Menschenrechte sich vollkommen berufen zu fühlen.

Durch einen Ausspruch vom 10. April 1833, verordneten die Gerichte die Auflösung der in Rede stehenden Gesellschaft, welche indessen davon nicht die mindeste Notiz nahm. Sie versammelte sich nach wie vor, organisirte sich nur um so stärker, und gewann täglich eine immer größere Ausdehnung.

Die Regierung brachte alle ihr zu Gebote stehende Mittel in Anwendung, um diesen politischen Verein zu bewachen, und an der Ausführung seiner Unruhe stiftenden Maßregeln ihn zu hindern. Aber der Mangel an Gutheißung in den Worten des Gesetzes, die Unmöglichkeit im Wiederbetretungsfalle desselben Vergehens Strafe zu verfügen, die Nutz- und Zwecklosigkeit einer neuen Entscheidung, welche die Auflösung der Gesellschaft verordnet hätte; Alles bewies in diesem Betrachte der obersten Behörde Unmacht.

Die Verbündung breitete sich immer mehr aus, bedrohete immer furchtbarer Ordnung und Ruhe, welche die Regierung nur mit größter Mühe einigermaßen zu sichern vermochte. Als die Gesellschaft der Menschenrechte sich stark genug hielt, um die voll-

streckende Gewalt, die immer und überall ihren gesellschaftlichen und politischen Umwälzungs-Entwürfen kräftig sich entgegenstellte, offen angreifen zu können, suchte und fand sie bald Gelegenheit, ihre Absichten zu beurkunden, und einen Kampf zu beginnen, der ihres Erachtens, wie er auch enden mochte, nur zu ihrem Vortheil ausfallen konnte.

Sie wählte zuerst die Juni-Jahrestage, jene Tage, wo ein Jahr früher die von der republikanischen Partei, bei Gelegenheit des Leichenbegängnisses des Generals Lamarque, erweckte Insurrektion, durch das kräftige Einschreiten der Pariser Nationalgarde erstickt, und der Triumph der Mäßigung, der höchsten leitenden Vernunft gesichert worden. Die Organe der republikanischen Partei hatten so sehr den Muth der Verblendeten erhoben, die im Juni 1832 die Fahne des Aufruhrs geschwungen, daß die neuen Irregeleiteten, mit ein wenig mehr Glück als jene, eines günstigen Erfolges versichert zu sein glaubten.

Kältere Ueberlegung, besonders aber eine oberflächliche Berechnung, die ihnen bewies, daß sie je einer gegen tausend sein würden, lies sie ihr Unternehmen bis auf den 27. oder 28. Juli vertagen, wo sie, mit Hilfe der Erinnerungen von 1830, einen entscheidenden Streich führen zu können vermeinten. Sie bedachten nicht, daß das Volk von Paris, das drei Jahre früher gegen die ungesetzlichen Verordnungen Karls X sich erhoben, um die Rechte der ganzen Nation zu vertheidigen, jetzt nicht minder entschlossen sei, Anarchie und gesellschaftliche Zerrüttung von sich abzuwehren, und seinen eigenen Herd gegen die Raublust der neuen Sanscülotten zu sichern.

Bis dahin hatte die Gesellschaft der Menschenrechte vorzüglich in den unteren Volksständen sich rekrutirt, denen sie Heil und Wohlergehen jeder Art, ohne Mühe und Arbeit, versprach. Sie wendete sich mit ihren Verführungen nun auch an die Armee, und bemühete sich, Keime der Zwietracht in die Nationalgarde zu verpflanzen.

Die Nothwendigkeit Paris zu befestigen, war von der Opposition zuerst in Rede gestellt worden. Jetzt, da die Regierung gesonnen schien, dies Vorhaben in Ausführung zu bringen, und an verschiedenen Punkten, wie auf den Höhen von Passy, Montmartre, Belleville, Charonne, Gentilly ꝛc., einzelne Forts zu erbauen, erhob sich die republikanische Partei dagegen, und verbreitete das Gerücht, daß man neue Bastillen errichten wolle, um die Hauptstadt in Zaum zu halten, die von ihnen, bei jeder möglichen Unruhe, beschossen werden könnte.

Um die durch solche Gerüchte in den Gemüthern verbreitete Unruhe auszubeuten, beschloß die Gesellschaft der Menschenrechte am 28. Juli 1833, in dem Augenblicke wo der König die Pariser Nationalgarde die Revüe passiren lassen würde, einen entscheidenden Streich zu führen. Vorher aber bemühete sie sich noch, die Zöglinge der polytechnischen Schule für sich zu gewinnen, indem sie, nicht wie zu den Soldaten oder wie zu den Eigenthumslosen zu ihnen sprach, sondern indem sie an die Jünglinge aus ihrer Mitte sie erinnerte, die 1830 am Stadthause, bei Einnahme des Louvre und der Tuilerien so vortheilhaft sich ausgezeichnet. Sie sagte ihnen, wie die Bevölkerung von Paris immer ihrer Uniform zu folgen bereit sei,

und sie nur an ihre Spitze sich zu stellen hätten, um des Sieges versichert zu sein.

Der an das „Volk“ gerichtete Aufruf, zu demselben Zwecke, war nicht weniger bemerkenswerth *).

„Bürger,“ hieß es darin, „der Ausschuß der Gesellschaft der Menschenrechte verspürt das Bedürfniß, Euch von Neuem zu danken für den wahrhaft patriotischen Eifer, womit ihr bereits sein Streben unterstützt. Die Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers beginnt ein unzertheilbares Waffenbündel (un faisceau indivisible) zu bilden. Sie schreitet fort, wie ein einziger Mann, dem beständigen Ziele ihrer Wachen und Arbeiten zu. Muth, Bürger, das Vaterland lächelt der unter uns herrschenden Eintracht. Die öffentliche Meinung nimmt unsere Lehrsätze mit Theilnahme auf. Gleichstimmung führt uns alle diejenigen zu, welche leiden. Auf 32 ½ Millionen Menschen hat Frankreich 500.000 Sybariten, eine Million glücklicher Sklaven, 31 Millionen Floten, Parias, große Seelen, die von Geburt an zu körperlichen und geistigen Qualen bestimmt sind. Erheben wir also die Stimme, Bürger. 31 Millionen Menschen hören und begreifen uns. Sagt ihnen, daß die Monarchie Glück und Leiden nur zu verändern im Stande ist, während die Republik allein die Quelle der letztern auszutrocknen, und jedem Individuum den ihm gebührenden Theil von Genuß und Glückseligkeit zuzusichern vermag.

„Sagt ihnen unaufhörlich, daß die Republik

*) M. s. Gazette des Tribunaux, Nummer 2588, vom 30. November 1833, und die übrigen Zeitungen derselben Epoche.

allein eine wohlfeile Regierungsweise in Ausführung bringen könne. Sie wird Bürger-Soldaten haben, wenige Abgaben ... „der Arbeiter wird selbst dem Unternehmer seinen Lohn bestimmen.“ Die undirekten Steuern sollen durch Abgaben auf den Ueberfluß ersetzt werden. Der Fiskus wird nicht mehr dem Armen, dem Eigenthumslosen seine Bissen Brot, seine Gläser geröthetes Wasser zuzählen. Der Ackerbauer wird nicht mehr genöthigt sein, einen Theil seiner Waare, die den Fuhrtarif (le tarif sur le roulage) überschreitet, in den Fluß zu werfen.

„Sagt dem Soldaten, daß die Entscheidungen eines Militär-Jury die eiserne Ruthe des Gesetzbuches, dem er sich jetzt unterwerfen muß, ersetzen, daß die Soldaten selbst ihre Offiziere ernennen werden, und daß ausser dem Dienst der Hauptmann aller Welt gleich sein wird. Führt diesen Kriegern, die man der Unthätigkeit des Garnisonlebens überläßt, den Verrath zu Gemüthe, den man in ihrer Mitte und im Generalstabe der Armee ausbildet. Man spricht, Bürger, von einer im Schlosse (in den Tuilerien) organisirten Verschwörung zu Gunsten Heinrichs V. Wenn man verzweifelt, die Krone zu bewahren, bemühet man sich, dem Meistbietenden sie wieder zu erstatten.

„Franzosen, Soldaten, Bürger, laßt uns wachen über das Heil unsers schönen Vaterlandes; laßt uns wachen mehr als je.“ —

Nach den ersten Worten dieses Aufrufes lies sich irgend ein innerer Zwist in dem Schoose der Gesellschaft selbst voraussetzen, und in der That ergab sich,

daß zwei einander entgegengesetzte Ausschüsse sich gebildet, der eine, unter der Leitung Raspail's, der für die sogenannten politischen oder verborgenen Mittel war, und den man deshalb „Girondin“ nannte, der andere, unter dem Vorsitz Lebon's, welcher die Montagnards der Konvention vertrat, und der eben so gewaltthätig als diese zu verfahren entschlossen war.

Der Geist, welcher den Ausschuß Raspail beseelte, beurkundet sich in nachstehender Stelle eines von ihm ausgegangenen Kreisschreibens:

„Bilden wir unsere Lehrsätze dergestalt, daß wir keine Ueberzeugung dadurch zurückstoßen. Verletzen wir nicht die Interessen, greifen wir nicht gradezu (de front) die Vorurtheile an, schonen wir sie vielmehr, um sie desto besser zu vernichten. Sagt allen denen, die Euch hören, daß wir nicht auf eine direkte Weise konspiriren, daß wir zum Volke sprechen, um es zu überzeugen von seinen Rechten, daß wir aber bereit sind, es auf dem öffentlichen Platze zu folgen, sobald es zu fordern entschlossen sein wird.“

Der Ausschuß Lebon antwortete auf dies Kreisschreiben durch ein anderes, worin man besonders folgende Stellen bemerkt:

„Es scheint uns, daß keine Ueberzeugung zurückstoßen, Friede mit allen Parteien machen heißt. Es scheint uns ebenfalls, daß keine Interessen verletzen alle die gesellschaftlichen und politischen Stellungen achten heißt, die wir angreifen müssen, weil sie das gemeinsame Interesse beeinträchtigen. Man entgegnet uns, daß man unsere demokratischen Grundsätze immer im Grunde des Herzens bewahre,

daß man jetzt aber Opposition, nicht Radikalismus machen müsse, daß unsere Lehrsätze erschrecken, und daß man vorzüglich darauf hinarbeiten müsse Bürgerschaft und Nationalgarde zu denselben Neigungen zurückzuführen, welche sie im Juli 1830 hatten.

„Wir entgegnen, daß wir immer offen unsere Grundsätze bekannt, und glauben würden, dieselben zu verleugnen, wenn wir sie verschwiegen; daß es in dem eigentlichen Wesen der populären Gesellschaften liegt, laut ihre Grundsätze einzugestehen; daß man darauf verzichten müßte, die beiden Gesellschaften zu vereinigen, wenn es wahr wäre, daß unsere Brüder unwiderruflich die ihnen vorgezeichnete Bahn betreten hätten. Es ist jedoch unmöglich, daß dem also sei. Bemühen wir uns also aufs neu, ihnen die Augen zu öffnen, und sie zu uns zurückzuführen.“

Indessen waren die beiden Ausschüsse oder Gesellschaften weniger über den Grund der Sache, als über derselben Form; weniger über den Zweck, als über die Wahl der Mittel uneins. Beide waren bereit, die bestehende Regierung zu beseitigen, die eine offen und frei, die andere auf verborgenem Wege. Beide fühlten aber auch das Bedürfniß, vorerst ihrer Meinungs-Verschiedenheit zu entsagen, um am 28. Juli übereinstimmend handeln zu können. Zu diesem Zwecke versammelten sich 19 Haufenanführer und erließen unterm 21. Juli 1833 folgenden Beschluß, der von beiden Gesellschaften angenommen wurde:

Art. 1. Jeder persönliche Zwist ist dem einen oder dem andern Ausschuß untersagt.

Art. 2. Die beiden Gesellschaften sind einig durch

die That. Die Wahl eines einzigen höchsten Ausschusses *) bleibt für den ersten August vertagt.

Art. 3. Die beiden Ausschüsse werden, jeder von seiner Seite zwei ihnen entnommene Mitglieder bezeichnen, um, im Fall des Ereignisses, den wirkenden Ausschuß (le comité d'action) zu bilden. Die Haufenanführer ihrerseits werden in der einen und der andern Gesellschaft ein aus derselben entnommenes Mitglied ernennen, um dasselbe den vier Mitgliedern des wirkenden Ausschusses beizugesellen, der somit aus sechs, beide Gesellschaften vertretenden Mitgliedern bestehen wird.

Art. 4. Der Ausschuß muß spätestens in vier Tagen ernannt sein, von heute, dem 21. Juli 1833 an gerechnet. Jeder Ausschuß ist gehalten, die Haufenanführer beider Gesellschaften zu benachrichtigen, sobald der ausserordentliche Ausschuß ernannt sein wird.

Aller dieser Vorkehrungen ungeachtet, schlug das für den 28. Juli vorausberechnete Unternehmen gänzlich fehl. Obgleich die beiden Abtheilungen der Gesellschaft der Menschenrechte vorläufig sich wieder vereinigt hatten, um gemeinsam und übereinstimmend handeln zu können; obgleich alle ihre Sektionen zusammen berufen waren, und permanent versammelt blieben, um auf das erste Zeichen zum Angriff bereit zu sein; obgleich sie in die Reihen der Nationalgarde, der Truppen, und in den gaffenden Haufen Aufwiegelungs-Agenten zerstreueten, die überlaut schreien

*) Er bildet jetzt das Direktorium, bestehend aus Beaumont, Cavaignac, Guinard und Recure.

mußten: „Nieder mit den Bastillen, nieder mit dem König!“ blieb all' ihr Vorhaben doch ohne Erfolg.

War die Scheidung zwischen den beiden Abtheilungen der Gesellschaft vor dem 28. Juli schon so schroff, daß sie nur zu dem Zwecke vorläufig sich vereinigten, um eine ihnen gleich verhaßte Gewalt zu stürzen; hatten sie schon im Voraus bestimmt, daß erst nach errungenem Siege Jedermann strenge Gerechtigkeit zu theil werden solle, daß man zusammen halten müsse, um eine übereinstimmende Richtung mit Nachdruck verfolgen zu können, oder wenigstens für jedes mögliche Ereigniß schlagbereit zu sein: — so kann man leicht denken, daß dem Mißlingen eines Planes, worauf so viele Erwartungen begründet waren, keine größere Eintracht entsprießen konnte. Die beiden Parteien der Gesellschaft der Menschenrechte bekriegten sich gegenseitig in ihren Organen, der Tribüne und dem National. Auch der Populaire und der Bon Sens sprachen von Zeit zu Zeit ihr Wort dazwischen, und trugen größtentheils nur dazu bei, die eingetretene Spaltung unabläßlich zu erweitern.

„Die Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers,“ sagte Raspail, „hat sich ausschließlich gebildet, um die wirkliche Propaganda zu organisiren. Jedes ihrer Mitglieder ist bereit, seine Schuldigkeit zu thun, wenn das Vaterland an seine Dahingebung eine Aufforderung richten wird. Aber der Ausschuß unterwirft keinen von ihnen den Formen der Verschwörung.“

Am 28. Juli, fügt er weiter hinzu, habe die

Pflicht aller Mitglieder der Gesellschaft darin bestanden, ihre Stimme zu erheben mit jener des patriotischen Theils der Nationalgarde, und in dem Fall eines Zusammenstoßens der regierenden Macht mit der Bürgergarde, dieser letzten hilfreiche Hand zu leihen.

Aus einem Tagsbefehl des Zöglings der polytechnischen Schule, Rouet, Haufenanführer in der Gesellschaft, ergibt sich die durchaus militärische Organisation derselben. Man ersieht daraus, daß sie einem höchsten Ausschusse gehorcht, der sie leitet und ihr Verfahren bestimmt. Ihre Sektionen bestehen aus Rotten, je 2 oder 3 Sektionen bilden Bataillone, die sodann zu Haufen (Kohorten), Legionen und Munizipalitäten sich vereinigen. Die innere und äussere Disziplin ist nach strengen Gesetzen festgestellt, und wird ohne Rücksicht der Person in Anwendung gebracht.

Die Zahl der Sektionen der in Paris bestehenden Muttergesellschaft läßt sich nicht ganz genau bestimmen; sie ist jedoch auf keinen Fall unter 200, und scheint 300 nicht zu übersteigen. Jede Sektion hat wenigstens zehn, höchstens 20 Mitglieder. Nehmen wir 15 im Durchschnitt an, und schätzen wir die Zahl der Pariser Sektionen auf 250, so finden wir 3750 Mitglieder der Gesellschaft der Menschenrechte in Frankreichs Hauptstadt, folglich ungefähr 1 auf 210 Einwohner.

Unter den Departementen zählt die Gesellschaft die meisten Mitglieder in denen der Rhone (Lyon), der Saône und Loire (Châlons-sur-Saône), des

Niederrheins (Straßburg), der Seine und Oise (Versailles), der Nieder-Seine (Rouen), der Loire (St. Etienne), der Isère (Grenoble), der Rhonemündungen (Marseille), der Goldhügel (Dijon), der Eure (Evreux), der Mosel (Metz) und in einigen andern.

In Lyon hat die Gesellschaft sich der Seidenarbeiter versichert, die unter den Namen Mütüelliſten und Ferrandiers unter zwei Hauptausschüssen stehen, welche keinesweges unter sich übereinverstanden sind. Die Gesellschaft der Mütüelliſten besteht aus ungefähr 1500 Mitgliedern, und die der Ferrandiers aus etwa 1000. Im Sâone- und Loire-Departement schätzt man die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft auf beinahe 2000, in dem des Niederrheins auf nicht ganz 300, wovon 250 in Straßburg, in dem der Seine und Oise auf wenig über 200, und in den übrigen Departementen auf beständig sich vermindernde Zahlen. Es gibt Departemente, wo die einzige Sektion nicht aus zehn, sondern aus 2 oder 3 Mitgliedern bestehet. In den meisten Oertlichkeiten hat dieser Verein übrigens gar keinen Eingang gefunden.

Nimmt man die möglichst höchste Zahl an, so sieht man, daß die Summe sämmtlicher Mitglieder der Gesellschaft der Menschenrechte in ganz Frankreich, nicht 10,000 übersteigt, was bei einer Gesammtbevölkerung von 33 Millionen Menschen, einen Vertheidiger der Rechte derselben, auf oder gegen 3300 Individuen macht.

Hat die Regierung, mit Hilfe des gegen die politischen Verbündungen von den Kammern erlassenen

Gesetzes (das wir übrigens weder loben noch vertheidigen möchten) es erst so weit gebracht, den Zentralherd der Gesellschaft in Paris zu sprengen, werden die Succursalen in den Departementen von selbst sich auflösen. Nach sattsamer Erkennung der Unmöglichkeit einer erfolgreichen thätlichen Auflehnung gegen die bestehende Regierung, wird die Wirksamkeit der Mitglieder der Gesellschaft, denen es künftig an Mitteln zu übereinstimmender öffentlicher Thätigkeit gebrechen dürfte, auf geheime Umtriebe und auf die Presse sich beschränkt sehen, um auch fernerhin bei den unteren Ständen (welche beinahe allein ihnen noch ein geneigtes Ohr leihen) ihren Einfluß zu bewahren.

So lange die Regierung bei dem gegenwärtigen Abgaben-System beharret, so lange sie durch undirekte Steuern, welche am meisten die ärmere Volksklasse bedrücken, durch ihr Monopol des Salz- und Tabacksverkaufs, das diese Artikel im Innern des Landes selbst zu Gegenständen des Schleichhandels macht, den nationalen Unwillen gegen sich reizt, so lange sie die ungeheure Beamtenzahl, und die verschwenderischen Gehalte des Verwaltungs-Generalstabes nicht vermindert, so lange sie das in Friedenszeiten viel zu starke Heer nicht zu öffentlichen Arbeiten verwendet, so lange sie besonders die kleinen aber sehr empfindlichen Schikanen des Mauth- und Städtezollwesens (Octroi) fortbestehen läßt, so lange werden Aufrührer jeder Art immer Anhang im Volke, vorzüglich in den unteren Ständen desselben finden. Sagen wir es frei heraus, Furcht allein vor noch

schlimmerer Gestaltung der Dinge, als die, welche die Julirevolution veranlaßt hat, hält das Volk zurück, in Masse sein Mißbehagen über den bisher verfolgten Gang der Regierung, in Betreff des Abgaben-Systems, kund zu geben.

Machte anfänglich die Ungewißheit der äussern Angelegenheiten, machten später der Parteien innere Umtriebe, das Unternehmen der Herzogin von Berri, die Insurrektion im Juni 1832, und mancherlei andere Ereignisse, ihr es auch unmöglich, sogleich die Hauptsumme des Abgabenbetrags zu vermindern, schien dennoch richtige Politik ihr zu gebieten, die am meisten anstößigen und drückenden Steuern, wo nicht gänzlich abzuschaffen, doch allmählich zu vermindern. Und selbst in dem Falle, wo sie auch das nicht könnte, wo eine bessere Umgestaltung des Abgaben-Systems noch nicht ausführbar war, hätte sie den unteren Ständen wenigstens nicht die Hoffnung einer möglichen Verminderung rauben, nicht der Gewerbthätigkeit Fesseln anlegen, nicht zum Vertheidiger des Monopols und der Beeinträchtigung der Volksinteressen sich aufwerfen sollen, wie sie es bei Verschüttung neu entdeckter Salzlager bei Dieuze, gethan, um der die bereits bestehenden Salzwerke ausbeutenden Gesellschaft einen desto größeren Vortheil zuzusichern.....

Die Regierung Ludwig Philipps ist also weder fehler- noch vorwurfsfrei. Sie ist weniger eine populäre Verwaltung der ihr anvertraueten Volks-Interessen, als eine erneuerte Restauration, d. h. eine Verwendung jener Interessen zum Vortheil der

höheren Stände, des Eigenthums, des Privilegiums und Monopols. Daß weder der König, noch seine Räthe, noch die Mehrheit der gesetzgebenden Kammern den Abgrund sehen, oder sehen wollen, wohin hartnäckiges Beharren bei einem solchen System die Regierung, den Staat unausbleiblich führen muß, ist ein trauriges Räthsel, dessen Lösung allein in der Befangenheit zu suchen ist, womit lange Gewohnheit, finanzielles Vorurtheil, Beruhen auf einen gleichartigen, mehr als hundertjährigen Bestand der Dinge in England, Festhalten am alten Schlendrian, Besorgniß eines möglichen Deficits und andere verwandte Rücksichten fast alle administrativen Intelligenzen geschlagen haben.

Aber die Parteien auch sind nicht fehler- und vorwurfsfrei, am wenigstens läßt sich die sogenannte republikanische rechtfertigen, die durch ihre geheimen und öffentlichen Umtriebe Frankreich mehr als einer Gefahr preisgibt, die mit wahrhaft dämonischem Eifer ihres Vaterlandes Bevölkerung entsittlicht, die vor Allem, in Bearbeitung der unteren Stände Grundsätze und Maximen geltend macht, welche aus diesen den Abschaum des Menschengeschlechts machen müßten, wenn ihre Pläne, nach ihrem gegenwärtigen Gehalte, in Ausführung gestellt werden könnten.

Der großen Masse ohne Unterschied Alles verächtlich machen, was sie früher geachtet und geliebt, ihr jede Ehrfurcht rauben für was sie bisher als heilig betrachtet, mit Eid und Versprechen Spiel und Hohn treiben, Religion und öffentliche Moral mit Füßen treten, das Volk solchergestalt an alle

Laster gewöhnen, um es gelegentlich desto leichter zum Aufruhr zu vermögen: das sind Mittel, die kein sittlicher, kein vernünftiger Mensch gutheißen kann, und deren nur Verblendung des Parteiwahns sich zu bedienen im Stande ist. Welcher rechtschaffene Mensch möchte zum Mitschuldigen eines so verdammlichen Begehens sich machen? Was die moralische Hölle erzeugt ist Gift, und wer wissentlich Gift verbreitet, wie kann der Anspruch auf Tugend und Ehre geltend machen? —

Die übrigen halbgeheimen politischen Verbündungen in dem heutigen Frankreich stehen entweder in näherer oder entfernterer Beziehung mit der Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers, oder sie sind von durchaus entgegengesetzter, nämlich von karlistischer oder henriquinquistischer (legitimistischer) Tendenz.

Unter den erstern gedenken wir nur des Juli-Vereins (Union de Juillet), an dessen Spitze sich Lafayette Vater befindet, und der Verbündung der Freunde der National-Unabhängigkeit (Amis de l'Indépendance Nationale) die von Odillon-Barrot präsidirt wird. Auch die Gesellschaft Aide toi hat sich wieder erneuert, und Vereine zur Vertheidigung der Preßfreiheit, zur Abschaffung oder Verminderung der Salz- und Getränksteuern ꝛc., haben sich in Paris wie in mehreren Departementen gebildet.

Alle diese Gesellschaften wirken jedoch nur theoretisch, und treiben nicht zu thätlicher Auflehnung gegen die bestehende Regierung an, gleich jener der

Rechte des Menschen und Bürgers. Sie werden sich von selbst auflösen, nicht wenn die Regierung mit Strenge das Gesetz gegen die Verbündungen in Ausübung bringt, sondern sobald sie den Weg verfolgt, den Glück und Ruhe des Landes, wie ihres eigenen Fortbestehens Hauptbedingung, vor Allem dringend ihr anzudeuten scheinen.

In Betreff der legitimistischen Gesellschaften scheint es uns unumgänglich nothwendig, in nähere psychologisch-politische Erörterungen eintreten zu müssen, die den gegenwärtigen Aufsatz zu weit ausdehnen würden, und die wir deshalb für eine andere Gelegenheit aufsparen wollen.

Moralisch-finanzielle Erörterung des Abgaben-Systems in England.

Erster Artikel.

Von allen das öffentliche Interesse betreffenden Fragen, ist unstreitig eine der wichtigsten, eine der am schwersten zu beantwortenden, eine derjenigen, welche der Staatswirthe Nachdenken am meisten in Anspruch genommen, jene die öffentlichen Abgaben betreffende. Sie betrifft zugleich den jedem Individuum immer am meisten am Herzen liegenden Privatvortheil, und die eigentliche Basis unsers neuern Gesellschafts-Gebäudes, wie Fiskal-Genie es aufgeführt. Darum auch bietet die Geschichte nur selten politische Staatsumwälzungen dar, deren erste Veranlassung, auf eine mehr oder weniger direkte Weise, eine zu große Abgabenlast, oder derselben zu ungleiche Vertheilung, gewesen.

Von dieser großen Wahrheit durchdrungen, haben die berühmtesten Staatsmänner, die ausgezeichnetsten Publizisten seit langen Jahren, doch mit verschiedenartigen Ansichten, einen Gegenstand behandelt, woran so überwiegende Interessen sich knüpfen. Das Abgaben-System der verschiedenen Staaten, vorzüglich aber das Großbritanniens, ist ein Gegenstand bald der übertriebensten Lobpreisungen, bald des bittersten Tadels gewesen.

Zwei feindlich sich gegenüberstehende Kohorten haben sich gebildet. Die eine bestehend aus Männern mit großartigen, edelmüthigen Ansichten, doch mit lebhafter, überspannter Einbildungskraft, die in philantropischen Spekulationen sich gefällt, haben eine

große Finanzangelegenheit auf bloße moralische Betrachtungen reduzirt. Die Ausführung ihrer theoretischen Pläne mit dem ganzen Eifer des Besserwollens verfolgend, verwerfen sie jeden Uebergangspunkt, jede allmählige, theilweise Verbesserung. Das gegenwärtige Abgabensystem in England, ist ihnen zufolge, im höchsten Grade ungerecht, und sie treten unbedingt als desselben Gegner auf. Was sie verlangen, ist nichts mehr nichts weniger, als seine vollkommene Beseitigung. „Alles oder nichts," das ist ihr Wahlspruch.

Die entgegengesetzte Partei besteht aus ihrer Grundsätze wegen nicht minder achtungswerthen Männern, deren Seele jedoch durch Erfahrung gelassen geworden, und die folglich sich den Forderungen der Politik, wie der Nothwendigkeit, zu unterziehen wissen. Sie betrachten die Sache unter einem andern Gesichtspunkte. Ohne die Augen zu verschließen über die Verstöße des bestehenden Abgabensystems, leugnen sie die Nothwendigkeit einer Reform.

Diese Verstöße, sagen sie, haben von der Zeit eine Art Gutheißung erhalten, und ihrer innigen Verbindung wegen mit dem politischen System, betrachten sie jene als ein unumgängliches Gegengewicht, deren Beseitigung vielleicht den Verfall des ganzen Systems nach sich ziehen würde. Befangen von solcher Besorgniß, legen sie in ihren Widerstand dieselbe Hartnäckigkeit, als ihre Gegner in den Angriff, und betrachten ihre Entwürfe als müßige oder empfindelnde Theorien.

Man darf es wirklich auffallend nennen, daß bei einem Volke wie das englische, welches übrigens so

eifersüchtig ist auf seine Rechte, der Finanzwissenschaft praktisches Studium so durchaus vernachlässigt sei. Indessen ist es nur zu wahr, daß es in Großbritannien sehr wenige Personen gibt, die im Stande sind, einen klaren, genauen Begriff von den Abgaben sich zu machen. Man zieht nur ihre Summe, nicht die damit bestrittenen nothwendigen Ausgaben in Erwägung. Weil diese Summe sein einigen Jahren sich vermehrt, folgert man daraus, daß die öffentlichen Lasten und die Verarmung in demselben Verhältnisse zugenommen haben.

Das ist jedoch ein Hauptirthum. Wäre dem wirklich also, müßte das Privat-Vermögen stationär geblieben, dagegen die Abgaben allein vermehrt worden sein. Hat dagegen das öffentliche Vermögen, das nichts ist, als die Verschmelzung alles Privat-Vermögens, sich in einem noch stärkeren Verhältnisse vermehrt, als die davon erhobenen Abgaben, so ist es unbestreitbar, daß, obgleich die Steuern in England verdoppelt, verdreifacht worden, die Bürger dennoch weniger schwer bedrückt sind, als zu der Zeit, wo ihr Einkommen, verhältnißmäßig mit den Abgaben, weniger beträchtlich war. Um von dieser Wahrheit sich zu überzeugen, braucht man nur einen Blick zu werfen auf die Finanzgeschichte Großbritanniens.

In den ersten Zeiten der Monarchie wurden die Steuern nicht vom Verbrauch, sondern vom Eigenthum bezogen. Die den Kron-Vasallen zustehenden Grundstücke, wie die in Städten und Flecken, hatten ihre eigenthümlichen Abgaben zu zahlen. Brauchte die Regierung Geld zum Kriege, mußten alle, die

nicht zu Felde ziehen wollten, eine Beisteuer zahlen, die von besonderen Beamten eingetrieben wurde.

Ein Artikel der großen, von Eduard I erneuerten Staatsurkunde, bevollmächtigte den König, von allen Kaufmannswaren den fünfzehnten Theil des Werths zu erheben. Unter der Regierung Wilhelms I überstieg die ganze Abgabenlast Englands nicht 400,000 Pfund Sterling (4,800,000 rhein. Gulden). Sie verminderte sich stufenweis bis zur Regierung Heinrichs III, wo sie nur 80,000 Pf. St. (720,000 rh. Gl.) betrug. Die Kriege Eduards I steigerten sie schnell bis auf 150,000 Pf. St. (7,200,000 rh. Gl.), und Eduard II brachte sie auf 154,000 Pf. Sterl. (7,680,000 rh. Gl.)

Nach dieses Fürsten Regierung verminderten sich die Abgaben abermals, bis auf Heinrich VI, wo sie jährlich 64,000 Pf. St. (768,000 rh. Gl.) betrugen. Unter Richard III erhoben sie sich auf 100,000 Pf. St. (1,200,000 rh. Gl.), unter Heinrich VII auf 400,000 Pf. St. (4,800,000 rh. Gl.), unter Heinrich VIII auf 800,000 Pf. St. (9,600,000 rh. Gl.). Während der Regierung der Königin Elisabeth überstieg die Abgabenlast nicht 500,000 Pf. St. (6 Millionen rh. Gl.), und aller Verschwendungen ungeachtet, konnte Karl I sie nicht über 895,819 Pf. Sterl. (10,749,828 rh. Gl.) steigern.

Unter Cromwell's militärischem Despotismus überstieg sie zum ersten Male eine Million Pf. St. (12 Millionen rh. Guld.). Die Verschleuderungen der Restauration erhoben sie bis auf 1,800,000 Pf. St. (21,600,000 rh. Gl.), und zu Ende der Regierung Jakob's II belief sie sich auf zwei Millionen Pf. St.

Mit diesem Einkommen unterhielt Jakob II eine stehende Armee von 30,000 Mann, und eine prächtige Flotte von 173 Segeln, mit 42,000 Matrosen und Seesoldaten, wie mit 6930 Kanonen bewaffnet. Obgleich überdem die Zivilliste sehr beträchtlich waren, blieben dennoch jährlich 250,000 Pf. St. (3 Millionen rh. Gl.) reiner Ueberschuß im Schatze.

Nach der zweiten Staats-Umwälzung, und bei Wilhelms III Thronbesteigung, gewannen die Abgaben eine bisher beispiellose Entwickelung. Das holländische Fiskalgenie erzeugte die Grundsteuer, die Häuser- und Fenstertaxen, die Abgaben auf Malz, Hopfen, Glas, Papier, Seife, Leder, Licht, Honig, Lohnkutscher ꝛc. Die bereits bestandenen Steuern wurden allmählich bis auf das Vierfache gesteigert. Man verpfändete das öffentliche Einkommen auf drei Jahre für eine halbe Million Pfund Sterling (6 Millionen rh. Gl.). Um dieselbe Zeit legte man also den ersten Grund zu der öffentlichen Staatsschuld.

Zwölf Jahre nach der Revolution erhoben sich die von Wilhelm geborgten Summen bereits auf 66 Millionen Pf. St. (792 Millionen rh. Gl.), und nach 26 Jahren, beim Tode der Königin Anna, auf 150 Millionen Pf. St. (1800 Millionen rh. Gl.). Alles Uebrige ist bekannt *). Man weiß, daß während dem letzten Jahrhundert die Abgaben in England von 2 Millionen bis auf 50 Millionen Pf. St. (600 Mill. rh. Gl.) vermehrt worden, und daß demungeachtet die

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Entstehung, Zunahme und gegenwärtiger Zustand des Abgabensystems in England," im 12. Theile des Jahrgangs 1833 dieses Werkes.

Staatsschuld bis auf die ungeheure Summe von 800 Millionen Pf. St. (9600 Mill. rh. Gl.) gestiegen ist.

Wäre eines Landes Wohlergehen im umgekehrten Verhältnisse mit seiner Abgaben Vermehrung und Schwere, würde Großbritannien seit Langem gänzlich zu Grunde gerichtet sein. Die unheilverkündenden Voraussagungen, die in jeder Krisis die öffentliche Besorgniß aufs höchste steigerten, sind der Reihe nach Lügen gestraft worden, und des Landes Vermögen hat sich eher vermehrt als sich vermindert.

Das Gesammt-Einkommen der Privatleute in England wurde im J. 1688 auf 49 Millionen Pf. St. (588 Mill. rh. Gl.) geschätzt. Es belief sich 1776 auf 100 Millionen Pf. St. (1200 Mill. rh. Gl.), 1793 auf 125 Millionen Pf. St. (1500 Mill. rh. Gl.), 1806 auf 170 Millionen Pf. St. (2040 Mill. rh. Gl.), und im gegenwärtigen Augenblicke auf mehr als 300 Millionen Pf. St. (3600 Millionen rh. Gl.), wovon Abgaben bezogen werden.

Man kann dieses Landes Zustand jedoch besser noch würdigen, wenn man ihn mit den Ergebnissen seiner Gewerbthätigkeit in verschiedenen Zeiträumen vergleicht. Während 40 Jahren hat die Menge der Erzeugnisse der englischen Fabriken sich vervierfacht. Die Ausfuhr derselben Produkte, die 1792 von keiner besondern Wichtigkeit war, hat sich 1814 bis auf 33 Millionen Pf. St. (396 Mill. rh. Gl.) und 1830 bis auf 55 Millionen Pf. St. (660 Mill. rh. Gl.) erhoben. Die Zahl der in der Schifffahrt zu dieser Ausfuhr erforderlichen Tonnen überstieg 1792 nicht 175,000, und jetzt schon 730,000.

Aus dem Ebengesagten läßt sich folgern, daß in einem gutverwalteten Lande die Steuern, sobald sie genau im Verhältniß sind mit den öffentlichen Diensten, wohl gesteigert werden können, ohne die Lasten der Nation zu vermehren, sobald die Gewerbthätigkeit in einem fortschreitenden gedeihlichen Zustande sich befindet. Der Grund davon ist augenscheinlich. Jede Vervollkommung der Gewerbthätigkeit gewährt den Individuen, durch Vermehrung des Privateigenthums, die Mittel, mit größerer Leichtigkeit zu den Staatsbedürfnissen beizutragen.

Indessen knüpfen sich an Feststellung der Abgaben gewisse Betrachtungen, die, wenn sie vernachläßigt werden, sehr nachtheilige Folgen veranlassen können. Vor Allem muß ihre Vertheilung auf eine billige Weise stattfinden. Jeder Bürger muß, im Austausch des Schutzes und der Sicherheit, welche die Regierung ihm gewährt, nach seines Einkommens Wichtigkeit zu ihrer Erhaltung beitragen. Bestimmt der Gesetzgeber nicht auf solche Weise die individuellen Abgaben nach dem Vermögen der Steuerpflichtigen, können daraus viele Mißhelligkeiten und Gegenvorwürfe entstehen. Es rührt daher jenes Mißvergnügen, das, je länger es dauert, immer bitterer wird, und das endlich Katastrophen herbeiführt, denen Staatsmänner und Geschichtschreiber oft ganz verschiedenartige Ursachen beilegen.

Aber das ist noch nicht genügend. Damit die Abgaben nicht unpopulär werden, müssen sie weder den physischen noch den sittlichen Gesundheitszustand des Volkes gefährden. Greifen sie den ersten an, so lähmen sie die Fortschritte der Gewerbthätigkeit, diese

erste Quelle des nationalen Wohlergehens. Schwächen sie des Volkes moralisches Gedeihen, so zerreissen sie die Bande, welche es mit der Regierung zusammenhalten. Sie verderben die gesunde Vernunft, welche es seinen wahren Vortheil erkennen läßt, und überliefern es ohne Rückhalt den lügnerischen Einflüsterungen, die von ehrgeizigen Ränkeschmieden zu ihrem alleinigen Besten ausgebeutet werden.

Die Abgaben scheiden sich, wie man weiß, in zwei besondere Gattungen. Unter direkte Steuern versteht man diejenigen, welche von den Steuerpflichtigen so zu sagen persönlich den Einnehmern entrichtet werden, ohne Vermittelung Anderer. Dieser Art sind die Abgaben von Häusern, Fenstern, überhaupt von allem Grundeigenthum. Die undirekten Steuern sind die von gewissen Verbrauchs-Artikeln erhobenen. Sie werden sowohl von der Verarbeitung, als von der Einfuhr der besteuerten Gegenstände erhoben, die solchergestalt vertheuert werden.

Die Abgaben der ersten Gattung sind in Großbritannien die unbedeutendsten, während die der zweiten ausserordentlich beträchtlich sind, und von Jahr zu Jahr durch die Gesetzgebung erhöhet werden. Die Ursach davon ist folgende:

Das Opfer, welches eine direkte Steuer auferlegt, ist jedermann in die Augen springend, und läßt keine Verschleierung zu. Denn jedes Individuum weiß genau, wie viel es der Regierung auf solche Weise zu zahlen hat. Aus natürlicher Neigung fügt sich der Mensch nur ungern in die Abtretung eines Theils vom Ertrage seines Schweißes, insofern er dafür nicht eine befriedigende Entschädigung zu er-

zielen hoffen darf. Anderseits ist es oft schwer genug, der großen Masse die Ueberzeugung von den Wohlthaten beizubringen, welche der gesellschaftliche Zustand ihnen gewährt, weshalb sie einen bestimmten Widerwillen haben, starke Abgaben zu zahlen. Um also den aus solcher Ursach entstehenden Klagen vorzubeugen, belegen die Regierungen nicht die Erzeugnisse des Steuerpflichtigen, sondern die, welche er kaufen muß, mit Abgaben. Durch ein solches System, das verschürzter ist, als es auf den ersten Blick scheinen möchte, verbirgt man, was wirklich bezahlt wird, und ist die Abgabe nicht sehr bedeutend, so wird sie von den Käufern mit dem eigentlichen Preise der Waare verwechselt. Sie verlieren solchergestalt die Steuer, welche sie bezahlen müssen, aus dem Gesichte, und mit ihr den Widerwillen, welchen sie dagegen empfunden.

Demungeachtet kann man nicht umhin, zu erkennen, daß die undirekten Steuern der Gesellschaft im Allgemeinen auf eine merkliche Weise schaden. Denn wenn die Erzeuger die ersten Stoffe kaufen, sind sie genöthigt, davon den Betrag im Voraus zu bezahlen, weshalb sie den Preis des besteuerten Gegenstandes erhöhen, nicht bloß verhältnißmäßig mit der Abgabe, sondern auch mit dem vorausgegebenen Kapital. Der Krämer hat Kaffee, Zucker, Thee, Gewürze, ꝛc., an den mehr im Großen handelnden Verkäufer bezahlt, wie dieser dem Großhändler, welcher die Abgabe direkt dem Fiskus entrichtet. Jeder dieser Zwischenkäufer will nothwendigerweise für seine Mühe, wie für sein baarausgegebenes Geld sich entschädigen, indem er mehr oder weniger die Preise seiner Waare erhöhet, und der Antheil, den er solchergestalt sich

vorbehält, ist immer viel stärker, als die dem Staate entrichtete Summe. Der Verbraucher zahlt also bei Weitem mehr, als der Staat fordert, und der öffentliche Schatz gewinnt von dieser Erhöhung nicht das Mindeste.

In der Erörterung, womit wir uns beschäftigen, gehen wir von dem Grundsatze aus, daß von den beiden Abgaben-Gattungen die direkte unstreitig die „vernunftgemäßeste“ ist, weil sie auf die möglichst billigste Weise vertheilt, weil sie ohne viele Winkelzüge, ohne falsche Vorspiegelung erhoben, weil sie am leichtesten begriffen, beurtheilt werden kann, während die undirekte, des Mißbrauchs, wozu ihre unbillige Vertheilung Veranlassung gibt, nicht einmal zu gedenken, den großen Mißbestand hat, daß sie aus dem Beutel des Steuerpflichtigen doppelt soviel nimmt, als er, laut dem Gesetz, der Regierung zu entrichten genöthigt sein sollte.

Die runde Summe der öffentlichen Abgaben Großbritanniens und Irlands, hat sich im J. 1832 auf 50 Millionen Pfund Sterling, aus folgenden Elementen bestehend, belaufen:

	Pf. St.	Rhein. Gl.
Akzise (Excise)	19 Mill.	228 Mill.
Mauth (Custom) . . .	17 „	204 „
Stempel (Stamp) . . .	7 „	84 „
Direkte Steuern	4 „	48 „
Posten u. versch. Gegenstände	3 „	36 „
Zusammen:	50 Mill.	600 Mill.

Man kann die steuerpflichtigen Gegenstände in fünf Hauptklassen scheiden:

	Pf. St.	Rhein. Gl.
1. Häuser und Fenster . .	4 Mill.	48 Mill.
2. Nothwendige Lebensmittel	20 "	240 "
3. Urstoffe	6 "	72 "
4. Fabriken	2 "	24 "
5. Luxusgegenständen (Stempel einschließlich) . .	18 "	216 "
Wie oben:	50 Mill.	600 Mill.

Untersuchen wir jetzt im Einzelnen jedes dieser Kapitel.

Direkte Abgaben.

Man begreift, wie bereits gesagt, unter dieser Benennung die von Häusern, Fenstern, überhaupt von dem Grundeigenthum, bezogenen Steuern. Man würde gegen diesen Zweig des öffentlichen Einkommens in England keinen Einwurf zu machen haben, wenn er auf einer gerechten, billigen Basis beruhete. Dem ist jedoch nicht also, wie man gleich sehen wird.

Die Häuser- und Fenstersteuer schreibt sich von von der Regierung Wilhelms III her. Das Parlament bewilligte damals der Regierung 2 Schelling (1 fl. 12 Kr. rh.) jährlich von allen bewohnten Häusern, mit Ausnahme der mit Stroh gedeckten Hütten; 6 Schelling (3 fl. 36 Kr.) von allen Wohnungen die 10 bis 12 Fenster hatten, und 10 Schelling (6 fl.) von denen mit 20 Fenstern und darüber. Man fügte in der Folge noch 10 Schelling hinzu für die Häuser, welche zwischen 20 und 30 Fenster hatten, und 20 Schelling für die mit 40 Fenstern und darüber.

Jedes Haus mit acht Fenstern zahlt jetzt 16 Schl. 6 Pence (9 fl. 38 Kr.), ein solches mit 16 Fenstern 3 Pf. Sterl. 18 Schl. 6 P. (47 fl. 48 Kr.), und

ein solches mit 32 Fenstern, 10 Pf. St. 13 Schl. 3 P. (124 fl. 24 Kr.) Die Häuser bezahlen überdem noch eine Abgabe von ihrem Miethzinswerthe, die von 1 Schl. 6 P. (53 Kr.) von jedem Pf. Sterling (12 fl.), bis auf 2 Sch. 10 P. (1 fl. 40 Kr.) steigt, je nach der Wichtigkeit der Miethe. Diese Abgabe beträgt demnach im ersten Falle 7 ½, und im letzten 14 Prozente.

Obige Steuer wurde nur für dreissig Jahre zugestanden, von Weihnachten 1710 an. Indessen wurde sie nach Verlauf dieser Zeit keinesweges abgeschafft, sondern vielmehr erhöhet. Die schwierige Lage, worin 1740 die Regierung sich befand, erlaubte ihr nicht, einer so wichtigen Hilfsquelle sich zu berauben. Man fügte zu der Thür- und Fenster-Steuer noch eine andere auf den Miethzins jedes Hauses, die auf eine durchaus willkürliche Weise bestimmt wurde. Während ein ganz gewöhnlicher Kaufladen in Regent-Street, zu London, eine jährliche Abgabe von 56 Pf. St. (672 fl.) zu zahlen hat, entrichtet der prachtvolle Palast von Stowe, dem Herzog von Buckingham gehörig, mit einer 916 Fuß langen Vorderseite, mit korinthischen Säulenhallen, einem ungeheuern Park, worin es von Tempeln, gothischen und andern Thürmen, Obelisken, Einsiedeleien, ꝛc., wimmelt, nur 42 Pf. St. (504 fl.) jährlich. Lord Searsdale's königliches Wohnhaus, Hedlestone, aus zwei großen Pavillons bestehend, die durch eine 360 Fuß lange Galerie verbunden sind, mit einer Vorhalle von 20 Alabastersäulen, zahlt nur 28 Pf. St. (336 fl.). Noch weniger entrichtet der ehrenwerthe W. Coke für sein glänzendes Schloß Holkham-Park, das nur auf

8 Pf. St. (96 fl.) jährlich angeschlagen ist. Der Krämer von Fleet-Street, Cheapside und Wapping zahlt also für Thüren und Fenster seiner bescheidenen Wohnung, drei oder viermal mehr, als die reichsten Pairs von England für ihre prunkvollen Paläste.

Um die Ungerechtigkeit einer solchen Vertheilung zu mildern, sagt man, daß es schwer war, die Abgabe nach dem Miethswerthe der im Lande zerstreuten Luxuswohnungen zu bestimmen. Es scheint jedoch nicht, daß bei den in den Handels-Städten zusammengedrängten Häusern dieselbe Schwierigkeit sich nicht dargeboten. Nimmt man, nach einer offiziellen Uebersicht, acht dieser Städte, London mit inbegriffen, so findet man, daß ihre Abgaben zusammen 602,476 Pf. Sterl. (7,229,712 fl.) betragen. Stellt man ihnen nun acht andere Städte ersten Ranges gegenüber, worin Handel nicht die Hauptbeschäftigung ist, so sieht man, daß ihre Abgaben zusammengenommen nicht 98,000 Pf. Sterl. (1,176,000 fl.) übersteigen. Am meisten lastet die Thür- und Fenstersteuer jedoch auf der Hauptstadt, diesem großen Herd des Handels und der Gewerbthätigkeit. Auf 2 Millionen Pf. St. (24 Millionen fl.) welche dadurch ungefähr dem Schatze zufließen, zahlt London (mit Westminster, ꝛc.) mehr als 400,000 Pf. St. (4,800,000 fl.).

Ist es nicht auffallend, daß in einem Lande, wo Handel und Industrie des National-Reichthums Hauptquellen sind, diejenigen, welche sie ausbeuten, mit so viel Strenge und Ungerechtigkeit behandelt werden? Läßt ein Kaufmann neue Hüttenwerke, geräumige Magazine, große Werkstätten bauen, so ist der Fiskus mit seinen tausend Krallen gleich da, um den sicher-

ſten, den klarſten Vortheil, der aus ſo koſtſpieligen Unternehmungen ſich ergeben kann, ſogleich ſich zuzueignen.

Läßt es dagegen ein edler Lord ſich beikommen, eine prunkende Reſidenz aufzuführen, Marmor und Granit über einander zu häufen, ſo wird er von Niemand beunruhiget. Man läßt ihn bauen was und wie er will, und entſchließt man ſich endlich, ihm eine Steuer aufzubürden, ſo iſt es immer in einem 20mal geringeren Verhältniß, als das, welches man bei dem Gewerbtreibenden in Anwendung gebracht. So zahlt der berühmte Palaſt des Herzogs von Northumberland in Charing-Croß nur eine Abgabe von 4 ½ Pence (12 ½ Kr.) für den Geviertfuß, während der Laden des dicht daneben wohnenden Krämers ebenfalls für jeden Geviertfuß 7 Schelling (4 fl. 12 Kr.) entrichten muß. Iſt das gerecht?

Einer ſo ungleichen Vertheilung wegen iſt die Häuſer- und Fenſter-Steuer in England unpopulär und verhaßt geworden. Im entgegengeſetzten Falle würden die gegen ſie erhobenen Beſchwerden von ſelbſt fallen. Man ſagt, daß es eine Abgabe auf Luft und Licht iſt, daß dadurch des Volkes Geſundheit untergraben wird, weil man es zwingt, ſchmutzige, verbauete Gäßchen zu bewohnen, daß man dadurch die Vergrößerung und Verſchönerung der Städte verhindert, und daß man ſolchergeſtalt den doppelten Mißbeſtand der Schädlichkeit in Betreff des phyſiſchen Wohlergehens des Volkes, und der Lähmung ſeiner Gewerbthätigkeit darin vereinigt findet.

Verläßt man die herrlichen Hauptſtraßen Londons, wo Luxus und Ueberfluß auf allen Seiten ſich offen-

baren, und betritt man die kleinen, engen Gäßchen, die düſtern Gänge, die ſchachtähnlichen Paſſagen, bis in welche das Tageslicht nie dringt, ſieht man die bleiche, magere, erlöſchende Bevölkerung aus ihren verräucherten Wohnungen hervorkriechen, und mehr ſich fortſchleifen, als gehen; dann iſt man überzeugt von den traurigen Wirkungen eines eben ſo barbariſchen als unpolitiſchen Geſetzes. Vertheilte man die Abgabe in einem richtigen Verhältniß über alles Eigenthum, nicht nach einer willkürlichen Anſchlagung ſeines Werthes, ſondern nach dem wahren Werthe deſſelben, würde man die Gewerbtreibenden und die untern Stände von einer Laſt befreien, die jetzt faſt ausſchließlich von ihnen getragen wird. Die Induſtrie würde in Freiheit ihren Schwung nehmen können, und jeder würde ohne Murren eine Steuer bezahlen, die alsdann gleich gerecht und abträglich ſein würde.

Abgaben auf die nothwendigſten Lebensmittel.

Wir begreifen unter dieſer Beziehung nicht blos die zum Leben nothwendigſten Gegenſtände, ſondern auch noch verſchiedene andere, deren Gebrauch dem Volke zum Bedürfniß geworden, ſei es aus langer Gewohnheit, ſei es des Klima, oder anderer Umſtände wegen. In den 50 Millionen Pf. St., woraus das öffentliche Einkommen Großbritanniens beſteht, figurirt dieſer Artikel mit 20 Millionen, oder beinahe mit der ganzen Summe Hälfte.

Das iſt einer der größten Verſtöße, die man dem gegenwärtigen engliſchen Abgaben-Syſtem zum Vorwurf machen kann. Es iſt ein Mißbrauch, den rich-

tige Politik so bald als möglich abstellen sollte. Wir haben es bereits gesagt: nichts führt schneller zur Entsittlichung, als Elend; und Entsittlichung ist der gefährlichste Feind, den die Regierungen je zu befürchten haben.

Solche Betrachtungen sind an und für sich schon von hoher Wichtigkeit. Sie werden indessen noch durch andere daran sich knüpfende, von finanzieller Tendenz, verstärkt. Abgaben auf die nothwendigsten Lebensmittel, wenigstens auf die, welche im Lande selbst erzeugt werden, sind eben so wohl für den Ackerbau, als für die Gewerbthätigkeit, von ausserordentlichem Nachtheil. Nehmen wir als Beispiel nur die Abgabe auf die Malz-Bereitung.

Es ist erwiesen, daß eines Volkes Moral als Grundsatz die Wirkung des Himmelsstriches hat, unter welchem es lebt, wie auch den Einfluß seiner gewöhnlichen Lebensweise. Man kann sich leicht überzeugen von dieses Satzes Richtigkeit, wenn man in Parallele einige Nationen stellt, deren Karakter sich gradezu entgegengesetzt ist, wie den Engländer und den Irländer, den Deutschen und den Franzosen, den Holländer und den Portugiesen.

England, Holland und Deutschland verbrauchen allein mehr Bier, als das ganze übrige Europa. In Irland, Frankreich und Portugal dagegen machen alle Stände häufig Gebrauch von geistigen Getränken oder leichten Weinen. Die Bewohner der drei erstgenannten Länder sind bekannt ihrer Ausdauer, ihrer Arbeitsliebe, der Beharrlichkeit in ihren Unternehmungen wegen. Gewöhnlich sind sie von kräftigem

und flegmatischem Temperament, großmüthig von Karakter und freimüthig bis zur Grobheit. Es versteht sich von selbst, daß hier nur von den untern Klassen die Rede ist. Die drei andern Völker zeichnen sich aus durch ihres Fassungs-Vermögens Schnelligkeit, wie durch ihre Hast bei Ausführung genommener Entschlüsse. Ihr Karakter ist ungestüm, ihr Temperament sanguinisch. Aber es gebricht ihnen an Festigkeit im Mißgeschick.

Es würde ein Leichtes sein, zu beweisen, daß die in jedem der vorgedachten Länder gebräuchlichen Getränke, einen mächtigen Einfluß auf den Karakter, wie auf den physischen Zustand ihrer Einwohner, ausüben müssen. Wir begnügen uns zu sagen, daß gutes Bier, mit Mäßigkeit genossen, eins der gesundesten Getränke ist. Die zuckerhaltigen Theile der Gerste, verbunden mit des Hopfens Bitterkeit, machen es zugleich nahrhaft und tonisch. Beschränkt also der Fiskus durch zu starke Auflagen den Bierverbrauch, so schadet er zugleich der Gesundheit des Volkes und seinem moralischen Zustande.

Der Gebrauch des Biers schreibt sich her von den ältesten Zeiten der englischen Monarchie. Die darauf haftende Abgabe wurde jedoch erst vor etwa 150 Jahren eingeführt, und seitdem hat der Verbrauch allmählig sich vermindert. Die Malzsteuer wurde unter Wilhelms III Regierung angenommen. Sie überstieg anfänglich nicht 6 Pence (16½ Kr.) für das Maaß oder Scheffel, oder 4 Schelling (2 fl. 24 Kr.) für den Quarter. 1787 steigerte man sie auf 10 Schl. 6 P. (5 fl. 7 Kr.); 1791 auf 19 Schl. 6 P. (11 fl. 30 Kr.); 1802 auf 18 Schl. 8 P. (10 fl. 40 kr.),

und 1804 auf 38 Schl. 8 P. (22 fl. 36 Kr.) für den Quarter.

Sehen wir jetzt, welches die Folgen dieser stufenweisen Erhöhung der Auflage gewesen.

In den zehn Jahren, die mit 1723 zu Ende gingen, belief sich der Malz-Verbrauch in England und Wales auf . . . . . 3,542,000 Quarter.
In den 10 Jahren von 1813 bis 1823 3,182,776
Also Verminderung des Verbrauchs 359,224.
Und demungeachtet überstieg des Landes Bevölkerung in der ersten Epoche nicht 5½ Millionen Seelen, während sie in der zweiten bis auf 12 Millionen angewachsen war. Jedes Individuum verbrauchte demnach im J. 1723 41 Gallonen Bier, und 1823 nur noch 16; Verminderung 25 Gallonen für jeden Kopf.

Die Wirkungen dieser anti-nationalen Abgabe, haben auf eine gleich traurige Weise auch in Schottland sich fühlbar gemacht. 1802, wo die Steuer nicht 7 Pence (20 Kr.) für den Scheffel überstieg, belief sich der Malzverbrauch auf 2,014,526 Scheffel. 1821, wo die Auflage bis auf 3 Schl. 6 P. (2 fl. 3 Kr.) erhöhet worden, sank der Verbrauch bis auf 1,182,208 Scheffel. Er verminderte sich solchergestalt um 832,381 Scheffel. Die Ergebnisse der Abgabe sind noch kläglicher in Irland. Von 1759 bis 1821 hat sich dort der Malzverbrauch von 1,284,000 Scheffel bis auf 173,000 verringert.

Seit Herabsetzung dieser Auflage, im Februar 1822, auf 2 Schl. 6 P. (1 fl. 27 Kr.) für den Scheffel, oder 20 Schl. (9 fl. 20 Kr.) für den Quarter, hat der Verbrauch sich wieder sehr gehoben, und mit ihr auch der Steuer Gesammtbetrag. 1821 belief derselbe

sich auf 3,360,000 Pf. St. (40,320,000 fl.), und 1822 auf 3,918,000 Pf. St. (47,016,000 fl.), also auf 558,000 Pf. St. (6,696,000 fl.) mehr als im vorhergegangenen Jahre. 1831 stieg die Malzsteuer sogar bis auf 4,359,000 Pf. St. (52,308,000 fl.), folglich auf 11,988,000 fl. höher, als 10 Jahre vorher.

Wie bedrückend nun auch diese Abgabe schon an und für sich sei, macht man sie, durch die Art und Weise ihrer Erhebung, noch abscheulicher. Die Vorschriften der Akzise gebieten, daß die Gerste auf dem Boden nach einer bestimmten Anweisung ausgebreitet sei, daß man sie an einem feuchten Orte aufbewahre, und daß man sie nur zu gewissen Zeiten daraus entnehme. Solche Beschränkungen, die ohne Unterschied auf alle Kornarten anwendbar gemacht werden, können unter gewissen Umständen schädlich sein, und den Eigenthümern einen Nachtheil veranlassen, den der Gesetzgeber ihnen zu verursachen wahrlich nicht beabsichtigte.

Man füge jetzt noch den Umstand hinzu, daß die Abgabe nicht mit Billigkeit vertheilt ist, und es nicht sein kann. Die ärmsten Grafschaften, d. h. diejenigen, wo der Boden sandig, folglich am wenigsten fruchtbar ist, tragen beinahe allein der Steuer ganze Last, weil in ihnen die meiste Gerste gebauet wird, deren Kultur übrigens viele Sorgfalt und viele Kosten nothwendig macht. Die Malzauflage, indem sie den größern Verbrauch von Gerste beschränkt, bedrohet also mit einem gewissen Ruin die Eigenthümer magerer Ländereien, welche sie fleißig düngen müssen, um sie mit einigem Erfolg ausbeuten zu können.

Alles vereinigt sich, wie wir gesehen, um dieser

Abgabe Beseitigung nothwendig zu machen: die wahren finanziellen Vortheile des Königreichs, die der Mittelklassen der Gesellschaft, wie die Gesundheit und der moralische Zustand der untern Stände. Seit das Bier im Preise gestiegen ist, hat das Volk sich den geistigen Getränken zugewendet. Auf dem offenen Lande nimmt der Arbeiter nicht mehr Platz an des Pächters mäßigem Tische. Nothwendigkeit und Gewohnheit führen ihn ins Wirthshaus. Ohne Freunde, die ihm mit Rath und That beistehen könnten, hat er nur Umgang mit Müßiggängern, deren üble Neigungen bald die seinigen werden, und oft in einer Nacht verschwindet der Verdienst, den er während einer ganzen Woche im Schweiße seines Angesichts gewonnen. Es verhielt sich ganz anders, wie der Landwirth noch selbst sein Malz bereitete, sein Bier brauete, und seine Dienstboten nährte. Jeder derselben erblickte in ihm einen Freund, einen Vater, und machte sich eine Ehre daraus, grau zu werden unter dem Dache, wo er als Kind gespielt.

Man kann es nicht genug wiederholen: von allen Abgaben auf die nothwendigsten Gegenstände, ist die auf das Malz eine der verhängnißvollsten. Durch sie ist in England der Gebrauch der starken Getränke eingeführt worden, dies Uebel, dessen traurige Folgen von Jahr zu Jahr immer fühlbarer werden, und das, falls man nicht zu rechter Zeit ableitend dazwischen tritt, unzuberechnendes Unheil nach sich ziehen wird.

Man braucht nicht eben so streng zu sein in Betreff der andern Gegenstände, welche dies Kapitel umfaßt. Der Arme, wie der Reiche, hat Verpflichtungen zu erfüllen gegen die Gesellschaft. Seine Ge-

werbthätigkeit und ſeine Arbeit bilden freilich ſein alleiniges Kapital. Aber er muß verhältnißmäßig eben ſo wohl beitragen zu den Laſten des Staats, der ihm jener ungehinderten Gebrauch ſichert.

Iſt jedoch die ärmere Klaſſe nicht berechtigt, für ſich eine Ausnahme zu verlangen von den öffentlichen Abgaben, iſt es eben ſo wenig gerecht, ihr mehr davon aufzubürden, als den ihr zuſtehenden Theil, was wirklich jetzt ſtattfindet.

Man kann die Geſetzgebung aller Länder, vorzüglich die des britiſchen Reiches, nicht genug aufmerkſam machen auf dieſen Punkt, man kann ſie nicht genug einladen, ſo bald als thunlich grade die Steuern abzuſchaffen, die einen nachtheiligen Einfluß auf des Volkes Geſundheit ausüben, und ſelbſt diejenigen zu mildern, welche darauf hinzielen, ihm angenehme oder heilſame Erholungen zu rauben. Man ſollte nicht beſorgen, einige Millionen einzubüßen. Es fehlt an Mitteln nicht, die Lücken wieder auszufüllen. Vor Allem muß man überzeugt ſein, daß von allen Feinden, welche eine Nation bedroben, keine gefährlicher ſind, als Elend und Verdorbenheit. —

In einem zweiten Artikel wollen wir die übrigen Abgaben Englands in gleiche kritiſch-finanzielle Erörterung ſtellen.

Reise im Innern des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

Die afrikanischen Völkerstämme, welche man in Europa gewöhnlich unter dem allgemeinen Namen Hottentoten, oder auch unter dem Kaffern bezeichnet, sind diese Benennungen nur dem Zufall, der Reisenden Unwissenheit, und der tiefen Dunkelheit schuldig, worin ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Ideen, ihr Dasein selbst seit Jahrhunderten versenkt gewesen.

Das Wort „Hottentot" hat durchaus keinen Sinn in der Landessprache. Die Eingebornen haben es blos angenommen, weil sie es für ein holländisches Wort hielten, und die Holländer haben es in der Voraussetzung bewahrt, daß es vollkommen richtig und passend sei. Der Name „Kaffer," manchmal auch „Kafer" geschrieben, läßt sich leicht erklären. Er kommt her von dem arabischen Worte Kafir, oder Ungläubiger, wodurch die afrikanischen Muselmänner alle fremden Völker bezeichnen, auf gleiche Weise wie Griechen und Römer alle fremden Nationen „Barbaren" nannten *).

Unter diesem Namen wurden alle Volksstämme der südöstlichen Küste Afrikas begriffen, welche die Mahometaner nicht hatten bekehren können. Die

*) Die Chinesen nennen noch heut zu Tage alle Europäer „Barbaren". M. s. die Artikel: „Szenen aus dem Leben der Briten und Chinesen zu Kanton," im ersten und zweiten Theile, und: „Reise längs den Küsten Chinas ꝛc.," im eilften und zwölften Theile des Jahrgangs 1833 unseres Werkes.

ersten europäischen Seefahrer entlehnten dieselbe Benennung den Mauren und Arabern im Nordosten Afrikas, und dies Wort wurde endlich gleichbedeutend mit Hottentot. Des Landes Eingeborne halten sich für beschimpft, wenn man sie Kaffern nennt. Schon des Wortes Ton verletzt ihr Ohr, weil der Buchstab F nur äusserst selten (FF nie) vorkommt in ihrer Sprache, und weil, auffallend genug, der Buchstab R. ihnen gänzlich unbekannt ist.

Der wirkliche Name der sogenannten Hottentoten und Kaffern ist Quähquäh, ein Wort, das als ihre Geschlechts-Bezeichnung im ganzen Innern des Vorgebirgs der guten Hoffnung, oder im Lande der Kaffern und Hottentoten allgemein bekannt ist. Der englische Reisende Barrow ist der erste, welcher diesen Aufschluß gegeben, und der größeres Licht über die bisher gänzlich unbekannte Gegend verbreitet. Er auch hat bewiesen, daß Hottentoten und Kaffern zwei durchaus von einander verschiedene Racen sind.

Vor ihm hatten Leichtgläubigkeit und Uebertreibung alle diese Völker betreffenden Beschreibungen entstellt. Die schwedischen Reisenden Tunberg und Sparmann hatten bereits merkwürdige Andeutungen über die in Nähe der Kap-Kolonie wohnenden Horden gegeben. Aber die wenig ausgedehnten Grenzen, worin ihre Beobachtungen sich beschränkten, waren nicht geeignet, die erregte Neugier zu befriedigen. Sie beschäftigten sich überdem beinahe ausschließlich mit Naturgeschichte, und hatten geglaubt, ihre Würde zu verletzen, wenn sie den Kreis ihrer eigenthümlichen Beobachtungen überschritten, und genaueren Nachforschungen über die Sitten oder über

den gesellschaftlichen Zustand dieser Völkerstämme sich überlassen hätten.

Ein Franzos, Namens Levaillant, verfolgte einen durchaus entgegengesetzten Weg. Er machte aus seiner Reise in Afrika eine Art selbstsüchtigen Roman, dem man anmerkte, daß er J. J. Rousseau und jene lächerliche Gewohnheit der französischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, die sich offen und selbstgefällig in Szene stellten, die sich selbst zu den Helden der Erdichtungen oder Lügen machen, welche sie ihren Lesern als baare Münze darboten, fleißig studiert.

Nichts Komischeres, als die Darstellungsweise dieses Reisenden. Selbst wenn seine Schilderung im Grunde wahr ist, schminkt und verdrehet er sie dergestalt, daß es unmöglich wird, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Es gibt vielleicht nicht zwei Seiten in Levaillants Buche, die man ohne Vergnügen lesen könnte. Dagegen ist darin auch nicht eine, die einen vernünftigen Menschen vollkommen zu befriedigen im Stande wäre.

Nach ihm zeichnete Barrow, obgleich er nur schnell dies Land durchreisete, die Umrisse seiner wilden Bewohner mit festerer Hand und größerer Wahrheit. Er besuchte sie in ihren Hütten, und sah sie nicht blos in der Ferne, oder auf Märkten, wie sein Vorgänger. Mit einer Kraft und Offenheit, die seinem Karakter zur Ehre gereicht, brandmarkt er die Barbarei der ersten holländischen Ansiedler, und überantwortet sie dem Unwillen der zivilisirten Welt. Es ist viel Natürlichkeit in seinen Eindrücken, wie in seinen Beschreibungen.

Der auf ihn folgende Professor Lichtenstein bestätigte alle von Barrow angegebenen Umstände. Er dehnte seine Nachforschungen noch weiter aus, als dieser, und entdeckte einen neuen Zweig derselben Familie, den Stamm der Beschuanas, von dem, ihm zufolge, allem Anschein nach die noch gänzlich unbekannten Theile Südafrikas bevölkert sein dürften. So viel ist erwiesen, daß von dem Hottentotenlande bis zum Wendekreise, und vielleicht noch über denselben hinaus, alle diese Gegend bewohnenden Völkerschaften einen und denselben Ursprung gehabt zu haben scheinen. Sie bedienen sich nur verschiedener Mundarten der gleichen Sprache. Die Wurzeln der Worte, die Sprachelemente, der Phrasenbau sind überall dieselben.

Burchell und Thompson, die Missionäre Campbell, Philip, Moffat, Kay und der Kapitän Owen sind übereinstimmend in ihren Angaben, wie in ihren Folgerungen. Kay vorzüglich hat mehrere wichtige Nachforschungen und Ergebnisse den früheren Entdeckungen beigefügt. Seine Beobachtungen beziehen sich beinahe ausschließlich auf die drei nebeneinander wohnenden Stämme Amakosa, Amatenbu und Amapuba. Er hat einige leichte, oberflächliche Bemerkungen hinzugefügt über die Nation der Zulubs, und über die der Beschuanas. Die drei erstgenannten Stämme bewohnen das ganze Land von der östlichen Grenze der Kolonie, bis in die Nähe von Port-Natal, Hauptort einer 1824 von dem Lieutenant Ferewell gestifteten kleinen Kolonie, zur Zivilisirung der benachbarten Völkerstämme. Die protestantische Missions-Gesellschaft in Paris hat

ebenfalls einige Missionäre dahingesendet. Kaum bemerkt man irgend eine Verschiedenheit zwischen den Sitten, der Sprache und den Gebräuchen aller dieser Horden. Es ist augenscheinlich ein und dasselbe blos in mehrere Abtheilungen geschiedene Volk.

Diese drei Stämme, welche Kay seinen besonderen Nachforschungen unterzogen, bilden eine kräftige Race. Sie sind hoch von Körperbau, schön gewachsen und stark. Durch ihre Kopfform und durch ihre Gesichtsbildung nähern sie sich mehr den Europäern, als den Hottentoten, oder den Negern Westafrikas. Wolligtes, krauses, schwarzes Haar umgibt ein braunes Gesicht, dessen kupferfarbene Schattirung hin und wieder auch hellere Tinten bemerken läßt.

Man findet bei diesen Naturmenschen nichts von jener Treulosigkeit, von jener versteckten Wildheit, die im Allgemeinen die unzivilisirten Nationen zu karakterisiren scheinen. Ihr Aeusseres ist offen. Sie haben etwas Heiteres in ihren Sitten, etwas Zuvorkommendes und zugleich Anständiges in ihrem Umgange. Weniger wohl begabt von der Natur als die Männer, sind die Weiber kleiner, haben ein mehr entwickeltes Muskel-System, einen kurzen, untersetzten Wuchs, starke Glieder, eine wenig regelmäßige Gesichtsbildung, deren Ausdruck jedoch wohlwollend und angenehm ist.

Des Hottentoten Frau ist beinahe ein fühlloses, stumpfsinniges Thier, während die des Kaffern, falls sie nicht krank oder hochbetagt und hinfällig ist, von lebhafter, lachender Gemüthsstimmung zu sein scheint. Barrow spricht von ihrer beständigen Heiterkeit und guten Laune wie von einem Muster, das man selbst

in Europa als eine Seltenheit betrachten kann. Sogar die häslichsten Kaffernweiber haben immer sehr schöne Zähne.

Alle Kleidungsstücke dieser Eingebornen sind aus Thierfellen verfertigt, und werden so zubereitet, daß sie immer weich bleiben und warm halten. Eine Ochsen- oder Kuhhaut, nach einer gewissen Form zugeschnitten, bildet den Ingubo, oder Mantel, der auf griechische Weise auf den Schultern flattert, und den alle Kaffern tragen. Vorsteher und Fürsten bedienen sich der Leoparden- und Panterhäute zu gleichem Zwecke. Gewöhnlich lassen sie dieselben sich aber von einem Diener nachtragen, und bedecken sich nur mit dem gewöhnlichen Ingubo. Darin besteht denn auch des Kaffern ganze Kleidung. Ehemals trugen sie bei gewissen Veranlassungen, wenn sie den Mantel ablegen mußten, eine kleine Schürze, die aber, als zu weibisch, wieder verworfen wurde. Der Kaffer hält dafür, daß er sich nackt und aufrecht stehend seinem Feinde gegenüberstellen müsse. Er verbindet mit seiner Nacktheit durchaus keine Idee von Schicklichkeit oder Unschicklichkeit. Aus heldenmüthigem Gefühl verwirft er sogar die kleine Schürze, welche einige Stämme im Innern Afrikas noch bewahren.

Des weiblichen Geschlechts Anzug ist mehr zusammengesetzt, zugleich bescheidener und zierlicher, als der des männlichen. Die Frauen tragen ebenfalls den Ingubo, dessen Kragen auf der Hinterseite mit einer Art Schleppe versehen ist, worauf mehrere Reihen Knöpfe angebracht sind, die im Uebrigen zu nichts dienen. Die Brust ist mit dem Imbeka bedeckt, einem Koller von weichem Leder, das eine Frau nie

ablegen darf, ausgenommen wenn sie ein Kind säugt, oder wenn sie krank ist. Der Kajo oder die kleine Lederschürze, und der Ipuri, ein befremdender Kopfputz, sind ihr ebenfalls unumgänglich nothwendig. Der Ipuri ist eine Art Turban oder Mütze, verfertigt aus dem Fell einer blauen Antilope, die ebenfalls Ipuri genannt wird. Grüne und weisse Glaskorallen sind darauf befestigt, nicht auf eine willkürliche Weise, sondern nach einer bestimmten Vorschrift, von der man sich nicht entfernen darf. Die bronzeartige Gesichtsfarbe der Eingebornen steht sehr gut in Uebereinstimmung mit der blauen und weissen Farbe, und Barrow behauptet, daß um allgemein Mode zu werden, dergleichen Turbane nur von einem Oberst der Neger-Reiterei getragen werden dürften.

Uebrigens werden diese armen Frauen, die ihren ganzen Schmuck auf sich tragen, die keine Modezeitung erhalten, und angekleidet schlafen gehen, von ihren Männern mehr als Sklavinnen, denn als gleichgeschaffene Lebensgefährtinnen behandelt. Sie müssen das Vieh pflegen, das Land bebauen, Teppiche, Körbe und rohes Geschirr zum häuslichen Gebrauch verfertigen, und dem Allem ungeachtet finden sie noch das Mittel nach ihrer Art sich herauszuputzen und gefallsüchtig zu sein. Sie tragen Armspangen von Elfenbein, wodurch die vornehmern Frauen von denen der untersten Klasse sich unterscheiden; eiserne oder kupferne Ringe am Oberarm und am Fußknöchel; Ohrgehänge von Kupfer und Glas: endlich Halbänder von Glaskorallen, wovon sie oft sehr viele Schnüre tragen. Der Frauen Eitelkeit begründet sich vorzüglich auf die Zahl dieser Schnüre, und es gibt welche, die

deren bis auf 150 umhängen. Alle häuslichen Verrichtungen fallen ihnen zur Last. Den Männern bleibt allein Krieg, Jagd und die Pflege ihrer Heerden überlassen.

Der Inhbu, oder des Kaffern Hütte ist ein wahres Thierlager. Sie ist viel übler erbauet, als die des Beschuana, und der andern Stämme im Innern. Man denke sich in dem Boden gepflanzte Baumzweige, oben zusammengefügt, beinahe wie die Spitze eines Bienenstocks. Solche Wohnung hat weder Fenster noch Rauchfang. Ein ausgewachsener Mann kann darin nicht aufrecht stehen. Die breitesten und längsten Hütten sind 15 Fuß tief. Es gibt auch welche von 6 Fuß.

Ein Dutzend, oder ein halbes Dutzend solcher Hütten bilden, wenn sie nahe beisammen liegen, ein Umzi, oder Dorf, das seinen Ubuhlanti, oder Versammlungsplatz hat, worauf die Viehheerde bewacht wird. Dieser Platz ist zugleich die Agora, das Forum und das Magazin des Kaffern. Es ist ihm mehr um die günstige Lage und die Bequemlichkeit des Ubuhlanti, denn um alles Uebrige zu thun. Er verweilt so wenig als möglich im Innern seiner Hütte, und flüchtet sich nur nothgedrungen in dieselbe während der Nacht, oder bei üblem Wetter.

Schöner Sonnenschein, heitere und warme Luft rufen ihn in Wald und Thal, wo er mit seiner Heerde, seinem alleinigen Reichthum, seiner einzigen Freude, kampirt. Wozu nutzen ihm Edelgesteine, Silber und Gold, worauf die zivilisirten Nationen so begierig sind? Um glücklich zu sein, bedarf er des Scheinglückes nicht. Seine Heerde zu pflegen, sie zu

vermehren, das ist seine alleinige Beschäftigung von Kindesbeinen bis zum Greisenalter. Auf sie beschränkt sich für ihn alle Kunst, alle Politik, alle Religion, alle Gewerbthätigkeit.

Er denkt nur an seine Heerde; er lebt nur für sie. Er kann alles, was seinen Viehstand betrifft, an den Fingern herzählen. Alle guten oder bösen Eigenschaften, Alter, Geschlecht, Farbe ꝛc., jedes einzelnen Stückes sind ihm genau bekannt. Er hat kein anderes Studium; nichts anderes hat Interesse für ihn. Wenn nie Thränen sein Auge benässen, wenn er für jeden Schmerz gleichgültig ist, geräth er ausser sich, wenn seines Stammes Häuptling, die ihm zu Gebote stehende Macht mißbraucht, und seines besten Stieres, oder seiner Lieblingskuh sich versichert. Er zerschmilzt in Thränen, und kann seiner Verzweiflung kaum Meister werden.

Die Austauschmittel, deren die Kaffern sich bedienen, sind ziemlich beschränkt. Sie gebrauchen an Geldesstatt Knöpfe, Eisendrath und Glaskorallen. Ehemals war Vieh des Reichthums einziger Vertreter. Aber alles verfeinert sich, und der zivilisirten Völker Näherung hat auch bei den Eingebornen dieses Landes Gegenstände eingeführt, die ihnen denselben Dienst verrichten, als bei uns Gold- und Silbermünzen, und die bis jetzt noch allen Bedürfnissen ihres innern Verkehrs entsprechen. Hier und da wird auch ein Spieß als Austauschmittel betrachtet. Elfenbein, woraus man sonst nur Armspangen und Ringe verfertigte, wird jetzt ausgeführt. Bietet man ihnen etwas an, dessen Werth reell ist, so kaufen sie es

nur, wenn sie es mit Nutzen für ihre Heerden gebrauchen können.

Vor 10 Jahren waren Kuh und Stier ihr alleiniger Reichthum. Die britische Verwaltung des Vorgebirgs der guten Hoffnung hat ihnen noch Schafe, Ziegen und Pferde gegeben. Mehrere Engländer haben jungen Häuptlingen dieser Volksstämme gute Schnelläufer geschenkt, die von ihnen mit vieler Sorgfalt, ja fast mit Liebe gepflegt werden. Der Amahaschi (wie sie das Pferd nennen) hat jetzt für sie denselben Werth, wie für den Araber der nördlichen Wüste. Die alten Krieger, die noch festhalten an den Urgebräuchen ihres Volkes, betrachten die neue Gewohnheit zu reiten, als eine Entartung. Ehemals, sagen sie, war es nicht also. Unsere Söhne bedienten sich ihrer Gliedmaßen. Gingen sie auf die Jagd, so hatten sie nicht vier fremde Beine, die wie der Donner vorüberrasen. Der junge Jhamsi schritt einher wie ein Held. Unsere Söhne lassen sich wie Kranke tragen.

Ihre Lebensweise ist durchaus patriarchalisch, und ihr diätisches Verfahren sehr einfach. Sie lassen Milch gerinnen in schwarzen, schmutzigen Beuteln von Leder, die ein Europäer nicht ohne Eckel betrachten kann, und worin Morgens wie Abends die Kühe gemolken werden. Diese Milchspeise wird Amuraz genannt. Sie bildet jederzeit ihre Hauptnahrung. Für die Kinder wird die Milch in ihrem natürlichen Zustande aufbewahrt. Mit der geronnenen Milch vermischen sie oft auch Mehl von einer Art Hirse, oder guinäischem Korn (holcus sorgum), das die Kaffern unter dem Namen Amazimber, und die

Beschuanas unter dem Mabali bezeichnen. Gekocht schüttet man es in kleine Körbe, und ißt es mit den Fingern. Manchmal macht man daraus auch Suppe, mit Milch zugerichtet, oder man röstet es auf Kohlen, wie die alten Griechen, und backt Kuchen wie die Araber.

Einige Gemüsearten und Mais dienen den Kaffern ebenfalls zur Speise. Sie bewahren sie jedoch nicht auf, sondern begnügen sich, den Mais zu rösten, und ihm von den Kolben zu speisen. Man darf auch eine Art Zuckerwasser, Imfe genannt, nicht vergessen. Die süße Flüssigkeit, deren Geschmack recht angenehm ist, wird manchmal ihrem Hirsebrei beigemischt. Von Zeit zu Zeit, doch nur sehr selten, essen sie auch Fleisch. Auf so einfache Weise nährt sich eins der kräftigsten Völker der Erde. Erwachsene, wie Kinder, begnügen sich mit einer einzigen Mahlzeit des Tages, wozu noch eine Tasse frische Milch gefügt wird. Philosophen und Aerzte würden Mühe haben, zu begreifen, wie gering die wirklichen Bedürfnisse unserer Natur sind, wenn Zivilisation sie noch nicht entwickelt und vermehrt hat.

Gleich den Arabern haben die Kaffern einen großen Abscheu für Schweinenfleisch, Fische, Geflügel und Eier, die sie als unrein betrachten, eben so wie das Elephantenfleisch. Ihr einziges geistiges Getränk ist eine Art gegohrne Flüssigkeit, welche sie mit Honig bereiten. An Festtagen berauschen sie sich gewöhnlich damit.

Der Kaffer ist nicht räuberisch, sondern Hirt mit Leib und Seele. Er vertheidigt sich, wenn er angegriffen wird, mit ausserordentlichem Muth, sucht dagegen mit seinen Nachbarn keine Händel, und läßt sie

ruhig. Seine Kenntniſſe, in Betreff der Viehzucht, ſind wirklich ausgezeichnet. Der kleinſte Fleck auf der Haut eines Stiers oder einer Kuh, die geringſte Mattigkeit in ihrem Auge, ſind Anzeichen, die ihm nicht entgehen. Jeder Inkos ukulu (mächtige Vorſteher), wie groß immerhin die Zahl ſeiner Diener und Lehensträger ſei, führt doch ſelber ſeine Kühe auf die Weide, und überläßt ihre Pflege keiner fremden Hand.

Er findet ein großes Vergnügen darin, den Hörnern ſeiner Thiere die ſonderbarſten Formen zu geben. Jedes Individuum hat ſeinen Namen, und folgt, wenn es gerufen wird. Kühe und Stiere werden hier mit derſelben Sorgfalt erzogen, wie in Europa die Hunde des Jägers von Profeſſion, oder wie die Pferde des Roßkamms. Manchmal treibt der Kaffer ſein Vieh an, Wettrennen zu halten, und man erſtaunt nicht wenig, wenn man ſieht, mit welcher Schnelligkeit die ſonſt ſo ſchwerfälligen Thiere dahineilen. Der ganze Stamm iſt bei einer ſolchen Feierlichkeit gegenwärtig, und der ſiegreiche Stier wird ſeinem Eigenthümer unter allgemeinem Beifallgeſchrei zugeführt.

Es fehlt dem Kaffer an gewerbſamer Geſchicklichkeit und Uebung nicht, obgleich er noch nicht das Eiſen zu ſchmelzen verſteht, wie die Eingebornen von Innerafrika. Befindet er ſich dagegen im Beſitz des Urſtoffes, ſo ſchmiedet er allerlei Werkzeuge, mit Hilfe eines Felsblockes als Ambos, und eines Steins als Hammer. Er verfertigt die Eiſenſpitze ſeines Spießens, Beile, Ketten, Degen ꝛc. Der Umkandi (Schmied) würde nur beſſerer Werkzeuge

brauchen, um den europäischen Arbeitern bald gleichzukommen.

Des Kaffern Waffen bestehen in einem Wurfspieße, Assagay genannt, einer keinen Keule und einem Schilde. Der Wurfspieß ist 6 bis 7 Fuß lang, sehr dünn, und an dem einen Ende mit einer 10 bis 15 Zoll langen, und einer bis 2 Zoll breiten Eisenspitze versehen. Die Hand, welche diesen Wurfspieß schleudert, gibt ihm eine gewisse Schwingung, die ihre Schnelligkeit vermehrt. Jeder Krieger nimmt ein Paket von 6 oder 7 Lanzen mit sich, wenn er zu Felde zieht. In einer Entfernung von 50 bis 70 Schritt (150 bis 200 Fuß) ist es ihm ein Leichtes, seinen Feind oder eine Antilope zu treffen, und zu durchbohren.

Die Keule ist kurz, knorrigt, und wird gebraucht, bald um den Feind damit zu schlagen, bald um seine Streiche abzuwenden, oder den gegen ihn geschleuderten Spieß zu zerschmettern. Eine, auf zwei in Kreuzform an einander befestigte Stöcke ausgespannte Stierhaut, bildet den eiförmigen Schild, der gegen Feuergewehr von keinem Nutzen ist. Die Einwohner im Innern, die seit Langem in Berührung mit den Portugiesen stehen, verfertigen Schilder von derselben Form, aber von Rhinozerosfell, die bei weitem stärker sind, und von denen die Flintenkugel zurückprallt.

Die nackten, athletischen, bronzefarbenen Krieger, die sich in gedrängten Reihen aufstellen, deren starke Aerme weithin den Wurfspieß schleudern, die sich entwickeln, niederknien, um den Streichen ihrer Feinde auszuweichen, sich dann wieder plötzlich erheben, wie

von Sprungfedern emporgeschnellt, gewähren einen herrlichen, überraschenden, majestätischen Anblick.

Im Allgemeinen sind die Kriege dieser Volksstämme nicht besonders blutig. Die Entwendung eines Stiers oder eines Pferdes veranlaßt von Zeit zu Zeit Feindseligkeiten, die in dem Schleudern einiger Lanzen bestehen, und die durch die oft nicht einmal gefährliche Verwundung des Thäters, oder seiner Anhänger, sich beenden.

Nur einige Stämme, besonders die Zulus und die Mantatier sind wilder, als die von Kay besuchten. Sie bilden sich in Schlachtordnung, und stürzen sich, Keule und Wurfspieß in der Hand, auf das feindliche Dorf, das sie der Erde gleich machen, und dessen Einwohner sie erschlagen. Die Kaffern machen Jagd auf Büffel, Löwen, Rhinozeros, Nilpferde und Elephanten. Sie haben für diese Uebung eine ausserordentliche Vorliebe, und überlassen sich ihr mit Leidenschaft.

Die Regierung aller dieser Volksstämme ist durchaus patriarchalisch, und hat viele Aehnlichkeit mit jener der schottischen Klans und der kaukasischen Horden. Die Vorsteherwürde ist erblich, doch hat der jedesmalige Vorsteher das Recht, unter seinen Söhnen seinen Nachfolger zu bestimmen. Gewöhnlich wählt er ihn unter den Kindern seiner vornehmsten Frau, die immer zu einem andern Stamme gehört. Die seinen Rath oder sein Ministerium bildenden Aeltesten werden Ampagati (Senatoren) genannt. Sie dienen zugleich als Gegengewicht seiner übrigens unumschränkten Macht. Ist es darum zu thun, in einer Privatsache zu entscheiden, oder eine Mißhellig-

keit beizulegen, so bezeichnet der Vorsteher zwei oder drei Ampagatj, von denen die Angelegenheit untersucht und entschieden wird. Die Art und Weise ihrer Gerechtigkeits-Pflege verdient näher beschrieben zu werden.

Der Kläger benachrichtigt den Vorsteher von seiner Forderung, wonach der Verklagte unverweilt vorgeladen wird. Das Volk schließt einen Kreis auf dem Kraal (dem Lagerplatz der Heerden) tiefes Schweigen beobachtend. Die beiden Parteien halten sich am Eingange, und bringen ihre Gründe an. Es ist den Frauen nicht erlaubt, den Umfang der Gerichtsstätte zu betreten. Die Unterhandlungen und Reden sind meistentheils lang. Sie werden mit großer Lebhaftigkeit geführt, bis endlich die Richter sich erheben, und denjenigen unterstützen, dem sie Recht zu geben gesonnen sind. Wichtige Angelegenheiten bleiben manchmal fünf bis sechs Tage unentschieden. Da jedoch der Advokaten Beredsamkeit und der Richter gesunde Urtheilskraft nicht besoldet werden, können die Prozesse nicht von langer Dauer sein. Streitsachen, vom Vater auf den Sohn vererbt, sind hier etwas Unerhörtes.

Es gebricht den Kaffern, ihrer Wildheit ungeachtet, nicht an einer gewissen ernsten Höflichkeit, die in allen ihren Verhandlungen sich geltend macht. Nie wird ein Redner unterbrochen. Die Gegner seiner Meinung hören ruhig die Gründe an, welche er zu derselben Unterstützung aufstellt. Ihr Gedächtniß ist dabei so getreu, wie ein geschriebenes Aktenstück. Mit der größten Genauigkeit erinnern sie sich aller Argumente, die man geltend gemacht, und die von ihnen

mit bewunderungswürdiger Umsicht geordnet werden, um sie desto schlagender bekämpfen zu können.

Der Kaffer spricht langsam, mit Ernst, Würde und Gewicht. Im gewöhnlichen Verkehr ist er ziemlich einsilbig. Er denkt und handelt nur nach reiflicher Ueberlegung. Selbst kleine Kinder, wenn man eine Frage an sie richtet, antworten nicht unmittelbar. Sie machen einen Schritt vorwärts, strecken die Aerme aus, wie um ihren Worten mehr Gewicht zu verleihen, und ertheilen ihre Antwort mit feierlicher Stimme. Selten wird ein Verbrecher mit dem Tode bestraft. Diebstahl, Ehebruch oder Todschlag werden bald durch vollkommene gerichtliche Einziehung alles Hab' und Guts, oder durch Entrichtung einiger Stück Vieh geahndet.

Das religiöse Gefühl ist bei den Kaffern bis jetzt nur wenig entwickelt. Sie sind beim Fetischismus stehen geblieben. Voraussetzen möchte man jedoch, daß die abergläubigen Gebräuche, welche man bei ihnen bemerkt, Ueberreste eines alten ausgearteten Kultus sind, der einer höhern Zivilisation, als ihre gegenwärtige ist, anzugehören scheint. Nichts bei ihnen ist systematisch in Betreff der Religion. Der Donnergott Udahli flößt ihnen unbestimmte Furcht ein, weshalb ihm von einigen Stämmen ein Schreckensdienst gewidmet ist. Man bietet ihm auch Opfer dar, unter dem Doppelnamen Morienko und Burinko.

Der gute Genius Tiko ist von den Missionären in Utiko verwandelt worden. Die Eingebornen geben diesen Namen auch dem Christengotte, der man ihnen in der neuesten Zeit kennen gelernt. Tikaloski ist ein seltsamer Dämon, vom Koboldgeschlechte.

Man hält ihn für den bösen Genius der Frauen, der sie verleitet, sich übel aufzuführen, ihre Männer zu vergessen, und den häuslichen Frieden zu stören. Die Männer, welche über ihre Frauen sich zu beschweren haben, bilden manchmal einen bewaffneten Haufen, und greifen eine leere Hütte an, worin der böse Geist wohnen soll. Mit leichter Mühe machen sie jene dem Boden gleich, wonach sie ein großes Freuden- und Siegesgeschrei ausstoßen.

Kay ist Zeuge mehrerer abergläubigen Gebräuche gewesen. Er hat gesehen, wie man eine junge Kuh dem Andenken eines Verstorbenen geopfert, den man für die Verheirathung eines jungen Mädchens günstig stimmen zu müssen glaubte. Auch für einige Zauberer haben die Kaffern große Verehrung. Die Beschneidung ist bei ihnen allgemein, obgleich ihr keine Spur von Judenthum oder Islamismus beigesellt ist. Beim Antritt der Mannbarkeit werden die Knaben von den andern Kindern getrennt, und leben während 3 Monaten ganz vereinzelt, wonach sie unter vielen Feierlichkeiten als Männer bezeichnet, und als solche aufgenommen werden. Die Weiber müssen sich, wenn sie mannbar werden, einer ähnlichen Zeremonie unterziehen.

Die Leichen aller Verstorbenen von den unteren Ständen werden den Hyänen preisgegeben. Die Vorsteher dagegen, und ihre Frauen, werden im Kraal beerdigt. Im Allgemeinen haben die Kaffern die Ueberzeugung, daß die Nähe eines Todten gefährlich ist, und über ein ganzes Dorf Unglück herbeiziehen kann. Aller Bemühungen der Missionäre ungeachtet, haben die Zauberer immer noch einen großen Einfluß

auf dies Volk. Dennoch scheint Kay die Verstöße des kaffrischen Heidenthums übertrieben zu haben, und man kann, bei dem besten Willen, seine Urtheile nicht als unparteiisch, der Wahrheit vollkommen gemäß, betrachten.

Das Christenthum hat in diesen beinahe gänzlich unbekannten Gegenden bisher nur geringe Fortschritte gemacht; während die Militär-Verwaltung, unter der Benennung „Kommando-System," ihre Gewaltthätigkeiten immer weiter ausdehnt. Dies System besteht in nichts anderem, als die Eingebornen zurückzudrängen in des Landes Inneres, und sie zu zwingen, Schritt vor Schritt die von ihnen bisher bewohnten Ländereien zu verlassen.

Ein individuelles Vergehen wird von den „Gerechtigkeit liebenden" Europäern immer durch allgemeine Verheerung bestraft. Man brennt ganze Dörfer nieder, bemächtigt sich der Heerden, läßt die Einwohner über die Klinge springen. Der britische Soldat unterzieht solchen Henker-Verrichtungen sich mit kaltem Blute, und ohne zu murren.

Nichts läßt sich vergleichen mit dem Entsetzen der Eingebornen, wenn das Gerücht sich verbreitet, daß ein Kommando sie bedrohet. In diesem Betrachte wetteifern die holländischen und englischen Verwaltungen in Barbarei. So oft es darum zu thun ist, das Gebiet der Kolonie auszudehnen, wird ein Kommando verordnet. Unter demselben System sind auch die wilden Stämme Amerikas erlegen. Es scheint, daß je mehr man von seinem Vaterlande sich entfernt; daß, indem man die Orte verläßt, wo die Gerechtigkeit auf regelmäßige Weise verwaltet wird, die zivi-

lisirten Völker wieder zu ihrer ursprünglichen Wildheit zurückkehren.

Kay führt mehrere Beispiele entsetzlicher Blutbäder an, die von Briten und Holländern in Ausführung gebracht worden, und wodurch ein von Natur sanftes Volk allmählich aufgerieben wird. Man begnügt sich jedoch nicht allein, die Eingebornen direkt auszurotten, man reizt sie auch gegen einander, weckt ihre alten Zwistigkeiten, oder schafft ihnen neue, um sich die Mühe des Todschlagens zu ersparen. Es scheint sehr oft des Kolonisten Begehen von einem Wilden herzurühren, und in dem Verfahren des Wilden eine mildere Zivilisation, wie eine christlichere Seele sich zu beurkunden.

Wozu dient es, so eifrig das Christenthum zu lehren? Nicht schöne Reden und Vorstellungen, sondern Beispiele allein können fremde Nationen vermögen, der Lehre des Evangeliums sich zuzuwenden. Statt den Zustand der wilden Stämme, die mit den Europäern in Berührung kommen, zu verbessern, verschlimmert man ihn, indem man sie entartet macht, und den Lastern des wilden Lebens die des zivilisirten beigesellt.

„Ich habe im Fort den Vorsteher Guka gesehen," erzählt Lieutenant Rose, „von dem Barrow in seinen Reisen so viel Gutes sagt. Zu Barrow's Zeiten war er 19 Jahr alt. Jetzt ist er 60, und hat sich zivilisiert. Welche Veränderung! Mit ihrem Schutze haben ihm die Briten zugleich alle ihre Untugenden gegeben. Er ist nichts als ein elendes, tief herabgewürdigtes Wesen, das sich in einer alten, zer-

lumpten Uniform bläher wie ein Frosch, das fast beständig betrunken, von 25 Beischläferinnen umringt, und bereit ist, für einen Schluck Branntewein sich und die Seinigen zu verkaufen *). Solches sind die Früchte unsers Schutzes. Auf diese Weise wird von uns die Erde zivilisiert. Die Völker sind einfach und vertrauungsvoll bei unserm Erscheinen; sie sind treulos, wenn wir sie verlassen. Sie waren mäßig, und wir haben sie zu Trunkenbolden gemacht. Ihr Muth hat sich in Feigheit verwandelt, ihre Ehrlichkeit in Dieberei. Wir geben ihnen zuerst unsere Laster, und bedienen uns sodann derselben Laster zum Vorwand, um sie auszurotten."

Aber das ist noch nicht Alles. Während die Wilden der Europäer üble Neigungen annehmen, neigen diese sich den Lastern des wilden Lebens zu. Sehr oft verlassen Kolonisten ihr Eigenthum, und begeben sich in dichte Waldungen, wo sie nackt einhergehen, von dem Ertrag ihrer Jagd leben, sich Hütten bauen, und in Gesellschaft von einem Dutzend oder mehr bronzenen Beischläferinnen, wie die Kaffern leben. Auf der Guineaküste ist solch Verfahren etwas so Alltägliches, daß man einen sprichwörtlichen Ausdruck dieser Veränderung der Sitten und der Lage gewidmet hat. Man sagt, daß Jemand schwarz wird,

*) Guka hat seit 2 oder 3 Jahren die Zeitlichkeit gesegnet. Er wurde von den Briten als alleiniger König des See-Kaffernlandes betrachtet. Im Innern dieser Gegend befindet sich der berühmte Tschaka, an der Spitze von ungefähr 16,000 Mann, mit deren Hilfe er seine Eroberungen immer weiter ausdehnt. Auch Guka wäre seit Langem von ihm unterjocht worden, hätte er nicht auf der Engländer Beistand sich berufen können.

wenn er die afrikanischen Sitten und Gebräuche annimmt. Es möchte überhaupt scheinen, der Einfluß der europäischen Sitten wirke weniger mächtig auf den Wilden, als jener der wilden Sitten auf den Europäer.

Kay hat eine Kolonie emanzipirter Hottentoten besucht, die 1829 sich in einem Thale, nahe am Katstrom angesiedelt. Vor ihrer Freilassung waren diese Menschen über alle Beschreibung träg, schmutzig und verworfen. Sie übertrafen an Lastern und Entartung alle benachbarten Stämme. Ihre alleinige Freierklärung hat sie gänzlich umgestaltet. Die Kolonie befindet sich jetzt in einem blühenden Zustande, und gewährt ein so treffendes Beispiel zu Gunsten freier Arbeit, daß wir alle fernerweitigen Bemerkungen über diesen Punkt für unnütz halten. Mögen immerhin die Vertheidiger alter Irthümer laut schreien, wenn man von Erhebung der afrikanischen Race spricht; solche Beispiele sind überzeugender. Die ehemals so verworfenen Sklaven haben Alles in ihrer freien Arbeit gefunden, was das Leben zu verschönern im Stande ist, nämlich Sittlichkeit, Wohlergehen und Religion.

Religionskrieg der Protestanten in den Cevennen, und gegenwärtiger Zustand dieser Volkspartei.

Letzter Aufsatz.

Im ersten Aufsatze haben wir gesehen, welches die Wirkungen der von Ludwig XIV gegen die protestantischen Bewohner der Cevennen befohlenen, und von seinen Beauftragten in Ausführung gebrachten Verfolgungen gewesen. Sagen wir jetzt, welchen Einfluß auf dieselbe Volkspartei ein gradezu entgegengesetztes Verfahren ausgeübt. Einem Baville, einem Montrevel, und den übrigen Vollstreckern der Befehle des „großen" Königs, stellen wir die einfachen, heldenmüthigen, erhabenen Tugenden gegenüber, die in diesen Wildnissen sich entwickelt haben.

Es war den ungebildeten Gebirgsbewohnern weder um Erkämpfung von Ruhm noch um Gunstbezeugungen zu thun. Bei ihnen offenbarte sich die Tugend in ihrer ganzen ursprünglichen Lauterkeit, in ihrer natürlichen Schönheit, in dem ganzen erhabenen Schwunge ihrer Uneigennützigkeit. Die Hirten und Apostel jener rauhen Gegenden ließen es sich nicht beikommen, daß ihre Namen je über ihres Landes Grenzen hinaus erschallen könnten, daß man sie einst in Geschichtsbüchern lesen werde. Es ist jetzt nicht mehr von blutigen Kämpfen die Rede, sondern von den Handlungen eines überirdischen Heldenmuths, der keine andere Belohnung, als die des eigenen Herzens, in Anspruch nimmt. Was Felix Neff für die protestantischen Bewohner der Cevennen gethan, ist über alles

Lob erhaben. Ein Mann der sein ganzes Dasein dem Glücke von Seinesgleichen aufgeopfert, ist in unsern selbstsüchtigen Zeiten eine so seltene Erscheinung, daß wir keiner Entschuldigung zu bedürfen glauben, wenn wir bei einem solchen gesellschaftlichen Phänomen mehr als oberflächlich zu verweilen uns berechtigt fühlen.

Felix Neff, von einer ursprünglich in dem Schweizerkanton Appenzell blühenden Familie abstammend, wurde 1798 in einem Dorfe nahe bei Genf geboren. Seine Mutter, eine arme Wittwe, unterrichtete ihn in Allem, was sie selbst wußte. Nebenbei besuchte er die Schule seines Geburtsortes, und trat als 16jähriger Jüngling bei einem Blumengärtner in die Lehre. Einige Zeit nachher lies er eine kleine Abhandlung über die Baumkultur drucken, worin man eben so scharfe als richtige Beobachtungsgabe entdeckte, und der deshalb mit Beifall aufgenommen wurde.

Ohne eine gelehrte Erziehung genossen zu haben, hatte der junge Neff dennoch viel gelesen. Die Lebensbeschreibungen Plutarchs und J. J. Rousseau's „Emil" waren seine Lieblingslektüre. Seine Belesenheit war die des Herzens. Sie hatte ihm eine Sinnes-Grabheit, eine Schärfe der Auffassungskraft, einen Tackt und eine Beharrlichkeit gegeben, die man nur selten bei Jünglingen findet, welche der höhere Schulunterricht zu Pedanten verstümmelt, ohne ihrem Geiste die Entwickelung zu verleihen, deren er vielleicht fähig gewesen.

Als Neff das Alter erreichte, wo jeder geborne Schweizer dem Vaterlande seine Schuld entrichten,

sehen, der im 19. Jahrhundert zu Fuß die französischen Alpen durchwandert, wie ein Apostel aus früheren Zeiten, untheilnehmend für Staatsumwälzungen und Lehrsätze, um deretwillen die Menschen unaufhörlich sich bekämpfen? — Bald wurde dieser junge Mann ohne Vermögen, ohne irgend eine fremde Unterstützung, als ein Wohlthäter betrachtet. Ganze protestantische Gemeinden zogen ihm entgegen, sobald sie seine Näherung erfuhren. Tausende betrachteten ihn wie einen Vater, und bewarben sich darum, daß er ihr Pfarrer werde.

Mehrere Schwierigkeiten stellten der Erfüllung dieses Wunsches sich entgegen. Neff hatte nie große Vorliebe für den Genfer Kalvinismus gehabt. Er verachtete eben so sehr das Sozinianerwesen einiger Mitglieder der vénérable compagnie (der ehrwürdigen Gesellschaft der Genfer protestantischen Geistlichen) als die methodistische Heuchelei einiger anderen. Das französische Konsistorium konnte ihm, als einem Fremden, die Anstellung verweigern, und mit den protestantischen Kirchen Deutschlands stand er in keiner Beziehung.

Er begab sich 1823 nach England, ohne ein Wort Englisch zu sprechen, und ohne ein einziges Empfehlungsschreiben zu haben. Zu London, in einer kleinen Kapelle im Stadtviertel Pultney, erhielt er die Priesterweihe. Unverzüglich kehrte er sodann nach Frankreich zurück. Aber schon hatte man ihn als einen Kundschafter der englischen Regierung bezeichnet, und eine Depesche vom Minister des Innern, hatte den Präfekten des Isère-Departements auf ihn aufmerksam gemacht. Das schwache Gehalt, welches

für die protestantischen Geistlichen ausgesetzt war, wurde ihm entzogen. Er bekümmerte sich darum nicht, unterzog sich Allem, und hoffte auch ohnedem die Aufgabe, welche er sich vorgesteckt, in diesem Gebirgslande, wo er nur wenige Ausgaben zu bestreiten hatte, gewissenhaft in Ausführung bringen zu können.

„Ich habe mir oft gesagt, welch ein Glück es für mich sein würde (äussert sich Neff in einem seiner Briefe) wenn ich die Fackel der Frömmigkeit und der Zivilisation auf die Alpen-Gipfel tragen könnte. Da noch wohnen die thatkräftigsten, unsern erkünstelten Bedürfnissen am meisten entfremdeten Menschen, die am besten für solche moralische Kultur vorbereitet sind. Unter dem herrlichen Sonnenlichte, das Languedoc so fruchtbar macht, gedeihen Wollust, Vergnügen, Freude in einem hohen Grade. Ernst und Größe des Gedankens schweigen vor diesem Bedürfnisse der Sinne und dem Leichtsinn des Gemüths. Erklimmt man diese Berge, so findet man von Gipfel zu Gipfel eine unmaßgeblich rohere, aber zugleich auch eine stolzere, stärkere, männlichere Bevölkerung. Es ist eine unglückliche und traurige, doch auch sehr wahre Bemerkung, daß da, wo an Genüssen Ueberfluß, wo das Leben leicht ist, wo das Glück von selbst sich darbietet, ohne durch des Menschen Schweiß errungen werden zu müssen, der Glaube stirbt, und der Tugend Kultus erlischt. Es hat mir geschienen, daß die menschliche Sittlichkeit strenger und gebietender wurde, je mehr ich von der Ebene mich entfernte, und den höchsten Felsgraten mich näherte.“

Neff begab sich also nach dem Departemente der Oberalpen, und ließ sich zwischen den Thälern von

Fressiniere und Queyras nieder. Dieser Thalgelände topographische Bildung nähert sie den piemontesischen Thälern. Aber in diesen letztern bedeckt fruchtbare Erde, mit üppigem Graswuchs, den Fels. Hier dagegen findet man nur düstre Hölen, steile Abhänge und tiefe Schluchten. Alp thürmt sich auf Alp, Granit auf Granit. Im Piemontesischen findet man einen ungeheuern englischen Garten, hier und da nur von unfruchtbaren Landstrecken durchschnitten. In den französischen Oberälpen ist Fruchtbarkeit eine Ausnahme. Um diese öde, beständig von Schneelauinen bedrohete Gegend zu bewohnen, mußte man durch die äusserste Nothwendigkeit dazu gezwungen werden. Und in der That findet man hier die letzten Ueberreste der waldenser Protestanten, der vogelfrei erklärten Albigesen, der gleich wilden Thieren verfolgten Kalvinisten, die in diesen Bergen einen Zufluchtsort gefunden. Ludwigs XIV Dragoner, und die barbarischen Ritter des Grafen von Toulouse wagten es nicht, die elenden Ketzer auch an diesen unzugänglichen Orten aufzuspähen.

Man denke sich eine kleine, längliche, düstre, verräucherte Hütte, von einem überhangenden Felsen bedeckt: solches war die Wohnung des jungen geistlichen Hirten, der unentgeldlich Gotteswort lehrte. Die zu ihr führenden Fußwege waren so gefährlich, daß nur ein Gebirgsbewohner sie zu betreten wagen konnte. Keine Familie für den neuen Apostel, keine irdische Belohnung seiner unbedingten Dahingebung. Genöthigt einen Pfarrsprengel zu bedienen, dessen Ausdehnung sehr beträchtlich war, und wo in den verschiedenen Jahreszeiten sich Gefahren jeder Art dar-

boten, mußte er von Hütte zu Hütte oft ſtundenweit wandern, ſich oft bis auf den Tod ermüden, ohne dennoch allen Forderungen entſprechen zu können.

„Die Undankbarſten unter den Gebirgsbewohnern,“ ſagt Felix Neff, „waren die, welche eine gewiſſe Halbziviliſation mit ihrem falſchen Lichte erleuchtet hatte. Sie wogen meine Dienſtleiſtungen, und berechneten meine Pflichten. Ihnen zufolge hatte ich einen Vertrag eingegangen, nach welchem ich, für den Preis der elenden Hütte, die ich bewohnte, ihnen alle meine Zeit und alle meine Mühe ſchuldig war. Meine eigentliche Lage, wie meiner Geſinnungen Aufrichtigkeit war nur den am wenigſten aufgeklärten und roheſten Bewohnern dieſer Gegend bekannt. Dieſe allein beurtheilten mich richtig, weil ihr Herz allein mich würdigte. In ihren Augen verrichtete ich ein Werk der Liebe und des Wohlwollens, das ſie mit Dankbarkeit erfüllte. Auf dem Gipfel des St. Véran, des höchſten und rauheſten dieſer Berge, fand ich nicht als erkenntliche Seelen. Je mehr ich dagegen der Ebene mich näherte, um ſo größere Mühe hatte ich, den Einwohnern der zerſtreuten Weiler die Vorſchriften einer ernſten Moral und einer ſtrengen Frömmigkeit begreiflich zu machen. Sie ſchienen zu vergeſſen, daß mein Aufenthalt in dieſen Einöden das Ergebniß meiner freien Wahl war, und daß die Verachtung jedes materiellen Vortheils, daß Selbſtverleugnung allein dazu mich hatten beſtimmen können.“

Neff hatte beſonders eine große Vorliebe für die wilden Bewohner des Weilers Dormilleuſe, des höchſtgelegenſten im Freſſinièrethal. Sie waren durchaus Waldenſer-Nachkommen, und bewahrten noch in

vollkommener Frische das Andenken an ihrer Vorfahren Märtirerthum. Nie haben sie das Knie vor ihren Henkern gebeugt. Von allen bewohnbaren Orten in Europa ist dies armselige Dörfchen vielleicht das am schwersten zugängliche. Natürliche Vertheidigungswerke von steilen Felswänden und Gletschern umschließen es von allen Seiten. Um bis zu ihm gelangen zu können, muß man jähe Abhänge erklimmen, die während neun Monaten im Jahre mit Eis und Schnee bedeckt sind. Selbst noch in Mitte Sommers, wenn die Sonne in ihrer vollen Wärme scheint, verweilt der Schnee auf dem Berge hinter Dormilleuse. Ringsum gewahrt man nichts als Abgründe, steilabgerissene Felsen, woran man nicht die mindeste Vegetations Spur bemerkt. Man gewahrt nicht einmal das Dorf, und erst wenn man eine ziemliche Strecke in dieser Wildniß zurückgelegt, entdeckt man ungefähr ein Dutzend Hütten, die eine große Aehnlichkeit mit den Lagerstätten wilder Thiere haben. Als Neff die Bewohner dieses ärmlichen Weilers zum ersten Male besuchte, war er genöthigt, sich mit dem Beil eine Art Treppe in's Eis zu hauen. Der Gebrauch der Wäsche und des Weißzeuges war ihnen gänzlich unbekannt. Das Dorf Mensas, unterhalb Dormilleuse gelegen, und von Mitte September unter Schnee begraben, schmachtete in derselben Unwissenheit und in demselben Elend. Neff zivilisirte diese armen Leute durch die Religion. Ihnen widmete er die Bestimmung seines ganzen Lebens. Wenn unsere Blicke auf den Nothleidenden großer Städte ruhen, wenn wir ihnen unser Mitleid nicht versagen können, wissen wir noch nicht, welches die Lage jener Menschen ist,

die gewiſſermaßen auf den Grenzen der Ziviliſation und der Geſellſchaft ſich befinden. Unter der Herrſchaft der neuern Geſetze dringen die Gendarmen ſelbſt in ihre entlegenen Zufluchtsſtätten, um Abgaben von ihnen zu fordern, welche ſie nicht zahlen können. Iſt während einem Sommer die Witterung ungünſtig, ſo iſt jede Hoffnung für ſie verloren. Es bleibt ihnen nichts übrig, als auf ihren Bergen Hungers zu ſterben, oder auszuwandern, und ihren Unterhalt anderwärts zu ſuchen. Gewöhnlich thun ſie das im Winter, wo ſie am erſten die Ankunft der Steuer-Eintreiber zu beſorgen haben, begleitet mit übler Behandlung, falls ſie nicht vorſichtig genug wären, ſchon im Voraus ſich ihr zu entziehen. Sie begeben ſich alsdann in die Ebene, wo ſie als Laſtträger oder Tagelöhner etwas Geld zu gewinnen ſuchen.

„Oft,“ erzählt Neff, „habe ich ganze Truppen Männer, Weiber und Kinder begegnet, die ſolchergeſtalt auswanderten. Aber ſobald der Frühling erſcheint, vermag nichts in Städten oder Dörfern ſie zurückzuhalten. Sie bekommen das Heimweh nach ihren freien Höhen, wo ſie mit Freudigkeit allen Beſchwerden und Entbehrungen ſich unterziehen, wenn ſie nur aus voller Bruſt wieder Athem ſchöpfen, und weithin ihre Stimme erſchallen laſſen können.“

In ſeinen Briefen beſchreibt der junge Geiſtliche auf eine rührende Weiſe die von dieſem armen Völkchen ihm dargebotene Gaſtfreundſchaft. Er allein verbreitete einige tröſtende, erhebende Strahlen unter ſie. Er war ihre Zeitung, ihre ganze Bibliothek. Er war ihre Poeſie, ihre Philoſophie, ihre Kunſt, ihre Geſchichte, ihre Religion. Oft ließen ſie ihn nicht

mehr gehen, wenn er sich wieder entfernen wollte. Sie setzten ihm mit dem Ausdruck der freundschaftlichsten Gutmüthigkeit ihre rohen Speisen vor, baten ihn, ihre Söhne zu segnen, befragten ihn über die Welt, über die Zukunft, über Gott.

„Die Greise," sagt er, „harrten an der Thür ihrer Hütten, und die Frauen, mit ihren kleinen Kindern im Arm, eilten mir entgegen mit einer Freude, die mir zu Herzen ging. Ich lehrte sie Wege bauen, um mit größerer Bequemlichkeit zu den Weideplätzen zu gelangen. Bisher hatten sie nur eine Oeffnung im Dache, wodurch der Rauch der Hütte entzog. Wie religiös sie auch waren, konnten sie doch nicht lesen. Es gelang mir, ihnen begreiflich zu machen, daß, um mit Nutzen zu beten, man durch Lesen nachdenken lernen müsse über den Sinn der Gebete, welche der Mund ausspricht. Mir zu gefallen lernten sie lesen. Ihr alleiniges Mittel, um sich warm zu halten, bestand darin, zu 5 oder 6 in einem Stall sich zusammenzuschichten. Das Vieh war bunt vermischt mit Männern, Weibern und Kindern. Nicht ohne Mühe bracht' ich es dahin, solchen eben so sehr der Gesundheit als der Sittlichkeit entgegengesetzten Gewohnheiten zu entreissen. Ihr Verfahren beim Kartoffelbau, obgleich sie fast allein davon lebten, war so lächerlich, so ungeschickt, daß sie kaum halb so viel erndteten, als sie im ungünstigsten Falle hätten gewinnen sollen."

Neff, der Lehrling bei einem Gärtner gewesen, wurde ihnen auch unter diesem Betrachte sehr nützlich. Statt die Kartoffeln in einiger Entfernung von einander zu pflanzen, drängten sie dieselben so dicht zu-

sammen, daß ihre Wurzeln, wie ihr Kraut, sich gegenseitig schadeten. Der junge Geistliche verdreifachte den Ertrag dieser armen Leute, indem er ihre landwirthschaftlichen Ideen berichtigte; was ihm jedoch viele Mühe kostete. Man gab sich wohl das Ansehen, auf ihn zu hören, und lies ihm selber ein Kartoffelbeet anlegen. Aber kaum hatte er den Rücken gewendet, so zerstörte man seine Arbeit, um vom alten Gebrauche nicht abzuweichen. Er bedurfte einer unglaublichen Ausdauer zur Erreichung seines Zweckes, und bat sich es aus als eine hohe Gunstbezeugung, daß man ihm einen kleinen Erdwinkel zugestehe, wo er selbst nach seiner Art kultiviren könne. Als die Bewohner endlich den von ihm erhaltenen Erfolg, erkannten, und sahen, daß seine Kartoffeln viel größer und besser seien, als die ihrigen, entsagten sie plötzlich ihrem alten Vorurtheil, und ahmten ihn nach.

Früher hatte Neff sich auch dem Studium der Naturwissenschaft überlassen, wo nicht in ihrer theoretischen Abstraktion, wenigstens doch in ihrer praktischen Verwendung. Als Ingenieur, Landwirth, Geometer verbesserte er auf die verschiedenartigste Weise den Zustand dieser Paria's Frankreichs, in deren Mitte er aus freier Wahl seinen Aufenthalt gewählt. Immer stellte ihre Unwissenheit und ihre Trägheit seinen wohlwollenden Entwürfen ein schwer zu übersteigendes Hinderniß entgegen. Ohne Hilfe der Religion würde es ihm nie gelungen sein, ihre Gewerbthätigkeit und ihren Ackerbau zu verbessern. Oft in seinen Predigten, oder in seinen Ermahnungen im Innern der Familien, legte er ihnen diese oder jene Vervollkommung, die sie auf jede andere

Weise verworfen haben würden, als eine religiöse Verpflichtung auf.

Im Fressinièrethal ist die Viehzucht bedeutend. Ist aber der Sommer trocken, so fehlt es an hinlänglichem Futter, und es tritt ein Viehsterben ein. Reff überzeugte sich, daß es ein Leichtes sein würde, die Bäche und Quellen zu benutzen, die von den Gipfeln der Berge den Thalgeländen zueilen. Es war nur darum zu thun, kleine Kanäle anzulegen, das Wasser durch Dämme zurückzuhalten, und es auf die Weideplätze zu leiten, die solchergestalt immer frisch bleiben würden. In den Augen seiner Pfarrkinder war ein solches Unternehmen jedoch eine Riesenarbeit, die ihnen unausführbar schien, und deren Nutzen sie nicht einmal begriffen. In zwei oder drei Predigten setzte er ihnen nun den Vortheil auseinander, der sich durch eine wohlverstandene Bewässerung für sie ergeben müsse. Er sagte ihnen, daß nicht allein ihrer Berge Unfruchtbarkeit, die Armuth ihrer Hütten, Ergebnisse ihrer Hartnäckigkeit seien, sondern daß Gott sie auch noch bestrafen würde durch alle die Laster, welche der Unwissenheit, der Trägheit und des Elends unvermeidliche Begleiter sind.

Im Frühling 1825 lies Alles voraussehen, daß, weil es im Winter an Schnee gefehlt, der nicht genugsam von Feuchtigkeit durchdrungene Boden, das zur Nahrung des Viehes erforderliche Gras nicht hervorbringen werde. Reff erneuerte seinen Vorschlag, der immer noch viel Widerspruch fand. Einige wollten nicht glauben, daß solche Arbeit dauerhaft sein könne, und daß man sich blos vergebliche Mühe geben würde. Andere bezweifelten die Nützlichkeit

eines Unternehmens, in dem Falle selbst eines vollkommenen Gelingens. Es waren auch noch die Vorurtheile der Eigenthümer zu übersteigen, durch deren Ländereien die Kanäle und Wasserleitungen geführt werden sollten. Erst nach vierwöchentlichem Unterhandeln, ernstlichen Zusprüchen und evangelischen Bedrohungen entriß der Geistliche seinen Pfarrkindern ihre Zustimmung. Sie folgten ihm mit Hacke und Spaten in der Hand, mehr ihm zu gefallen, und um ihm ihre Anhänglichkeit zu beweisen, als aus Ueberzeugung, daß, was sie thun wollten, wirklich gut und nützlich sei. Ein Eroberer, der sich einer Provinz bemächtigen will, hat nicht mehr Mühe, bis er seinen Zweck erreicht, als Neff bei Erzielung seiner wohlwollenden Absichten. Natur und Menschen schienen gegen ihn verschworen. Man muß in seinem Briefwechsel lesen, wie er über diese friedliche Unternehmung sich äussert, wie die Wichtigkeit, welche er darauf legte, und die unsägliche Mühe, welche sie ihm kostete.

„Die Leute, welche ich gebrauchte," sagt er, „hatten nicht das mindeste Vertrauen in unsers gemeinsamen Bestrebens Erfolg, und dies schwierige Unternehmen war ihrerseits nichts als ein Beweis ihrer Dahingebung für mich. Wir hatten die größte Hindernisse zu übersteigen. Die Ungleichheiten des Felsbodens nöthigten uns bald 8 oder 10 Fuß hohe Mauern zu erheben, bald um eben so viel unses Kanals Hauptbette tiefer zu legen. Manchmal, wenn wir einen ganzen Tag gearbeitet hatten, erkannten wir, daß unsere Wasserlinie nicht gut genommen war,

weshalb wir Alles einreiſſen, und von Neuem beginnen mußten."

Der junge Geiſtliche ging bei dem Allem mit ſeinem Beiſpiel voran. Er arbeitete mit einem Eifer, der den ſeiner Pfarrkinder erweckte, die ſich von ihm nicht wollten beſchämen laſſen. Nach 14tägiger Arbeit, und Ueberſtehung großer Mühſeligkeiten, brachte er es endlich dahin, daß die Weiden dreier Dörfer bewäſſert werden konnten. Als die Einwohner derſelben nun den ihnen daraus entſprießenden Vortheil gewahrten, wurde Neff mit Segenswünſchen überdeckt. Die Ziviliſation, die bisher dieſer Wildniß beinahe gänzlich fremd geblieben, machte von nun an ziemlich raſche Fortſchritte. Wie die Einwohner des Freſſinièrethals im 14. Jahrhundert geweſen, ſo hatte der ſchweizeriſche Apoſtel ſie gefunden. Was Jahrhunderte nicht hatten herbeiführen können, wurde von ihm in kurzer Zeit in Ausführung geſtellt.

Dieſe Gebirgsbewohner waren ein roher, doch beſonderer Theilnahme würdiger Volksſtamm. Mit ihren wilden Sitten und Gebräuchen, mit ihrer dem Provenzaliſchen ſich nähernden Sprache, waren ſie kühn, ehrlich, unermüdlich, nicht ohne Verſtandesſchärfe, und mit vielem poetiſchen Gefühl ausgeſtattet. Erkenntlichkeit, hat ſie einmal bei ihnen feſte Wurzel gefaßt, iſt ein Gefühl, das ihren Herzen ſich nicht mehr entreiſſen läßt. Ihre Beredſamkeit iſt durchaus natürlich und erhaben, beinahe oſſianiſch.

Neff hat mehrere Splitter dieſer Beredſamkeit geſammelt, wovon man in einer Ueberſetzung ſich nur einen höchſt unvollkommenen Begriff zu machen im Stande ſein würde. Man denke ſich häufige Anſpie-

lungen auf Gebirgslandschaften, eine Menge kühner Metaphern, die in die gewöhnliche Sprache übergegangen sind, gereimte und sorgsam abgemessene Verse, die einen auffallenden poetischen Instinkt beurkunden.

Führen wir nur ein Beispiel an, von dieser natürlichen Beredsamkeit, die, unsers Gewährsmanns Versicherung zufolge, bei diesen Gebirgsbewohnern etwas Alltägliches ist. Eine arme Frau war gefährlich krank geworden. Ihr Sohn war zu dem Seelsorger geeilt, um ihn zu bitten, der Leidenden Trost und Zuspruch zu gewähren. Es war mitten in der Nacht. Ohne Anstand machte Neff mit dem Jüngling sich auf den Weg, des ungestümen Schneewetters ungeachtet. Der schmale Fußpfad war beinahe ungangbar, und mehr als einmal befanden sich die nächtlichen Wanderer in großer Gefahr. Als sie endlich die Hütte erreichten, warf der Sohn sich vor dem Geistlichen nieder, und rief: „Der Bergadler schießt nicht mit sichererm und schnellerm Flügel auf die junge Gems, als Gottes Segen auf Euer Haupt sich senken wird. Ihr seid der Jesus dieses Gebirgs.“ — Muß man nicht gestehen, daß in diesen Worten ein thatkräftigerer Ausdruck ist, als in den meisten sorgsam studierten Reden, die meistentheils nur reich an Worten, dagegen arm an tiefgefühlten Empfindungen sind?

Die Lage der Frauen bei diesen Gebirgsbewohnern, war die gehorsamer, demüthiger Sklavinnen, die unbedingt allen Befehlen ihrer Männer und Brüder gehorchen, in alle Launen derselben sich fügen mußten. Sie durften sich mit den Männern nicht zu Tische setzen, sondern mußten hinter ihnen stehen bleiben,

und sich mit den ihnen gereichten Ueberresten begnügen, welche sie stehend verzehrten. Redeten sie ihre Männer an, so war es nur mit einem Ausdruck von Furcht und Ehrerbietung.

Neff verlieh diesen Sitten eine vernunftgemäße Umgestaltung, weshalb auch besonders die ganze weibliche Bevölkerung ihm dankbar sich bewies. Von einem Apostel wurde er bald der Gesetzgeber dieses Landes. Alle seine Vorschriften wurden blindlings befolgt. Alle Familien in den Thälern von Fressinière und Queyras gehorchten seinem Winke. Er machte die Männer zu Maurern, Zimmerleuten, Tischlern, Dachdeckern, ꝛc., lies ihnen neue Häuser bauen, die luftiger, größer, bequemer waren. Er lehrte ihnen die Wissenschaft des Wohlergehens schätzen, die so viele Beziehung mit der Tugend hat. Eine neue Kirche, eine Schule wurden gebauet, nicht blos unter seiner Leitung, sondern von ihm eigenhändig, weil er immer der erste Arbeiter blieb, der mit Rath und That allen übrigen voranging.

Diese bewunderungswürdige Beharrlichkeit wurde endlich bekannter, und die ehrwürdige Gesellschaft der Pastoren in Genf, wie mehrere englische Geistliche von den verschiedensten Sekten, liessen ihm freiwillige Beiträge zukommen, die ihn in den Stand setzten, nicht blos bei seinen Arbeiten zu beharren, sondern auch sie immer mehr zu vervollkommen. Alle zu einer Schule erforderlichen Geräthschaften wurden eigenhändig von ihm und den ihm am meisten ergebenen Hirten verfertigt. Ohne irgend eine Besoldung zu erhalten, nur allein durch seine persönliche Genugthuung angefeuert, hatte Neff mehrere Jahre hinter-

einander in den Elementen der Grammatik, in Rechtschreibung und im Rechnen unterrichtet. Seine Schüler machten vorzüglich große Fortschritte in der Musik, und bald wurde das Verlangen, sich zu unterrichten, in dieser Wildniß allgemeiner. Die Schüler in Dormilleuse ließen sich weder durch Frost, noch Regen und Sturm, noch durch den Sturz der Lauinen abhalten, ihrem einmal gefaßten Vorsatze mit Eifer und Entschlossenheit nachzukommen. Gegen Ostern bezeichnete Neff diejenigen unter seinen Zöglingen, welche die meisten Fortschritte gemacht, und schickte sie in ihre Ortschaften wieder zurück. Man findet in seinen Mittheilungen eine rührende Beschreibung der Abreise dieser Jünglinge. Es war eine beinahe religiöse Feierlichkeit, der eine Predigt und ein fröhlich-wehmüthiges Mahl vorangingen. Man speisete in einem von hohen, mit kleinen Thürmen besetzten und mit Schießscharten versehenen Mauern umschlossenen Raume, worin die alten Waldenser gegen den katholischen Fanatismus sich vertheidigt hatten. Welche Erinnerungen wurden dadurch geweckt! Wie fühlten alle Anwesende sich bestärkt in einem Glauben, den so viele ihrer Vorfahren mit ihrem Blute besiegelt. Neff vergoß Thränen der Freude und des Schmerzes, als er seine geliebten Schüler endlich auf den gegen den tiefern Thalgrund sich hinabziehenden Pfaden verschwinden sah.

Ein so angestrengtes, so ganz sich selbst vergessendes Leben konnte leider nicht von langer Dauer sein. In einem Alter von 30 Jahren beendete der Gebirgs-Apostel seine irdische Laufbahn. Vollkommen erschöpft durch alle die Entbehrungen, welche seine Lage ihm

zur Nothwendigkeit gemacht, entschlief er in Mitte seiner Pfarrgenossen, die in ihm ihren Vater, ihren Lehrer, ihren Seelsorger, ihren Freund, ihren Wohlthäter, ihr Alles verloren.

„Gute Menschen sterben nicht, sie pflegen nur „der Ruhe des Gerechten."

Dieser Sinnspruch des griechischen Dichters wäre die beste Inschrift auf Neff's Grabe.

Könnte man einige Irrthümer diesem aussergewöhnlichen Manne, dessen Name denen eines Oberlin, eines Fenelon, eines Franz von Paula zur Seite gestellt werden muß, zum Vorwurf machen, würden sie allein in der zu großen Strenge seiner Lebensweise bestehen, die man beinahe als eine Art Selbstmord betrachten kann. Er war zuerst strenge gegen sich selbst, um es auch gegen andere sein zu dürfen. Tanz, Spiel und Vergnügungen jeder Art schienen ihm unerlaubte Zerstreuungen. Sein langer Aufenthalt bei einem wenig zivilisirten Völkchen, wie in einem rauhen Klima, hatte ihn an eine Lebensart gewöhnt, der alle Genüsse beinahe gänzlich fremd waren. Vielleicht wäre er aber auch, ohne diese Verzichtleistung nicht im Stande gewesen, seinen edeln Vorsatz, der ihm so viele Opfer auferlegte, in Ausführung zu bringen.

In der Gesellschaft gegenwärtigem Zustande kann keine Klasse einen größeren, einen heilsamern Einfluß auf die ärmeren Stände ausüben, als die untere Geistlichkeit aller Glaubensbekenntnisse. Die Regierungen eben so wenig, als der Aufklärung Fortschritte werden den katholischen Priestern und den protestantischen Seelsorgern auf dem offenen Lande und in kleinen

Städten ihre Macht rauben. So lange des Christenthums, dessen Wurzeln noch fester halten, und noch tiefer eindringen, als man zu glauben scheint, nicht vollkommen ausgerottet sind, wird der Bauer, der Hirt, der Taglöhner, der niedere Arbeiter zur untern Geistlichkeit immer das unbedingteste Vertrauen haben. Die sittliche Erziehung der Priester aller Kirchen ist also vielleicht die einzige und wahre Basis, worauf unsers Erdtheils ganzes ferneres Schicksal beruhet. Freilich ist es nicht Jedermann gegeben, dieselbe thatkräftige Dahingebung, dieselbe Willensstärke zu beurkunden. Aber wohl gibt es nicht ein Land, nicht eine Oertlichkeit in Europa, wo ein rechtschaffener, das Gute wollender Geistliche seinen Einfluß auf eine eben so wohlthätige Weise geltend machen könnte, als Felix Neff in jener hohen Gebirgsgegend, die sein beharrlicher Fleiß bewohnbarer, angenehmer, reicher gemacht, als sie je es gewesen.

Man denke sich jetzt ein Dorf in England; man denke sich dieses Dorfes Wirthshäuser von Landleuten wimmelnd, die gegenseitig sich verderben, und die unaufhörlich neuen Verderbungsstoff den nicht selten mit höchst gefährlichen Mittheilungen angefüllten Zeitungen entnehmen. Ein Theil der Bevölkerung ist in beständiger Feindschaft mit des Landes Gesetzen, und diese Feindschaft ist gerade bei denen am stärksten, welche sie am wenigsten zugestehen, oder mit scheinheiligen Sophismen umschleiern.

Wer möchte nun aber behaupten, daß alle diese Feinde leichter zu bekämpfen seien, als die, denen Neff die Spitze geboten? Reform und sittliche Vervollkommung des Volkes werden keine nützlicheren Be-

förderer haben, als die, welche eines jungen Mannes Beispiel sich als Muster wählen, und ihr Dasein einem so hohen Berufe zum Opfer bringen. Ihre Andeutungen, ihre Rathschläge, ihr Unterricht werden jedoch alsdann erst wirksam sein, wenn ihre eigene Sittlichkeit durchaus keinen Anstos gewährt, wenn ihr Wohlwollen unbedingt und wahrhaft aufgeklärt ist. Vor Allem müssen sie einer musterhaften Uneigennützigkeit sich befleißigen, und ganz die hohe Verpflichtung ihrer Lage begreifen. Sie müssen Oberlin und Neff nachahmen, nicht blos in ihren geistlichen Ermahnungen und Lehren, sondern auch in ihrer weltlichen Wirksamkeit. Sie werden dann mehr thun für die Zivilisation, als die besten Gesetze niemals zu thun im Stande sein dürften.

Freierklärung des Handels mit Indien, und politisch-kommerzielle Zukunft dieses Landes.

Eine neue Aera für Großbritanniens Handel hat begonnen. Mit dem 22. April d. J. hat der ausschließliche Verkehr der ostindischen Gesellschaft sein Ende erreicht, und jedem britischen Angehörigen steht es fortan frei, mit alle den Ländern vom Vorgebirg der guten Hoffnung bis zur Magellanstraße ungehindert Handel zu treiben. Obgleich schon nach Erneuerung des Privilegiums der Gesellschaft, i. J. 1823, den englischen Unterthanen der Verkehr mit Indien freigegeben worden, durften ihre Schiffe doch nur gewisse ausdrücklich bezeichnete Hafen berühren, und es war ihnen fast unmöglich, Manufakturen, oder andere Gewerbthätigkeits-Anstalten im Innern des Landes anzulegen. Ueberdem hatte sich die Gesellschaft noch das Vorrecht des Alleinhandels mit China vorbehalten.

Jetzt stehen alle Hafen in den beiden Halbinseln diesseits und jenseits dem Ganges den Fahrzeugen jedes britischen Unternehmers ohne Unterschied offen, und die Kaufleute der drei vereinten Königreiche können in dieser großen, reichen, herrlichen Gegend so viele Niederlassungen anlegen, als sie ihrem wohlverstandenen Interesse für entsprechend halten werden.

Welche neue Quellen des Reichthums werden dadurch für Großbritanniens Handel und Gewerbthätigkeit sich eröffnen! Damit aber diese Wohlthat nicht zum Nachtheil grade derjenigen gereiche, denen man

sie zugedacht, müssen sie sich sorgsam vor Uebereilung hüten, müssen sie äusserst behutsam, anfänglich sogar mit Zurückhaltung in ihren Unternehmungen zu Werke gehen, ihre Spekulationen nur auf einige Gegenstände beschränken, und in vollem Maße jene Umsicht und Klugheit geltend machen, die im Allgemeinen dem merkantilischen Karakter der Briten eigenthümlich ist, und dem sie nur 1825 und 1826 sich entfremdet, als sie, wie von einem fieberischen Paroxismus hingerissen, unüberlegt ihre Kapitalien zur Ausbeutung der Minen Amerika's verschwendeten.

Mit Recht hat die Regierung Englands vorausgesetzt, daß die Handels-Beziehungen ihrer Angehörigen mit Asien nur dann die Entwickelung gewinnen könnten, deren sie fähig sind, wenn man sie von den Fesseln befreit, die bisher ihren Schwung gehemmt. Durch die Beseitigung des Alleinhandels der ostindischen Gesellschaft*), ist nicht allein der Verkehr der drei Königreiche verdoppelt worden, dieselbe Maßregel hat auch Indien befreit, und den Eingebornen dieses großen Landes, ohne Unterschied der Kaste, der Farbe, oder der Religion den Zutritt zu allen Zivil- und Militärämtern eröffnet. Durch solch Verfahren ist jedoch keineswegs eine mächtige Verbündung der ungeheuern Besitzungen beraubt worden, welche sie auf eigene Kosten und Gefahr erworben. Hat die Gesellschaft auch nicht mehr ihre Komptore, so bewahrt sie dennoch dieselbe Obermacht über die ihr un-

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Allgemeine Uebersicht von dem frühern und gegenwärtigen Zustande der englisch-ostindischen Gesellschaft," im sechsten Theile des Jahrgangs 1813 dieses Werkes.

terworfenen Völker. Der Hof der Aktien-Inhaber besteht immer noch, und genießt fortwährend das Recht, seine Direktoren zu wählen. Diese ihrerseits können nach wie vor die Aemter besetzen und die verschiedenen Verwaltungszweige unter Oberaufsicht der Lord-Kommissäre Indiens, leiten.

Durch diese neue Einrichtung hat die Gesellschaft nicht mehr den zweifelhaften Anstrich, welche ihr früher die Doppelrolle als Kaufmann und Souverän verlieh. Sie erhält jetzt einen bestimmteren Karakter. Man erblickt in ihr einen politischen Körper, beauftragt von der englischen Nation und ihrer Regierung, um die Zügel einer entfernten Autorität, die bis jetzt in Bezug auf Indien nur sie aus dem Grunde kennt, auch fernerhin zu lenken. Was sie an materiellem Vortheil eingebüßt, gewinnt sie an moralischer Achtung. Von tausend finanziellen Rücksichten und Vorurtheilen jetzt befreit, kann sie um so besser und thatkräftiger der Vollbringung des großen Zivilisirungswerkes sich überlassen, das sie so glücklich schon begonnen hat.

Uebrigens kann die neue Einrichtung für die wirklichen Vortheile der Gesellschaft nicht besonders nachtheilig sein. Die von ihr von der Ein- und Ausfuhr der Kaufmannswaren zu erhebenden Abgaben, die bedeutende Ersparung, welche die Auflösung ihrer Handelsmarine ihr gewähren muß, der Verkauf ihrer Schiffe und ihres ganzen Materials, das sehr bedeutend ist, werden sie hinlänglich für jeden etwaigen Nachtheil entschädigen, den die Einstellung ihres Alleinhandels veranlassen konnte. Ein großer Theil ihres Netto-Einkommens rührt von den direkten und indi-

rekten Abgaben her, welche sie von den unter ihrer Botmäßigkeit stehenden Völkern erhebt, und da dies Einkommen ihr gesichert bleibt, kann sie immer sehr zufrieden sein.

Obgleich ihre Verwaltung sehr kostspielig ist*), beläuft sich der Ueberschuß, den sie jährlich, nach Bestreitung aller Ausgaben (mit Einschluß der öffentlichen Schuld) bei Seite legen kann, dennoch auf 1,400,000 Pf. St. (16,800,000 fl. rh.). Selbst nach Bezahlung des den Aktien-Inhabern schuldigen Theilungs-Antheils, die man auf 8 Prozent berechnen kann, bleibt noch immer eine disponible Summe von 640,000 Pf. St. (7,680,000 fl. rh.) in Kasse. Es wird also der Gesellschaft ein Leichtes sein, mit Hilfe der Ersparnisse, welche ihre neue Stellung ihr zu machen vergönnt, von jetzt bis 1874 (dem vom Parlament bestimmten Zeitpunkte) den Betrag ihrer Schuld zu tilgen, und zugleich den jährlichen Theilungs-Antheil zu vermehren, den sie ihren Aktien-Inhabern zu entrichten hat.

Man hat im Allgemeinen in Europa ganz falsche Begriffe über Indien und sein Klima. Weil man von dort manchmal kränkliche Nababs zurückkommen sieht, die ihre Gesundheit durch Mißbräuche jeder Art

*) Das Minimum des Gehaltes eines Zivilbeamten beläuft sich auf 200 Pf. Sterl. (2400 fl. rh.) jährlich, und das Maximum auf 5000 Pf. St. (60,000 fl. rh.). Der jährliche Sold eines Infanterie-Obersten beträgt 1872 Pf. St. (22,464 fl. rh.), der eines Hauptmanns 516 Pf. St. (6192 fl.). Der zu Kalkutta residirende General-Statthalter bezieht jährlich 330,000 fl.; der von Madras 192,000 fl., und der von Bombay 168,000 fl. bestimmtes Einkommen, ohne die Nebeneinkünfte.

verdorben haben, die von der Sonne und den Winden des Wendekreises ausgetrocknet, olivenartig gefärbt worden, setzt man voraus, daß jenes Land dem europäischen Temperament nicht zusagt, und daß man dort überall einer glühenden Atmosphäre ausgesetzt ist.

Das ist ein großer Irrthum. In einer Region, die vom 7 bis zum 34 Grade nördlicher Breite sich erstreckt, die von vielen großen Flüssen und hohen Bergen durchschnitten wird, muß man nothwendigerweise eben so viele verschiedenartige Klimas als Becken finden. Während also in den Jungeln, zu Bombay, zu Kalkutta, ꝛc. die unglücklichen Einwohner der erstickenden Hitze wegen kaum Athem schöpfen können, hat man unter derselben Breite in einiger Entfernung die reine heilsame Luft des Hochlandes. In dem Distrikt Koimbatur, in denen von Karnate und Mysore, auf den Abhängen des Himaleh, wie auf den Gipfeln der blauen Berge, in den Nerbuddathälern, überhaupt an allen Flüssen erfreuet man sich einer Temperatur, die dem milden Klima Italiens, der südlichen Schweiz oder Andalusiens nahe kommt, so rein, so erfrischend, so köstlich ist dort die Luft.

Freilich ist man, wie schon gesagt, in einigen Theilen des Landes allen Mißbeständen der heissen Zone ausgesetzt. Aber dagegen werden sie auch durch eigenthümliche Umstände wieder ausgeglichen. Die Mussons aus Südwest*), die vom Mai bis zu Ende Oktobers dauern, veranlassen häufige, sehr starke Re-

*) Man sehe über diese merkwürdigen Winde, und die sie begleitenden Phänomene, den Aufsatz: „Malerische Züge der Physionomie Indiens," im zwölften Theile des Jahrgangs 1833 dieses Werkes.

gengüsse auf den westlichen Küsten, während die Mussons aus Nordost, die während des Jahres Ueberrest wehen, des östlichen Theiles Atmosphäre erfrischen.

Unter den großen Flüssen und ihren Wasserfällen sind nachstehende die bemerkenswerthesten: Indus, Ganges, Djumna, Dihilum, deren Lauf 400 bis 500 geographische Stunden lang ist, und welche Schiffe von der stärksten Tonnenlast zu tragen vermögen. Zwischen ihnen erstrecken sich die unermeßlichen Ebenen der Halbinsel diesseits dem Ganges, die zehnmal mehr Zucker hervorbringen können, als sämmtliche Antillen zusammengenommen. Auf des Bodens Oberfläche, oder in seinem Schoose, findet man alle zu den vorzüglichsten Gewerbszweigen erforderlichen Elemente und Urstoffe: Pferde, Elephanten, Dromedare, Groß- und Kleinvieh jeder Art; Steinkohlenlager, Bauholz, Zerealgewächse, Gewürze, Farbekräuter, mit einem Worte alle Erzeugnisse, von den allgemeinsten bis zu den seltensten und gesuchtesten, und was nicht geringeren Werth hat, Arbeiter, die, wenn gleich ein wenig träg, doch gelehrig und immer bereit sind, mit Rath und That denjenigen beizustehen, die neue Unternehmungen beginnen wollen.

In der Provinz Bengalen macht man regelmäßig jährlich zwei Erndten, und der Ertrag eines Jahres ist hinlänglich, um zwei Jahre über die ganze auf 25 Millionen Seelen sich belaufende Bevölkerung zu ernähren. Und dennoch ist bis jetzt kaum der achte Theil der Oberfläche bebauet. In der Provinz Bahar ist das Klima gesunder als in Bengalen, doch ist der Boden nicht so fruchtbar. Zwischen Alla-Abad, Bahar und Nepal sind die Auhdewälder mit Elephanten,

Rhinozeros, Tiegern und andern wilden Thieren angefüllt, während am Saume derselben unzählige Herden Rindvieh, Pferde und Schafe weiden, die von Hinduhirten gehütet werden.

Obgleich die Provinz Delhi weniger ausgezeichnet ist, als die vorgenannten, gibt es in ihr doch mehrere Thalgelände, wo man drei Reiserndten macht. Die Ebenen von Benares, die Distrikte von Patna und Malwa erzeugen jene ungeheure Menge Opium, die bei alledem kaum hinlänglich ist für den Verbrauch, den China von dieser Substanz macht. Widerstehen die Sandflächen von Adgemyr allen Anstrengungen der Kultur, so werfen dafür die Thäler von Bain, Ganga und Mehenedy überflüssige Erndten ab. In Malabar ist der Ertrag der Pfefferbäume, der von Kokosbäumen beschatteten Reisfelder, wie der dichten Teck- und Sandelholz-Waldungen so beträchtlich, daß man ihn selten ganz zu verwenden im Stande ist, und daß immer wieder ein großer Theil davon verdirbt.

Von solcher Beschaffenheit ist das Land, dessen Zutritt endlich den britischen Auswanderern freigegeben worden. Unter jedem Betrachte ist es den beiden Kanada, Neubraunschweig und selbst Neusüdwales vorzuziehen, um so mehr, wenn es, durch die neue Einrichtung der Dampfschiffahrt durch das mittelländische und rothe Meer, nur noch 45 Tagreisen von England entfernt sein wird. Man hat längst den früher gefaßten Plan aufgegeben, den Euphrat schiffbar zu machen, weil man dadurch nur Rußland einen bequemern Weg nach Indien gebahnt haben würde.

Der sicherste und leichteste Weg von England nach seinen ostindischen Besitzungen, ist der gewissermaßen

von der Natur vorgezeichnete über Aegypten. Die aus den britischen Häfen abgehenden Fahrzeuge werden Malta berühren, sich von da nach Alexandrien begeben, und sodann den von Mehemet Ali erbauten Kanal bis Kahira beschiffen. Hier müssen die Waaren ausgeladen und auf einer Eisenbahn nach Suez gebracht werden, von wo andere Schiffe nach Bombay und den übrigen großen Hafen Indiens abgehen werden. Die aus diesen letzten mitgebrachten Waaren sind ebenfalls auf der Eisenbahn nach Kahira zu schaffen, um daselbst auf die englischen Fahrzeuge geladen zu werden.*)

Doch nicht blos für Auswanderer und Gewerbtreibende wird der Verkehr mit Indien vortheilhaft sein, sondern auch, und am meisten, für den Handelsstand durch die neuen Beziehungen, welche er über kurz oder lang mit China, Tonkin, Kochinchina, der östlichen Tatarei, den Philippinen, ꝛc. anzuknüpfen im Stande sein wird. Durch europäische Kolonisten wird die Kultur des Zuckerrohrs, des Indigo, der Baumwolle, der Südfrüchte bald eine große Ausdehnung gewinnen. Alle diese Artikel werden dadurch im Preise sinken, weil sie in größeren Vorräthen vorhanden sein werden, und besonders Kaffe, Zucker, Thee, Gewürze jeder Art dürften in Kurzem wenigstens um die Hälfte billiger losgeschlagen werden, als

*) M. s. das Umständlichere über die Verbindung zwischen England und Indien, besonders über die Eisenbahn von Kahira bis Suez, und über die Beschiffung des rothen Meeres, in dem Artikel: „Schiffahrt zwischen England und Indien; die Eisenbahn durch die Landenge Suez," ꝛc. in den Mannigfaltigkeiten der verschiedenen Theile dieses Werkes.

bisher. Der alleinige Theehandel warf der ostindischen Gesellschaft einen Nettogewinn von mehr als einer Million Pf. Sterling (12 Millionen rhein. Gl.) ab. Wahr ist es freilich, daß die neuen Unternehmer nicht im Stande sein werden, den Betrag ihrer Vortheile nach demselben Maßstabe zu bestimmen, wie die Gesellschaft. Aber angenommen selbst, daß durch Konkurrenz eine große Verminderung eintritt, wird dennoch bald ein Mittelpreis sich feststellen, wonach der allgemeine Gewinn immer noch sehr beträchtlich bleiben dürfte.

Die von Indien nach China ausgeführte Menge Opium vermehrt sich von Jahr zu Jahr, aller strengen Verbote der Regierung des Reiches der Mitte ungeachtet. Mac Culloch schätzte sie nur auf anderthalb Millionen Pf. Sterling (18 Millionen rh. fl.) jährlich. Nach den von der Gesellschaft bekannt gemachten Angaben findet man, daß dieser Handelszweig seit 1827 sich mehr als verdoppelt hat. Die Menge der nach China ausgeführten Kisten Opium betrug:

von 1827	auf 28	9,535	u. ihr Werth	26,062,687 rh. fl.
" 1828	" 29	13,132	"	56,332,862 "
" 1829	" 30	14,000	"	30,142,887 "
" 1830	" 31	18,760	"	32,260,658 "
" 1831	" 32	14,223	"	28,753,960 "
" 1832	" 33	23,693	"	38,381,072 "

Jetzt, wo die ostindische Gesellschaft von allem Handels-Interesse frei ist, wo sie nicht mehr ihres Kredits Schwächung zu besorgen hat, wo ihre Maßregeln nicht mehr durch Kriege oder entfernte Expeditionen gehemmt werden, wird sie jetzt sorgsamer jenen Ehrgeiz, jene Eroberungssucht zu zähmen sich

bemühen, als früher, wo sie oft nothgedrungen das Schwert ziehen mußte, um ganze Kaiserthümer, Königreiche und Staaten jeder Art, wie von jeder Größe sich zu unterwerfen? Wird sie mit weniger Wohlbehagen auf die kriegerischen Reden ihrer Generale hören, die unaufhörlich neue Feldzugspläne entwerfen, und versichern, daß man mit 30,000 Mann das ganze noch übrige Asien erobern könne? Die Handelsagenten, welche die britische Regierung nach den verschiedenen wichtigen Handelsorten auf den Küsten China's absenden will, werden sie mit eben so viel Langmuth, als die Beauftragten der Gesellschaft, die von den Hongs oder Mandarinen der englischen Flagge zugefügten Beschimpfungen ertragen? *) Man darf es nicht voraussetzen, obschon unter diesen Bedingungen allein der europäische Verkehr in dortiger Gegend gedeihliche Fortschritte zu machen im Stande sein dürfte.

Anderseits wird Rußland, das von jeher eifersüchtig gewesen über die von Großbritannien in dem südlichen Theile Asiens gewonnene Ueberlegenheit, nicht ohne Mißfallen dort einen neuen mächtigen Staat sich ausbilden sehen, der durch Verträge, oder mit Gewalt, in kurzem Persien, Kabul, die unabhängige Tatarei und andere Länder sich zuwenden könnte. Wird nun das Kabinet von Petersburg, das,

*) M. s. über die Unternehmungen der britischen Politik und des englisch-ostindischen Handelsgeistes, in Bezug auf China, die Artikel: „Szenen aus dem Leben der Briten und Chinesen in Kanton," im ersten und zweiten Theile, und den: „Reise längs den Küsten China's, ꝛc., im eilften und zwölften Theile des Jahrgangs 1833 dieses Werkes.

allein von allen europäischen Mächten, eine Gesandschaft in China's Hauptstadt hat, nicht den alten Haß, das alte Mißtrauen der Chinesen gegen England wieder wecken, um dem Ehrgeize der Gesellschaft auf dieser Seite Schach zu bieten? Wird es nicht durch geheime Agenten die Regierungen von Birma, Turkestan, Kabul und Khokan gegen sie aufregen? — Was würde alsdann aus der Gesellschaft werden, wenn sie zu gleicher Zeit auf ihren östlichen und nördlichen Grenzen sich angegriffen sähe, während eine russische Armee am Oxus in Schlachtordnung sich aufstellte? Ihre Lage ist, wie man sieht, schwierig genug, und nur mit großer Umsicht und Behutsamkeit kann es ihr gelingen, in Uebereinstimmung mit der englischen Regierung, die sie umringenden zahlreichen Anstöße zu vermeiden.

Stellen wir schließlich eine Uebersicht auf von dem statistischen, finanziellen und kommerziellen Zustande Indiens, nach den neuesten und glaubwürdigsten Angaben.

Länder.	Oberfl. in engl. Gev.Ml.	Bevölkerung.		Armee.		Jährliches Einkommen Pf. St.	Werth des Eigenthums. Pf. St.
		britische	eingeborne.	Briten.	Eingeb.		
Bengalen	150,000	26,000	40,000,000			130,000,000	1,000,000,000
Agra	89,000	5,000	32,000,000			100,000,000	500,000,000
Engl.Besitz. jenseits des Ganges	50,000	500	1,000,000	16,000	10,000	1,500,000	20,000,000
Madras	142,000	16,000	14,000,000	13,000	58,000	48,000,000	200,000,000
Bombay	64,938	10,000	8,000,000	8,000	33,000	25,000,000	150,000,000
Zeylon *)	24,664	8,000	960,000	1,800	2,000	1,000,000	50,000,000
Penang	160	500	60,000			60,000	5,000,000
Malakka	800	300	34,000	70	500	45,000	6,000,000
Singapure	330	200	22,000			100,000	2,000,000
zusammen:	521,892	66,500	96,076,000	38,870	196,500	305,705,000	1,933,000,000

*) Zeylon gehört nicht zu den Besitzungen der Gesellschaft, sondern hängt unmittelbar ab von der Krone.

Das öffentliche Gesammt-Einkommen von allen vorstehenden Ländern beläuft sich jährlich auf 18,451,251 Pf. Sterl. (221,415,012 fl. rh.). Die jährlichen Ausgaben betragen 17,310,655 Pf. St. (207,727,860 fl. rh.). Es bleibt demnach ein reiner Ueberschuß von 1,140,596 Pf. St. (13,687,152 fl. rh.). Der Werth aller Einfuhr in denselben Ländern stieg 1833 bis auf 6,205,382 Pf. Sterl. (74,464,584 fl. rh.), und jener der Ausfuhr auf 7,069,000 Pf. St. (84,828,000 fl. rh.)

Das Budget der Landarmee und der Kriegsflotte im Dienste der ostindischen Gesellschaft beträgt jährlich 10,700,000 Pf. St. (128,400,000 fl. rh.). Die Seemacht, welche ausschließlich zur Präsidentschaft Bombay gehört, besteht aus einer Fregatte, 6 Bricks von 18 Kanonen, 6 Korvetten von 10 Kanonen, 2 Dampfschiffen, und mehrern kleineren Fahrzeugen zur Küstenbewachung. Das Personal besteht aus 12 Kapitänen, 14 Kommandanten, 46 Lieutenants, 71 Kadetten und 500 Matrosen. Dies Geschwader hat der Gesellschaft, während den verschiedenen Kriegen, große Dienste geleistet. Auch jetzt ist es noch sehr nützlich, weil es unaufhörlich Jagd macht auf die vielen Seeräuber im indischen Meere und an den Küsten China's. Ein Theil desselben ist bestimmt, die den bengalischen Meerbusen betretenden Kauffahrtheischiffe zu leiten, weil in demselben vom April bis zum Oktober die Schiffahrt sehr gefährlich ist.

Nach der vom Parlament ertheilten neuen Charte soll die Präsidentschaft Bengalen, welche bisher ganz von dem General-Statthalter verwaltet worden, ihrer zu großen Ausdehnung wegen in zwei Theile geschie-

den werden, in den des Fort William, oder Bengalen, und in den von Agra, oder den Ländereien im Innern.

Das Osterfest in Rom gegen Mitte des 17 Jahrhunderts.

Hans Joachim Eichhorn, ein Pfälzer, Kapellan bei St. Maria del Anima, beschreibt gar treuherzig in seiner christlichen Romfahrt kirchliche Memorabilien. Wir heben davon als Muster die Feierlichkeit aus zu S. Jacomo in Navona.

„Zu St. Jakob auf dem Platz Navona ist ein Hospital und fürtreffenliche Kirch der hispanischen Nation. Alda ein Compagnia oder Brüderschaft, welche jährlich in der hl. Osternacht in und ausserhalb der Kirchen die frölich Auferstehung unseres Herren repräsentieren thut, mit einem so wunderbarlichen Spektakel, das niemand genugsam darvon weder sagen noch schreiben kann. Es werden ringsweis auf dem Platz herum Schranken gemacht, darauf oben etlich tausend Lichter brennen. Ingleichen ein Altar, oder hl. Grab, so von Lichtern ganz feurig scheint. Mehr werden aufgerichtet drei gewaltige Thürme, oder gleichsamb Schlösser; daraus ein ganze Glockenstund lauter feurige Schlangen und Traken Kreuzweis über den Platz schießen, mit praßlen und knalzen, daß es einen erschrökt. So kommt denn die Prozession aus der Kirchen heraus mit 1000 brennenden Tortschen, ganz ehrwürdig und erschrokenlich anzusehen. Das H. Sacrament wird auf einem Triumphwagen, so mit brennenden Lämplein ganz behangen

auf dem Platz herumgeführt. Die Musica erschallet lieblich in die vier Chör, und so nun die Prozession wiederum in die Kirchen kommt, fangen die spanische Musquetierer oben auf dem Tempel an zu schießen. Bald kommen die Traken (Drachen) und Schlangen aber herfür und schießen auf den armen Judas, der von lauter Nagetlein gemacht an einem Baum hanget und jämmerlich verbrennet wird. Hierauf laßt man das groß Geschütz in der Engelburg ab, so gewaltiklich, daß die ganze Stadt Rom erzittern thut. Wolan, welcher Mensch erzählter Prozession mit Andacht beiwohnet, erlangt vollkomnen Ablaß!"

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Vor den Assisen des Niederrheinischen Departements, in Straßburg, erschienen am 20 März d. J. die Herren Liechtenberger, Advokat, Börsch, Redaktor des Niederrheinischen Kuriers (einer sechsmal wöchentlich erscheinenden politischen Zeitung in deutscher und französischer Sprache), und Silbermann, Eigenthümer und Buchdrucker dieses Journals. Die drei Genannten waren angeklagt, der erste als Verfasser einer Flugschrift, betitelt: „Statuts et motifs d'une association contre l'impôt sur les boissons et sur le sel"*), worin angeblich zum Nichtgehorsam gegen das Gesetz, wie zum Haß und zur Verachtung der Regierung aufgemuntert worden; der zweite als Mitschuldiger dieser Bekanntmachung, von

*) Statuten und Beweggründe einer Verbündung gegen die Abgaben auf Getränke und Salz. Straßburg 1833. bei Gustav Silbermann.

welcher er im Kurrier mehrere Auszüge gegeben; endlich der dritte als Drucker der Flugschrift und der Zeitung.

Auf die von dem Präsidenten Golbéry, Rath am königlichen Gerichtshofe in Kolmar, an die Angeklagten gerichteten Fragen, erklärte Liechtenberger 44 Jahr, Börsch 23 Jahr, und Silbermann 33 Jahr alt, und alle drei in Straßburg wohnhaft zu sein. Nach Ablesung der vorgedachten Flugschrift durch den Gerichtsschreiber, nahm der königliche Prokurator Gérard das Wort.

Von allgemeinen Betrachtungen über öffentliche Ordnung und Ruhe, die vorzüglich durch seinsollende republikanische Deklamationen gestört werden, wozu übertriebene, unzweckmäßige Forderungen, heftige Beschuldigungen der regierenden Macht, und Klagen über Nichtvollstreckung geleisteter Versprechen sich gesellen, ging der Redner zu Beweisführungen über, daß die im Juli 1830 geleisteten Versprechen allein in der Staatsurkunde, und in den von dem Artikel 69 derselben angedeuteten Gesetzen, welche seither fast alle gegeben worden, enthalten seien. Eine zweite Ursach der jetzt so häufigen Ordnungs-Störungen bietet sich ihm in den Verbündungen dar, die auf allen Seiten thätlichen Widerstand organisiren, und offen zum Umsturz der Regierung antreiben.

In den inkriminirten Stellen findet der königliche Prokurator das Dasein des oben angedeuteten Doppelvergehens. Er hält dafür, daß der Verfasser der Flugschrift beider Vergehen sich schuldig gemacht, und daß der Redaktor des Kurriers durch Bekanntmachung einzelner Stellen dieser Flugschrift in seinem Blatte,

wie durch eifriges Anpreiſen des Ganzen, der Mitſchuld ſich unterzogen, folglich ebenfalls ſtrafbar ſei. In Betreff des Buchdruckers ſchienen ihm nicht hinlänglich triftige Gründe vorhanden, um ſeine Mitwirkung oder Mitſchuld einer gleichen ſtrengen Würdigung zu unterziehen.

Die große Mäßigung, welche vorherrſchend war in dieſem Requiſitorium, machte einen um ſo tieferen Eindruck, da in der Sache überflüſſiger Stoff zu herben Rekriminationen enthalten zu ſein ſchien. In ſeiner Vertheidigungsrede äuſſerte ſich der Advokat Liechtenberger unter andern folgendermaßen:

„Getränk- und Salzſteuer ſind ungerechte Abgaben, nicht nur, weil ſie auf eine unverhältnißmäßige Weiſe die alltäglichſten Verbrauchsartikel treffen, ſondern auch, weil ſie vorzüglich den unteren, den ärmeren Volksklaſſen zur Laſt fallen. Weſſen beſchuldigt man uns? Der Aufwiegelung zum Ungehorſam gegen die Geſetze. Welches Geſetz aber haben wir anzugreifen die Kühnheit? O, beruhigen wir uns. Mein angebliches Verbrechen beſteht allein darin, die Beſeitigung der Abgaben-Geſetze, Getränke und Salz betreffend, zu veranlaſſen.

„Unterſuchen wir. Die meiſten Land- und Induſtrie-Erzeugniſſe, vorzüglich die, welche keinen andern Nutzen haben, als die Bedürfniſſe des Luxus, die Neigungen der Opulenz zu befriedigen, dem reichen Müßigang zum Zeitvertreib zu dienen, ſind abgabenfrei. Die Getränke dagegen, welche dem Volke nothwendig ſind, bezahlen, obgleich der Boden, der ſie erzeugt, ſchon die Grundſteuer entrichtet, obgleich die ſie bereitende Gewerbthätigkeit ſchon ihr

Patent bezahlt, dennoch eine ungeheure Abgabe, die bald der Hälfte, bald dem ganzen, dem doppelten ja sogar dem dreifachen Werthe ihres Handelspreises gleichkommt.

Hinsichts des Salzes ist die bestehende Ungerechtigkeit noch auffallender. Die Besteuerung verzehnfacht seinen Preis, und der Fiskus findet hier einen würdigen Beistand in einem andern Unheil unserer monarchischen Gesellschaft, in dem Monopol. Der Salzreichthum, den Frankreich besitzt, ist so groß, daß man Salz zum niedrigsten Preise sollte kaufen können. Die Nachbarländer, die nicht, wie Frankreich, die Hilfsquelle einer ungeheuern Küsten-Entwickelung haben, wo die Salzbereitung möglich ist, die nicht so reicher Steinsalz-Minen sich erfreuen, wie wir, verkaufen dem Volke diese nothwendige Substanz das Pfund zu 2 Sous (2 4/5 Kr. rhein.), während wir 5 Sous (7 Kr.) dafür bezahlen müssen.

„Und diese große Verschiedenheit rührt nicht etwa daher, weil unsere Salzwerke weniger abträglich sind, als die im Auslande. Im Gegentheil, unsere Alleinhändler verkaufen ihm noch Salz. Die Gesellschaft von Dieuze überläßt jährlich an Preussen 30,000 metrische Zentner, zu 5 ½ Franken (2 Flor. 34 Kr. rhein.) den Zentner, während wir 15 Franken (7 fl. rh.) dafür bezahlen müssen. Erst seit Eröffnung des Kanals zwischen Rhein und Rhone hat dieselbe Gesellschaft mehr als 50,000 Zentner Salz nach der Schweiz geschickt. Wir haben selbst die Gewißheit, daß vor Kurzem ein Vertrag abgeschlossen worden zwischen dieser Gesellschaft und der Stadt Basel, eine

jährliche Lieferung von 124,000 Zentner Salz betreffend.

„Und um welchen Preis wird das Salz erlassen. Sie können es beurtheilen, wenn Sie erfahren, daß der Versendungskosten und des Vortheils beim Wiederverkauf ungeachtet, in der Schweiz das Pfund Salz nicht über 2 Sous zu stehen kommt. Das Monopol verbündet sich solchergestalt mit der Abgabe, überläßt dem Auslande einen Gegenstand erster Nothwendigkeit zu dem niedrigsten Preise, während unsere Landwirthe, unsere armen Familien ihn entbehren müssen, um nicht so schmähliche Spekulationen, so abscheuliche Berechnungen zu verhindern.

„In Uebereinstimmung mit der Regierung, die immer Beschränkungen mit ihren Zugestehungen verbindet, wird die der Gesellschaft von Dieuze zustehende Mine nur sehr unvollkommen ausgebeutet. Sie will, und die Regierung will mit ihr, daß der Salzpreis übertrieben bleibe. Zu welchem Zwecke begreift man nicht. Denn es ist augenscheinlich daß, wenn man Konkurrenz zugestände, wenn eine größere Salzmenge, als bisher, in den Handel geworfen würde, wenn, statt übertrieben zu sein, statt zehnmal den Werth des Urstoffes und der Zubereitung zu vertreten, die Abgabe billig wäre, der Verbrauch in einem unzuberechnenden Verhältnisse zunehmen, und der Schatz eher dabei gewinnen als verlieren würde.

„Solches sind die unaufhörlichen Vorstellungen erfahrungsreicher Staatswirthe, aller unterrichteten und rechtschaffenen Männer, die längst bewiesen haben, wie schwer diese Abgabe auf dem Volke lastet. Aber die Regierung bleibt dagegen taub. Sie will, daß

das Volk arm bleibe, und daß die Gesellschaften große Vortheile gewinnen. Durch Beibehaltung der Abgabe und des Alleinhandels, wie durch Zögerung in der Zubereitung, erhält sie den hohen Preis, schafft sie Noth mitten im Ueberfluß, ahmt sie jene holländischen Kaufleute nach, die um den Alleinhandel mit den Gewürzen Indiens zu bewahren, bei zu fruchtbaren Erndten einen Theil des Ertrags verbrannten, um sich den Preis auf den europäischen Märkten nicht zu verderben. Bei alledem spekulirten sie nur auf des Reichen erkünstelte Bedürfnisse, während unsere Regierung die des Armen auszubeuten sich bemühet....

„Getränk- und Salzsteuer, wie die dadurch veranlaßte unverhältnißmäßige Preis-Erhöhung dieser nothwendigen Artikel, tragen ausserordentlich zu des Volkes Entsittlichung bei. Sie gewöhnen, sie zwingen es sogar das Gesetz zu umgehen, es zu übertreten. Was ist mehr im Stande, Treu und Glauben, wie jede Rechtschaffenheit zu vernichten, welche die Garantien aller bürgerlichen Verträge, die Seele des Handels sein sollen? Zu welchen Abscheulichkeiten gibt das nicht Veranlassung?

„Hier der Beamte, meineidig und pflichtvergessen, sein Stillschweigen verkaufend, den Staatsbetrug, den er verhindern soll, beschützend, Rath und Beistand darbietend, oft zum Schleichhandel antreibend, um desselben Vortheile auszubeuten. Dort ein anderer Beamter, der sich hinter Dienstboten oder Kinder des Steuerpflichtigen steckt, sie durch goldene Versprechen zu verführen sich bemühet, um Andeutungen über den Verkehr ihrer Herrschaften oder Eltern zu erhalten. Anderseits ein Nachbar, ein politischer

oder anderer Feind, der sich durch Angeben rächt. Hier Dienstboten, die als nothwendige Vertrauten ihrer Herrschaft, unterrichtet von dem Betrag der Summen, womit der Schleichhandel sie bereichert, sich einbilden, daß ein Theil des Gewinnstes ihnen gehört, und daß, wenn sie diesen Antheil auf die eine oder die andere Weise durch Diebstahl und Betrug sich zueignen, sie nichts Unrechtes begehen, sondern nur nehmen, was ihnen zukommt, die jenen Gesetze vorschreiben, sich mit Unverschämtheit gegen sie betragen, und bei jeder Gelegenheit sie zu verrathen bedrohen *).

„Und wenn diese so verhängnißvollen, so herabwürdigenden Abgaben den Schatz wenigstens bereicherten. Aber dem ist nicht also. Der Fiskus selbst erklärt, daß er von der Getränk- und Salzsteuer nur 66 Millionen Franken (30,800,000 rhein. Gulden) bezieht, zu deren Eintreibung er zahlreiche Generalstäbe und ein Heer von 7000 Beamten braucht, die ihm 21 Millionen Fr. (9,800,000 fl.), folglich ein Drittel der Brutto-Einnahme kosten, so daß die dem Schatz zu Gute kommende Summe nicht 45 Millionen Fr. (21 Millionen fl.) übersteigt. Bemerken muß man auch, daß der Schleichhandel ungefähr die 4/5 der steuerfähigen Gegenstände der Abgabe entzieht, wonach das Volk auch noch ihm jährlich vielleicht 240 Millionen Fr. (112 Millionen fl.) zu entrichten hat. Man ersieht daraus, daß eine von den Verbrauchern bezahlte Abgabenlast von 300 Millionen Fr.

*) Diese traurige Schilderung ist in Bezug auf das Elsaß, besonders auf die Stadt Straßburg, nur zu wahr.

(140 Millionen fl.) dem Staate nur 45 Millionen Fr. gewährt.

„Diese Umstände sind allgemein bekannt, und die in Rede gestellten Berechnungen werden von Niemand bestritten. Der Finanzminister selbst sagte am 29. April 1833 in der Deputirtenkammer: daß die Vortheile der Abgabe nicht im Verhältniß stehen mit den Lasten, welche dadurch dem Lande aufgebürdet werden. — Aber weiß man, welche Folgerung er diesem Geständniß entnimmt? Man vermuthet vielleicht, daß er, der Vernunft gemäß, darauf angetragen, die Abgabe zu unterdrücken, oder wenigstens sie zu vermindern, um solchergestalt den Verbrauch zu vermehren, den Schleichhandel zu beseitigen, nebst alle den Mißbeständen, die er nach sich zieht. Keineswegs, ein Minister räsonnirt ganz anders. „Die Eintreibungskosten sind ungeheuer," sagt er. „Sie sind ausser allem Verhältniß mit dem Gesammtertrag. Das ist ein wahrer Skandal. Helfen wir dem ab, und — erhöhen wir die Abgabe!"....

Ueber den Anklagepunkt der Aufregung zum Haß und zur Verachtung der Regierung, sagte der Redner:

„Was zum Haß und zur Verachtung der regierenden Macht aufwiegelt, ist der Moniteur, der zeitweis, und mit zur Verzweiflung treibender Gleichförmigkeit, uns seine Büdgets von 1300 Millionen Franken (606,400,000 fl.) ankündigt, wo dieselben zermalmenden Abgaben das Kapitel der Mittel und Wege bilden, wo dieselbe Verschleuderung die Ausgaben bestimmt; ist das in Blut gebadete Polen, das vergebens seine Arme gegen Frankreich, seinen Schuldner, ausstreckt, dem dies glorreiche Land so lange Gut und

Blut zum Opfer dargebracht; es sind die Nationalfarben, die Fahne der Revolution und der Freiheit, zu Ankona schmählich in ein Futeral gesperrt, um nicht die Reizbarkeit der päbstlichen Soldaten zu verletzen; es ist der nach dem Siege in Anwendung gebrachte Belagerungs-Zustand; es sind die für die Magdalena von Blaye (die Herzogin von Berri) wieder erneuerten Verhaftsbriefe; jene einer freien Kunst auferlegten Angebungsgesetze, welche die unumschränkte Gewalt selbst aus Schamgefühl in Verfall hatte gerathen lassen; es ist jener goldene Schlüssel, das verruchteste was es gibt, Bestechung, als Regierungsmittel mit empörendem Zynismus in Vorschlag gebracht; es ist jene abscheuliche, schamlose Polizei, die Eure Geheimnisse erschleicht, indem sie an Euern Tisch sich setzt, um einen Augenblick nachher dem Knittel der Todschläger Euch zu überantworten."

Eine der inkriminirten Stellen der Flugschrift von Liechtenberger, war nachstehende:

„Die Julirevolution hat alle ihre Versprechen Lügen gestraft. Sie hat nicht eine der rechtmäßigen Hoffnungen in Erfüllung gebracht, welche man auf sie begründet. Eine mehr als dreijährige Erfahrung hat bewiesen das Uebelwollen Derjenigen, von denen diese Verbesserungen ausgehen sollten. Gesetzliche und ausser-gesetzliche Fingerzeige von allen Punkten Frankreichs, der Presse tägliche Vorstellungen, alles ist vergebens gewesen. Die alte Regierungsweise hat die Oberhand behalten. Alles wird vergebens bleiben, weil dies System bequem scheint, vorzüglich aber, weil es einträglich ist für die Verwaltenden, oder

für die, welche an des Landes Verwaltung Theil nehmen."

In juridischer Erörterung bemühete sich der Redner darzuthun, daß in dieser Stelle nichts enthalten sei, was sich nicht auf eine augenscheinliche Weise als Wahrheit beurkunden lasse. Ihm, oder der Geschichte, deshalb den Prozeß zu machen, sei ein und dasselbe. Denn leider müsse man gestehen, daß fast keine der Hoffnungen, welche auf die Staats-Umwälzung von 1830 sich begründeten, in Erfüllung gegangen seien.

„Eine ungeheure Abgaben-Vermehrung und ein anderes Brustbild auf unserm Gelde, sind das die Juli-Versprechen, sind das die davon erwarteten Folgen? Diese Revolution, sollte sie nicht das Zeichen der Emanzipation und der Fortschritte sein? Ohne Zweifel, entgegnete man; die Regierung geht ja. Freilich geht sie; aber rückwärts, und wie ein geistreicher Mann, ein tiefer Beobachter sagte: man würde die Regierung verläumden, wollte man behaupten, sie ahme die Restauration nach, weil sie dieselbe schon übertroffen hat....

„In Folge nicht blos der Unthätigkeit, sondern vielmehr des Uebelwollens der regierenden Macht, haben Publizisten, Schriftsteller, Patrioten Hand an's Werk gelegt. Ihre Absicht war, das Volk aufzuklären, es vertraut zu machen mit den Theorien, den Lehrsätzen, wovon sein Glück, seine künftige Emanzipation abhängen. Doch nun sind die Männer des Statu quo aufgetreten. Fort mit den Grundsätzen, haben sie gesagt. Laßt fahren Eure Metaphysik und

Eure Utopien. Gelangt zur Praxis, zur Wirklichkeit, zu den materiellen Interessen. Dadurch, daß man dem Volke predigt, es habe Rechte, die es fordern könne, verdirbt man es. Ihr seid Revolutions-Urheber, Anarchisten. Und darüber schrie man Verwünschung gegen die Republikaner. Edelmüthiger als jene, antworteten die Republikaner: Verwünschung nicht über Personen, sondern gegen Mißbräuche. Unglücklicherweise, ohne es zu wissen, vorzüglich ohne es zu wollen, hat ihr Schrei eben so feindselig geschienen, als es in der That der ihrer Gegner war. Denn Mißbräuche erzeuge hohe Besoldungen ꝛc...

„Sehen wir, was Frankreich unter den Händen der regierenden Macht geworden. 160,000 Individuen, auf beinahe 8 Millionen thätiger Bürger, geniessen allein politischer Rechte. Es ergibt sich daraus, daß die Gesetze zum Vortheil Einiger, und zum Nachtheil der überwiegenden Mehrheit gemacht werden. Einige tausend Personen beuten aus, und der Ueberrest der Masse wird ausgebeutet.

„Die arbeitenden Stände, selbst wenn man nicht absichtlich sie aufopfern möchte, sind es immer in der That, obgleich sie Stärke und Reichthum der Nation ausmachen. Sie schaffen die Erzeugnisse, ohne sie benutzen zu können. Sie bevölkern die Werkstätten, wo unsere Stoffe verfertigt werden, und sind übel gekleidet; sie benässen mit ihrem Schweiße die Furchen unserer Felder, und sind schlecht genährt: demungeachtet eilen sie zur Grenze, wenn das Vaterland bedrohet ist, und neben allen Abgaben, welche sie erdrücken, zahlen sie allein auch die Blutsteuer,

indem sie Krieger darbieten, die für das Land streiten und fallen.“...

Die übrigen in der Anklage bemerkten Stellen enthalten nichts Politisches. Es sind Theorien gesellschaftlicher Oekonomie, Beschwerden über des Fiskus Forderungen, über die zu große Abgabenlast, über die Beschaffenheit der Steuern, und ihre üble Vertheilung. Der Angeklagte trat über alle diese Gegenstände in Erwägungen ein, die viel zu weitschweifig sind, als daß wir ihm darin folgen könnten. Man findet sie umständlich entwickelt in dem „Proces de l'association du Bas-Rhin contre l'impot sur les boissons et sur le sel *).“ Der Redner schloß mit den Worten:

„Ja, meine Herren, solches ist meine Ueberzeugung, meine Hoffnung, meine Religion, mein Glaube: der Monarchie, ihren Ausnahms-Gesetzen, ihrer Polizei und ihren Todschlägern zum Trotz, wird das große Volk bald frei sein. Die von ihm zu begründende Freiheit, ohne alle Exzessen, obgleich ohne Erbarmen gegen die Mißbräuche, wird dauerhaft sein. Denn sie wird sich begründen auf Gerechtigkeit, sie wird sich schirmen durch den Vortheil Aller, durch der Bürger Tapferkeit, und durch die Gleichstimmung aller zivilisirten Nationen.“

In ihren Vertheidigungsreden stellten Börsch und Silbermann ein politisches Glaubensbekenntniß auf, wodurch sie als Freunde gesellschaftlicher Fortschritte sich darzustellen bemüheten. Der drei Angeklagten

*) Prozeß der niederrheinischen Verbündung gegen die Getränk- und Salzsteuer. Flugschrift von 100 Seiten in 12. Straßburg 1834, bei G. Silbermann.

Advokat, Martin, gab eine Hauptübersicht von des gegen seine Klienten anhängig gemachten Prozesses eigentlicher Tendenz, stellte sodann die gerichtlichen Vertheidigungsmittel, behufs der inkriminirten Stellen der obenerwähnten Flugschrift, und des angeblichen Gesammt-Vergehens der Herren Liechtenberger, Börsch und Silbermann in Rede, und schloß mit der Folgerung, daß seines Erachtens in dem Allem keinerlei Vergehen enthalten sei, weshalb er auf der Angeklagten Nichtschuldig-Erklärung antrug.

Nach des königlichen Prokurators Erwiederung, und dem Gesammt-Ueberblick des Rechtshandels, von Seiten des Präsidenten, wurden den Geschwornen zur Beantwortung sechs Fragen vorgelegt, wovon immer zwei auf jeden Angeklagten sich bezogen. Nach halbstündiger Berathung antworteten die Geschwornen auf alle ihnen gestellte Fragen „nein", wonach die Angeklagten freigesprochen wurden.

Ein wohlhabender Landwirth und Kurzwaaren-Händler, Namens Crüchet, wohnhaft zu Blarü, im Seine- und Oise-Departement, erfreuete sich der vollkommensten Gesundheit, als er am 12. Juni 1833, um 9 Uhr Abends, eine von seiner Frau zubereitete Sauerrampfer-Suppe aß. Gegen Mitternacht von heftigen Leibschmerzen und Erbrechen befallen, verspürte er zugleich ein gewaltiges Brennen und Nagen in der Brust, mit einem Worte alle Anzeichen der Vergiftung. Seine Frau behauptete, er leide blos an einer Unverdaulichkeit, und zeigte sich überhaupt sehr untheilnehmend bei ihres Gatten Leiden. Erst am zweiten Tage lies sie einen Arzt rufen. Dieser

konnte nur die letzten Zuckungen des Kranken beobachten, der unter den fürchterlichsten Schmerzen verschied. Der Leichnam wurde geöffnet, und aus der chemischen Untersuchung ergab sich, daß Crüchet's Tod durch eine ihm beigebrachte starke Dosis Arsenik veranlaßt worden. Man fand diese Substanz im Magen, der dadurch, wie Herz und Eingeweide, gänzlich zerrüttet worden.

Man erfuhr bald, daß Crüchet's Frau von sehr jähzornigem Karakter sei, daß sie ihren Mann, mit dem sie seit 16 Jahren verheirathet war, sehr haßte, daß sie oft mit ihm sich zankte, ihn mißhandelte, und von ihm gemißhandelt wurde, wonach sie auf jede ihr zu Gebote stehende Weise sich zu rächen bemühet war.

So hatte sie eines Tages Feuer an ihr eigenes Haus gelegt, um es nieder zu brennen. Ein anderes Mal hatte sie ihrem Mann einen Messerstich versetzt, später ihn mit einer Sichel überfallen, und mit Steinen geworfen. Seit etwa sechs Monaten waren diese traurigen Zwistigkeiten ärger als je geworden. Den 10. Juni gedieh die eheliche Krisis so weit, daß die Frau, in den Paroxismen einer nicht mehr menschlichen Wuth, ihre Absicht verrathend, schrie: „Ich will diesem Zustande vor Ende der Woche eine bestimmte Entscheidung geben, es koste was es wolle.“ Endlich an dem Tage, wo Crüchet vergiftet wurde, hatte er sich mit seiner Xantippe, ihres Liebhabers, des Schulmeisters Hourdon wegen, über den er, der öffentlichen Meinung nach, nicht mit Unrecht eifersüchtig war, heftig gezankt.

Des auf sie lastenden Verdachtes wegen, erschien

die Wittwe Crüchet vor den Assisen in Versailles. Vierzig Jahr alt, mit braunen, lebhaften Augen, und einem ausserordentlich blassen Gesicht, bemerkte man sonst nichts Auffallendes an ihr. Kleidung, Sprache und Benehmen sind die einer wohlhabenden Frau vom Lande. Sie versichert, immer sehr gut mit ihrem Mann gelebt zu haben, der keinen andern Fehler hatte, als daß er eifersüchtig war. Ihrer Behauptung nach habe sie gleich als ihr Mann sich über Leibschmerzen beklagt, den Pfarrer von Villeneuve holen lassen, weil dieser sich mit Arzneikunde abgebe, und den Ruf eines großen Gelehrten habe. Der Geistliche habe sich begnügt, dem Kranken den Puls zu befühlen, und zu sagen, es sei nichts; er leide blos an einer Unverdaulichkeit.

Dieser Umstand veranlaßte eine der auffallendsten Szenen, welche je vor Gericht sich ereignet haben mögen. Während mehrere Zeugen übereinstimmend aussagten, daß der vorgenannte Pfarrer wirklich am 13. Juni Abends in dem Hause der Angeklagten gewesen, vermaß sich jener hoch und theuer, daß er die Crüchet an dem bezeichneten Tage nicht gesehen, und daß sie weder zu ihm gekommen sei, noch er zu ihr sich begeben habe.

„Ich werde nicht lügen," sagte er mit starker Stimme, „weder um diese Frau in's Verderben zu stürzen, noch um sie zu retten. Ich schwöre hier vor Gott, ich kenne sie nicht. Ich bin nicht zu ihr gegangen, und habe ihren Mann nicht gesehen. Erst nach seinem Tode habe ich erfahren, daß er krank gewesen."

Der Präsident (Lefebvre) lies alle Zeugen noch-

mals hereinrufen. Dem Pfarrer gegenüber wiederholten sie, daß er wirklich am 13. Juni in Crüchets Hause gewesen, daß der Verstorbene selbst vor seinem Ende mehrmals über diesen Besuch gesprochen, und daß sie ihrer Sache vollkommen sicher und gewiß seien. Der Küster von Villeneuve sagte:

„Ich befand mich am 13. Juni mit dem Herrn Pfarrer in der Kirche, als die Frau Crüchet kam, und in meiner Gegenwart ihn ersuchte, zu ihrem Mann sich zu begeben, der sehr krank sei. Der Herr Pfarrer versprach, sobald sein kirchliches Geschäft beendet sei, ihr zu folgen. Bald nach 5 Uhr Abends begab er sich wirklich nach Blarü.

Frau Hüet. Am Donnerstag (13. Juni) Abends ging ich zu Crüchet, um zu wissen, wie er sich befinde. Seine Frau ersuchte mich, nach Villeneuve zum Pfarrer zu gehen, bei dem sie schon gewesen, und ihn zu bitten, recht schnell zu kommen. Bei meiner Ankunft verlies er grade die Kirche. Wir gingen unverweilt zu Crüchet. Er fühlte dem Kranken den Puls, verordnete Thee und ein Klystier, und fügte hinzu, das Uebel werde sich bald heben, weil es nur von einer Unverdaulichkeit herrühre.

Jaquin. Den 13. Juni Abends habe ich den Pfarrer von Villeneuve begegnet, der sich in Gesellschaft der Frau Hüet zu Crüchet begab. Ich begleitete ihn, und blieb so lange in des Kranken Zimmer, als er selbst. Ich hatte mich an's Kamin gestützt, und sah was vorging. Wir gingen sodann ins Kaffeehaus, wo er mit mir eine Tasse Kaffe und eine Flasche Wein trank, die ich bezahlt habe.

Präsident, zum Pfarrer: Was haben Sie dagegen zu sagen?

Pfarrer. Alle diese Zeugen lügen. Ich kenne die Wittwe Crüchet nicht, und habe ihren Mann nie gesehen.

Jaquin, mit Unwillen: Was, Herr Pfarrer, Sie scheuen sich nicht, dergleichen Dinge zu sagen? Aber ich war ja an Ihrer Seite. Ich habe Sie gesehen, mit Ihnen gesprochen, Sie zu Crüchet begleitet. Ich habe Sie nicht einen Augenblick verlassen, und könnte Ihnen noch die Stelle zeigen, wo Sie gestanden haben. Sie haben Kaffee und Wein mit mir getrunken, wissen Sie auch das nicht mehr? Ich bin weder ein Gelehrter noch ein Priester. Aber ich bin ein ehrlicher Mann, und Gott weiß, daß ich die Wahrheit sage, und daß Sie ein Lügner sind. (Starke Bewegung im Publikum).

Um dem Geistlichen Zeit zu lassen, über sein Begehen reiflicher nachzudenken, und nicht, vielleicht einer übel begriffenen Eigenliebe wegen, der Gefahr sich auszusetzen, als falscher Zeuge in einen Kriminal-Prozeß sich zu verwickeln, vertagte der Präsident die Verhandlung dieser Angelegenheit auf den nächsten Morgen. Nochmals aufgefordert, sich auf eine entscheidende Weise zu erklären, äusserte der Pfarrer Maucuit mit einiger Zögerung:

„Eine Nacht des Nachdenkens hat in meinen Erinnerungen nichts verändert. Ich erinnere mich nicht, bei Crüchet gewesen zu sein.“

Soviel man nun auch in ihn dringen, auf welche wohlwollende Weise der Präsident ihm auch zureden mochte, eines Bessern sich zu bedenken, beharrte er

dennoch bei seiner Aussage. Auch nachdem ihm der Artikel des Strafgesetzbuches vorgelesen worden, wonach der falsche Zeuge auf gleiche Weise bestraft wird, wie der Angeklagte, zu dessen Gunsten oder Nachtheil er gesprochen, schwankte er dennoch nicht, so daß der königliche Advokat Chabrol sich genöthigt sah, seinen Vorbehalt sich auszubedingen, um den Geistlichen als falscher Zeuge verfolgen zu können.

Uebrigens war dieser Umstand für die Angeklagte vortheilhafter, als vielleicht alle noch so künstlich ersonnenen Vertheidigungsmittel. Die Geschwornen, welche nur den ihnen gewordenen Eindrücken zu gehorchen, und in Folge derselben die ihnen vorgelegten Fragen mit ja oder nein zu beantworten haben, folgten diesmal dem Zuge ihres Unmuthes gegen den falschen Zeugen, wodurch natürlicherweise eine moralische Rückwirkung zu Gunsten der Angeklagten entstand. Ohne dem wirklich im Magen des Verstorbenen gefundenen Gifte irgend eine belastende Folgerung zu entnehmen, wurde sie für nicht schuldig erklärt, und demnach in Freiheit gestellt. Die Volksmenge, noch befangener als die Geschwornen, beklatschte die Giftmischerin, die jetzt auf keine Weise mehr belangt werden kann, sogar wenn sie selbst äusserte, daß sie ihrem Gatten das Leben genommen. Um den Pfarrer den ihm zugedachten thätlichen Verachtungs-Beweisen zu entziehen, wurde durch eine Hinterthür, in einen großen Mantel verhüllt, so schnell als möglich fortgeschafft.

In dem Prozesse der 27 eines Komplottes gegen die innere Sicherheit des Staats wegen Angeklagten,

der kurz von der letzten Eröffnung der Kammern zu Paris verhandelt wurde, beurkunden sich eine Menge scharfer Züge, welche ziemlich genau das Verfahren der Regierung, wie das der sie bekämpfenden Parteien, unter ihren jetzigen gegenseitigen Beziehungen, karakterisiren.

„Der treulosen Geschicklichkeit der Anklagsakte ungeachtet, sagte Moulin, Advokat mehrerer der Angeklagten, „suche ich nach zwölftägiger Verhandlung (vom 12. bis 22. Dezember 1833) noch immer den Beweis des den Angeklagten zur Last gelegten Komplotts. Wie viele falsche Beweisführungen man gegen sie auch aufgestellt, welche Entwickelung man einem mit Muse vorausbereiteten Requisitorium gegeben haben mag, ich finde in dem Allem nichts als Abgeschmacktheit, Verstöße gegen die gesunde Vernunft. Auf bloßen Verdacht werden 27 Bürger eingekerkert, um in ihren Personen die Gesellschaft der Menschenrechte angreifen zu können, deren Vorsteher bekannt sind, weil es mehrere derselben unter den Mitgliedern der Deputirten-Kammer gibt. Die Prüfung der Aktenstücke und der übrigen Schriften der Gesellschaft der Menschenrechte; die Beschuldigungen, welche man gegen sie anhängig gemacht, die Ausfälle gewisser Magistratspersonen gegen diesen Verein; die ungewöhnliche Oeffentlichkeit, welche man der Anklagsakte verliehen, obgleich dieselbe nur auf „verfälschte“ Angaben sich stützt: Das Alles beweiset, wie der Zweck, den man bei diesem Prozesse im Auge gehabt, durchaus politisch gewesen.“...

— Man hat diese Sache unter einem politischen Gesichtspunkte darstellen wollen, entgegnete der Gene-

ral-Advokat Delapalme. Es ist uns nicht gegeben, auf solche Weise sie zu betrachten, und mit einem Schriftsteller (Guizot) sagen wir: „Es ist ein großes Unglück, wenn Politik der Gerechtigkeit sich bemeistert.“ ... Ein Komplott setzt eine Absicht voraus, einen gefaßten Entschluß, um diese Absicht zu erreichen. Wir haben gesagt, das die Gesellschaft der Menschenrechte Verschwörungen angezettelt, weshalb wir zuvor untersucht, ob in ihrem Schooße wirklich der Entschluß, gegen des Staates innere Sicherheit zu handeln, feste Wurzel gefaßt. Und davon haben wir die Ueberzeugung erlangt. —

Der General-Advokat kam nun zurück auf die Erklärung der Menschenrechte, wie Robespierre sie verfaßt, und die alle seine Anhänger zu befolgen geschworen. Diese Erklärung, mit erläuternden Anmerkungen begleitet, ist im Oktober v. J. von der Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers aufs neu bekannt gemacht worden. Alle übrigen Schriften derselben Gesellschaft beurkunden einen entschiedenen Haß gegen das Eigenthumsrecht. Sehr oft findet man darin Phrasen wie nachstehende: „Nieder mit den Privilegien des Eigenthums! Nieder mit dem Monopol des Reichthums! Nieder mit der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen! Nieder mit den gesellschaftlichen Ungleichheiten! Nieder mit jener verfluchten Einrichtung der Schmarotzerglieder, die sich die Mühe geben, geboren zu werden, um in Ueberfluß und Müßiggang von der Arbeit ihrer unglücklichen Brüder zu leben!

— Robespierre, fuhr der General-Advokat fort, muß nicht nach seinen Schriften, sondern nach seinen

Thaten beurtheilt werden. Dieselbe Feder, welche Abschaffung der Todesstrafe gefordert, unterzeichnete auch die furchtbaren Dekrete, die ein so entsetzliches Blutvergießen veranlaßt haben. Saint-Füst (ein 22jähriger Jüngling, wie die meisten der heutigen Republikaner) befand sich damals zu Straßburg, wo er, nicht ein revolutionäres Gericht, sondern eine Volks-Kommission gebildet, und die immerwährend thätige Guillotine aufgeschlagen hatte. Robespierre bestieg den Redestuhl, und verlangte, daß man für St. Füst Danksagungen stimme, weil er sich zur Höhe der Umstände erhoben, und durch sein wahrhaft „patriotisches" Verfahren die öffentliche Kraft geweckt, den Eifer gestählt habe. Der Geist der Erklärung der Menschenrechte offenbart sich besonders in dem letzten Artikel, den die Konvention nicht angenommen: „Die Könige, die Aristokraten, die Tirannen, was sie immerhin seien, sind gegen das menschliche Geschlecht und gegen die Natur empörte Sklaven. Das Menschengeschlecht fordert ihre Vernichtung."

Uebrigens läßt die Gesellschaft der Menschenrechte ihren Sektionären nicht einmal Meinungs-Freiheit *). In der Sektion der „Opfer" hatte man einen Vorschlag zu Gunsten Napoleons II angenommen. Der

*) M. s. in dem gegenwärtigen Theile den Aufsatz: „Ueber die innere Organisation, die Verzweigungen, Absichten und Mittel der Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers, wie der übrigen halb geheimen politischen Verbindungen des heutigen Frankreichs." Dieser Artikel dürfte, seit Erlassung des Gesetzes gegen die Verbündungen, ein vielleicht sehr zeitgemäßes Interesse darbieten.

Ausschuß befahl sogleich die Auflösung dieser Sektion. Heißt das nicht augenscheinlich zu allen Mitgliedern der Gesellschaft sagen: Indem Ihr mit uns Euch vereint, verzichtet ihr auf Eure Meinungs-Freiheit. Ihr dürft keine andere Gesinnung haben, als wir, falls Ihr nicht unterdrückt, falls Ihr nicht ausser dem Gesetz erklärt sein wollt. — Zu den allgemeinen Umständen gesellen sich noch besondere. Wir müssen hier noch einmal einer Stelle in dem Briefe Raspail's gedenken: „Wenn morgen dies ganze Volk uns andere Verpflichtungen auferlegte.“ ...

Raspail, unterbrechend: Sie verdrehen schon wieder, und lügen zum zwanzigsten Male. Es heißt: Wenn je, wenn morgen durch einen unvorherzusehenden Zufall.“ Es ist langweilig immer dasselbe Gewäsch, immer dieselben Dummheiten hören zu müssen. Ich habe in meinem Briefe einen verruchten Fallstrick der Polizei angedeutet; das sagt man nicht.

Präsident. Sie können später antworten.

Raspail. Später werde ich mich vielleicht nicht herablassen zu antworten....

Man weiß bereits, welche Lösung das in Rede stehende juridisch-politische Problem hatte. Die Antworten der Geschwornen erklärte sämmtliche Angeklagte für nicht schuldig. Es blieb von diesem betrübenden Rechtshandel nichts übrig, als die Erinnerung des Niederschlages der gegen die regierende Macht, wie gegen den Präsidenten und die ihn beistehenden Richter, wie gegen den Polizei-Präfekten Gisquet und seine Untergebenen von den Angeklagten, vorzüglich von Raspail, Kersosie und einigen anderen, ausgestoßenen wenig schicklichen und

gemessenen Beschuldigungen jeder Art, die leider nur zu oft bis zur äussersten Gemeinheit sich verirrten *).

In den Audienzen am 12., 13., 14. und 15. Dezember v. J. erblickte man vor den Assisen in Nantes einen Mann mit grau-weißen Haaren, der obgleich erst 43 Jahr alt, doch wenigstens 10 Jahre älter zu sein schien. Er hieß Johann Cosson, und war Sarscheweber in Saint-Père-en-Retz, im Nieder-Loire-Departement. Sein Aeusseres zeugte von großer Ruhe und Selbstzufriedenheit. Er lächelte bei allen an ihn gerichteten Fragen mit der Gutmüthigkeit eines Kindes. Demungeachtet beschuldigt man ihn, auf eine schreckliche Weise seine Frau umgebracht zu haben. Er dagegen wiederholte beständig, „daß er unschuldig sei, wie ein neugebornes Kind.“

Aus den gerichtlichen Erörterungen ergab sich indessen, daß Cosson wirklich seine Gattin ertränkt. Er hatte sie nach dem Bach von Sainte-Opportune geschleift, der nicht ganz einen Fuß tief war, und mit eigenen Händen ihren Kopf so lange unterm Wasser gehalten, bis er bemerkte, daß sie erstickt sei. Sodann legte er ihr einen mit Kartoffeln und Spinat angefüllten Sack über den Nacken, damit man glaube,

*) Vignerte rief dem General-Advokaten zu: „Du hast gelogen, Elender!“ Derselbe behauptete, das Gericht habe das Recht nicht über ihn zu verfügen; es sei nichts als ein Haufen Knechte eines Usurpators. Er sagte: Vous n'êtes pas mes juges, vous êtes un tas de valets d'un roi usurpateur. Raspail und Kersosie antworteten nicht, wenn sie befragt wurden, oder entgegneten mit Unwillen: vous m'ennuyez; vous me faites mal au ventre, und mehr dergleichen Redensarten.

sie habe in einem benachbarten Garten gestohlen, und sei von dem Eigenthümer der entwendeten Früchte ins Wasser gestürzt worden. Aber weder Publikum noch Gerichte liessen durch solche Vorkehrungen sich täuschen. Die Verstorbene war als eine durchaus rechtschaffene, ehrliche Frau bekannt gewesen, ihr Mann dagegen als ein heimtückischer, schlechter Mensch, der sich schon einige Male bemühet, auf eine immer ungeschickte Weise ihrer sich zu entledigen.

Schon seine erste Frau hatte auf eine gewaltsame Art ihr Leben beendet. Cosson hatte ihr mit einem Stuhle mehrere Schläge über den Schädel versetzt. Es bildete sich ein Geschwür, und sechs Tage nachher war die Unglückliche tod. Um seine Schwiegermutter bei Seite zu schaffen, bereitete er ihr ein Getränk von Mohnköpfen. Der Zweck, um dessentwillen er seine Frau ertränkte, war kein anderer, als um mit einem jungen Mädchen sich zu verheirathen. Er bestimmte der Mutter dieses letztern sogar den Monat, wo er frei sein werde, und sagte:

„Im September führe ich Eure Tochter heim. Meine Frau ist bis dahin tod. Ich bringe sie an den Bach, und stoße sie hinein. Mit ihrer Rechnung will ich bald fertig werden. Ich lege ihr einen Sack voll Kartoffeln auf den Nacken, damit man vermuthe, sie habe gestohlen.“

— Fürchtet ihr denn nicht die Gerechtigkeit Gottes und der Menschen? stotterte die andere halbtod vor Entsetzen über eine solche Mittheilung.

„Ah bah, mit Euerm Gott und Eurer Gerechtigkeit. Ich besorge nichts. Keine Beweise — keine Strafe.“

— Aber Eure Frau ist so gut; sie ist mehr werth als Ihr.

„Ja, ja, sie ist so gut, daß der Teufel selbst in seinem Hause es nicht aushalten könnte, wenn sie darin wäre.“

Schon oft hatte Cossón seine Frau bedrohet, ihr das Leben zu nehmen. Sie hatte ihre Mutter davon unterrichtet, die nicht an der Drohungen Ernstlichkeit glauben wollte, und ihrer Tochter zuredete, Geduld zu haben. Bald darauf schnürte er ihr die Gurgel zu, und nur durch das unvermuthete Dazwischenkommen einer Base wurde sie gerettet. Ein anderes Mal wollte er sie in den Ziehbrunnen stürzen, an dessen Umfassung sie sich dergestalt anklammerte, daß er sie gehen lassen mußte, wobei er sagte: „Geh nur, geh; ich werde Dich schon wieder finden.“ Einige Wochen nachher schlang er ihr ein Schnupftuch um den Hals, und nur dadurch, daß sie sich schnell aus dem Bette stürzte, konnte sie sich retten. Nach wiedergestelltem Hausfrieden warf er ihr ein Kopfkissen über's Gesicht, und legte sich darauf, um sie zu ersticken. Aehnliche Versuche erneuerten sich mehrmals, bis die Unglückliche endlich unterlag. Cossón hatte es sogar unternommen, sie Hungers sterben zu lassen, oder sie mit Grünspan zu vergiften, und eine Bettlerin sagte aus, daß sie des Webers Frau einige Male in dem kläglichsten Zustande gefunden, und das erbettelte Brot mit ihr getheilt, wonach jene es mit Heißhunger verschlungen habe.

Kürzen wir die entsetzliche Reihefolge empörender Versprechen ab. Wir glauben schon genug Mordversuche Cossons angedeutet zu haben, um von dieses

Ungeheuers Karakter einen ziemlich richtigen Begriff zu geben. Er hatte sich auch an andere Individuen gewendet, und sie mit großen Versprechungen aufgefordert, ihm behilflich zu sein zur Erreichung seines Zweckes. Einem gewissen Clavier, dem Oheim des Mädchens, welches er im September zu heirathen versprochen, bot er tausend Franken (466 fl. 40 kr. rhein.), wenn er seiner Frau einen „Genickfang" versetzen wolle. Sogar seines eigenen Sohnes, aus erster Ehe, suchte er zu einem Verbrechen sich zu bedienen, das bei ihm zur fixen Idee geworden. Des Knaben Aeusserung über diesen Punkt war im höchsten Grade empörend. Er hatte mit ihm über den Todschlag seiner Stiefmutter, wie über eine alltägliche Sache, wie über die Abstechung eines Hammels, oder die Tödtung eines Ungeziefers, gesprochen.

Nach dem Allem möchte man beinahe in Versuchung gerathen, vorauszusetzen, daß Cosson verrückt sei. Dem war jedoch nicht also. Es ergab sich aus der ganzen Verhandlung, daß er im Gegentheil einen ziemlich scharfen Verstand habe, was sich besonders durch seine Antworten beurkundete, die eben so schnell und reiflich durchdacht, als geschickt gewendet waren.

Eines freiwillig und mit Vorbedacht verübten Todschlags schuldig erklärt, wurde der Angeklagte zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, weil die Geschwornen ausdrücklich hinzugefügt, daß zu seinem Gunsten mildernde Umstände vorhanden seien. Schwer hätte es jedenfalls sein müssen, zu bestimmen, worin diese mildernden Umstände bei dem dreifachen Mörder eigentlich beständen.

Sittengemälde der vorläufigen Verhaftshäuser in London.

Erſtes Bild.

Alle Romanſchreiber verſichern hoch und theuer, daß ihre Schilderungen wahr, treu, daß ſie aus dem wirklichen Leben gegriffen ſeien. Dergleichen Verſicherungen aber, an die Niemand glaubt, ſchaden Denen, welche nichts als Wahrheit zu ſagen haben. Wie ſollte das Publikum nicht manchmal mit dem Geſchichtſchreiber, dem ruhigen Darſteller wirklicher Lebensſzenen, jene Mährchen-Fabrikanten verwechſeln, die unter der Larve erkünſteltem Wahrheitsſcheines, ihre Fantaſiegemälde als treue Nachbildungen der Natur darbieten, womit ſie oft nicht das Mindeſte gemein haben? Darum betrachtet man ſo oft Alles, was ein Buch enthält, als bloßes Spiel der Einbildungskraft, worauf man wenig oder keinen Glauben zu legen gewohnt iſt.

Indeſſen gibt es doch im wirklichen Leben ſo viele ſchreckliche Ereigniſſe, ſo viele ſtarkanregende Dramen, ſo viele Szenen, welche die öffentliche Aufmerkſamkeit zu feſſeln verdienen, daß man wohl keine der unförmlichen Erzählungen zu leſen brauchte, keines der Mährchen, worin Unglaublichkeiten ſich an Unglaublichkeiten reihen, und die oft von verſchrobenen Geiſtern ausgeheckt, mit abgeſchmackten Begriffen bereichert, nur als Mißgeburten des menſchlichen Verſtandes betrachtet werden können.

Ein altes Sprichwort ſagt: „Die eine Hälfte der Welt weiß nicht, wie die andere Hälfte lebt.“

Wahrlich, wenn manche Menschen besser die Leiden und Entbehrungen kennten, welche sie andern auferlegen, würde die ungeheure Summe menschlichen Elends bald sich vermindern. Ein thätiger Geist, der positiven Angelegenheiten rastloser Bewegung beigesellt, würde großen Nutzen abscheiden von solchem Unterricht. Eine mit Nachdenken begabte Verstandeskraft würde sie, mit andern Umständen verschürzt, zum Besten der Menschheit zu wenden verstehen.

Solche Betrachtungen vermögen uns, einige nur zu wahre Züge bekannt zu machen, die sich auf Englands Gesetzgebung beziehen, und die man, ohne Uebertreibung, als schmachvolle Ueberbleibsel einer alten Barbarei betrachten darf. Wir wollen von der Einkerkerung, Schulden halber, sprechen. Alles was wir darzustellen Gelegenheit haben werden, ist einfach und getreulich wahr: wir können dafür es verbürgen. Wir theilen nichts mit, als ein ganz gewöhnliches Protokoll, das durchaus kein erdichtetes Interesse enthält, dem es vielleicht sogar an Zierlichkeit des Styls, wie an dem Glanz der Schilderung gebrechen dürfte.

Der Augenblick scheint für England gekommen, wo es möglich geworden, große Verbesserungen in sein ganzes bisheriges Verwaltungs-System einzuführen, seine Gesetzgebung zu reformiren, in alle dunkeln Winkel des gesellschaftlichen Gebäudes die Fackel ernstlicher Prüfung zu tragen.

Möchte es unter andern auch bald dahin kommen, daß man eine barbarische Abgeschmacktheit beseitigte, die eben so sehr gegen christliche Moral, als gegen gesunde Vernunft verstößt. Man nehme dem Gläubi-

ger, oder dem persönlichen Feinde, eine Waffe der Rachsucht und Marter, die nur zu oft gemißbraucht worden. Es ist lächerlich, einem Menschen die Erlaubniß zuzugestehen, einen andern Menschen einzukerkern, um eines Begehens wegen ihn zu bestrafen, woran beide gleichen Antheil genommen. Büßt der Gläubiger sein Geld ein durch eigene Unvorsichtigkeit, so ist dieser Verlust gerecht; denn er hat ihn verdient. Verursacht ein seinem Schuldner zugestoßenes Unglück diesen Verlust, warum soll man den letzten darum bestrafen? Alle Beide sind Mithalter. Der Gläubiger, wie der Schuldner, hoffen Vortheil von dem eingegangenen Vergleich zu gewinnen.

Man bestrafe den Betrug, man schlage das Laster, man sei unerbittlich gegen das Verbrechen. Aber erinnert Euch, Gesetzgeber, daß Szenen wie die, welche wir Euch vorlegen wollen, alltäglich in Wien wie in Paris, in Berlin wie in London sich ereignen, daß sie nur dazu beitragen, das Bereich der Entsittlichung mehr und mehr zu vergrößern, und in der Volksmasse eine bei weitem verhängnißvollere Verdorbenheit zu verbreiten, als die Mißbräuche, denen man zuvorzukommen sich bemühet.

Das Spunging-House *) in England ist eine Art Vorhölle, ein Quasi-Gefängniß, welches die vorläufig Verhafteten nicht verlassen dürfen; wo die habgierige Zuvorkommenheit eines Gefangenwärters beauftragt ist (wie das Wort Spunging schon

*) Wörtlich „Saufhaus," dem eigentlichen Begriff nach aber vorläufiges Verhaftshaus.

andeutet), dem Schuldner das wenige Geld zu entreiſſen, das ihm noch übrig bleibt, und, wie der gemeine Mann in Großbritannien ſagt, die letzten Atome ſeiner Hilfsmittel einzuſchnaufen. Betreten wir jetzt dies irdiſche Pandämonium.

— An einem ſchönen Herbſtabend des Jahres 1823 hatte Maſter Wincork, nachdem er den Thee getrunken, mit ſeiner Frau einen Spaziergang unternommen, von dem ſich beide Gatten viel Vergnügen verſprochen. Seit einigen Jahren bietet London ein immer abwechſelndes Schauſpiel dar. Neue Säulengänge, neue Straßen entſteigen der Erde wie auf einen Zauberſchlag. Wahr iſt es, daß man nach 3 oder 4 Jahren ſie ſchon wieder ausbeſſern, oder durch andere Bauten erſetzen muß, weil ſie durchaus nicht ſolid ſind. Aber auch dieſe Nothwendigkeit hat ihr Verdienſt, und die Dekoration verändert ſich um ſo öfter.

Es begann dunkel zu werden, als die Spaziergänger bei einem ihrer Freunde, Namens Trueba, eintraten, der in der Ruſſellſtraße wohnte. Es ſchwatzt ſich ſo angenehm während der Dämmerung. Gedanken und Worte ſcheinen den gemäßigten, zarten, ſchwermüthigen Anſtrich zu gewinnen, der dieſe Tageszeit karakteriſirt.

Es war noch warm, und die Saalfenſter ſtanden offen. Gegen 8 Uhr erſchütterten mehrere gewaltige Klöpfelſchläge die Hausthür, und als die Magd ſie geöffnet, vernahm man das Geräuſch haſtiger Schritte im Hausgange. Man beſorgte einen Augenblick, daß Diebe hereingedrungen, die vielleicht hofften, daß ihre Menge einen ſichern Raub und eine ſchnelle

Flucht begünſtigen könne. Gleich darauf beſeitigte jedoch das geräuſchvolle Hereintreten mehrerer Individuen in den Saal die gehegte Beſorgniß, und erſetzte ſie durch eine andere nicht minder ſchreckliche Gewißheit.

„Iſt Friedrich Trueba, der Aeltere, hier?“ fragte eine rauhe Stimme, während die Magd Licht holte.

— Ich bin es, entgegnete Trueba, der nichts befürchtete. Was wollt Ihr von mir?

Indem trat die Magd herein, mit dem Licht in der Hand. Man erblickte jetzt 5 oder 6 Männer, mit Geſichtern, die verdient hätten, von dem Pinſel eines Cruishank verewigt zu werden; Köpfe, welche die Mitte hielten zwiſchen dem eines Raubvogels und dem eines Wieſels, alltäglich, inquiſitoriſch, im höchſten Grade gemein. Vor ihnen bewegte ſich eine Art lebendiges Gerippe, das ihnen als Leitſtern zu dienen ſchien. Dies war des jungen Trueba Gläubiger. Als ſpaniſcher Flüchtling in London lebend, hatte er einige Schulden gemacht, die er zur beſtimmten Zeit nicht zu bezahlen im Stande geweſen. Der trockene Harpagon nahm eine theatraliſche Stellung, wie wenn es um ein heldenmüthiges Begehen, um eine große Muthverſchwendung zu thun geweſen, und rief, pathetiſch den Arm ausſtreckend: „Da iſt unſer Mann!“

Sogleich trat Maſter Donaty, der Häſchertruppe Oberbefehlshaber hervor, berührte mit dem Finger die Achſel des Schuldners, der nun ſeine rechtmäßige Beute, ſein Eigenthum wurde, und ſagte zu ihm: „Sir, Sie müſſen die Gewogenheit haben, mich nach dem Gang von Greatſhire zu begleiten.“

In diesem düstern Schlupfwinkel, dem es zu Addison's Zeiten an Berühmtheit nicht gebrach, befand sich Donaty's gastfreundliches Dach. Jede Veränderung, sagt Samuel Johnson, ist am Anfang unangenehm und beschwerlich. — Man kann sich denken, ob Trueba, gezwungen seine junge Frau und drei kleine Kinder zu verlassen, großes Gefallen fand an der neuen Wohnung, die man in einem Spunging-House ihm anwies.

Solch' Haus ist nämlich eine Art Wirthshaus, zum Gebrauche widerspenstiger Schuldner. Seit 10 Jahren hat ihre Zahl so sehr sich vermehrt, daß man derselben jetzt in allen Stadtvierteln London's findet. Die Häscher bringen hierher den Schuldner, bevor er in ein regelmäßiges Gefängniß eingesperrt wird. Seltsames Fegfeuer, woraus jede Hoffnung noch nicht verbannt ist, wo man aber von Ferne schon alle Entsetzen des eigentlichen Kerkers gewahrt, wo man einen Vorgeschmack aller in Zukunft noch harrenden Leiden und Martern findet; mit einem Worte, ein wirkliches Höllen-Vorzimmer.

Für einen Mann seines Gewerbes, gewohnt jederlei Schmerz zu sehen, und im Nothfall auch Schmerz zu geben, benahm sich Donaty noch ziemlich nachsichtsvoll. Es fehlte ihm nicht an einer gewissen Zuvorkommenheit. Kaum hatte Trueba seines Wächters Behausung betreten, als er das Bedürfniß fühlte, allein zu sein.

„Wahrscheinlich habt Ihr wohl ein Strohlager für mich," sagte er. „Laßt mich dahin führen."

Die Thür eines kleinen Gemaches im ersten Stock öffnete sich vor ihm. Ein einziges Fenster, mit ge-

waltigen Eisenstangen, blickte auf einen düstern Hof. Die Thür war mit großen Schlössern und Riegeln versehen. Der arme Spanier verspürte zum ersten Male jene befremdende, schmerzliche Regung, die man nach dem Verlust seiner Freiheit empfindet. In einem Winkel stand ein schlechtes, schmutziges Bett. An einem Tische von Fichtenholz saß ein junges, sehr hübsches Frauenzimmer, gekleidet nach der neuesten Mode, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, und den Kopf in die hohle Hand gelehnt. Es war zugleich Milde und Zierlichkeit in dieser Gefangenen Haltung. Trueba hatte wahrlich nicht erwartet, eine solche Gesellschafterin hier zu finden.

Als er indessen einen aufmerksamern Blick warf auf den Tisch, und die ihn bedeckenden Gegenstände, wie groß war sein Erstaunen, da er vor Allem ein zur Hälfte geleertes Glas gewahrte, angefüllt mit jener bläulichen Flüssigkeit, mit jenem Volksgifte, das die untersten Stände Londons so richtig bezeichnend den „blauen Ruin*)“ nennen. Daneben stand eine Flasche Porter und ein Maaß Ale. Die Flasche und der Maßtopf waren schon leer. Dagegen suchte das Frauenzimmer von Zeit zu Zeit Trost im Ginglase, dessen Kapazität solchergestalt allmählich sich verminderte.

Mit wahrem Erstaunen betrachtete Trueba die schöne Magdalena, deren wenig erbauliche Beschäftigung anzudeuten schien, daß sie noch nicht ganz bis zu dem Kulminationspunkt der Reue gelangt sei, und daß

*) Blue-ruin, der Gin (Wachholder-Branntewein) der nur von der untersten Volksklasse getrunken wird.

sie noch eine große Vorliebe für die Nebengenüsse ihres muthmaßlichen Standes habe. In nicht geringer Verlegenheit über dies Tète-à-tête, setzte er sich. Bald nachher trat eine Magd herein, und forderte ihm sechs Schelling (3 fl. 36 Kr.) für sein Nachtlager ab. Wie übertrieben diese Forderung auch war, sah der Spanier sich dennoch genöthigt, derselben zu entsprechen. Er wußte, wie unnütz jede Weigerung sein würde, und daß die Gefängnißbewohner immer unbedingt in die Vorschriften ihrer Gefangenwärter sich fügen müssen. Er beschloß also, gute Miene zu bösem Spiel zu machen, und seine Lage sich nicht durch Murren noch zu verschlimmern. Er verlangte eine Flasche Porter, um Master Donaty sich einigermaßen geneigt zu machen, näherte unerschrocken seinen Sessel dem Tische, und erlaubte sich, seine Gesellschafterin etwas näher zu betrachten.

Das durch seine Bewegung veranlaßte Geräusch, entnahm die schöne Büßende ihrem Dahinbrüten. Sie dehnte sich, erhob ihren hübschen Kopf mit dem Ausdruck eines besondern Wohlwollens, und statt sich wieder schwermüthigem Nachsinnen zu überlassen, das in ihrer Lage doch von keinem Nutzen war, begnügte sie sich, denn sie schien eine Philosophin erster Gattung, ihr Glas mit Gin anzufüllen, es mit einem Zuge zu leeren, und durch ein ausdrucksvolles Zeichen, begleitet mit einer Kopfbewegung, anzudeuten, daß sie auf Seiten des Fremden einen ähnlichen Meisterschluck zu bewundern erwarte. Bis dahin hatte sie den Mund zum Sprechen nicht geöffnet. Trueba, der ohne Mühe ihre beredte Pantomime begriffen, hielt es für gemessen, sie anzureden:

„Ich muß gestehen, Madam,“ sagte er, „daß ich kein großer Liebhaber von Gin zu sein die Ehre habe. Ein Glas Porter genügt mir, und wenn Sie erlauben, trinke ich es auf unsere baldige Befreiung.“

Die Schöne begnügte sich, mit dem Ausdruck unaussprechlicher Nichtachtung, die alleinige Silbe Ah! zu rufen, deren langgedehnte Betonung ausdrückte, wie geringfügig ihr eine Person scheine, die dem elenden Porter vor einem so aufregenden, ergreifenden Getränk wie der blaue Ruin, den Vorzug zugestehe.

Auch Trueba's Meinung hatte nun eine feste Basis gewonnen. Er sah, daß die „Schöne“, mit welcher Zufall ihn zusammengeführt, weniger mit den Nymphen Diana's, als mit den Thyaden verglichen werden müsse, die mit fliegendem Haar Libers Wagen folgten.

Glücklicherweise wurde dies wenig angenehme Beisammensein unterbrochen durch die Ankunft zweier jungen, schön gekleideten Mädchen, die ihrer Kameradin Sally (so hieß die Bachusschwester) einen Besuch abstatteten. Eine mehr heitere als zarte, mehr belustigende als sittliche Unterhaltung benachrichtigte den Spanier, daß die schöne Sally zu jenem Pfarrsprengel von Marylebone gehöre, wo Venus so viele Altäre hat, als im alten Babylon, und daß ein Krämer desselben Stadtviertels, weil er von ihr keine Bezahlung hatte erzielen können, den raschesten und sichersten Weg gewählt, sich Genugthuung zu verschaffen, indem er sie Donaty's väterlicher Sorgfalt anvertrauet, bis die Gefangenhäuser von Königsbank

(Kings-bench), Marshalsea, oder das Flotte-Gefängniß der Schuldnerin sich bemächtigt haben würden.

Trueba stellte vielerlei moralische und philosophische Betrachtungen an über die Unklugheit und den Wahnsinn von Gesetzen, die immer den Rechtschaffenen mit dem Schuldigen auf eine und dieselbe Stufe stellen, die alle Existenzen in gemeinsamen Gefangenhäusern vermischen, welche die Hefe der Bevölkerung und den unvorsichtigen oder unglücklichen Schuldner in einem und demselben Kerker einsperren. Mit Recht sagte er sich, daß für die Jugend, die so leicht alle Eindrücke aufnimmt, solch Verfahren höchst nachtheilig sei, weil ihr dadurch Laster, Entartung, Unheil jeder Art zugewendet werden.

Während der junge Spanier solche Betrachtungen anstellte, begannen die drei Frauenzimmer eine lärmende Galoppade, die einige Minuten seine Aufmerksamkeit fesselte. Er beneidete sie, und bemühete sich in ihrem Gleichmuthe, dem äussersten Ergebniß vielleicht aller menschlichen Philosophie, sie nachzuahmen.

Donaty erschien endlich, um anzukündigen, daß das Haus verschlossen werde, und daß die fremden Gäste sich entfernen müßten. Sally's Freundinnen steckten ihr ein Siebenschellingstück zu, das in der Diebssprache Spangle genannt wird, kramten allerlei Eßwaren aus, die sie in ihren Körben mitgebracht, zahlten ihr Schlafgeld, leerten noch zweimal das mit Gin angefüllte Glas, und entfernten sich mit dem Versprechen, morgen um dieselbe Stunde wieder zu kommen.

Trueba befand sich wieder in großer Verlegenheit, als er abermals mit der schönen Sally allein war.

Sie verfiel bald in ihr früheres Dahinbrüten. Mehrmals bemühete er sich, der Unterhaltung einen gewissen Schwung zu geben. Er sprach vom Wetter, von der Ursach ihres Kummers und ihrer Haft, von Mode, von Ranelagh, von Allem, was nur irgend ein Frauenzimmer interessiren konnte. Vergebene Mühe; sie verstand ihn nicht, weil er in einer ihr ganz fremden Sprache redete, deren bekannte Worte wohl ihr Ohr trafen, deren Sinn sie jedoch nicht begriff. Sally sprach und verstand nur Cant (Rothwälsch), die Mundart der untersten Volksklassen, wie der Gauner, in London, eine Sprache, die viel Poetisches und Energisches hat, deren Schlüssel ihm, dem Fremden, jedoch unbekannt war.

Mißvergnügt über seiner Gesellschafterin anscheinende Beschränktheit, verspürte der Spanier bald die quälendste Langeweile. Alles, was sie sagte, klang so sonderbar, so unbehilflich, so gemein, wie jede Unterhaltung die in verdorbener, platter Bauern- oder Kleinekinderſprache geführt wird. Sally ihrerseits, wie um schweigend die Meinung zu bestätigen, welche Trueba von ihr sich gebildet, verfiel in tiefen Schlaf, und schnarchte wie eine Orgel. — O Dryden, o Milton, o Jean Jaques, was wird aus Euern pathetischen Worten, aus Euern beredten Phrasen über des Weibes Bestimmung, das die brutalen Leidenschaften des stärkern Geschlechtes zu zähmen bestimmt ist! Welcher dramatische Schriftsteller wäre auf eine solche Auflösung des verführerischen Beisammenseins gerathen? Trueba, Mann von Lebensart und gutem Ton, blieb ganz versteinert auf seinem Sessel.

So verstrichen mehrere Stunden. Endlich um Mit-

ternacht erschien ein Bediente, um den Spanier einzuladen, sich in Donaty's Sprachzimmer zu begeben. Mit vielem Vergnügen entsprach er diesem Verlangen. Seine Lage war beinahe unerträglich geworden. Des Sprachzimmers Inneres war, wie man in England sagt, „respektabel.“ Grog *) rauchte auf dem Tische. Die Wände waren mit Gemälden bedeckt, von denen einige als wirklich vorzügliche betrachtet werden konnten.

„Von wem sind diese Skizzen?“ fragte er, nachdem er auf das Ganze einen prüfenden Kennerblick geworfen.

— Von Georg Morland, entgegnete der Wirth. Er hat lange unter meinem Schutz gestanden. Manchmal habe ich ihn 2 oder drei Monate hier gehabt. Er gab mir zwei Guineen (24 fl. 42 Kr.) täglich, bezahlte mich mit Gemälden und Zeichnungen, wobei ich recht gut meine Rechnung fand. Seine Werke waren sehr gesucht, und die Zerrüttung seiner Angelegenheiten rührte nur daher, daß er keine Ordnung hatte, nicht zu sparen verstand, und beinahe immer betrunken war. Mit Leichtigkeit verkaufte ich sogar seine nur zur Hälfte beendete Skizzen drei- oder viermal theurer, als er mir sie angerechnet, weshalb ich mir aus meinem Gewinn keinen Skrupel zu machen brauchte.

Hatte Morland nur zu trinken, war ihm Gefangenschaft oder Freiheit, Armuth oder Reichthum, Ruhm oder Vernachläßigung durchaus gleichgiltig. Er war nicht einmal ein Feinschmecker in seiner Art,

*) Ein Gemisch von Branntewein, warmem Wasser und Zucker.

und schlürfte alles, was ihm vorgesetzt wurde, ausgenommen Wasser, wofür er einen unüberwindlichen Abscheu hatte. Am Morgen brachte man ihm ein Maß Gin, das er in kurzen Pausen leerte. Er konnte nicht arbeiten, wenn er nicht, wie er selbst sagte, „eingeludelt (infused)“ war. War er betrunken, so setzte er sich, arbeitete mit einer Art Wuth, und erzeugte Meisterstücke. Seine Leichtigkeit und die Kühnheit seines Pinsels verdoppelten sich, je höher sein Rausch stieg. Während den letzten fünf Jahren vor seinem Tode, war er vielleicht nicht eine Stunde nüchtern.“

Ungefähr bis ein Uhr Nachts unterhielt sich Trueba solchergestalt mit seinem Gefangenwärter, der ihn endlich mit den Worten verabschiedete, daß wenn er sich entfernen wolle, der Bediente ihn in sein Zimmer begleiten werde. Der Spanier war verständig genug, um zu begreifen, daß er hier auf seine feinen Gewohnheiten eines Mannes von gutem Ton verzichten müsse, und daß es am zweckmäßigsten für ihn sei, den Sitten und Gewohnheiten dessen, mit dem sein Mißgeschick ihn in Berührung gebracht, sich anzuneigen. Er leerte demnach mit einem Zuge das ihm dargebotene Glas Grog, schüttelte Donaty die Hand, wünschte ihm eine gute Nacht, und entfernte sich mit raschen Schritten.

Beim Eintritt in das vorher verlassene Zimmer fand er es leer, was ihm nicht wenig Freude machte. Der schönen Dame, die so anmuthig in seiner Gesellschaft geschnarcht, war eine andere Kammer angewiesen worden, und er konnte sich ruhig ausstrecken auf dem armseligen Lager, das ihm wenigstens von keinem

Schlafgefährten ſtreitig gemacht wurde. Er verfiel bald in jenen nothwendigen, obgleich oft geſtörten Schlummer, den der Verfaſſer des verlornen Paradieſes, Satan auf des brennenden Sees Oberfläche zugeſteht.

Am andern Morgen um 7 Uhr fand ſich ſein Gläubiger ein, und begehrte von ihm die Zahlung nicht allein ſeiner Schuld, ſondern auch der zur möglichen Eintreibung derſelben, wie zu ſeiner Verhaftung gemachten Koſten, wodurch jene ſehr geſteigert worden. Leider war Trueba heute eben ſo wenig als geſtern im Stande, ihn zu befriedigen, weshalb er den Philiſtern überantwortet, und in ein anderes Verhaftshaus, in das von Marſhalſea, im Borough (Flecken) gebracht wurde. Hier beginnt eine neue Szene, die wir in einem zweiten Bilde ſkizziren wollen.

Die geistige Bewegung und ihre Fortschritte in England, mit Bezug auf die in andern europäischen Gegenden.

Erste Erwägung.

In unruhigen Zeiten, wo die Völker sich umgestalten, wo alte Regierungen fallen, neue sich erheben, wo die Sitten sich auflösen und die Fackel der Religion erlischt, wo Alles zerrüttet, verschmolzen wird, ist einer soliden, ruhigen, bildenden Literatur Dasein Unmöglichkeit. Die intellektuellen Erzeugnisse der Krisis-Perioden sind schwankend, vulkanisch, verworren, schwach. Ihre Flügel vermögen nicht in vollkommener Freiheit sich auszudehnen. Ueber einem wüthenden Meere können die Alzyonen (Eisvögel) nicht ruhig schweben. Erst müssen die aufgeregten Elemente wieder schweigen, die Natur muß erst wieder freundlich lächeln, die Welt muß erst wieder aufmerksam sein, bevor die Stimme des Genies mit Erfolg sich vernehmbar machen kann.

Die Literatur, wahrer und mächtiger Ausdruck des eigentlichen, innigsten, verbreitetsten Gedankens einer Nation, Zeichen ihrer Würde oder ihrer Verworfenheit, Offenbarung ihrer Thatkraft oder ihrer Erschlaffung, Funken ihrer Seele in allen Lagen wie unter allen Verhältnissen, bildet sich nicht früher, bevor der leitende Geist nicht hinlängliche Stärke, Umsicht und Festigkeit gewonnen.

Ein Volk ohne Einheits-Mittelpunkt hat keine Literatur. Die zersplitterten Theile eines lockern Staatskörpers, dem es an Spannkraft, an einem

soliden Kern gebricht, wo jedes einzelne Glied eigenmächtig sich bewegt, und willkürlich oder unwillkürlich oft dem großen Gemeinwesen schadet; wo keine leitende Uebereinstimmung herrscht, wo Einseitigkeit, Leidenschaft, Vorurtheil gebieten; wo wirkliche Politik und Staatsweisheit so zu sagen böhmische Dörfer sind; wo, wer am lautesten schreit, Recht behält, wer am pöbelhaftesten schimpft, am meisten gefürchtet ist; wo man unkluges Beharren bei einmal gefaßten übeln Beschlüssen für Karakterstärke hält; wo man durch vernunftwidrige Maßregeln sich selbst und das ganze Land in des Verderbens Abgrund stürzt; wo man aus unüberlegter Eigensucht gegen sein eigenes Interesse handelt; wo man wahres Verdienst nicht blos mißkennt, sondern auch verhöhnt und verfolgt; wo man der gesunden Vernunft den Krieg erklärt, und dem Bel „Unsinn" Altäre errichtet —: da gibt es keine nationale Literatur, weil es da keine nationale Politik, keine nationale Einheit und Kraft, mit einem Worte: weil es da keine „nationale Vernunft" gibt.

In einem solchen Lande blickt man nicht vorwärts, sondern rückwärts. Man hängt an althergebrachter Weise. Man beruhet sich, nicht auf was man selbst, sondern was die Vorfahren gethan. Man pocht auf ihre Thaten, und bleibt selbst thatenlos. Alte Barbarei wird heilig gehalten, alter Wahn wird Türkenglaube, alte Verderbungs-Elemente gewähren neuen Bildungsstoff. So schreitet man rückwärts, indem man vorwärts zu kommen glaubt.

Man sehe in einem solchen Lande die tausend auf einander sich drängenden Ereignisse, deren Wogen

sich gegenseitig überfluthen, ohne irgend ein befriedigendes Ergebniß darzubieten; man sehe die tausend verworrenen, zerstreueten, unzusammenhängenden Atome, die zur Schöpfung dienen sollen, ohne daß die Schöpfung je stattfinden kann. Nichts kann als Grundsatz, nichts kann als Basis dienen....

Man bemerke in solchem Betrachte, welches die Literatur der Fronde, die unter Wilhelm III in England, und die während dem langen Parlament gewesen. Wie unförmlich, wie gewagt, wie nichtig, anmaßlich, unbestimmt ist sie nicht. Sollte man nicht meinen, den zitternden Schatten einer schwankenden Gesellschaft zu sehen, die sich kaum aufrecht zu erhalten vermag? —

Die ersten Feuer der Reformation in England entzündeten nur Scheiterhaufen, nicht Verstandeskräfte. Erst nachdem die schreckliche Elisabeth die Parteien besänftigt, die Sekten eingeschüchtert, ganz England zum Gehorsam genöthigt hatte, traten Shakspeare und Bacon auf. In Frankreich schrieb Rabelais in einer Zeit, wo die königliche Obermacht nicht bezweifelt wurde, und die Ligue, diese ungeheure katholische Verschwörung, erzeugte nicht einen einzigen ausgezeichneten Schriftsteller. Nichts während der Fronde; erst nach derselben erwachte Corneille's Genie. Als zur Zeit der Monarchie Ludwigs XIV, unter dem weiten Zeremonienmantel der königlichen Etikette, der Panzer der Feudalität verschwunden war, schoß ein ganzer Wald talentvoller, geistreicher Männer empor, die alle zu gleicher Zeit ihres Genies Strahlen verbreiteten.

Der literarische Boden ruhete bis zu Ende des

18. Jahrhunderts. Es war wie die Zeit der dumpfen Stille, die einem Gewitter vorangeht. Diderot, Voltaire, Montesquieu waren die Sterne jener Epoche. Die von Stürmen bewegte Verstandeskraft hat nie jene zugleich milde und starke Klarheit, die man nur in Zeiten des Friedens bewundert.

Milton's verlornes Paradies schreibt sich her von der Restauration der Stuarts. Dryden lebte zu derselben Zeit. Hier und da bemerkt man unter Karl II einige Talentfunken, die bald erstickt wurden von dem lächerlichen Verfahren und der dumpfen Aufregung der Regierung Jakobs II. So lange es ungewiß war, ob Wilhelm III herrschen, ob der katholische Glaube obsiegend oder besiegt sein würde, waren Flugschriften die alleinigen bemerkenswerthen literarischen Erzeugnisse. Dichtkunst wurde unter Gassenhauern, der Roman unter Zeitungen erstickt.

Endlich nahm die Königin Anna einen ruhigern Thron ein. Die Literatur gewann wieder einige Stabilität. Der Glaube an öffentlichen Kredit hob sich. Man las nicht mehr blos Zeitungen und Flugschriften. Pope und seine Nebenbuhler bildeten einen wissenschaftlichen Herd, den man früher zu hoch gelobt, später zu tief getadelt. Ein zweiter Schriftsteller-Verein folgte dem ersten, stärker, weil der öffentliche Geist mehr Festigkeit gewonnen, weil die jakobitische Revolution unmöglich geworden, weil die Stuarts alle Hoffnung verloren.

Der Gedanke, der nicht mehr Waffengeräusch, und des Bürgerkrieges Gräuel zu besorgen hatte, konnte frei und stark sich entfalten. Junius und Burke traten auf. Ihnen folgten Goldsmith,

Akenside und einige andere. Alle diese Männer strebten dem großen Uebergangspunkte zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert zu.

Wir gewahren Cowper, ihren Zeitgenossen, der schon instinktartig die großen sich vorbereitenden Umgestaltungen in Europa voraussieht; Crabbe, jünger als sie, und bestimmt, sein Dasein in Mitte einer neuen Generation zu verlängern. Alle haben eine stärkere, männlichere, gedrängtere Beredsamkeit, als ihre Vorgänger. Etwas von puritanischer Thatkraft hat sich in ihnen erhalten. Die unter Anna's Regierung wieder zu Ehren gekommenen klassischen Studien haben sie den Mustern genähert. Zu Ende des 18. Jahrhunderts ist die britische Literatur bereits schön. Sie deutet an, daß eine herrliche Aera ihr folgen wird.

Man beurkundet einen sehr beschränkten Verstand, wenn man zu trennen vermeint, was Gott zusammengefügt, wenn man Zeiträume von Zeiträumen scheidet, und in einem kleinen Rahmen ein schon an und für sich falsches, wenig interessantes Bruchstück der großen Ideen-Bewegung darstellt. Alles hält, alles verschürzt sich. Jedes Jahrhundert ist der Erzeuger eines andern Jahrhunderts. Jede Verstandeskraft hängt von einer andern ihr vorangegangenen ab. Junius, Cowper, Burke, diese Leuchten des abscheidenden 18. Jahrhunderts in England, haben einen zu großen Einfluß ausgeübt auf Genie und Schriftstellerthum unserer Zeit, als daß wir mit Stillschweigen sie übergehen könnten.

Whigismus, oder Unabhängigkeitsgeist, hatte muthvoll unter Karl II und Jakob II gekämpft, zur

Beseitigung der unumschränkten Macht. Unter Wilhelm III wie unter Anna hatte er den Kampf wieder begonnen, indem er zugleich den Absolutismus und Jakobitismus angriff. Er hatte seine manchmal geschickten oft wortreichen Redner, seine durch die Spitzfindigkeit ihrer Disputirkunst und die glühende Kühnheit ihrer Redewendungen merkwürdigen Schriftsteller. Demungeachtet gebrach es ihren Versuchen noch an der eigentlichen Kunst.

Nur Junius, der unbekannte Verfasser *), dessen eigentlichen Namens Geheimhaltung seinen Ruhm erhöhet, vereinte alles polemische Talent Englands, seit Wilhelm's Thronbesteigung, in sich. Seine Prosa ist wahrhaft englisch. Seine Ironie ist kalt, giftig, fürchterlich, im Geheimen wühlend. Sie hat mehr Sinn und Tiefe, als Heftigkeit. Nie hat ein Schriftsteller besser die Kunst besessen, die von ihm selbst empfundene Verachtung Andern mitzutheilen.

Ist es erlaubt, in Meinung über den Verfasser der Briefe von Junius, mit den meisten Kritikern verschieden zu sein, so äussern wir, daß man bei der großen Talent-Vollkommenheit dieses Schriftstellers, nicht, über was ihm gebricht, sich täuschen muß. Oft wimmelt es in seiner beredten Galle von nichts als beschimpfenden Persönlichkeiten, die er durch eisige Kälte, durch schneidende Feinheit nur noch furchtbarer macht. Besser wäre es gewesen, daß sein Talent und seine bewunderungswürdige Kunst seltener zum Skandal und zu individueller Schmähung sich

*) M. s. den Aufsatz: „Wer ist der eigentliche Verfasser der Briefe von Junius?“ im neunten Theile des Jahrgangs 1833 dieses Werkes.

herabgelassen. Aber Junius ist ohne Barmherzigkeit. Der Biß gewisser Thiere, unter deren Zahn des Menschen Blut erstarrt, ist nicht gefährlicher, als der seinige. Es ist etwas so starkes, und zugleich etwas so umschleiertes; es ist ein so beissender, so wenig bunter, so treffender Spott, daß Sokrates oder Franklin einem solchen Angriff nichts entgegenzustellen vermocht hätten.

In Betreff der Kunst ist Junius ein Muster, das man dem Alterthum selbst entgegenstellen kann. Der Bildhauerei gemessene Strenge scheint übergegangen in seinen Styl, scheint ihm ihren ernsten, tiefen Karakter verliehen zu haben. Es ist, wie wenn eine rührende Nemesis den Schriftsteller begeistert. Gebieter über sich selbst, in Dialektik mächtig, seinen Geist schonend, seiner Schwungkraft Mäßigung gebietend, seine Wortfügung lenkend, wie der Reiter sein Pferd, immer einfach, gehalten, kräftig durch den Gedanken, natürlich in seiner Worte Wahl, erkennt man einen unnachahmlichen Schriftsteller in ihm.

Neben ihm nimmt Burke Platz. Was ist Burke? Der lebendigste Ausdruck der britischen Beredsamkeit mit ihren Ungerechtigkeiten, ihrer Härte, ihren volksthümlichen oder den Künsten und der Natur entlehnten Bildern, ihrer eifrigen Polemik und ihren persönlichen Wortkämpfen. Chatham und Pultney hatten der Beredsamkeit den Weg gebahnt, doch erst durch den Verfasser des „Versuches über das Erhabene," gewann sie ihre größte Entwickelung. Um Burke gruppirten sich andere Talente zweiten Ranges: Sheridan, Grattan, Curran, Irländer wie Burke, von noch kühnerer Verwegenheit

in ihrer Beredsamkeit, wie von weniger reinem Geschmack.

Als Dichter und als Prosaiker verdient Goldsmith zweimal genannt zu werden. Die Bewegung der Gemüther, welche die französische Staats-Umwälzung vorausverkündete, war noch nicht so weit gediehen um die Masten des englischen Gesellschaftsschiffes zu kappen. Indessen veranlaßte diese Bewegung doch einiges Schwanken, und drang in den gesellschaftlichen Zustand ein.

Die Rückwirkung davon wurde auch bemerklich in der Literatur. Der Naturkultus wurde beliebter. Pope's poetische Manschetten kamen aus der Mode. Seines Pinsels Schwerfälligkeit ungeachtet, hatte Thomson sich bemühet, die Jahreszeiten wieder zu Ehren zu bringen. Es fehlte ihm an Einfachheit; aber er hatte ein Malerauge. Nach ihm kam Goldsmith, der natürlich einfacher war, d. h. der sich einfach zeigte, ohne Anspruch auf Natürlichkeit zu machen. Er glaubte, wie La Fontaine (nicht der neuere deutsche, sondern der ältere französische La Fontaine) nur ein zierlicher Schriftsteller, ein Modedichter zu sein.

Man beachte dieses Geschlechts-Register von Talenten und Geistesgaben, diese unmerkliche Fortpflanzung der Ideen. Talentreiche Männer sind gewissermaßen die Erzeuger anderer ebenfalls ausgezeichneter Personen, ohne durch Bande des Bluts mit ihnen verbunden zu sein. Man möchte beinahe voraussetzen, daß die überlegenen Verstandeskräfte gegenseitig sich hervorbringen, und sich fortsetzen, durch diese geistige Generation verschiedener Schattirungen, die im Gange

per Jahre entweder erlöschen, oder an Kraft und Umfang sich vermehren.

Die Natur, die Pope gänzlich aus den Augen verloren, erscheint wieder in Akenside, Collins und Gray; entwickelt sich majestätisch, doch ohne Geschmack, bei Thomson; einfach und wahr bei Goldsmith. Die Dichtkunst verändert ihre Gestalt und erneuert sich, nicht plötzlich, sondern langsam und allmählich. Nach und nach entwächst sie ihren künstlichen Windeln. Bei Pope machte sie die Satire der Säle. Sie war durchaus spitzfindig und kritisch. Bei Goldsmith malt sie das verlassene Dorf, und den Reisenden im Angesicht der Natur.

Bemerkt man nicht eine scharfe Scheidungslinie zwischen diesen beiden Schreibarten, zwischen diesen beiden Gedanken? Aber die Scheidungslinie wird beseitigt von den zwischen beiden stehenden Schriftstellern, deren Namen wir oben angeführt, und die der natürlichen Poesie Bahn brachen: der Eine durch seine „Elegie über einen Friedhof auf dem Lande," der Andere durch seine „Ode über die Leidenschaften," und durch einige eben so einfache als seelenvolle Hirtengedichte.

Goldsmith's Rahmen war beschränkt. Nur allein seinem Instinkt gehorchend, überlies er sich ihm, ohne ihn zu kennen. Er betrachtete sich selbst als einen Schöngeist, und wußte nicht, daß er ein Genie war. Was man in seinen Versen bewunderte, war weder das darin herrschende Zartgefühl, noch ihr pathetischer Schwung, sondern die Reinheit eines immer gleichen, immer regelmäßigen Versmaßes.

Goldsmith's poetischer Nachfolger war ein mehr

zurückhaltender, mehr bescheidener, mehr sonderbarer Mann, der die Welt fürchtete, und ihre Laster verabscheuete, weil er ihre Vergnügungen nicht theilen konnte. Cowper hatte mehr denn eine Aehnlichkeit mit J. J. Rousseau. Eine kränkelnde Empfindsamkeit, ein beständiges inneres Mißbehagen, entschiedene Vorliebe für ein unstätes Leben in Wald und Thal und Einsamkeit, die Gewohnheit beständigen, ungewissen Dahinbrütens, Menschenscheu und Gesellschafts-Verachtung: das waren seine vorzüglichsten moralischen Eigenheiten.

Mit streng religiösen Ideen groß gewachsen, hatte er an die Vorschriften der Wiedertäufer sich gewöhnt. Sittenreinheit, Achtung für Familienbande, Einfachheit der Lebensweise galten ihm über Alles. Der Leidenschaften Drang, die Anregungen des Ehrgeizes, alle menschlichen Ungerechtigkeiten empörten ihn. Ohne es zu wissen und zu wollen, war er ein religiöser, beinahe ein fanatischer Demokrat.

Während Rousseau in prophetischem Eifer sich ergoß über den gesellschaftlichen Zustand, der einzustürzen drohete, schleuderte Cowper aus seiner Zurückgezogenheit denselben Bannstrahl, und weissagte dieselbe unvermeidliche Endbegebenheit (Katastrophe). Er hatte seine Systeme, seine Lehrsätze, seine Uebertreibungen, seinen Freiheitsschwung, seine menschenfeindlichen Verwünschungen, seine Ausfälle gegen Fadheit nnd Pedanterei, gegen den Luxus der Höfe und gegen der Säle Leichtfertigkeit. Wie Rousseau floh er die Menschen; wie dieser hatte er majestätische oder zärtliche Worte, um Sonnenauf- und Niedergang, Waldöffnungen und Wasserfälle zu beschreiben.

Wie Rouſſeau ſagte er die franzöſiſche Staatsumwälzung voraus.

„O Baſtille, Frankreichs Schande,“ rief er, „Du haſt es mehr entehrt, als hundert Niederlagen im Stande geweſen wären. Aber die Zeit iſt nicht mehr fern, wo dies tief herabgewürdigte Volk ſich erheben, wo Gott an der Hand diejenigen wieder an's Tageslicht führen wird, welche der entſetzliche Kerker verbirgt. Denn alle Völker ſind geſchaffen für die Freiheit, alle werden früher oder ſpäter derſelben ſich verſichern.“

Goldſmith's Begeiſterung war nur empfindſam; die Cowper's war bereits philoſophiſch und religiös. Dieſer letzte, der alle Eindrücke ſeiner Zeit in ſich aufgenommen, und der auf der Grenzſcheide des ſterbenden 18. Jahrhunderts geboren wurde, vernichtete mit einem Schlage Pope's künſtliche Poeſie, beſeitigte die Satire nebſt der didaktiſchen (wiſſenſchaftlichlehrenden) Dichtkunſt, und rief, den Felſen mit ſeinem Zauberſtab ſchlagend, eine neue poetiſche Quelle im Schooſe der Geſellſchaft hervor, indem er zugleich das Erſcheinen der Muſe veranlaßte, die im 19. Jahrhundert Byron begeiſtern, Wordsworth wiegen, und Lamartine den Weg eröffnen ſollte. —

Gehen wir jetzt von Dichtkunſt zu Proſa über, und ſehen wir, welchen Einfluß ihr philoſophiſches Streben auf unſer jetziges Jahrhundert ausgeübt.

Junius hatte den Typus des engliſchen Styls in Polemik aufgeſtellt, und Burke das Muſter jener nordiſchen Beredſamkeit, mit den gedrängten Vernunftſchlüſſen, den hervorſpringenden Bildern. Eine England begrenzende Gegend, Schottland, hatte

in dem Maße seine Macht sich vermindern sehen, als jenes Ueberlegenheit fühlbarer wurde. Beinahe ganz protestantisch, und streng protestantisch, konnte es, des Genies seiner Einwohner und ihrer beharrlichen Gewerbthätigkeit ungeachtet, doch nicht in Hinsicht auf Handel, Ehrgeiz und Krieg den ersten Rang behaupten. Wissenschaft allein blieb ihm. Es bemächtigte sich derselben. So entstand, geleitet von dem skeptischen, prüfenden Geiste des Kalvinismus eine Geschichtschreiber- und Philosophen-Schule, die Epoche gemacht hat.

Robertson und Hume machten geschichtliche Zergliederungen bekannt, die, der Lauterkeit und Kunst in Ordnung der Umstände, der Geschicklichkeit ihrer Darstellung und Verschlingung, der Feinheit der daraus entnommenen Folgerungen wegen, als Muster aufgestellt zu werden verdienen. Seelenwärme, Gleichstimmung mit den Menschen, dramatische Bewegung, Farbenschmelz und Rührung fehlten ihnen. Der Anhauch einer zu weitgetriebenen Kritik erstarrte ihre vielbewunderten Erzeugnisse. Es sind gute geschichtliche Vertheidigungsreden, glückliche Zusammendrängungen. Aber lebendige Gemälde sind es nicht.

Die Verfasser haben sich dem Kampfe der Interessen nicht beigesellt. Als Professoren haben sie die Welt durch ihre Universitätsbrillen betrachtet. Als Kritiker haben sie die Ereignisse in ihrer Wage gewogen, und sie erörtert, wie man die Varianten einer griechischen Handschrift zu erörtern pflegt. Abstreiten kann man nicht, daß sie ausgezeichnete Geister sind. Doch wie sehr erbleichen sie, wie sehr

schrumpfen sie zusammen, wenn man sie mit Thuzidides und Tacitus vergleicht...

Hume ist ein leichter, angenehmer, glücklicher Schriftsteller; aber ein parteiischer Advokat, der, was er sagen könnte, verschweigt, der Behauptungen ohne Beweise aufstellt, und zu allen Kunstgriffen eines Rabulisten seine Zuflucht nimmt, um die Sache, deren Vertheidigung er übernommen, unter dem günstigsten Gesichtspunkte darzustellen. Robertson bedient sich einer weniger scharfen, weniger geistreichen, weniger malerischen Feder. Aber er ist gewissenhafter, weil er ruhiger und wahrheitsliebender ist.

Gibbon, ihr Zeitgenoß, scheint uns, aller gegen ihn gerichteten Anklagen ungeachtet, dennoch die beiden vorstehenden Schriftsteller zu überragen. Beredt in einem kritischen Lande, malerisch selbst in Zergliederung, hat man ihm Schwülstigkeit, Gelehrsamkeits-Mißbrauch und zu gekünstelten Styl zum Vorwurf gemacht.

Der einzige, den er unsers Erachtens verdient, ist, das Gesetz seiner Zeit unbedingt angenommen zu haben, nicht nach der englischen Mode, die alles Leben der Geschichte durch das Sieb einer pedantischen Dissertation sichtet, sondern indem er der Herrschaft der französischen Philosophen sich unterworfen, indem er ihren Haß gegen das Christenthum getheilt. Das ist der einzige Verstoß seines Werkes, dessen Gemälde so großartig, so ergreifend sind; das auf eine übrigens so reine und tiefe Wissenschaft sich stützt.

Das von Gibbon erhobene Denkmal ist mit der Zeit gewachsen. Robertson's und Hume's Werke verlieren schon ihren Werth. Gibbons Geschichte, in

alle Sprachen Europa's übersetzt, ist klassisch geworden. Unglücklicherweise hat der Geist der Enzyklopädie dieses Schriftstellers Aussprüche geschwächt, sobald sie das Wesen und die Verbreitung der christlichen Lehre betreffen. Wie dem auch sei, ist er unter allen Geschichtschreibern Großbritanniens dennoch immer der umfassendste, der klarste, der unparteiischste.

Es gab damals in England einen Mann, vor dem alle Intelligenzen sich beugten, der zugleich ein guter Lexikograph, ein umsichtsvoller Kritiker, ein in den alten Sprachen tief bewanderter Gelehrter, ein Mann ohne Pedanterei war. Alle seine Phrasen waren viereckig, alle seine Gedanken mathematisch. Er hieß Samuel Johnson. Sein Styl ist das Endergebniß der englisch-lateinischen Schreibart, die sich von den sächsischen Formen entfernt, die den Römern ihre Wortfügung entlehnt, die den alten Vorbildern so viel als möglich sich anzuneigen bemühet. Jede von Johnsons Phrasen kann beinahe wörtlich auf Lateinisch wiedergegeben werden.

Dieses Schriftstellers Verstandeskraft ist fest, doch gemein. Es fehlt seinen Bildern an Neuheit. Er reißt nicht den Leser mit sich fort. Er hat einen derben Styl, dem man gern Seele, Bewegung, einen gewissen Schwung geben möchte. Nie bemerkt man bei ihm jene sprühenden Funken, die bei Montesquieu Geschichte und Philosophie erleuchten. In seiner Wortfügung sind regelmäßig zwei parallele Betonungen, zwei sich im Gleichgewicht haltende Hauptworte, zwei Beiworte, die sich als Seitenstücke dienen, und zwei Nebenworte, die gleichlautend klingen.

Johnson war mit Armuth und physischem Unglück bekannt; dagegen war ihm Seelenleiden, diese tiefe Quelle großer Talente, verschlossen geblieben. Sehr gut erfaßte er die Schattirungen des Geistes; die des Herzens nie. Weiß man nicht, daß bei J. J. Rousseau, Dante, Byron des Gedankens Schätze nur fruchtbar wurden, weil die Strahlen der Seele sie erleuchteten, sie erwärmten? So erklärt sich die Nichtachtung, worin der berühmte Verfasser von „Rasselas" verfallen ist. Man führt ihn wohl noch an; aber man liest ihn nicht mehr.

Die philologische Wissenschaft, die nur Wörter-Studium erfordert, ist Johnson einige Fortschritte schuldig. Seinerseits unterzog Horne-Tooke *), der Politiker, gewissermaßen einer physischen Zersetzung die Elemente der englisch-sächsisch-normännischen Sprache, deren man sich jetzt in Großbritannien bedient. Die beiden ebengenannten Männer haben eine Mine eröffnet, die noch nicht genügend ausgebeutet ist, die der englischen Philologie. Andere Gelehrte, geleitet von Vorliebe zu Einzelnheiten und zu geschichtlicher Zergliederung, erhoben sich bis zur Quelle alter Volkssagen, sammelten Balladen, kommentirten verschollene Theaterstücke, und trugen in diese Arbeit den Geist skeptischer Kritik, des Jahrhunderts Hauptkarakter, über.

Ein anderer verborgener, doch mächtiger Einfluß, machte sich ebenfalls geltend. Die von dem Alter-

*) M. s. über diesen Mann, der ziemliches Aufsehen erregt hat, den Artikel: „Die britischen Demokraten im 18. Jahrhundert," im achten und zehnten Theile des Jahrgangs 1833 dieses Werkes.

thumsforſcher Percy, dem gelehrten Tyrwhitt, dem Grammatiker Steevens, und einigen andern, über alte engliſche Poeſie, über die Bruchſtücke alter Balladen, über Sitten und Gebräuche entfernter Zeiten, angeſtellten Nachforſchungen, bereiteten den Boden vor zu dem neuen Werke, welches Walter Scott beginnen ſollte.

Strutt, einer dieſer Späher, ging ſelbſt noch weiter, als ſeine Zeitgenoſſen. Der ſchottiſchen Romane Muttergedanke ſcheint, ſchon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, in ſeinem Gehirn entſproſſen zu ſein. Dieſer Gedanke iſt übrigens derſelbe, welcher den „Anacharſis,“ von Barthélemy, diktirt hat. „Queen Hoo Hall,“ Roman von Strutt, iſt jedoch nicht beſeelt von dem wirklichen Leben und der genauen Beobachtung, die ſolchen Werken unumgänglich nothwendig ſind.

Man hat bereits geſehen, daß Cowper's religiöſe Begeiſterung, der Dichtkunſt Erneuerung Bahn brach. Ein ſchottiſcher Landmann trug nicht weniger dazu bei, durch den alleinigen natürlichen Schwung einer zarten, tieffühlenden Seele. Burns begnügte ſich dem Hange der alten Begeiſterung der ſchottiſchen Bauern ſich zu überlaſſen, die ſo reich iſt an ländlicher Poeſie, ſo ſüß, wie der Duft der in ihren Thalungen blühenden Ginſter. Er hat mehr Thatkraft als ſie, ein raſcheres Gefühl. Sein Gedanke iſt umfaſſender, ſein Eifer gedrängter. Der bevorſtehende Kampf zwiſchen den höheren und niederen Ständen, bewegt und beſchäftigt ihn wider Willen. In ſeiner Bruſt kocht etwas von der Lawa, die J. J. Rouſſeau aufrieb. Iſt das Wort „Freiheit“ nicht erſchol-

len? Hat Nordamerika nicht sein Joch abgeschüttelt? Ist die französische Philosophie nicht da, die, mit dem Schwerte in der Faust, die alten Institutionen angreift und sie zu Boden wirft?

England, auf seine starke politische Basis sich beruhend, fürchtete noch nichts für seine Sicherheit. Aber das moralische Neuerungsfieber, das sich auf allen Seiten verkündete, mußte sich auch endlich seiner bemächtigen. Es schwebte zu gleicher Zeit über den Häuptern Hume's, des Skeptikers, Gibbons, des Christenthumsfeindes, Franklins, des Stifters der amerikanischen Union, J. J. Rousseau's, des Sektenfürsten, Josephs II, des deutschen Kaisers, Turgot's, des französischen Ministers, Beccaria's, des Rechtsgelehrten, und Burns, des bäurischen Mauthbedienten.

Wer die Geschichte der Schriften macht, ohne die der Reiche, und die Geschichte der Reiche ohne die der Ideen, wird nie im Stande sein, etwas wahrhaft nützliches, lebendiges, fruchtbares zu beenden. Es wird sich aus seinen trockenen Arbeiten nichts ergeben, als eine Zusammenstellung von Zahlen und Urtheilen, ohne Interesse für die Gegenwart, ohne Werth für die Zukunft.

Burns in seinen einfachen, erhabenen Oden, Cowper in seinen sinnreichen, überspannten Versen, haben eine Fernsicht eröffnet, die das Blau des Himmels, das Grün des Rasenteppichs, das ferne Meer, die Hütte im Thal, und des Dorfes Kirchthurm im Gehölz ersehen läßt. Alle Blicke und alle Seelen versenken sich mit Wonne in Betrachtung der Natur.

Ein armer Geistlicher, der nach London gekom-

men, um ein Unterkommen zu finden, und der seine ganze Jugend in einem kleinen Weiler zugebracht, unternimmt es, seine ländlichen Erinnerungen in Poesie zu verwandeln. Er sieht sie nicht, wie Burns, durch der Leidenschaften Prisma, oder durch das Helldunkel religiöser, trunkener Begeisterung, wie Cowper, sondern, ohne alle ideale Beimischung, in ihrer strengen Wahrheit, in ihrer harten, traurigen Blöße.

Diese beinahe satirische Strenge war in Uebereinstimmung mit des Zeitraums dramatischem Streben. Man konnte nicht die Lumpen des Elends, den von der Stirn des Armen rinnenden Schweiß, Laster und Mißgeschick mit ihren eisigen Armen die untersten gesellschaftlichen Stände umarmend, zeigen, ohne zu Gunsten der unterdrückten Klassen alle mit Edelmuth erfüllten Herzen zu rühren. Crabbe übernahm eine solche Aufgabe.

Ohne Schönrednerei, ohne Schwulst bewaffnete er sich nur mit durchbohrender Bitterkeit. Seine kalte, schmerzliche Sezirung senkte das Messer tief in die klaffende Wunde. Er wurde manchmal pathetisch, durch der Wahrheit Stärke allein. Liederliches Gesindel, Bettler, Diebe und Räuber, Zigeuner, Fischer, Schleichhändler und Kleinstädter, Hausirer, Krämer, Pächter und Schulmeister drängen sich in seinen Darstellungen, deren feine, stehende Züge, tiefgefühlte Einzelnheiten und emsige Bearbeitung oft an die großen Meister der holländischen Schule erinnern.

Seine Seele war mild, sein Geist unerbittlich. Er wich zurück vor keinem Gemälde. Eine empörende, wie eine erschütternde Szene erschreckten ihn nicht. Alle gesellschaftlichen Uebel und Krebsschaden

wurden von ihm den Blicken preisgegeben in befremden Versen, die mehr als sechs Bände füllen, und die von der Nachwelt nicht vergessen werden dürften. Welch ungeheurer Schritt seit Popes Regierung.

Die französische Staats-Umwälzung brach aus. Sie allein würde genügen, Crabbe's Genie zu erklären. Bemerken wir indessen, wie die geistige Bewegung in allen Richtungen sich verbreitet. Burke, der beredte Burke, stand aufrecht wie ein Athlet, um mit seinem ausgestreckten Arm den Sturz des wankenden Gebäudes zu verhindern. Er machte seine berühmten „Bemerkungen über die französische Revolution" bekannt, diese Vertheidigung der englischen Aristokratie und des Gleichgewichts der Gewalten, gegen die neue franzbösische Demokratie.

Die Bewegung, welcher er sich entgegenstellt, findet anderseits ihre Beschützer. Godwin und Mackintosh zeigen sich im ersten Range unter Burkes Gegnern: der eine Mann von Genie, der andere talentreicher Mann; beide einer besonderen Meldung würdig.

Godwin ist das philosophisch ausgearbeitete revolutionäre Genie, nicht wüthend, fanatisch, abgeschmackt, sondern wohl durchdacht, tief, unerbittlich. Godwin will der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts Sturz. In allen seinen Werken erschallt ein Noth- und Schmerzgeschrei. Er ist der nordische J. J. Rousseau, besserer Logiker als der berühmte Genfer, ausdauernd und mächtig, Romantiker, Geschichtschreiber, Philosoph, Rechtsgelehrter, Redner, nimmt er den ersten Platz ein unter den Schriftstellern des erstehenden 19. Jahrhunderts, und dient als Sinnbild und Vorläufer

der neuen Generation, wie Burke der Typus des seinem Ende sich nahenden Geschlechtes und Verfahrens ist.

In Betreff des Styls ist Godwin stark und nervos, wie Johnson; aber belebter als dieser. Johnson's Vortrag scheint eine ruhende Masse. Godwin's Beredsamkeit ist eine stürzende Lauine. Von allen Schriftstellern ist er vielleicht derjenige, welcher der wenigsten Beiworte und der kürzesten Phrasen sich bedient. Seine verzweifelnde Begeisterung kann nur den in Erstaunen setzen, der vergißt, daß er in Mitte jener europäischen Maschine schrieb, die überall Risse bekam und aus ihren Fugen sich löste; daß er zwei Schritte von dem Blutgerüste Ludwigs XVI und Robespierres sich befand, dem von Bonaparte in Feuer und Flammen gesetzten Festlande gegenüber.

Unter so vielen blutenden, zerschmetternden und zermalmten Interessen, erscheinen „Caleb Williams, Mandeville“ und die andern aus Godwin's Feder hervorgegangenen Meisterwerke, schwarz und zugleich glänzend wie Ebenholz, das im Sonnenlichte schimmert. Mächtiges Genie, so lauter als Junius, so beredt als Burke, und das, in Geschichte wie in Biographie, in Roman wie in Polemik unvergängliche Spuren seiner ausserordentlichen Kräfte hinterlassen. In seiner Abhandlung über die „politische Gerechtigkeit,“ greift er die englische Aristokratie mit Spitzfindigkeit und Energie an.

Ein anderer damals noch junger Schriftsteller bemühet sich die französische Revolution zu rechtfertigen, indem er sich auf Gelehrsamkeit und Geschichte stützt. Mackintosh hatte einen mehr vielseitigen als durchgreifenden Geist. Sein erstes Auftreten berechtigte

zu großen Hoffnungen, die vielleicht grade weil ſie zu hoch geſtellt waren, nicht in Erfüllung gingen.

Seine Bruchſtücke über Englands Geſchichte ſind ein unbedeutendes Werk. Einige im Parlament gehaltene Reden, denen es an wahrem Schwung gebricht, ſind demungeachtet voll feiner Erörterungen, voll zarter Schattirungen, glücklicher Bilder und wohl angewandter Beredſamkeit. Mehrere Aufſätze von ihm, die in einigen Revüen erſchienen, ſind das Beſte, was er hinterlaſſen.

Sein Leben war getheilt zwiſchen den Arbeiten des Richters, des Rechtsgelehrten, des Redners und des Journaliſten. In einem menſchlichen Daſein iſt kaum genug Raum für das Alles. Sein Aufenthalt in Indien, ſeine ziemlich fehlgeſchlagenen Verſuche als Parlamentsredner, ſeine Mitarbeiten an der Edinburger Revüe nahmen ihm einen bedeutenden Theil ſeiner Zeit und ſeines Nachdenkens. Er verlor dadurch die Gelegenheit an einem großen Denkmal zu arbeiten, daß er, zur Rechtfertigung des ihm auf bloßes Vermuthen zugeſtandenen hohen Rufes, ſich hätte errichten ſollen.

Ueber den eigenthümlichen Wärmezustand des Erdballs im Allgemeinen, wie über den verschiedener Länder im Besondern.

Letzter Artikel.

In Betreff des Klimas unsers Erdtheils, finden wir nicht dieselbe Uebereinstimmung der früheren mit den gegenwärtigen Zeiten, wie in Palästina *). Die bis zu uns gelangten Andeutungen über diesen Punkt, stehen unter einander so sehr in Widerspruch, daß man ihnen nur wenige oder keine befriedigende Folgerungen entnehmen kann.

Auch hinsichts Aegyptens besteht dieselbe Unsicherheit. Herodot behauptet, daß es in diesem Lande keine Weinberge gegeben, während Athenäus die Weine von Alexandria lobt. Will man etwas Näheres wissen über die südliche Grenze der Kultur der Rebe, so findet man in Theophrast die bestimmte Angabe, daß sie bis in die Nähe von Elephantina gediehen; indessen fügt er nicht hinzu, ob sie auch noch Trauben erzeugt. Die Andeutungen über den Wuchs der Palmbäume sind nicht befriedigender. Nach Strabo waren diese Bäume unfruchtbar, oder gaben wenigstens keine eßbaren Früchte, in den Umgebungen von Alexandria und am Delta. Warum aber war in diesem Falle ganz Unter-Aegypten davon bedeckt?

Liest man Diodor von Sizilien, so sieht man, daß in Gallien ehemals die Flüsse fast jeden Winter gefroren, daß Soldaten zu Fuß wie zu Pferde, daß

*) M. s. den ersten Artikel.

Laſtwagen, Kriegsmaſchinen ꝛc., ohne alle Wagniß über das Eis gebracht wurden. Nach Dio Caſſius war die berühmte Trajansbrücke über die Donau beſtimmt, den Uebergang dieſes Fluſſes im Winter zu erleichtern, wenn er nicht gefroren war. Herodias ſpricht von römiſchen Kriegern, die, wenn ſie Waſſer aus dem Rhein holen wollten, nicht ein Gefäß, ſondern ein Beil mit nahmen, um Stücken Eis abzuhauen, und ſie ins Lager zu tragen.

Was läßt ſich dieſen Stellen entnehmen? Nichts anderes, als daß zu den Römerzeiten die Flüſſe Frankreichs und Süddeutſchlands im Winter gefroren, und ganz mit Eis bedeckt waren. Alten Kroniken entnimmt man ebenfalls, daß auch viel ſpäter ähnliche Phänomene ſich ereigneten, und daß ſelbſt der Po, in der Lombardei, ja ſogar das mittelländiſche Meer von Zeit zu Zeit gefroren. Theilen wir einige der merkwürdigſten Angaben dieſer Art mit.

Im J. 860 nach Chriſti Geburt war der ganze Rhoneſtrom, wie das adriatiſche Meer gefroren. (Nach den neueſten Beobachtungen iſt dazu ein Froſt von wenigſtens 18 Grad Réaumür erforderlich. Als 1709 der Meerbuſen von Venedig, in Nähe dieſer Stadt mit einer dicken Eisrinde ſich bedeckte, ſank der Thermometer bis auf 20 Grad unterm Gefrierpunkt. Die mittlere Winterkälte zu Venedig, wie zu Arles, an der Niederrhone, iſt gegenwärtig + 5 ½ ° R.)

1133 gefror der Po von Cremona bis zum Meere. Man ging und fuhr in demſelben Jahre auf dem Eiſe über Rhone, Rhein, Donau ꝛc. Der Wein gefror in allen Kellern. (18—24 Grad Kälte.)

1216. Alle Flüſſe Deutſchlands und Frankreichs,

Po, Tessin, Adda und Brenta, in Oberitalien, waren mit hartem Eise bedeckt, das in der Rhone bis auf 16 Zoll dick war. (Wenigstens 22 Grad Kälte.)

1234. Po, Rhone u. s. w. gefrieren abermals. Große Lastwagen gingen über das adriatische Meer und kamen nach Venedig, wo man nie etwas Aehnliches gesehen. (20 Grad Kälte.)

1236. Die Donau gefriert von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung, und bleibt fast einen Monat ganz mit Eis bedeckt.

Die meisten dieser Umstände erneuerten sich in den Jahren 1290, 1302, 1305, 1323. In diesem letzten Jahre reisete man in Schlitten von Lübek nach Danzig, nach Koppenhagen und Stockholm über die 2 bis 3 Fuß dicke Eisrinde der Ostsee.

Alle Flüsse in Provence und Italien, wie der Ebro in Spanien, und die Donau bis zum schwarzen Meere, gefroren 1334. Der Pont-Euxin selbst war zum Theil mit Eis bedeckt. 1364 und 1408 gefror die Rhone bis über Arles hinaus, und Lastwagen fuhren über das Eis. Die Donau war ebenfalls gefroren bis zu ihrer Mündung. Unübersehbare Eisfelder verbanden Dänemark mit Schweden und Norwegen. Eine Eisbrücke führte von Pommern nach der Insel Bornholm, und von dort nach Ystadt und Karlskrona. Der bothnische und finnische Meerbusen bildeten große Eisflächen, über die man von Finnland nach Schweden, diesseits und jenseits der Ostsee, in Schlitten fuhr.

Die Seine und fast alle Ströme Deutschlands gefroren 1434. Donau und Rhone blieben 1460 zwei Monat hintereinander mit festem Eise bedeckt. In

Flandern erhielten die Soldaten im Winter 1468 ihren Wein mit der Axt zugemessen. Er war nämlich so hart gefroren, daß man ihn in Stücken hauen, und solchergestalt vertheilen mußte.

1507 gefror der Hafen von Marseille in seiner ganzen Ausdehnung. Das Eis reichte längs der Küste ziemlich weit hinaus in's Meer. Am zweiten Sonntage nach Neujahr fiel in derselben Stadt so viel Schnee, daß er drei Fuß hoch lag. (Die mittlere Winterkälte in dieser Stadt ist gegenwärtig 5 ½ Grad R.)

1544 mußte im Winter aller Wein in ganz Frankreich in Stücken gehauen werden, weil die Fässer, der ausserordentlichen Kälte wegen, zersprangen.

Rhone, Seine, Loire, Garonne, Ebro, Rhein, Donau und Po gefroren ganz oder zum Theil in den Jahren 1565, 1568, 1570 und 1571. Der letzte Winter vorzüglich war so strenge, daß alle Flüsse Italiens, nebst denen in Languedoc und Provence so stark mit Eis bedeckt waren, daß Wagen darüber fahren konnten.

1594 gefror das Meer zu Marseille und zu Venedig. 1603 fuhren Lastwagen über die Rhone und Donau. 1621 und 1622 fror die venezianische Flotte in den Lagunen ein. 1638 lagen die Galeren im Hafen von Marseille so fest im Eise, daß man sie nicht von der Stelle bringen konnte. Der Winter von 1655 auf 1656 war ebenfalls sehr strenge. Niederrhein, Mosel, Maas und Seine gefroren. Derselbe Umstand erneuerte sich auch im Winter von 1657 auf 1658, als Karl X, König von Schweden mit seiner

ganzen Armee, seinem Geschütz und seiner Bagage über den kleinen Belt ging.

Strenger Frost dauerte in Paris vom 5. Dezember 1662 bis zum 8. März 1663, ohne daß während dieser Zeit (also während einem Vierteljahr) gelindere Witterung eintrat. Nicht so lange währte die anhaltende Kälte 13 Jahre später, vom 2. Dezember 1676 bis zum 13. Januar 1677. Die Seine blieb 35 Tage hintereinander mit festem Eise bedeckt.

1684 war das Eis auf der Themse bei London 11 Zoll dick. Lastwagen fuhren darüber.

Das mittelländische Meer gefror 1709 bei Genua, Marseille, Toulon, Cette ꝛc., bis auf große Strecken vom Ufer.

1716 war die Themse bei London so fest gefroren, daß man viele Kaufladen, Trinkhäuser, Belustigungsorte u. s. w. darauf etablirte. 1726 fuhr man in Schlitten von Koppenhagen nach Malmoe, und von der Insel Rügen nach Bornholm.

Die Seine war in ihrer ganzen Breite gefroren in den Jahren 1740 (14^0 Kälte), 1742 (-10^0), 1744 (-9^0), 1762 (-9^0), 1766 (-9^0), 1767 (-16^0), 1776 (-12^0), 1788 (-13^0), 1829 ($-14\frac{1}{2}^0$).

Wer möchte jetzt noch voraussetzen wollen, daß unsers Erdtheils Klima kälter geworden, als es ehemals gewesen? Sollte man nicht vielmehr das Gegentheil vermuthen? Denn jetzt gefrieren die Flüsse Süddeutschlands, Frankreichs und Italiens nur äusserst selten, und fast nie in ihrer ganzen Breite. Seit Menschengedenken hat es sich nicht mehr ereignet, daß

Lastwagen über die Unterdonau, die Rhone oder den Po gefahren, wie ehemals.

Virgil empfiehlt, im dritten Buche seiner Georgiken, den Schafen Heu und Stroh unter zu streuen, damit sie in ihren Stallungen im Winter nicht Frost leiden; woraus man schließen will, daß man im Alterthum stärkeren Frost in Italien gehabt, als jetzt. Erst ganz neuerdings hat man bemerkt, daß die Winter in Irland und Großbritannien viel milder geworden, seitdem man in den Vereinstaaten Nordamerikas, und in beiden Kanada, die bisher undurchdringlichen Wälder ein wenig gelichtet. Die während dieser Jahreszeit aus Nordwest wehenden Winde sind jetzt nicht mehr so naßkalt und durchdringend, als sie früher gewesen, was, wie man versichert, daher rührt, daß sie jetzt im nördlichen Theile des amerikanischen Festlandes über mehr offene, ausgetrocknete, folglich wärmere Erdstriche wehen, und nicht mehr mit so vielen feuchten Theilen geschwängert sind, als ehemals.

Uebrigens kann man nicht füglich einzelnen Umständen allgemeine Folgerungen entnehmen. Wenn zu Virgils Zeiten der Winter in Italien manchmal strenge war, findet man ähnliche Beispiele auch in den neuern Zeiten. Zu Padua, unfern Mantua, dem Geburtsorte Virgils, fiel im Januar 1604 eine so große Menge Schnee, daß die Dächer vieler Häuser davon eingedrückt wurden, und daß der Wein in allen Kellern gefror.

Derselbe Dichter sagt auch, wie es zu seiner Zeit nichts seltenes gewesen, daß die Flüsse, selbst in Kalabrien, gefroren seien. So etwas kann sich jeden Winter erneuern, obgleich es heut zu Tage nicht ge-

wöhnlich iſt. 1709 war die Seine zu Paris nur theilweis gefroren, während die Einwohner von Toulouſe auf dem Eiſe der Garonne ſpazieren gingen, und man über die großen Seen von Cette nach Bouſſigny und Balarüc trockenen Fußes gelangen konnte. Obgleich Paris 5 ¼ Breitegrade nördlicher liegt als Toulouſe, war 1829 der Froſt in dieſer letzten Stadt dennoch ſtärker, als in der erſten.

Nicht ohne Erſtaunen hat man durch Clapperton's, Denham's und Oudney's Bericht, über ihre Reiſe in Inner-Afrika, erfahren, daß während einer Nacht, in einer wenig über das Meer erhöheten Ebene, in der Nähe von Murzuck, unterm 24. Breitegrade, das Waſſer in den Schläuchen gefror. Es iſt alſo keineswegs unglaublich, daß als im J. 829 der jakobitiſche Patriarch von Antiochia, Dionys von Telmahra, den Kalifen Mamun in Aegypten beſuchte, er den Nyl mit Eis bedeckt fand; obgleich man freilich ſeitdem nichts Aehnliches wahrgenommen, vielleicht weil es in dieſem Betrachte an hinlänglicher Beobachtung gefehlt hat.

Der Angabe Virgils, daß manchmal die Flüſſe Kalabriens gefroren ſeien, kann man die Verſicherung Theophraſts entgegenſtellen, wonach im Alterthum der Zwerg-Palmbaum (chamoerops humilis) in Kalabrien große Landſtrecken bedeckte. Wohl kann dieſes Geſträuch, wie im Königreich Valenzia, zufälligen Froſt ertragen, falls er nicht von langer Dauer iſt. Aber ſo heftiger, anhaltender Froſt, daß dadurch die Flüſſe ſich hätten mit Eis bedecken können, verträgt ſich mit ſeinem Daſein nicht.

Strabo berichtet (Buch II), an der Mündung

des Palus Möotides sei der Frost so heftig, daß einer der Generale Mithridats, die feindliche Reiterei der Barbaren auf dem Eise, grade auf derselben Stelle schlug, wo jene Barbaren im Sommer in einem Seetreffen besiegt worden. Diese Stelle ist von denen, welche behaupten, das Klima von Europa habe sich bedeutend verändert, oft in Rede gestellt worden. Pallas, der lange im südlichen Rußland sich aufgehalten, versichert, daß noch jetzt, selbst in nicht besonders strengen Wintern, die vom Don fortgetriebenen Eisschollen die Meerenge von Zabacha, und einen großen Theil des azowschen Meeres anfüllen, und daß nach heftigem Frost, Lastwagen ohne Gefahr und Schwierigkeit von einem Ufer zum andern sich begeben.

Strabo sagt ebenfalls (Buch IV), daß die Cevennenlinie, im narbonnesischen Gallien, die nördlichste Grenze sei, bis zu welcher der Oelbaum gedeihen kann. Es verhält sich damit jetzt noch eben so, wie zu seiner Zeit.

Die Griechen verpflanzten den Dattelbaum (cordia mixa) aus Persien in ihr Vaterland. Nach Theophrast erzeugte er jedoch hier keine Früchte, während dieselben auf der Insel Zypern ohne vollkommen reif zu werden, doch eßbar waren. Die Hitze, deren diese Frucht noch heute in derselben Insel bedürftig sein würde, um ganz zur Reife zu gedeihen, fehlte ihr also im Alterthum gleichermaßen.

Theophrast und Plinius bezeugen, daß die Ebenen in den Umgebungen Rom's mit Buchenwaldungen bedeckt waren. Die stärkste mittlere Temperatur bis zu welcher diese Bäume gedeihen, übersteigt nicht

10 Grad R. Jetzt aber ist die mittlere Wärme zu Rom beinahe 15 ½ Grad R. Haben die beiden genannten Schriftsteller in der Baumgattung oder in der Oertlichkeit sich nicht geirrt, ist, wohl verstanden, von der Ebene und nicht von den Bergen in den Umgebungen Roms die Rede, so würde das Klima dieser Gegend mit der Zeit sich sehr verbessert haben. Auf einen Wärmestand wie der zu Paris, würde ein solcher wie der zu Perpignan gefolgt sein.

Indessen ist es höchst wahrscheinlich, daß hier ein Irthum obwaltet, was vorzüglich durch den Umstand bestätigt wird, daß der Zweite der beiden vorgenannten Schriftsteller versichert, es wachse nächst der Buche auch der Lorbeer- und Myrtenbaum in der Ebene von Rom, was eine mittlere Temperatur von 14, wenigstens 13 Grad R. voraussetzt *). Wir ersehen also daraus, daß der frühere mittlere Wärmestand, von dem jetzigen wenig oder nicht verschieden war. Fügen

*) Die angedeutete Temperatur-Grenze ist nur richtig unter festländischen Himmelsstrichen. Auf den Inseln, besonders auf denen, wo fast beständig von der See kommende Westwinde wehen, ist der Winter gewöhnlich sehr mild, und die Myrthe kann dort noch fortkommen, wie man das auf der Küste Glenarm, in Irland, unterm 55 Breitegrade, bemerkt. Freilich gefriert es daselbst selten oder nie, und der Winter ist hier im Allgemeinen milder, als in Italien. Dagegen sind aber auch die Sommer weniger warm, und die Traube reift nie auf der Küste Glenarm. In andern Erdtheilen, namentlich in Amerika, gewahrt man ähnliche Phänomene auf dieses Landes Westküste, wo die Insel Nutka (auch Quadra- und Vancouver-Insel genannt), unterm 50. Breitegrade, beinahe dieselbe Temperatur, und im Winter eine noch viel mildere, hat, als Philadelphia unterm 40. Grade nördlicher Breite.

wir noch hinzu, daß zu Plinius Zeiten Lorbeer und Myrthe bis in Mittel-Italien, selbst bis zu einiger Höhe am Abhang der Berge, gediehen, daß diese Pflanzen auch jetzt nicht bis über 1200 Fuß über die Meeresfläche steigen, und man wird daraus leicht folgern können, wie das alte Rom nicht ein merklich kälteres Klima haben konnte, als das neuere.

Eben so wenig war es wärmer, was man vielen Beweisen, die Plinius in seinem Briefe an Apollinar (Buch V, Brief 6), Varro, Virgil u. a., darbieten, entnehmen kann. Im Alterthum wurde die Weinlese in den Umgebungen Roms zwischen dem 21. September und 23. Oktober (in mittlerer Annahme am 2. Oktober) gehalten. Die Höhen im Appenin sind noch jetzt zum Theil mit schönen Bäumen besetzt, die bei größerem Wärmestande nicht gedeihen könnten, und die in früheren Zeiten ebenfalls an denselben Orten fortkamen, dagegen nie bis in die Ebene niederstiegen. Virgil und Plinius gedenken beide der hohen Berge als der alleinigen Oertlichkeiten, wo Tannen, Fichten und andere ähnliche Bäume, wie noch heute, zu finden waren.

Als Galilei, gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Thermometer erfand, liessen die Akademiker del Cimento eine Menge solche Instrumente verfertigen, die unter einander vollkommen übereinstimmend waren. Sie versandten sie in mehrere Städte Italiens, um in denselben gleichzeitige Witterungsbeobachtungen anzustellen. Der Großherzog von Toskana, Ferdinand II, lud die Mönche der vorzüglichsten Klöster ein, diesen interessanten Nachforschungen sich beizugesellen.

Die solchergestalt gesammelten Beobachtungen wurden größtentheils vernichtet, als der römische Hof, beständiger Erhalter der Unwissenheit, und erklärter Feind aller wissenschaftlichen Fortschritte, den Prinzen Leopold von Medicis, gegen Versprechung des Kardinalhuts, vermochte, die Akademie del Cimento aufzulösen, und ihre Papiere zu verbrennen. Einige Bände nur entgingen, wie durch ein Wunder, dem Vandalismus der Beauftragten des angeblichen Nachfolgers Jesu Christi auf Erde. Darin befanden sich auch die meisten Witterungs-Beobachtungen, welche Pater Raineri, im Engelskloster in Florenz angestellt. Man könnte zwischen diesen Beobachtungen und unsern neuern vielleicht Vergleiche anstellen, wären die Thermometer der Akademie del Cimento sicherer gewesen, als sie es in der That waren. Alle Versuche, die Grade dieser Instrumente mit denen der Thermometer von Réaumur und Fahrenheit in Uebereinstimmung zu bringen, lassen noch viel zu wünschen übrig.

Das Problem befand sich auf diesem Punkte, als man 1828 zu Florenz eine alte Kiste entdeckte, worin, neben vielen andern Instrumenten, auch mehrere jener alten Thermometer, in 50 Theile geschieden, waren. Wilhelm Libri, dem sie zur Untersuchung übergeben wurden, versicherte sich vor Allem, daß sie unter sich übereinstimmend seien, wonach er, mit Hilfe von mehr als 200 Beobachtungen, ihre Abtheilung mit jener der jetzt gebräuchlichen Thermometer verglich. Er fand solchergestalt, daß 0 auf dem Thermometer del Cimento, gleich ist — 15 ° R.; daß 50 ° des ersten übereinstimmt mit 44 ° des letzten; daß der eigent-

liche Gefrierpunkt auf dem alten Thermometer — 13°, 5 ist. Aus den genauen Vergleichungen der neuen Beobachtungen mit den alten, ergiebt sich nun aber, daß die einzige Klima-Veränderung, welche Toskana erlitten zu haben scheint, in weniger kalten Wintern und weniger heißen Sommern bestehe.

Aus alten französischen Aktenstücken entnimmt man, daß ehemals ein großer Theil des Einkommens der adelichen Familien im Vivarais, in Wein bestand, dessen Entrichtung jedesmal nach der Weinlese, auf den 8 Oktober neuen Styls, festgestellt war. Auch jetzt findet die Weinlese zwischen dem 8 und dem 20 Oktober neuen Styls statt. Sie wird selten oder nie vor dem 4 Oktober begonnen, was früher häufig der Fall gewesen zu sein scheint. Es würde sich also daraus, in Hinsicht auf Frankreich, dieselbe Folgerung, wie auf Toskana, ziehen lassen, daß ehemals die Sommer heisser und die Winter kälter waren als jetzt. In der Geschichte von Mâcon liest man, daß 1553, als die Hugenotten sich nach Lancié (Dorf nahe bei Mâcon) zurückzogen, sie den dort gewachsenen Muskatwein (le vin muscat du pays) tranken. Die Muskattraube gelangt jetzt in dieser Gegend nicht mehr zu der erforderlichen Reife, um Wein daraus zu machen.

Kaiser Julian liebte den Wein von Surêne*) so sehr, daß er auf seiner Tafel nie fehlen durfte. Der heutige Wein von Surêne ist sprichwörtlich verschrien, und wird mit Recht dem ärgsten „Krätzer“ beigesellt.

*) Dorf nahe bei Paris, jenseits dem Gehölz von Boulogne, am Fuße des Valerianberges. Es ist jetzt seines sauern Weines wegen bekannt.

In einer alten von Capefigue angeführten Urkunde findet man, daß Philipp Auguſt unter allen europäiſchen Weinen denen von Etampes und Beauvais den Vorzug zugeſtanden, weil ſie, ſeines Erachtens, die wohlſchmeckendſten waren. Sie ſtehen jetzt mit denen von Surêne auf gleicher Linie. Zu Beauvais, und in der Umgegend, gibt es jetzt wenig oder keine Weinberge mehr.

Als Kaiſer Probus den Spaniern und Galliern erlaubte, Reben zu pflanzen, geſtand er dieſelbe Gunſt auch den Bewohnern Britanniens zu. Eine ſolche „Gunſtbezeugung“ würde einer Verſpottung gleichgekommen ſein, wäre die Rebe damals nicht auch jenſeits dem Kanal gediehen, und hätte man nicht noch trinkbaren Wein daraus bereiten können. In alten Kroniken erſieht man übrigens, daß es zu einer gewiſſen Zeit viele Weinberge in England gab, und daß ihr Ertrag nicht unbedeutend war. Jetzt kann man nur mit größter Mühe es ſo weit bringen, an einigen beſonders warmen Stellen, die gänzlich gegen kalte Winde geſichert ſind, einige kleine Trauben zu gewinnen, die nicht einmal vollkommen reif werden.

Es ergibt ſich aus dem Allem, daß, in Folge der Zeit, die Sommer in unſerm ganzen Erdtheile weniger warm ſind, als ſie es früher geweſen. Unterſuchen wir jetzt, welches dieſes beunruhigenden Phänomens Urſach ſein mag.

Augenſcheinlich liegt dieſe Urſach nicht in der Sonnenwärme; die unveränderlich gebliebene Temperatur von Paläſtina beweiſet das. Einige Phyſiker glauben ſie zu entdecken in einer ungewöhnlichen Ausdehnung der Eismaſſen des Nordpols, in einer allge-

meinen Bewegung, die, nachdem sie das Eis um einige Breitegrade mehr gegen Süden gedrängt, sie an den Küsten Grönlands befestigt habe.

So viel ist gewiß, daß die östliche Küste Grönlands (Grünlands) vom Eise frei war, als sie gegen Ende des 10 Jahrhunderts von einem isländischen Seefahrer entdeckt wurde; daß norwegische Kolonien bald nachher darauf sich ansiedelten; daß 1120 die dortige Bevölkerung ziemlich bedeutend war; daß sie lebhaften Handel mit Island und Norwegen trieb. Man weiß auch, daß als im J. 1408 Bischof Andreas (der 17te seit der Niederlassung in Grönland) nach seiner Diözese sich begeben wollte, er die Küste ganz von Eis umschlossen fand, und nicht anlanden konnte. Mit einigem Wechsel größerer oder geringerer Eismassen dauerte dieser Zustand bis 1813 oder 1814, wo alles Eis von der Küste losbrach, und das östliche Grönland wieder zugänglich wurde. Die Verschlimmerung des Klimas in Europa hätte also abgehangen von dem Dasein ungeheurer Eisfelder, die in Breite vom Vorgebirg Lebewohl (Farewell) bis zum nördlichen Polarkreise sich erstreckten.

Diese Erklärung beseitigt sich von selbst, wenn man sie mit Aktenstücken vergleicht, wodurch bewiesen wird, daß in Frankreich, Deutschland, Italien und England die Sommerhitze noch anderthalb Jahrhunderte nach Versperrung der Ostküste Grönlands durch das Eis, sehr beträchtlich war. Zudem hat der 1814 erfolgte Losbruch des Eises unter unserm Himmelsstrich keine besonders bemerkliche Klima-Veränderung herbeigeführt, und die mittlere Wärme, in den ver-

schiedenen Ländern Europa's, ist noch immer dieselbe, welche sie vor 1814 gewesen.

Sehen wir jetzt, ob die Ursach der Verminderung der Sommerhitze, wie der Winterkälte, uns nicht viel näher liegt, ob sie nicht von den Arbeiten einer beständig zunehmenden Bevölkerung abhängt, wie von der Umgestaltung, welche des Bodens Oberfläche allmählich dadurch erlitten.

Deutschland, Frankreich und England waren in früheren Zeiten mit ungeheuren Waldungen bedeckt, die jetzt zum Theil gänzlich verschwunden, zum Theil sehr gelichtet sind. Der Böhmer-, der Thüringer-, der Schwarz- und Odenwald, der Spessart, das Fichtelgebirg, der Harz, das Erzgebirg, die Sudeten, das Riesengebirg bilden jetzt nicht mehr jene finstern Waldschatten, von mehrhundertjährigen Bäumen erzeugt. Die alten Stämme sind gefallen. Die Nadelhölzer sind an vielen Orten gänzlich verschwunden. Die Ebene ist fast überall angebaut, und nur auf den Höhen erhalten sich die Wälder.

Die Zahl der inneren Seen, Teiche und Sümpfe hat sich ebenfalls sehr vermindert. Zwischen Dämme gezwängt, können die Flüsse nicht mehr nach allen Seiten austreten und Lachen zurücklassen. Es gibt von Tag zu Tag weniger unangebaute Landstrecken, Haiden, feuchte Wiesen und Niederungen. Dieselbe landwirthschaftliche Prozedur hat gleichzeitig in Frankreich und England, und in diesen beiden Ländern vielleicht noch schneller als in Deutschland, stattgefunden.

So hat die Abholzung, die Oeffnung und Urbarmachung großer Waldstrecken, die Lichtung der noch

beibehaltenen, die beinahe vollkommene Austrocknung aller stehenden Gewässer, die Kultur der großen Ebenen, die ursprünglich wenig von den Steppen Asiens und Amerika's verschieden sein mochten, wesentlich dazu beigetragen, das Klima unsers Erdtheils zu mildern, und seine Winter weniger kalt, seine Sommer weniger heiß zu machen.

Wir können dieselben Milderungen beobachten in einem Lande, worin sie jetzt sich ereignen. Sie entwickeln sich unter den Augen einer aufgeklärten Bevölkerung, und machen dort sehr schnelle Fortschritte. Von Jahr zu Jahr beurkunden sich auffallende Witterungs-Veränderungen, die in unserm Europa, wo man langsam verfahren ist, vielleicht nur von Jahrzehend zu Jahrzehend, oder von Jahrhundert zu Jahrhundert so bemerklich gewesen sind. Dies Land ist Nordamerika. Untersuchen wir, auf welche Weise die Urbarmachungen dort das Klima verändern. Die sich darbietenden Ergebnisse können ohne Widerspruch auch auf den frühern Zustand unserer Gegenden anwendbar gemacht werden, und wir sind solchergestalt den theoretischen Betrachtungen enthoben, die, bei einem so verschürzten Gegenstande uns leicht hätten irreleiten können.

In der ganzen Ausdehnung Nordamerika's stimmt man darin überein, daß die Urbarmachungen des Landes Klima sehr gemildert haben; daß diese Milderung von Jahr zu Jahr bemerklicher wird; daß „die Winter weniger kalt und die Sommer weniger heiß sind, als sie es früher gewesen;" mit andern Worten, daß die äussersten im Januar und im Juli beobachteten Temperatur-Extreme nicht mehr so sehr

von einander verschieden sind, als da die einen 36 Grad Wärme, die andern 36 Grad Kälte betrugen.

Vergleichen wir diese Ergebnisse mit den früher in Rede gestellten. Für Florenz ist die Uebereinstimmung in die Augen springend. Im Mittelpunkte und im Norden Frankreichs, in ganz Deutschland, in der Schweiz wie in England weiß man, daß, wie in Nordamerika, die Sommer weniger warm sind, als sie es früher gewesen. Nach der allgemeinen Voraussetzung hat die Winterkälte sich in demselben Maße vermindert. Es ist also bei uns ganz dasselbe Phänomen, wie in Nordamerika, das keiner andern Ursach, als der Entholzung, der Trockenlegung und Urbarmachung des Landes zugeschrieben werden kann.

Die Nordamerikaner haben auch eine gewisse Veränderung im Luftzuge, und in den gewöhnlichen Winden auf ihren Küsten, bemerkt.*) Die ehemals fast beständig herrschenden Westwinde vermindern sich immer mehr, obgleich sie selbst jetzt noch beinahe die zwei Drittel des Jahres auf dem atlantischen Ozean wehen, wie man das auf eine überzeugende Weise aus der respektiven Schnelligkeit der von Europa nach Amerika segelnden, und von dort nach Europa kommenden Schiffe entnehmen kann. Nach einer, sechsjähriger Erfahrung entnommenen mittlern Schätzung, brauchen die von Liverpool nach Neu-York fahrenden Paketbote zu ihrer Ueberfahrt vierzig Tage, und zu ihrer Rückfahrt von Neu-York nach Liverpool nur 23 Tage. Auf der diesseitigen Küste Amerika's sind die Ostwinde im Vergleich mit den

*) Man vergleiche mit den Werken William's und Jefferson's über diesen Punkt.

Weſtwinden jetzt wie 2 zu 5. Stufenweis dringen ſie immer weiter vor in des Landes Inneres, und tragen nicht wenig zu ſeiner Austrocknung bei.

Die Verminderung der Winterkälte wie der Sommerwärme, dieſe in den Vereinſtaaten Nordamerika's unbeſtreitbar erwieſene Thatſache, kann allein der Entholzung und Urbarmachung zugeſchrieben werden. Es fragt ſich nun aber, ob zugleich auch die mittlere Temperatur des Jahres dadurch vermindert worden, oder ob die geringere Sommerwärme durch die geringere Winterkälte wieder ausgeglichen wird? Wahrſcheinlich iſt es indeſſen, daß dieſe Ausgleichung nicht ſtattfindet. Denn in der Menge der von Bouſſingault während ſeinem Aufenthalt in Südamerika geſammelten wichtigen Ergebniſſe, findet man auch eine Beobachtungs-Tabelle des mittlern Wärmezuſtandes der Aequatorgegend, worin man, ohne Ausnahme, die kleinſten Zahlen auf die bewaldeten Regionen ſich beziehen ſieht. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß zugleich indem das amerikaniſche Klima weniger glühend wird, ſein mittlerer Wärmeſtand ſich vermehrt.

Kehren wir wieder zu Europa zurück. Die Stadt Middelburg, die beinahe einen Grad ſüdlicher liegt, als Amſterdam, ſollte, dieſem Umſtand zufolge, eine um einen halben Grad ſtärkere mittlere Temperatur haben, als das letzte. Aber in Wirklichkeit iſt ſie um zwei Grad ſchwächer. Brüſſel ſelbſt, obgleich es 1 ½ Grad ſüdlicher liegt, hat nicht eine ſo hohe mittlere Temperatur, als Amſterdam.

In England hat die Stadt Salcombe, in der

Graftschaft Devon, ein so ausserordentliches Klima, daß man es nur das nordische Montpellier nennt.

Marseille liegt einen Grad südlicher als Genua. Des letztern mittlere Temperatur sollte also um einen halben Grad schwächer sein, als die des ersten; demungeachtet ist sie um einen ganzen Grad stärker. Wundern darf man sich nicht, daß Marseille, die Seestadt, ein etwas kälteres Klima habe, als das mehr nördlich im Innern des Landes gelegene Avignon; daß die Winter dort weniger kalt und die Sommer auffallend weniger heiß seien. Welches aber ist bei alledem die Ursach, daß die mittlere Temperatur von Marseille bedeutend schwächer ist, als die von Avignon?

Rom und Perpignan haben genau dieselbe mittlere Temperatur, obgleich Rom um einen Grad südlicher liegt. Fragte man um die Ursach, würde man als solche ohne Zweifel die Nähe der Appeninen angeben. Aber ligt nicht auch Perpignan am Fuße der Pyrenäen?

Dehnen wir diese Beispiele nicht weiter aus. Sehr wohl wissen wir, daß die Verschiedenheit zwischen dem Klima dieses oder jenes Ortes, von der topographischen Bildung der Gegenden, worin sie ligen herrühren kann, von der Schutzmauer eines Berges, einer Waldung, oder andern Zufälligkeiten. Aber die Frage ist nicht da. Worauf es ankommt ist der Umstand, daß diese muthmaßlichen Ursachen wenig erheblich, die Abweichungen von der Regel dagegen auffallend sind, und daß man folglich den eigentlichen Beweggrund anderswo, als in der zufälligen Lage suchen müsse.

Untersuchen wir schließlich, ob das mittlere Klima von Paris, im Gange der Zeit merkliche Verände-

rungen erlitten. Nichts einfacher auf den ersten Blick, als eine solche Aufgabe. Die Temperatur der ein wenig tiefen unterirdischen Räume, wo die äussere Luft keinen freien Zugang hat, verändert sich nicht allein nicht, sie ist auch der mittlern Temperatur des äussern Dunstkreises, auf der Oberfläche genommen, gleich. Es gibt solche unterirdische Räume unter der Sternwarte zu Paris. Sie sind 28 Meter (86 Fuß) tief. Seit 150 Jahren beobachtet man darin den Thermometerstand. Es wird also genügend sein, diese Beobachtungen in Rede zu stellen.

Ohne bis zu den alten Instrumenten hinanzusteigen, deren Abtheilung jetzt nur unvollständig bekannt ist, muß man noch sagen, daß eine ganz neuerdings gemachte Entdeckung des Problems Lösung sehr erschwert. Es ist jetzt erwiesen, daß auf die Länge alle Thermometer, ohne Unterschied, falsch gehen. Der Punkt 0, das heißt der des schmelzenden Eises, steigt längs der in Grade getheilten Leiter, wie wenn die das Quecksilber enthaltende Kugel sich verengte. Der Thermometer deutet solchergestalt $+ 1^0$ an, wenn er auf 0 stehen sollte; $+ 2^0$, wenn er nur $+ 1^0$ zeigen sollte, u. s. f. Die Abweichung beträgt oft 1½ Grad.

Die zahlreichen in den unterirdischen Räumen der Pariser Sternwarte zu einer Zeit gemachten Bestimmungen, wo man noch nicht wußte, daß der Thermometer unaufhörlich berichtigt werden müsse, sind also ohne allen Werth. Nur zwei Beobachtungen können (nach Arago's Behauptung) wirklich benutzt werden. Sie schreiben sich her vom Februar 1776. Messier machte sie mit einem unter seinen Augen verfertigten, und von ihm selbst wenig Tage vor dem

Experimente richtig befundenen Thermometer. Beide Beobachtungen sind vollkommen übereinstimmend. Sie geben 11°, 8 Zentigrade. Ein halbes Jahrhundert nachher, im J. 1826, fand man ebenfalls wieder 11°, 8.

Vorausgesetzt, daß bei Messiers Beobachtung, der Kleinheit der Leiter seines Thermometers wegen, eine Unrichtigkeit von $\frac{1}{20}$ Grad stattgefunden, würden die beiden Temperaturen von 1776 und 1826 doch nur um dies $\frac{1}{20}$ verschieden sein, und die ganze Verschiedenheit in tausend Jahren, würde kaum einen ganzen Grad betragen.

Vergleicht man die beiden Perioden von 1776 und 1826 mit einander, so findet man, daß zwischen ihnen einige Theile Frankreichs stark entholzt worden sind. Die mittlere Temperatur von Paris hat demungeachtet dadurch keine merkliche Veränderung erlitten. Hat indessen wirklich eine kleine Milderung sich ereignet, so beträgt sie in etwa 60 Jahren nicht ganz $\frac{7}{100}$ eines Grades zu Gunsten, nicht einer größeren Erkältung des Klimas, sondern im Gegentheil zu einer größeren mittlern Wärme desselben.

Vergangenheit, Gegenwart und wahrscheinliche Zukunft Frankreichs.

Zweite Erwägung.

In unserer ersten Erwägung haben wir zu beweisen uns bemühet, daß es in Frankreich eine konstituirte Gesellschaft gibt, mit besseren Fortbestand- und Rechtmäßigkeits-Bedingungen ausgestattet, als man durch das freisinnige Prinzip und die konstitutionelle Monarchie vielleicht je erhalten zu können gehofft.

Vor dieser so gestalteten und regierten Gesellschaft, wie sie es wirklich ist, gibt es keine „gesetzliche Opposition," die von einem mit den bildenden Gesetzen der Verfassung mehr in Uebereinstimmung stehendem Prinzip ausgehen dürfte. Es gibt kein besseres Verwaltungs-System (wohlverstanden theoretisch gesprochen), es gibt mit einem Worte, zwischen der regierenden Macht und der parlamentarischen Opposition keine eigentliche Grundfrage, die würdig wäre, lebhaft die öffentliche Meinung in Anspruch zu nehmen, und die Thätigkeit der Generationen, die zum politischen Einfluß gelangen, zu verschlingen.

Mehr noch: zwischen den Personen, welche die Macht in Händen haben, und zwischen denen, welche diese Macht ihnen streitig machen könnten, ist die geistige Ueberlegenheit, falls man eine solche annehmen will, unbestreitbar auf Seiten der jetzt Regierenden. Man braucht nur zu vergleichen zwischen Odilon-Barrot und Guizot, zwischen Mauguin

und Thiers, zwischen Demarçay und Soult; u. s. f. In Parallele mit denen, welche vor ihnen versucht haben, zu regieren (Lafitte, Dupont de l'Eure, Mérilhou, Gérard ꝛc.) und die durch ihr Begehen ihre Unmacht, wie das Unzusammenhängen ihrer Ideen, bewiesen; in Parallele mit denen, welche darauf hinarbeiten, sie zu ersetzen (Dupin der Aeltere, Passy, Béranger ꝛc.), und die durch Worte und Schriften täglich beurkunden, daß sie dem Lande nichts Großes, nichts Neues, vor Allem aber nichts Nützliches darzubieten haben; in dieser Doppelparallele bewahren die ersten immer die Oberhand.

Es bietet sich unter den gegenwärtigen Umständen nur noch die Frage dar: Wenn die Regierung jetzt einen Aufruf ergehen ließe an den Wahlkörper, wenn sie in Verbindung sich stellte mit der öffentlichen Meinung durch neue Wahlen, würde der Wahlkörper, wie er jetzt gebildet ist, bestimmtere, mehr verlangende Wünsche, als früherhin, an die regierende Macht richten? Würde er seine Vollmacht Männern anvertrauen, die man als Vertreter eines neuen Systems betrachten könnte?

Keinesweges.

Wenn die von der konstitutionellen Opposition geforderten Wahlreformen, eben so gut von den Kammern zugestanden, als sie abgelehnt worden sind, würde man dennoch kein anderes Ergebniß, als das, welches nach den Juli-Ereignissen sich dargeboten, erzielt haben.

Man würde, im Finanzfache immer die Staatsschuld und den Tilgungsfond, in Staatswirthschaft

immer die anscheinenden Büdget-Ersparungen und das sogenannte Juste-Milieu zwischen dem Mauthsystem und der Handelsfreiheit, im Kriegswesen immer eine stehende Armee, vielleicht 50,000 Mann mehr oder weniger *), in der Justiz immer den Statu quo, im Innern idem beibehalten haben. Bei den öffentlichen Arbeiten würde man nach wie vor hundert Millionen Franken jährlich zu verwenden haben; und verwendete man weniger, würde das Gemeinwesen darunter leiden. Beim öffentlichen Unterricht möchte das von Guizot bearbeitete und in Ausführung gestellte Gesetz, den Primar-Unterricht betreffend, im Grunde mehr werth sein, als alle Reden der Opposition, über Volksunterricht, zusammengenommen. Man gesteht selbst zu, daß Alles, was in solchem Betrachte nur irgend verlangt werden konnte, durch das Gesetz sogar übertroffen worden ist.

Was könnte und dürfte man also durch einen Ministerwechsel, im Sinne des Tiers-parti, oder selbst der Opposition, erwarten? Eine Personen-Veränderung; weiter nichts. Und diese Personen-Veränderung, würde sie einerseits der konstitutionellen Monarchie in Frankreich, d. h. der Erhaltung seiner innern Ordnung und Gesetzmäßigkeit; würde sie den fremden Mächten anderseits dieselbe Sicherung gewähren, als das jetzige ministerielle Personale im Sinne des gesetzlichen Mittelweges?

Wir bezweifeln es. Was das Volk am meisten

*) Die französische Armee, in ihrem gegenwärtigen Bestande, und nach ihrer jetzigen Einrichtung, kostet dem Staate täglich eine Million Franken (466,666 fl. rhein.).

hofft und wünscht, ist weniger eine solche Personen-Veränderung, als eine möglichst baldige Verminderung der es am meisten bedrückenden Abgaben. Aber diese Verminderung kann nicht früher stattfinden, als bis die von den Parteien im Innern genährten Unruhen, wovon die Aufstände in Lyon, Paris, St. Etienne, Châlons, Arbois ꝛc., veranlaßt durch die Noth der Arbeiter, und auf Antreiben der Gesellschaft der Menschenrechte, die letzten traurigen Beweise gegeben, gänzlich beseitigt sind.

Uebrigens handelt es sich jetzt auch weniger um eine Personen-Veränderung, als um eine Umgestaltung der Doktrinen und der Ideen.

In allen Sphären der Gesetzlichkeit und der gegenwärtigen Regierungsweise, kann man nicht von Grund aus neu aufführen, weil man vorher das Bestehende zerstören müßte. Man kann nur fortsetzen, was man bisher gebauet, stückweis verbessern, vervollkommnen, ohne im Stande zu sein, durchaus neue Pläne anzunehmen.

Wer anders verfahren wollte, würde das ganze gegenwärtige Staatsgebäude in Frankreich über den Haufen stoßen. Mit den der verwaltenden Behörde zu Gebote stehenden Materialien, mit den Ideen des verwalteten Landes, darf und kann man nur einer „anwartenden Politik“ sich bedienen, muß man aus Kräften darauf hinarbeiten, die durch die Juli-Ereignisse 1830 festgestellte Ordnung der Dinge zu sichern, indem man allen, mit der gegenwärtigen Regierungsform verträglichen Neuerungen, eine breite Bahn bricht.

Freilich hätte schon lange, durch einen im Namen

aller neuen Interessen genommenen thatkräftigen Dazwischengriff, die vollstreckende Macht mit Leichtigkeit die ihm sich entgegenstellenden Leidenschaften oder Spekulationen ersticken, und der Gesellschaft den Normalschwung verleihen können, dessen sie seit Langem bedürftig ist, um zu einem vernunftgemäßen Ziel zu gelangen.

Aber bis zur letzten levée de boucliers der republikanischen Partei, in Mitte April d. J., widerstrebte ein solcher Dazwischengriff den Gewohnheiten und Vorurtheilen der unterrichteten Klassen in Frankreich, und wir glauben selbst, daß auch nach errungenem Siege die Regierung zu Mitteln nicht ihre Zuflucht nehmen wird, die ihr den Anschein verleihen könnten, als wolle sie ungesetzlich, despotisch verfahren.

Bemerken wir jetzt der Parteien Wirken ausser den Schranken der Gesetzlichkeit.

Es gibt gegenwärtig im Schooße der französischen Gesellschaft nur zwei große, fortwährend sich noch bewegende Parteien, die beide „revolutionär" sind, in dem Sinne, daß sie über die Institution der regierenden Macht andere Ideen und Begriffe haben, als die, welche durch den politischen Vertrag zwischen den beiden Kammern und dem Herzog von Orleans, am 7. August 1830 festgestellt worden, weshalb sie die nach diesem Vertrag bestehende Regierung offen bekriegen, obgleich sie dabei von ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausgehen.

Alles was bisher geschehen, wird von den Republikanern und den Legitimisten verworfen. Sie haben sich immer geweigert die jetzt verwaltende

Behörde anders anzuerkennen, denn als eine feindselige Nothwendigkeit (une nécessité fatale), der man wohl nachgeben; aber unter welche man sich nicht beugen müsse.

Es gehört nicht in dieses Artikels Bereich, zu untersuchen, auf welche Weise der Krieg von beiden Seiten geführt wird, und ob dadurch nicht alle Gesetze der Gerechtigkeit, der Wahrheit, ja selbst der Anständigkeit täglich mit Füßen getreten werden. Der sittliche Zustand der französischen Gesellschaft, vorzüglich aber der jener Abtheilung dieser Gesellschaft, welche von jeher die Uebertragung „gesunder Doktrinen" in Anspruch genommen, wird durch diesen erbitterten Kampf, dem alle Mittel ersprießlich scheinen, in seiner ganzen häßlichen Blöße dargestellt.

Eben so wenig wollen wir hier untersuchen, ob die regierende Macht immer so den Angriff zurückgeschlagen, wie sie es zu thun im Stande gewesen; ob sie nicht zu weit gegangen in direkter Vertheidigung, mit Vernachläßigung der allein wahrhaft wirksamen Denfensive: „mehr werth zu sein, und besser zu verfahren, als ihre Gegner;" sie zu entwaffnen durch die Initiative gesellschaftlicher Fortschritte, die es immer ein Leichtes gewesen wäre, über Legitimisten und Republikaner davon zu tragen.

Sind dagegen ihrerseits die Parteien, welche sich als rechtmäßige Inhaber des gesellschaftlichen Rechtes darstellen, welche das Bewußtsein ihres Rechtes so weit ausdehnen, daß sie durch sich selbst Gerechtigkeit sich zu verschaffen gesonnen sind; die Parteien, welche umstürzen wollen, was ist, und die, gedrängt von dem Verlangen, zur Leitung der öffentlichen An-

gelegenheiten zu gelangen, in ihrer Opposition nicht mit einer „vernunftgemäßen Aussicht“ sich begnügen — sind sie eben so sicher ihrer selbst und ihrer Mittel? Denn es ist ein starker Glaube erforderlich in seine Sache, um in ihrer Vertheidigung nicht zurückzubeben vor allen Entsetzen des Bürgerkrieges. Wer aber möchte es zu behaupten unternehmen, daß eine dritte Restauration des ältesten Bourbonenzweiges, oder die Einsetzung der Republik, nicht unzuberechnendes Unheil über Frankreich und dessen Nachbarländer herbeiziehen würde? —

Uebrigens ist das hier die eigentliche Frage nicht. Alle politische Bewegungen von einiger Wichtigkeit sind zum Theil durch Vermittelung der Streitmacht in Ausführung gestellt worden. Staats-Umwälzungen sind nichts als Bürgerkriege, die Kämpfe einer Nation gegen die andere, sind nichts als Menschenkriege: zwei gleich beklagenswerthe Uebel, auf deren Beseitigung der menschliche Verstand endlich mit Nachdruck hinarbeiten sollte.

Müßte man, um zu Frieden und Glück zu gelangen, dennoch wieder Krieg führen, würde er von denen, welche nur dadurch ihrem Ziele näher zu kommen hoffen, nicht allein mit Muth und Entschlossenheit, sondern vielleicht auch mit der Verzweiflung Raserei geführt werden. Die Frage, welche man demnach vor Allem an Legitimisten und Republikaner richten sollte, würde darin bestehen, zu wissen, ob der von ihnen versprochene gesellschaftliche Fortschritt von der Art sein würde, um Frankreich und Europa für eine neue Umwälzung zu entschädigen?

Man muß sich auch selbst fragen, „ob die, welche

gesellschaftliche Fortschritte auf dem Wege der Revolutionen und der Dynastie-Veränderungen suchen, einen genauen Begriff haben von der Zukunft der europäischen Gesellschaft und von der menschlichen Bestimmung positiven Gesetzen?"

Jede der beiden in Rede stehenden Parteien hat, was wir so nennen wollen, ihre Grund-Politik, und ihre Erfolgs- oder Erlangungs-Taktik. Werfen wir zuerst auf ihre Grundsätze einen prüfenden Blick.

Die legitimistische Partei ist immer noch ein bedeutendes Element der französischen Bevölkerung, zuerst, weil sie mehr als jede andere die geschichtliche Uebertragung vertritt, sodann, weil sie auf Frankreichs Boden große Interessen und ein ganzes System gesellschaftlicher Glaubensmeinungen und Gewohnheiten hat, die nur schwer mit dem philosophischen Geiste, den bürgerlichen Sitten, und schwieriger noch, mit der bürgerlichen Gleichheit, sich vertragen können. Die Legitimisten halten sich an eine, der obwaltenden Meinung nach, für immer besiegte Vergangenheit. Aber die besiegte Partei widersteht, weil sie noch „gerechte Forderungen" geltend zu machen, weil sie noch etwas zu vertheidigen hat.

Die legitimistische Partei gibt sich vor Allem als Bewahrerin des Ordnungs-Prinzips aus. Sie behauptet, daß man nur unter dem Schutze dieses Prinzips wahre Freiheit finden könne.

Der Ordnung eigentliche Freunde sind jedoch nur die, welche, nachdem sie Alles gethan, um eine unter dieser oder jener Form konstituirte Gesellschaft zu vertheidigen, ihre Niederlage endlich zugestehen wenn

sie, von dem was sie hatten, nichts mehr zu bewahren im Stande sind; wonach es Klugheit und richtige Politik erfordert, der neuen einmal festgestellten Form sich zuzuwenden, besonders wenn man unter dieser Form wieder erhalten kann, worauf man rechtmäßig Anspruch machen zu können vermeint. Der Ordnung eigentliche Freunde haben den Verfügungen einer höheren Vorsicht nicht die Albernheiten leerer Schein-Ausflüchte entgegenzustellen. Sie nehmen das Unwiderrufliche an, wenn es in so entscheidender Gestalt sich darstellt, als das Ereigniß von 1830.

Die Legitimisten haben auch die auf die Familie begründete gesellschaftliche Ordnung zu vertheidigen. Zu Gunsten des Familien-Prinzips, der Hierarchie der geschichtlichen Geschlechtsfolge, haben sie der gegenwärtigen Ordnung der Dinge in ihrem Vaterlande den Krieg erklärt. Indessen sollte gesunde Vernunft ihnen sagen, daß sie nicht berufen sind, das heilige Recht aller Familien, dem Interesse einer durch ihr eigenes Versehen gestürzten Familie, aufzuopfern. Selbst wenn man auf der Linie geschichtlicher Nothwendigkeit beharren will, muß man begreifen, daß Gott allein ewig ist, und daß alle gesellschaftliche Formen einen Anfang und ein Ende haben; man muß begreifen, daß der „Zufall," der einen Zweig treffen kann, ohne den ganzen Stamm zu zerschmettern, auch einen ganzen Wald zu zerstören vermag, ohne deshalb das Pflanzenreich zu vernichten.

Die Legitimisten haben ebenfalls noch den großen Landeigenthums-Besitz zu vertheidigen. Sie können das nicht besser, als wenn sie ganz der Land-

wirthschaft sich widmen, wenn sie in ihr neue Reichthumsquellen suchen. Ein solches Verfahren würde um so verdienstlicher sein, weil dadurch eine bessere Garantie sich darbieten müßte, den gesellschaftlichen Mechanismus in Frankreich wiederherzustellen, der jetzt der landwirthschaftlichen Gewerbthätigkeit allen Einfluß nimmt, und ihn dem Handel oder der Agiotirung zuwendet.

Die Legitimisten wollen das christliche Prinzip wiederherstellen. Dazu ist jedoch keine bedingungsweise Dynastie erforderlich, und das christliche Prinzip hat sich eben so gut unter Konstantin, als unter Klovis entwickelt. Seiner Beschaffenheit nach ist es geschieden vom Weltlichen. Es hat daraus immer ein Werkzeug gemacht, nicht eine Ursach, ein Mittel, nicht einen Zweck.

Die Legitimisten wollen ebenfalls das Munizipal-Prinzip wiederherstellen. Zu diesem Zwecke müßte es jedoch erst irgendwo in Frankreich regelmäßig konstituirt sein. Munizipalitäten, die mehr Arme zu verpflegen haben, als ihr Budget Franken darbietet; Munizipalitäten, wo weder der Maire noch seine Adjunkten lesen und schreiben können (wie das nur zu häufig im westlichen und südlichen Frankreich der Fall ist), würden ohne Zweifel einer vernünftgemäßen Restauration bedürfen.

Was aber hat die Restauration, während den 15 Jahren ihres Bestandes, für die Munizipalitäten gethan? Nicht das Mindeste. Erst die Regierung von 1830 hat die Nothwendigkeit erkannt, sie neu zu organisiren, und sie hat es durch ein Gesetz gethan. Wie mangelhaft nun auch immerhin dies Gesetz sei,

ist es dennoch ein Anfang, eine Operations-Basis, worauf die Freunde des Munizipal-Prinzips fortbauen sollten, statt auf derselben Zerstörung hinzuarbeiten.

Endlich wollen die Legitimisten auch das vertretende Prinzip verbessern. Sie bemerken nicht, daß sie auf diesem Wege ganz aus ihrer Rolle kommen. Das vertretende Prinzip kann nicht ihr Element sein, weil es nie mit Aufrichtigkeit von dem ältesten Bourbonenzweige angenommen worden. Erst die neue Dynastie hat es unerschütterlich festgestellt. Sie hat die Doppelstimmung (le double vote) beseitigt, und das Vertretungsrecht den Patentirten zugesichert, welches die Minister Karls X dem Gewerbstande rauben wollten. Auf jeden Fall — weil es um Vertretung zu thun ist — vertreten sechs Millionen Wähler (bis zu welcher Summe man den Wahlkörper steigern will) noch nicht die Hälfte der stimmfähigen Bevölkerung Frankreichs.

Man will auch hier, wie in andern Fällen, thun, was man, als von der jetzigen Regierung gethan, ihr zum Vorwurf macht. Man will seine Wähler bestimmen, und glaubt es thun zu können. Die Wähler zu bestimmen zur Unterstützung eines Systems, das ist das große Geheimniß aller Parteien, das Hilfsmittel aller Ehrgeizigen.

Auf solche Weise würde die Partei, welche am besten Ordnung und gesellschaftliche Fortschritte verträte, grade die sein, welche den Wahlkörper, wie er jetzt gebildet ist, annähme, die sich bemühete, alle, welche davon sich entfernen, ihm wieder zuzuführen, die darauf hinarbeitete, ihnen gute politische Ideen

zu geben, und die, bevor sie Menschen oder Interessen vertreten wollte, genau untersuchte, bis zu welchem Punkte die einen und die andern vertretbar sind.

Man verstößt auf solchergestalt nicht nur nicht gegen die Würde des Menschen und Bürgers, man achtet vielmehr den Menschen zu hoch, um nicht, unter der Vorspiegelung seiner Eigenschaft als Bürger, ein Werkzeug politischer Leidenschaften und Absichten aus ihm zu machen.

In Summa: die legitimistische Partei will wiederherstellen (restauriren). Indessen braucht man, indem man ein neues Gebäude aufführt, einen sichern, ruhigen Zufluchtsort. Um eine Gesellschaft wiederherzustellen, bedarf man anderer Elemente, als der Ueberreste eines Leichnams. Man baut nur dauerhaft mit neuen Materialien. Der Baumeister braucht vorzüglich starke Balken zum Dachstuhl, der das ganze Gebäude beschirmen soll. Er holt nicht aus der Ferne das alte, vom Sturm fortgerissene Dach. Denn, nach festen Grundpfeilern, ist nichts nothwendiger, als ein solides Dach.

Drei neue Fragen bewegen jetzt die französische Gesellschaft von Grund aus. Châteaubriand selbst kündet die Umgestaltung der Gehalte und Besoldungen an. Welches wird das Gesetz dieser Umgestaltung sein?

Gewerbthätigkeit, Wissenschaft, Kunst sind der gesellschaftlichen Arbeit Hauptelemente geworden. Sie sind der neuern Gesellschaft eigentliche Adelstitel. Welche große Maßregeln hat man zu ergreifen, um

ihre Entwickelung zu sichern, ihr gesellschaftliches Aufkommen zu erleichtern?

Das Eigenthum ist bedrohet, nicht sowohl von den Eigenthumslosen, die Staatsklugheit und strenge Polizei wohl bändigen wird, als von Staatswirthschaft selbst, die ihres Einkommens fortschreitende Verminderung andeutet; bedrohet durch das bürgerliche Recht, die es beweglich machen will, ohne gegen Agiotirungs-Verlust und Bankerott Garantien darzubieten; bedrohet endlich durch die steigende Verarmung der untern Stände, die durch Armensteuern den Wohlhabenden neue Lasten auferlegt. Was hat man zu thun, um das Eigenthum zu vertheidigen, nicht durch strafende und aufwiegelnde Maßregeln, sondern durch vorbeugende und versöhnende?

Das sind drei Fragen, die, wenn sie den Vertheidigern der Stabilität vorgelegt werden, von ihnen unbeantwortet bleiben. Sie sehen nicht ein, oder wollen nicht einsehen, daß sie allein durch einen dauerhaften Frieden, durch einen ruhigen Fortbestand der gegenwärtigen Ordnung der Dinge, durch allmählige Entwickelung einer immer umfassenderen, auf Alles anwendbar zu machenden Gesetzmäßigkeit, gelöset und beantwortet werden können.

Aber um einen so glücklichen Zweck zu erreichen, muß man den Arbeiter, den Ackerbauer nicht zum politischen Werkzeug, zum Gegenstand der Bestechung und Entsittlichung machen. Man muß ihn beim Pflug oder in seiner Werkstatt lassen, und die Gesetzgebung nur der höhern, erfahrungsreichen Intelligenz anvertrauen.

Uebrigens scheint seit 1830 eine bedeutende Umge-

staltung in der legitimistischen Partei stattgefunden zu haben. Das Buch, welches die Gazette de France über die „Wiederherstellung der französischen Gesellschaft“ bekannt gemacht, kann davon als Beweis dienen. Der thätige Eifer aufgeklärter Männer, welche die Mittel haben, Gutes zu thun, wird nicht verloren gehen. Man muß ihren dynastischen Glauben achten, der selbst dann noch unerschütterlich ist, wenn ihren Hoffnungen keine andere Basis als ihre eigenen Wünsche bleiben. Ihre Zurückhaltung, und bis zu einem gewissen Punkte sogar ihre Feindschaft gegen die jetzt regierende Macht, begreift sich wohl.

Aber es ist für die legitimistische Partei nicht darum zu thun, ein nothwendiges Hausgeräth der Dynastie Ludwig Philipps zu werden, sondern vielmehr, sich selbst und Frankreich „nützlich“ zu sein. Sie sollte also ihre Zeit nicht verlieren mit einer Angelegenheit, die nur Veranlassung zu anti-nationalen Umtrieben geben kann. Ausschließliche, unumgänglich festgestellten Thatsachen und Interessen widerstrebende Glaubensmeinungen, immerwährende Zwietracht mit den politischen und moralischen Neigungen, von denen umschlossen man leben muß, führen am Ende zu nichts, als zu bemitleidswerther Monomanie.

Hat die legitimistische Partei Gründe zur Rechtfertigung ihres Bestehens geltend zu machen, fehlt es daran der republikanischen Partei eben so wenig. Der Vergangenheit vermag die Republik in Frankreich freilich nur zurückschreckende Traditionen zu entnehmen. Gewöhnlich bekämpft man sie mit ihren eigenen Erinnerungen, und unglücklicherweise gibt sie

sich wenig oder keine Mühe, sie zu beseitigen, besonders in den Beziehungen, die zwischen ihr und der Montagne eine Art Solidarverhältniß feststellen.

Lassen wir jedoch, in Erörterung der Wege und Mittel, deren sich die republikanische Partei in Frankreich bedienen zu müssen glaubt, die Geschichte unbeachtet, was ohne Widerspruch eine große Zugestehung ist, und beschäftigen wir uns nur mit dem, was man von ihr für die Zukunft zu erwarten hat.

Das ist denn auch das Bereich, welches sie ausschließlich in Anspruch nimmt. In der Gegenwart ist ihrer Vertreter Zahl in den gesetzgebenden Verhandlungen sehr gering. Die Masse ihrer intellektuellen Fähigkeiten ist noch geringer. Wir erblicken in ihr nur (wie ein Pariser Korrespondent der Allgemeinen Zeitung sehr derb sich ausdrückt) Schreier, Schmierer, Menschen ohne feste Grundsätze, ohne gesellschaftliche Moral, ohne Rechtschaffenheit und wirkliche Ehre ꝛc. Unter ihren gegenwärtigen Vertretern bemerken wir einen oder zwei alte Patrone, deren Geistesschwäche nie richtiges Maß zu halten im Stande gewesen; einige furchtsame Bundesgenossen, die nicht einmal offen ihre Verbindungen einzugestehen wagen.

Mit größerer Leichtigkeit würde diese Partei, eben so gut als die doktrinäre, ihre hommes du lendemain (Anhänger, welche sich erklären, wenn alle Gefahr vorüber ist) gewinnen, wenn sie übrigens je einen lendemain hätte. — Das Alles konstituirt indessen noch keinen gesellschaftlichen Einfluß.

In einer Gesellschaft, wo viele Individuen übel geordnet, mit Entbehrungen geschlagen sind, wo Anarchie der Ideen und der Glaubensmeinungen die

Menschen zu kränklicher Unruhe geneigt macht, gewinnt jedes System, das mit Hoffnungen und Versprechungen sich darstellt, anfänglich eine nicht unbedeutende Menge Anhänger. Das Volk, oder bestimmter bezeichnet, „die zahlreichste und ärmste Klasse," die man nebenbei auch die unwissendste und leichtgläubigste nennen könnte, die grade deshalb am ersten bereit ist, Alles aufs Spiel zu setzen, weil sie nicht viel zu verlieren hat; das Volk erwägt die Neuerungen selten oder nie, es frägt in Frankreich nur, wenn man sie ihm geben wird? —

Im Grunde ist das die beste Rolle, welche es spielen kann: mit gesunder Urtheilskraft anzunehmen, was die umsichtsvollsten, von Natur und durch ihren Unterricht am meisten dazu geeigneten Personen nothwendigerweise veranlaßt werden, für es wie für sich vorzubereiten. Das Volk zählt also nicht bei theoretischer Erörterung der Ideen, in dem Zustande vorzüglich, worin es gegenwärtig sich befindet.

Die republikanische Partei in Frankreich spricht manchmal von der großen Menge ihrer Anhänger. Sie sagt und glaubt sich die ganze Nation, einige unbedeutende aristokratische Faktionen ausgenommen. Wie unrichtig diese Angabe gewesen, hat sich aus den letzten Ereignissen im April d. J. in Lyon, Paris, St. Etienne, Châlons-sur-Seine, Dijon, Arbois ꝛc. ergeben. Die ganze republikanische Streitkraft, welche in allen vorgenannten Städten, die eine Gesammt-Bevölkerung von wenigstens einer Million Seelen haben, zum Kampfe gegen die bestehende Regierung sich erhoben, hat (selbst nach Rekrutirung

vieler unzufriedenen Arbeiter) nicht 10,000 Individuen betragen.

Schätzt man den gesellschaftlichen Werth der Personen, die Quantität und die Qualität der Interessen, so tritt eine noch viel merklichere Verminderung ein. In der Wissenschaft muß man jedoch nicht also räsonniren. Vernunft und Wahrheit sind nicht immer auf Seite des großen Haufens. Und dennoch, wenn man in unsern Tagen von einer Meinung spricht, frägt man vor Allem: hat sie die Mittel, einen Erfolg sich zu sichern? — Es gibt viele Leute, die noch unentschlossen sind, und die schwankend bleiben in Gegenwart der Republik, wenn eine solche Frage aufgeworfen wird.

Ist die Sache wahr; ist sie gerecht? das allein sollte man sich fragen, um sie anzunehmen, wäre sie wahr, selbst wenn ihr Sturz sich voraussehen liesse; um sie zu bekämpfen, wäre sie falsch, selbst wenn ihr Triumph unvermeidlich schiene.

Die republikanische Partei entnimmt ihren ganzen Werth, in Ermangelung eines höheren bestimmenden Systems, dem was sie vertritt, den an und für sich rechtmäßigen Ansprüchen des Proletariats (des eigenthumslosen Standes) und des wenig durch Glücksgüter begünstigten Talents. Unter solcher Beziehung könnte man die republikanische Meinung als die Zukunft versinnlichend betrachten. Wenn man einen fernen Horizont erspähet, sind optische Täuschungen nichts Seltenes.

Aber alle Ansprüche und Prahlereien der republikanischen Partei verschwinden, wenn man die Ueberzeugung gewonnen, daß, statt die Zukunft zu versinn

lichen, sie nichts, als die Vertreterin einer gesellschaftlichen Umwälzung ist. Prüft man ihre Ansichten über die Angelegenheiten der Besoldungen, des Eigenthums, der Arbeits-Organisirung genauer, so erkennt man leicht, wie falsch, wie ungerecht, wie sehr die Rechte der menschlichen Freiheit verletzend alle diese Theorien sind, die, unbehilflich zusammengeflickt und verbunden durch den zerbrechlichen Mörtel der Volks-Souveränität, und der Uebertragungen der französischen Revolution, weder der bürgerlichen Freiheit, noch der gesetzlichen Gleichheit irgend eine wirkliche Sicherung darbieten.

Wollte man sagen, daß die obenerwähnten Angelegenheiten der Besoldungen, des Eigenthums und der Arbeits-Organisirung mit keinen republikanischen Doktrinen in Beziehung stehen, würde man einen Unsinn aufstellen, der sich durch nichts vertheidigen liesse. Was würde die Republik sein, wenn sie nicht vor allen übrigen grade diese Angelegenheiten in Erwägung stellte? Sie würde der Ruin des Proletariats selbst sein. Wer die „Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers," und das Programm der Zeitung, die Tribüne, gelesen, wird gestehen, daß wir uns noch sehr gemäßigt ausdrücken.

Wahr ist es, daß in der republikanischen Partei die Meinungen sehr verschieden sind, und daß in ihr, wie das nicht anders sein kann, eine große Anarchie der Doktrinen herrscht, wenn man die für die Bedürfnisse und Leidenschaften jedes Tages geschriebenen Zeitungsartikel, die sich oft selbst widersprechenden Programme, einige Zusammenstoppelungen über die

Vereinstaaten Nordamerikas und die Konvention, Doktrinen nennen kann.

Eben so gut weiß man auch, daß das am meisten in Kredit stehende Organ der demokratischen Sache immer ausser den Grundfragen sich befindet, und daß es keine andere Aufgabe hat, als durch Scheingründe und falsche Beweisführungen, die Robespierre entnommene Auseinandersetzung des Eigenthumrechtes, zu widerlegen. Aber grade dadurch, daß die Zeitung, der National, sich nur darauf beschränkt, eine Theorie der Vertretungs-Regierung in Rede zu stellen, und mit dieser Theorie die zeitgenössischen Ereignisse zu erörtern, ist sie nicht in den Kern der republikanischen Frage gedrungen *).

Diese letzte kennt sich übrigens selbst nicht in ihrem ganzen Bereich. Wenn auch die Republik schon rückwärts datirte Zeremonien macht, und Vorstellungen ihrer künftigen Größe gibt, hat sie demungeachtet ihre Beziehungen mit der Geschichte, mit der Tradition noch nicht festgestellt. Sie findet es am Kürzesten, mit Allem reinen Tisch zu machen, ohne selbst an die religiöse Frage sich zu stoßen.

Die Republik weiß jedoch sehr wohl, daß sie keinen unversöhnlicheren Widersacher hat, als die katholische Geistlichkeit. Eine europäische Verbündung gegen sich, und einen allgemeinen Völkerkrieg besorgt sie eben so wenig, weil sie mit dem Zauberworte „Freiheit“ alle Gleichstimmungen sich zuzuwenden

*) M. s. den Aufsatz: „Moralisch-politische Statistik der vorzüglichsten öffentlichen Organe der Parteien Frankreichs,“ im zehnten Theile des Jahrgangs 1833 dieses Werkes.

hofft. Eitle Täuschung, die Frankreich durch große Opfer, vielleicht durch seine Zerstückelung, würde bezahlen müssen. Was hat es gewonnen durch seine angeblich zivilisirende Bestimmung? Nichts als die Schreckenszeit, den kaiserlichen Despotismus, und zwei Invasionen von Seiten der verbündeten Mächte.

Gestehen muß man es bei alledem, die republikanische Bewegung würde sich nie geltend gemacht haben, wenn sie nicht gewichtige Ursachen in Frankreichs gesellschaftlicher Lage hätte. Der erste Irthum rührt daher, daß man gleich ursprünglich der Juliereignisse wahre Beschaffenheit verkannt. Man hat daraus den Beginn einer neuen gesellschaftlichen Aera machen wollen, wenn sie doch nichts waren, als das Ende des Kampfes zwischen zwei Aristokratien.

Und weil mehr aufgeklärte Geister erkannt hatten, daß 1830 nicht das Volk obsiegend geblieben, sondern die gewerbthätige und finanzielle Industrie, das Bürgerthum, das endlich sein Recht in der neuern Gesellschaft vollständig errungen, hat man gegen die bürgerliche Aristokratie derselben Mittel sich bedienen zu können geglaubt, die ihr gegen Adel und militärische Monarchie so gute Dienste geleistet.

Darin liegt der Fehlgriff, der für die republikanische Partei kein befriedigendes Ergebniß darbieten konnte, weil er nach durchaus falschen Möglichkeiten berechnet war. Das Bürgerthum gegen sich selbst zu bewaffnen, um es durch sich selbst zu stürzen, war ein Unternehmen das der republikanischen Politik Scharfsichtigkeit nicht auf eine glänzende Weise zu beurkunden vermag.

Wir haben so eben gesagt, daß die bürgerliche

Aristokratie den Adel beseitigt; daß sie das alte Regierungswesen vernichtet. Die Revolution von 1830 muß also einen zweiten Aufzug haben, der die wirkliche Emanzipation der Arbeiterklasse, durch die Beseitigung der Vorrechte des Bürgerthums, darbieten wird.

Es ist jetzt am meisten darum zu thun, eine gesellschaftliche Form zu suchen, wodurch alle Vorrechte der Geburt verschwinden, um dem gemeinsamen Rechte der Fähigkeit, und der Werke jeder Fähigkeit, Platz zu machen. Das zur Vollbringung einer solchen neuen Ordnung der Dinge nothwendige Opfer, sollte jedoch mehr durch religiöse Menschenliebe, als durch revolutionäre Gewalt veranlaßt werden.

Ist solche Voraussetzung ein Irthum, so beruhet sie wenigstens nicht auf verbrecherische Eigenthums-Beraubung, wie auf Seiten der Republik. Ist sie ein Irthum, so entspringt er der Wissenschaft allein, nicht der Habgier. Er läßt sich bestreiten, berichtigen. Er beurkundet einen gewissen Edelmuth der Gesinnungen, der nie bis zu den Verirrungen der Gefährdung fremder Rechte gedeihen kann.

Uebrigens besteht durchaus keine Aehnlichkeit zwischen den Rechten, in deren Genuß sich das Bürgerthum befindet, und den herrschaftlichen Privilegien des alten Adels. Vor 1789 war zwischen Adelichen und Bürgerlichen der Unterschied, der eine gefallene Macht, die ihre Aufgabe beendet, von einer neuen Macht scheidet, welche die ihrige beginnt. Es bestand vom Bürgerthum zum Adel dieselbe Ueberlegenheit, welche jetzt die Rechte der Arbeit über das Eroberungsrecht erhebt.

Der Adel konnte 1789 Frankreich verlassen, ohne die Materialien der gesellschaftlichen Arbeit mit sich zu nehmen. Weder damals noch jetzt könnte das Bürgerthum verschwinden, ohne alle Gewerbthätigkeiten, deren Anleiter und Theilnehmer es ist, zu Grunde zu richten.

Der Adelstitel in Frankreich versinnlicht jetzt nur eine „Sache," worauf der Adel selbst keinen ausschließlichen Werth mehr legt. Er ist nichts mehr, als der rohe, flüchtige Entwurf einer genealogischen Feststellung der menschlichen wie der Familien-Persönlichkeit.

Das Bürgerthum dagegen ist die thätige Macht einer Gesellschaft, deren Gesetz Arbeit, deren Zweck Gewerbthätigkeit ist. Also statt das Bürgerthum zu zertrümmern, statt es zu beseitigen, sollte man es vielmehr noch fester stellen, um es in den Stand zu setzen, seiner politischen und gesellschaftlichen Rolle gewachsen zu sein.

Wir haben uns durch dies Räsonnement von der Republik entfernt. Kehren wir zu ihr zurück, um diese Erwägung folgerecht zu beschliessen. Wir haben gesagt, daß ausser der Grundfrage, die Parteien auch ihre Taktikmittel hätten. Das allgemeine Stimmungsrecht (le suffrage universel) ist unstreitig eines dieser Mittel, wenn es von der legitimistischen Partei in Anspruch genommen wird. Aller geschickt sein sollenden Berechnungen ungeachtet, scheint das jedoch ein grober Mißgriff, indem dadurch de facto die Legitimität dem Meistbietenden feilgeboten wird. De recto ist die populäre Handlung, selbst in der Art und Weise, wie die Legitimisten sie zugestehen

zu wollen scheinen, allen Grundsätzen der bourbonischen Legitimität gradezu entgegengesetzt.

Für die republikanische Partei dagegen ist das allgemeine Stimmungsrecht nicht blos ein Mittel, sondern vielmehr ihr Zweck, ihre Legitimität, ihre Doktrine, ihr ganzes Hab' und Gut. Spricht man von republikanischer Taktik, so ist also nicht allein von Volks-Souveränität die Rede. Man braucht in diesem Betreff nur den vom National geschickt vertheidigten Satz über die „Opposition zwischen dem dynastischen und dem Volks-Interesse, zwischen der dynastischen und der nationalen Familie" zu beachten.

Männern gegenüber, die den gesellschaftlichen Mechanismus Frankreichs gründlich erforscht haben, würde man freilich in seiner ganzen Blöße sich zeigen, wenn man die Sache von dieser Seite angreifen wollte. Aber dem großen Haufen, aber oberflächlichen Geistern gegenüber, ist der Standpunkt gut gewählt. Was wirklich vorhanden ist, läßt sich leicht beweisen, nämlich daß Interesse-Widerspruch besteht zwischen der erblichen Souveränetät und zwischen der Volks-Souveränetät. Leichter noch, wo nicht billiger, ist es nach gemachter Demonstration, zu folgern sublata causa tollitur effectus.

Freilich ist Interesse-Widerspruch zwischen einer Familie, die für sich ein ausschließliches Recht hat, und zwischen allen andern Familien, denen es an diesem Recht gebricht. Aber gleichermaßen ist auch Interesse-Widerspruch zwischen dem Eigenthümer und dem Eigenthumslosen, zwischen dem Kaufmann, dem Fabrikanten und dem Ackerbauer, zwischen die-

sen drei Erzeugern und dem Verbraucher; Interesse-Widerspruch zwischen dem Herrn und dem Diener, zwischen Nationen und Familien, zwischen Gesellschaften und Individuen. —

Was würde aus der allgemeinen menschlichen Gesellschaft werden, wenn, das Uebel auf allen Punkten sehend, wie man es jetzt nur auf einem erblickt, man das von der republikanischen Partei vorgeschlagene Mittel in Anwendung bringen, und das Problem wie jene lösen wollte: „Angenommen zwei entgegengesetzte Interessen, wovon das eine das andere zu vernichten hat, um dadurch sich selbst zu sichern.“ Eine solche Lösung müßte unabwendbar eine allgemeine Zerstörung herbeiführen.

Glücklicherweise bietet die Sache, wenn sie in solchen Worten geformt wird, unter einem ganz neuen Gesichtspunkte sich dar. Sie vernichtet nicht allein im Grunde, sondern auch in der Form, alle Anforderungen der republikanischen Partei in Frankreich.

Erstens: wenn die Interessen entgegengesetzt sind, und so lange sie es wären, würde die allgemeine Vertretung eines Landes die Vertretung eines Chaos sein. Zweitens: wenn die Interessen sich entgegengesetzt sind, ist es nicht darum zu thun, sie zu vertreten, und sie zum Kampfe in derselben Arena zu zwingen; es ist allein darum zu thun, sie zu befriedigen, und sie auszugleichen.

Die gegenwärtig noch einander entgegengesetzten Interessen zu befriedigen nnd auszugleichen, das also ist das ganze noch zu lösende politische und gesellschaftliche Problem.

Wird dies Problem gelöset, so ist es gleichviel, welcher regierende Mechanismus zur Anwendbarmachung einer solchen Lösung gebraucht wird. Denn in der Anwendbarmachung arbeitet er für sich selbst, für ein unmittelbares, positives Interesse. Wird das Problem nicht gelöset, so dauert der gesellschaftliche Krieg fort, und es ist weniger darum zu thun, ob das Schlachtfeld ein National-Konvent oder ein konstitutionelles Parlament ist.

In einer dritten Erwägung wollen wir mit der Neuerungs-Normal-Bewegung, der wahren, eigentlichen Frage des gesellschaftlichen Fortschreitens, oder mit andern Worten, mit „Frankreichs wahrscheinlicher Zukunft," uns beschäftigen.

Emanuel Fellenberg und seine Gegner.

Ein pädagogisch-politischer Beitrag zur Zeitgeschichte.

Nichts Befremdenderes als die gehässigen, fast möchte man sagen die wüthenden Angriffe des Parteiwahns aus zwei entgegengesetzten politischen Feldlagern, gegen einen Mann, der seit 40 Jahren alle ihm zu Gebote stehenden materiellen und intellektuellen Hilfsmittel, zum Besten nicht blos seines Vaterlandes (obgleich vor Allem sein patriotisches Streben zuerst diesem Vaterlande gewidmet ist), sondern auch fremder Staaten geltend zu machen sich bemühet.

Eigenthümlich ruhmvolles und zugleich trauriges Geschick, der Gegenstand streng durchdachter Bewunderung, Achtung und Liebe, wie feindlicher Verläumdung, bittern Hasses, leichtsinniger Schmähungen zu sein; vergebens Alles aufzubieten, um endlich gerechte Beurtheilung sich zuzusichern; unaufhörlich kämpfen zu müssen mit Böswillen, Hintergehung, mit jenen hundert gesellschaftlichen Lastern, die Selbstsucht, Eitelkeit, Trotz und Beschränktheit erzeugen; überall Einspruch, Widersetzlichkeit, die lähmenden Gnomen der Eifersucht, der individuellen Habgier zu finden; mit Geduld und Mühe aufzubauen, um das kaum vollendete Denkmal eines edeln Strebens Stück vor Stück wieder abgetragen zu sehen. —

Danaiden-Arbeit in einem Lande, wo politische Erfahrung nicht zur vollen Reife gedeihen kann, wo leichtgesättigte Intelligenzen, von den Dünsten unverdaulicher Theorien berauscht, einer erhitzten Einbildungskraft bunte Vorspiegelungen gleich bewährten

Ergebnissen ruhig erörternder Vernunft aufnehmen; wo Einseitigkeit herrscht, wo Leidenschaftlichkeit Gesetze gibt, wo Partei-Interesse gegen National-Interesse sich verschwört, wo Zeitungsschwulst Vaterlandsliebe genannt wird, wo Wahrheit nur Aufnahme findet, wenn sie zum Vortheil dieser oder jener Meinung geltend gemacht werden kann: Danaiden-Arbeit ist jedes vernunftgemäße Unternehmen in einem solchen Lande.

Wo aber gibt es ein so verwahrlosetes Land? Welcher rechtliche Bürger, welcher denkende Mensch möchte es noch das seinige nennen? Wir kennen kein solches Land. Es ist ein Hirngespinnst, ein Phantom, eine Anti-Utopie, deren Original nirgends vorhanden ist. Wenigstens wünschen wir das. —

Als der Stifter der Erziehungs- und landwirthschaftlichen Anstalten von Hofwyl vor vierzig Jahren zuerst Hand an sein großes Unternehmen legte, stellten sich ihm dieselben Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen, die er noch jetzt zu bekämpfen hat: Mißtrauen einerseits, Uebelwollen auf der andern Seite.

Bald der Herrschsucht und des Geizes, bald der Demagogie und der Verschleuderung beschuldigt; hier als ein Tirann, dort als ein Revolutionär geschildert; von dem Pöbel aller Stände, aller politischen und wissenschaftlichen Doktrinen gelästert, nur von wenigen nach seinem wirklichen Gehalte gewürdigt, verfolgte er ruhig, unerschütterlich seinen Weg, den Weg des Guten, des allgemein Nützlichen zum Besten der Menschheit, der edlern gesellschaftlichen Kultur.

Emanuel Fellenberg, der als so ehrgeizig und

habgierig verschriene Mann, hat nach und nach von allen öffentlichen Aemtern, selbst erst ganz neuerdings von dem eines Landammanns oder Präsidenten des großen gesetzgebenden Rathes seines Kantons (Bern) sich zurückgezogen. Er erhält auf eigene Kosten ein Erziehungshaus zu Hofwyl, worin 150 verwaisete oder von ihren Eltern vernachläßigte Kinder (110 Knaben und 40 Mädchen) auf eine durchaus zweckmäßige und christliche Weise unterrichtet und gebildet werden.

So hat er bereits eine große Menge armer, verlassener Kinder dem Elend, der Unwissenheit, dem Laster entrissen, und sie zu arbeitsamen, unterrichteten, rechtschaffenen und fähigen Menschen gemacht. Er hat, mit dem Beistand seiner hochherzigen, mit ihm vollkommen gleichgesinnten Gattin, seiner beiden Töchter und seiner Söhne, er hat mit dem Beistand des edelmüthigen Wehrli, dem er die obere Leitung seiner Armenschule anvertrauet, und der sich jetzt an der Spitze einer ähnlichen Anstalt in Kreuzlingen, im Kanton Thurgau, befindet, eine Aufgabe in Ausführung gebracht, die ihm und den Seinigen zum unvergänglichen Ruhme gereichen wird.

Er hat erst vor Kurzem, in einem als Landammann an alle Mitglieder des großen Raths der Republik Bern gerichteten Kreisschreiben, seinem vaterländischen Kanton, oder vielmehr dem ganzen schweizerischen Bundesstaate, alle Zweige seiner im höchsten Flor stehenden Anstalten als ein Geschenk dargeboten, unter der alleinigen Bedingung, daß sie zu verschiedenen intellektuellen gewerbthätigen und landwirthschaftlichen Lehr- und Arbeits-Anstalten zu verwen-

den seien, deren nicht blos der Kanton Bern, sondern auch die ganze Schweiz noch unter so vielseitigen Beziehungen bedarf.

In dem ebengedachten Kreisschreiben, macht Hr. Fellenberg vor Allem aufmerksam, auf die der Schweiz von Frankreich her bedrohende Gefährdung des Eigenthums, durch die Lehrsätze der Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers, die allmählig auch diesseits dem Jura Eingang zu finden schien.

Das System der Eigenthums-Gemeinschaft ist nicht neu. Robespierre brachte es zuerst dem National-Konvent in Vorschlag, der es jedoch verwarf, und bei Todesstrafe verbot, es in fernerweitige Erörterung zu stellen. Vor etwa 30 Jahren gab ihm der Schottländer Owen eine neue Gestaltung, und bemühete sich zuerst in Großbritannien, sodann in den Vereinstaaten Nordamerikas, es in Ausführung zu bringen. Mit Hilfe beträchtliche Geldbeiträge, die, einem oberflächlichen Anschlage nach, sich auf zwei Millionen rhein. Gulden beliefen, gründete er eine Gütergemeinschaftliche Ansiedelung zu Neu-Harmony, im Indianastaat, die jedoch gänzlich fehlschlug, und durch ihren schnellen Verfall sein System direkt Lügen strafte.

In neuester Zeit haben französische Schwindler, Wirköpfe und Spekulanten, nicht etwa Owen's Grundsätze, die Arbeit und gemeinsames Zusammenwirken bedingungsweis aufstellen, sondern Robespierre's unbedingte Eigenthums-Beraubung, als Hauptbasis ihrer Theorien angenommen. Owen und St. Simon waren vielleicht nichts als wohlmeinende Schwärmer, während man Robespierre und seine neuen Apostel

als wirkliche Gesellschaftsräuber betrachten muß, die unter Vorspiegelung einer glänzenden Schimäre, alles Eigenthum vernichten wollen, um durch solch Verfahren eine allgemeine Verwirrung zu veranlassen, und, in Mitte derselben, sich und ihre Anhänger desto schneller bereichern zu können.

Die zweite Erwägung des in Rede stehenden Kreisschreibens betrifft die „aus dem innern Zustand der schweizerischen Republik hervorgehende Gefährdung der persönlichen Sicherheit, des Eigenthums und aller öffentlichen Ordnung.“

Die Zahl der Eigenthumslosen in der Schweiz steigt in einem immer ungünstiger werdenden Verhältnisse zu jener der Besitzenden. Es gesellen sich zu diesem an und für sich äusserst verhängnißvollen Mißbestande, noch die Uebel einer mangelhaften Volksbildung, die immer mehr anschwellende Masse entsittlichter fremder Handwerker, deren man aus fortwährendem Bedürfniß und der bisher obwaltenden Unmöglichkeit wegen, aus eigener Mitte sie zu ergänzen, unumgänglich bedarf. Dadurch wird die Zahl der Eigenthumslosen, der Unzufriedenen, Mißvergnügten und Unruhigen beständig vermehrt. Sie können leicht als Werkzeuge ausländischer Politik, als Hebel einer anarchischen oder absolutistischen Propaganda mißbraucht werden.

Schutz und Rettungsmittel gegen diese drohenden Uebel, findet des Kreisschreibens Verfasser, nächst „inniger Eintracht und Uebereinstimmung“ der verschiedenen Bundesglieder der schweizerischen Eidsgenossenschaft, in einer wahrhaft christlich-vernunftgemäßen Erziehung, im ausgedehntesten

Sinne des Worts; in allumfassenden staatswirthschaftlichen Verbesserungen und gesellschaftlichen Vervollkommungen, wie Austrocknung der Sümpfe, Vertheilung der Gemeinweiden (Allmenden), Urbarmachung unbenutzter Landstrecken, Kolonisirung bisheriger Einöden, umsichtiger Pflege der Staatspolizei in Forst- und Flußkorrektionssachen ꝛc. Das „Armenwesen“ scheint ihm ebenfalls ein der Beachtung höchst würdiger Punkt, welchen der Gesetzgeber, wie der Vollstrecker der Vorschriften des Gesetzes, nie aus den Augen verlieren dürfen.

Hr. Fellenberg stellt, als gedrängter Ueberblick der ebenerwähnten Mittel und Zwecke, einen Gesetzes-Vorschlag auf, wovon wir nur eine Betrachtung anführen wollen: „Das Wohl und Wehe eines jeden Staates beruhet auf seiner Bürger sittlichem Werthe. Ohne Bildung des Herzens und Geistes ist keine Freiheit denkbar, und Vaterlandsliebe ist ohne sie ein leerer Schall. Auf unsere sittliche Veredlung, auf die größtmögliche Ausbildung der Anlagen, die wir dem Schöpfer und Erhalter unsers Daseins verdanken, müssen wir hinwirken, wenn wir des Glückes uns theilhaftig machen wollen, das eine freisinnige Verfassung uns gewähren kann.“

Volks-Erziehung, Geistes- und Landkultur im Großen, Entsumpfung des Seelandes, zwischen den Seen von Neuenburg, Murten und Biel, Straßenbauten ꝛc., müssen National-Unternehmungen sein. Die Errichtung einer Staatsbank, und die Erlassung bestimmter, klarer, umfassender Handels-Gesetze, scheinen dem Verfasser des Kreis-

schreibens ebenfalls dringende staatswirthschaftliche Nothwendigkeiten.

Nichts Wichtigeres jedoch, als das Erziehungswesen. Leider will es damit nur langsam gedeihen. Mancherlei Anstöße, Mißgriffe, willkürliche Maßregeln sogar dieser oder jener Behörden, hemmen noch seinen Gang. Besonders fühlbar ist der Mangel an tüchtigen Lehrern. Die für hundert Zöglinge bestimmte Normalschule in Buchsee, bei Hofwyl, zählt bis jetzt deren nur 15, die erst nach einigen Jahren als taugliche und gebildete Schulmänner werden dienen können. Ueberhaupt ist eben sowohl intellektuelle als materielle Verbesserung des Schullehrerstandes im Kanton Bern äusserst wünschenswerth.

Die Stiftung einer Hochschule in Bern widerräth Hr. Fellenberg. Die dadurch aufgestellte Konkurrenz mit der neuen Universität in Zürich, würde beiden Städten schaden. Zudem sollte man nicht zu höheren Lehranstalten große Kapitalien verwenden, wenn noch so viel für den Primar-Unterricht zu thun übrig bleibt.

Bildung der Geistlichkeit ist nächstdem eine Haupt-Aufgabe der Staatsklugheit, ein höchst wichtiger Theil des allgemeinen Bildungs-Systems einer Nation. „Ihre (der Geistlichen) Ernennung zu irgend einem öffentlichen Amte," heißt es in dem Kreisschreiben, „müßte nur dann erfolgen, wenn sie ganz unzweideutig durch ihr Leben erwiesen hätten, daß ihnen Alles, was unsere Volksbildung, wie überhaupt die Volkswohlfahrt, zu fördern vermag, am Herzen liegt, und daß sie unserer neuen Staats-Verfassung, als einer eigentlichen Ausprägung der evan-

gelischen Lehre, ganz ergeben sind. Die volksthümlichste Ausführung des angedeuteten nationalen Bildungsplans mußte durch zweckmäßige Aufstellung eines vollständigen Systems von Volks-Bildungs-Anstalten, die sich nur in dem Verlauf von vielen Jahren vollbringen ließe, vorbereitet werden *). Diese Vorbereitung ist nun in Hofwyl, und in desselben Umgebung, weit genug gediehen, um auf öffentliche Anerkennung Anspruch machen zu dürfen."

Zu solchen Zwecken zeigt sich Hr. Fellenberg bereit, mit unbedingter Zustimmung seiner Kinder, die in sehr erfreulichem Flor stehenden sämmtlichen Zweige seiner Anstalten, auf den Altar des Vaterlandes als freiwillige Gabe niederzulegen. Solch Anerbieten, wahrlich, ist nicht das eines eigensüchtigen, eines habgierigen Mannes. Die dadurch ausgeübte Tirannei ist die der höchsten Tugend, der größten Selbstvergessenheit, der unbedingtesten Dahingebung.

*) Als wesentliche Bestandtheile jenes Systems, die sich bereits thatsächlich ausgeführt befinden, sind anzuführen:

a) Die landwirthschaftliche Erziehung-, Unterrichts- und Arbeitsanstalt.

b) Die Handwerker-Bildungsanstalt, aus deren einem Zweig die vervollkommneten landwirthschaftlichen Geräthschaften hervorgehen.

c) Die sogenannte Mittel-Sekundar- oder Realschule.

d) Die wissenschaftl. Erziehungs-Anstalt, die bis zu den Universitäts-Studien zu führen hat.

e) Das landwirthschaftl. Institut für Bemittelte, zur Verbreitung des vervollkommneten Landbaues.

f) Die Schullehrer-Bildungsanstalt.

g) Die Bildungs-Anstalt für Lehrerinnen.

Die Gebäulichkeiten von Hofwyl könnten, ohne Ueberladung, wenigstens für 600 Personen hinlänglichen Raum gewähren.

Anmerk. des Verfassers.

Tausenden dürfte man zurufen: „Gehet hin und thuet ein Gleiches.“ Aber nicht leicht Einer würde dazu geneigt sich zeigen....

Der Verfasser des Kreisschreibens erwägt in demselben auch die Verhältnisse der katholischen Kirche zum Staat; das Finanz- und Militärwesen; den hohen Beruf des großen Raths; die Reform des eidsgenössischen Bundesvertrags; das Verhältniß der Republik Bern zu den übrigen Theilen des schweizerischen Bundes-Staates; die Hindernisse welche sich fortwährend den meisten nothwendigen Verbesserungen und Vervollkommnungen entgegenstellen. Er schließt mit einem raschen Ueberblick der Verhältnisse der Schweiz zum Auslande, worin vorzüglich hervorgehoben wird, was die Eidsgenossenschaft von Frankreich zu hoffen und zu besorgen haben dürfte.

Mit beharrlichem Eifer, mit thatkräftiger Nachdrücklichkeit, hat der Stifter und Erhalter der intellektuellen und landwirthschaftlichen Bildungsanstalten von Hofwyl, seit vielen Jahren die alleinige Aufgabe seines Lebenszweckes zu befördern sich bemühet. Er konnte sie nicht aufgeben oder vernachlässigen, wenn dazu die Umstände grade am günstigsten schienen. Und das war der Fall seit Annahme der neuen politischen Verfassung der Republik Bern. Er durfte voraussetzen, daß mit Geltendmachung und Benutzung der darin enthaltenen freisinnigen Elemente, das gesammte Erziehungswesen seines Vaterlandes eine durchaus volksthümliche, vernunftgemäße Einrichtung erlangen könne.

Daher seine „ehrerbietige Vorstellung an den großen Rath der Republik Bern,“ vom 14. Dezem-

ber 1833, die nichts war, als eine bestimmtere, ausführlichere Erläuterung der Eingaben vom 9. Mai, 20. Mai und 20. Juni desselben Jahrs; daher die „ehrerbietige Vorstellung an den großen Rath der Republik Bern," von 119 angesehenen Männern aus verschiedenen Theilen des Landes; daher die verschiedenen Sendschreiben Emanuel Fellenbergs an das Erziehungs-Departement der Republik Bern, vom 1. Februar bis zum 13. November 1833; daher die vielfältigen Berichte im „Mittheilungsblatt für die Freunde der Schul-Verbesserung im Kanton Bern," und in desselben Nachträger, vorzüglich in dem zu Nr. 8; daher das eindringliche Schreiben Wehrlis, aus Kreuzlingen, vom 25. Oktober 1833: „Ein Eidsgenosse aus dem Thurgau, dem das Wohlergehen des schweizerischen Vaterlandes am Herzen liegt, an das biedere Bernervolk;" daher Fellenbergs, in Form eines Schreibens vom 17. Dezember 1833, abgelegtes politisches Glaubensbekenntniß, in Bezug auf die Wahl eines Landammanns, zu welchem hohen Posten er durch den großen Rath der Republik Bern berufen worden.

Unterzieht man alle diese Einzelnheiten einer unparteiisch-strengen Prüfung, was findet man als entscheidendes Endergebniß?

Man findet, daß der Vorsteher der geistigen, sittlichen und landwirthschaftlichen Lehr- und Bildungsanstalten von Hofwyl unmöglich der Heuchler, der Despot, der eigensüchtige und habgierige Mann sein könne, als welchen seine politischen und pädagogischen Feinde ihn geschildert. Haß, von Brotneid oder verletzter Eitelkeit erzeugt, ist ein so alltägliches, so ge-

meines Laster, daß sich Vieles dadurch erklären läßt. Aber Haß aus Prizipienneid ist ein Verbrechen, weil es am Gemein-Interesse die angeblichen Verstöße des Individuums rächt.

Man findet, daß wenn der Vorsteher von Hofwyl, auf seiner vierzigjährigen bildenden Laufbahn, wirkliche Verstöße sich zu Schulden hätte kommen lassen, dieselben seit Langem auf eine klare, überzeugende Weise öffentlich bekannt sein würden; daß es die Pflicht einer umsichtigen Regierung gewesen wäre, darüber strenge Untersuchung anzustellen, um entweder ein fortgesetztes schädliches Verfahren zu verhindern, oder fernerweitigen Verläumdungen vorzubeugen.

Man findet, daß ein Mann, der keine Mühe, kein Opfer scheuet, Mittel und Wege zu entdecken, um dem überhandnehmenden Uebel der Armuth und des Sitten-Verfalls vorzubeugen; daß ein Mann, der seit der Dauer einer Generation mit Erziehung der Jugend, Unterrichtung armer Kinder, und Verbesserung des sittlichen Zustandes des Volkes sich beschäftigt, der in seinen Anstalten zu Hofwyl, Maykirch ꝛc. die vollkommen gelungene Ausführung seiner pädagogischen und landwirthschaftlichen Grundsätze thatsächlich Jedermanns Beurtheilung dargeboten —; man findet, daß ein solcher Mann der Pharisäer, der Zionswächter, der verlarvte Egoist nicht sein könne, als welchen geistliche und weltliche Erziehungs-Zöllner ihn zu verschreien sich bemühet.

Aber wenn Emanuel Fellenberg nicht ist, zu was durch List und Verrath, durch falsche Vorspiegelungen und treulose Mittel jeder Art seine pädagogischen

und politischen Gegner ihn stempeln möchten: was ist er denn in Wirklichkeit? Die Antwort ist leicht; sie ergibt sich gewissermaßen von selbst.

Der Vorsteher von Hofwyl ist ein Mann, der durch lange Erfahrung die bestmöglichsten und zweckmäßigsten Mittel zur Erreichung des Zweckes erkannt, dem er sein ganzes irdisches Dasein gewidmet hat. Er ist ein Mann, der unerschütterlich bei dem beharret, was er als recht und wahr und gut zu diesem Zwecke durch lange Erfahrung erkannt. Diese Ueberzeugung ist sein Wille, seine Religion, sein Leben. Er kann davon nicht abweichen, ohne sich selbst untreu zu werden, ohne sich selbst Lügen zu strafen.

Ein solcher Mann kann das System seiner Erfahrungen nicht anders als mit Eifer, mit unbeschränkter Ausdauer vertheidigen. Seine Grundsätze verändern sich nie. Sein Wille von heute ist eisern der Wille seiner ganzen Vergangenheit, seiner ganzen Zukunft. Er will das Gute, er will das Wahre, er will das allgemeine Nützliche. Eigene Erfahrung belehrt ihn, wie es am nächsten, am leichtesten, am befriedigendsten erzielt werden kann. So wünscht, so hofft er es vorbereitet, allmählig in Ausführung gestellt zu sehen.

Gewahrt er, daß man in solchem Wirken unzweckmäßiger, vielleicht gar nachtheiliger Mittel sich bedient, so spricht er seine Meinung, seinen Tadel unverholen, energisch darüber aus; so bemühet er sich mit Thatkraft einer bessern Doktrine Eingang zu verschaffen; so sucht er durch Wort und That auch Anderen die Ueberzeugung zu geben, welche ihn beseelt.

Solche Willensmeinung, solch Streben spricht sich

deutlich aus in der Eröffnungsrede, welche Hr. Emanuel Fellenberg, als Landammann der Republik Bern, in der Sitzung des großen Rathes am 10. Februar 1834 gehalten. Theilen wir den Anfang derselben mit:

„Hochgeachtete Herren. Es ergeht heute dringlicher als je an uns der Ruf, unsere besten Kräfte zur Vollbringung der allerwohlthätigsten und schönsten Gesetzgebungs-Werke aufzubieten.

„Die Noth der hilfsbedürftigen Armen, die Noth der durch sie schwer bedrückten Gemeinden, die Noth der tausend und wieder tausend unschuldigen Kinder, die im Vaterland keineswegs zum Guten erzogen, sondern zum Verderben verführt und also zu Strafruthen der Weltregierung umgeschaffen werden, fordern uns je mehr und mehr auf, die von uns beschwornen Verheißungen unserer Staats-Verfassung zum Besten der Nothleidenden mit gesteigerter Anstrengung zu erfüllen.

„Mit einer gründlichen Entsumpfung der Menschheit können wir nicht umhin, diejenige des vaterländischen Bodens zu verbinden, auf daß allenthalben republikanische Wohlfahrtsmittel aus den bisherigen Quellen des Volksverderbens erwachsen mögen!

„Wasser-, Brücken-, Straßen-Bauten, sammt ihrer Polizei, die nöthige Verwahrung unserer vortrefflichen Brandversicherungs-Anstalten gegen fremde Spekulanten; die von einer Zeit zur andern dringender verlangten Staatsbanks- und Handels-Gesetze, die zum Heile unserer neuen Ordnung der Dinge erforderliche Reform in unserm Finanz- und Militärwesen, und die neuen Maßregeln, deren unser wohlerworbenes Petitionsrecht bedarf, um nicht ganz illu-

sorisch zu werden, treten desgleichen insgesammt als Berathschlagungs-Gegenstände vor uns, die starke Ansprüche an vaterlandliebende Gemüther und an die Weisheit der Gesetzgeber zu stellen haben. Ueber allen andern drängenden Staatsbedürfnissen walten jedoch diejenigen der Vervollkommnung unserer kirchlichen Angelegenheiten und einer genügendern Vorbildung zur bessern Würdigung des geistlichen Standes. Das Werk unserer neuen, zeitgemäß erweiterten Vaterlandsreformation soll endlich durch eine großartige, völlig genugthuende Bundesverfassung, die zum Heile unsers gesammten schweizerischen Vaterlandes so dringend nöthig ist, vollkommen gewährleistet werden.

„Ich habe in meinem ausführlichen Sendschreiben an alle Mitglieder des großen Raths diese verschiedenen Interessen sammt ihren Forderungen hinlänglich auseinander gesetzt, um hier, zur Vermeidung unnöthigen Zeitaufwandes, für alles weitere, auf jene Mittheilung hinweisen zu dürfen.“

Schließen wir. Es ist das Eigenthümliche der Beharrlichkeit des Vorstehers von Hofwyl, in Vertheidigung seiner praktischen Volks-Erziehungs-Grundsätze, wie der theoretischen Eindringlichkeit seiner Gegner, in Betreff eines allgemeinen Unterrichts- und Bildungs-Systems, welches die pädagogische Kontroverse veranlaßt, die seit mehreren Monaten des theilnehmenden Publikums Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat. Wir unserseits entscheiden weder für noch wider. Wo „Thatsachen“ so laut sprechen, wie hier, ist alles Uebrige eitle Mühe.

Kritische Revüe.

Die Baseler Theilungssache. Nach den Akten dargestellt. Aarau, 1834. Bei H. R. Sauerländer, 25 Bogen in gr. 12.

Wo Theilung auf Scheidung beruhet, vermag der Freund des Friedens und der Eintracht nur Hoffnungen und Wünsche zu möglicher Ausgleichung, zu einstiger Wiederverständigung, geltend zu machen. Alle die traurigen Ereignisse, welche jene Trennung veranlaßt haben, könnten dann der Vergessenheit überantwortet werden, und neues, besseres Vertrauen dem Bunde entspießen, der wieder zu einem Familienkörper die gewaltsam getrennten Glieder vereinigt. Nur solche Wiedervereinigung kann, unsers Erachtens, dem Zwecke und der Bestimmung eines Bundesstaates entsprechend sein, während jede Zersplitterung ihn augenscheinlichem Mißbestande Preisgibt, und bei gefahrdrohenden Ereignissen höchst nachtheilig für ihn werden muß.

Durch die Tagsatzungs-Beschlüsse vom 26. und 27. August 1833, wurde die Scheidung des bisherigen Kantons Basel, in zwei von einander unabhängige Theile, festgestellt, dergestalt, daß der Antheil von Stadt-Basel auf die Stadt dieses Namens, und die drei am rechten Rheinufer liegende Gemeinden Bettingen, Klein-Hüningen und Riehen, mit einer Gesammtbevölkerung von ungefähr 20,000 Seelen sich beschränkte, während der Antheil von Basel-Landschaft den ganzen übrigen Theil des Kantons mit ungefähr 36,000 Seelen umfaßte.

Nach dieser politischen Theilung, die ohne ferne-

ren Einspruch vollzogen wurde, sollte nun auch zur Theilung des Staatsgutes zwischen den beiden neuen Staaten geschritten werden. Es wurde zu diesem Zwecke Theilungs-Beauftragte auf beiden Seiten ernannt, eben so die Mitglieder eines Schiedsgerichts, vor welchem die Verhandlungen am 30. September 1833 in Aarau begannen.

Das vorliegende Werk ist eine getreue, vollkommen unparteiische Darstellung dieser Theilungssache, wie sie Schritt vor Schritt in den schiedsgerichtlichen Verhandlungen sich ergeben. Man findet darin durchaus keine Vertheidigung der einen Partei gegen die andere, ja nicht einmal eine Rechtfertigung der schiedsgerichtlichen Urtheile gegen die dagegen anhängig gemachten Beschuldigungen, sondern blos eine pünktliche, einfach-wahre Mittheilung dessen, was man oft zu verschleiern, zu entstellen sich bemühet, des eigentlichen Sachverhaltes, wie er in den Akten enthalten ist.

Die Zweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens, das einen für die schweizerische Eidsgenossenschaft höchst wichtigen Gegenstand unter seinem eigenthümlich nationalen, wie unter seinem wissenschaftlichen Gesichtspunkte in Rede stellt, ist in die Augen springend. Denn nicht allein als geschichtliche Thatsache ist der Theilungs-Prozeß zwischen den beiden Gemeinwesen des Kantons Basel ausserordentlich merkwürdig, sondern auch als juridisches factum, als bloßer Rechtfall betrachtet. Sehr richtig bemerkt der Verfasser des vorliegenden Werkes in der Einleitung zu demselben:

„Dem praktischen Juristen ist wohl nicht leicht

ein so reiches, wir möchten sagen ein so vollkommenes (beides in wissenschaftlicher Beziehung verstanden) Communi dividundo oder Familiæ herciscundæ judicium vorgekommen. Nicht leicht hat ein Staatsmann den Fall erlebt, daß bei einer Ländertheilung oder Territorial-Veränderung die fiskalischen Folgen dieses Ereignisses auf dem ordentlichen Wege Rechtens ausgemittelt worden wären. In der Schweiz wenigstens bildet die Theilung des alten Kantons Bern keinen Vorgang, indem bei dieser das Staats-Vermögen mittelst eines Federstriches auf der Landkarte, unter die drei neuen Kantone vertheilt worden ist."

Adresse du Fondateur de la Société de la Paix de Genève, aux chrétiens de toutes les communions et de tous les pays. — Schreiben des Stifters der Friedens-Gesellschaft in Genf an die Christen aller Glaubens-Bekenntnisse und aller Länder. Genf, 1834. Bei Gruaz. 59 S. in 12.

Es ist etwas sehr Edelmüthiges in der Beharrlichkeit, in dem Eifer womit der Stifter der Friedens-Gesellschaft in Genf, Hr. von Sellon, seinen menschenfreundlichen Plan verfolgt, Fürsten und Völker zu vermögen, mehr und mehr dem schrecklichen Kriegs-Unwesen zu entsagen, das Menschenleben zu achten, und nicht zum Gegenstande barbarischer Spekulationen desselben sich zu bedienen.

Mit dem Grundgesetze des Christenthums, dem Evangelium in der Hand, protestirt er im Namen aller Gleichgesinnten, „gegen die Vernichtung des

Menschen durch den Menschen.“ Möchte nur in jedem Lande ein Kern aufrichtiger Männer sich bilden, die von dem Geiste der Wahrheit und Gerechtigkeit durchdrungen wären, und bald würde man die Blutgerüste, wie alle jene Vernichtungsmittel verschwinden sehen, die eine Nation im Frieden schwächen, in Erwartung daß man im Kriege ihre Kinder ausrotte oder verstümmele.

Zur Bildung solcher Kerne ist eine Friedens-Gesellschaft nicht allein nützlich, sie ist dazu selbst nothwendig. Mögen deshalb so bald als möglich solche Gesellschaften sich bilden in Paris und in Berlin, in Madrid und in Wien, in Petersburg und in Rom, überall, wo man von wahrer Menschenliebe beseelt, von dem eigentlichen Geiste des Christenthums durchdrungen ist. Möge es ihnen gelingen, des Publikums Aufmerksamkeit zu gewinnen, seine Ueberzeugung zu durchdringen von den Wohlthaten des Friedens, im Gegensatze zu den Verheerungen, den Schrecken, den Grausamkeiten des Krieges.

Wie in seinen früheren Mittheilungen zu demselben Zwecke, belegt auch in seiner gegenwärtigen, der Friedensgesellschaft Stifter, seinen Aufruf an die Diener aller Kulten, zu Gunsten des Friedens, mit schlagenden Belegen, die theils der Geschichte, theils den Werken der ausgezeichnetsten Schriftsteller entnommen sind. So finden wir hier ein Bruchstück aus einem Werke von Dr. Clarkson über den Gesichtspunkt, aus welchem die Christen der drei ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung den Krieg betrachteten. Darauf folgen Erwägungen über die Mittel die eben angedeuteten Meinungen unter den heuti-

gen Christen wieder zu erwecken. Die Friedensgesellschaften scheinen dazu am geeignetsten.

Der Verfasser stellt einige sehr richtige Betrachtungen auf über den Krieg. Er geht über zu den Gefahren, welche den Frieden Europa's bedrohen, und gedenkt der Mittel sie zu beschwören. Nach einigen Erörterungen über die Verhältnisse und Beziehungen zwischen England und Rußland, kommt er zu den Gefahren, welche stehende Heere für die Völker, und selbst für die Regierungen darbieten, was er mit geschichtlichen Beweisen belegt. Die christlichen Missionen scheinen ihm ein thatkräftiges Zivilisationsmittel. Er schließt mit einer Darstellung der Beziehungen, welche zwischen den Arbeitern und den Unternehmern bestehen sollen, um des Staates inneren Frieden zu sichern.

Mannigfaltigkeiten.

Pflanzen-Seide.

Unter dem Namen „Pflanzen-Seide“ verwendet Pavy, Fabrikant in Paris, die Fibern einer bisher in Frankreich unbenutzt gebliebenen Pflanze, die nicht näher bezeichnet wird, woraus er Stricke, Teppiche, Körbe, Hüte und viele andere Gegenstände verfertigt. Die der Pflanze entnommenen Faden sind ursprünglich blendend weiß, nehmen jedoch mit Leichtigkeit alle Farben an, haben einen seidenartigen Glanz, und sind so geschmeidig, daß man ohne Mühe sie verarbeiten kann. Man gewinnt sie in Faden von 15 bis 20 Fuß Länge. Diese Faden sind sehr stark, und schlägt man vier derselben zusammen, können sie ein Gewicht von 40 Pfund tragen, ohne zu zerreissen.

Es gibt feine, mittlere und grobe Pflanzen-Seide. Aus der ersten verfertigt Pavy eben so zierliche als dauerhafte Zeuge zu Stuhlüberzügen, Decken und selbst zu Kleidern. Die Pflanzen-Seide mittlerer Gattung dient zu Teppichen, die denen von Wolle weit überlegen sind, sowohl ihrer Schönheit, als ihrer Dauerhaftigkeit wegen. Sie werden von Feuchtigkeit nie angegriffen, und lassen sich sehr leicht mit der Bürste reinigen. Eben so gut kann man sie waschen und an der Sonne trocknen, ohne daß die Farbe verschießt. Sie haben auch noch den Vortheil, keine Kehrseite zu haben, sondern auf beiden Seiten gleichförmig zu sein, nie von Insekten angegriffen zu werden, und sich lange wie neu zu erhalten.

Teppiche dieser Art, die Monate lang Fußboden und Treppen bedeckt haben, und täglich von vielen hundert Personen betreten worden, wie z. B. die in den Magazinen

des Erfinders, sind wenig verschieden von den ganz neuen, noch gänzlich unbenutzten. Auf einigen dieser Teppiche steht die Pflanzen-Seide Fingerlang hervor, damit man die Füße darin verbergen und sie warm halten könne. Grün gefärbt ahmen sie vollkommen einen begrasten Erdfleck nach. Man verfertigt auch mit Blumen durchwirkte, was einem Saale das Ansehen einer Wiese gibt.

Aus der gröbern Pflanzen-Seide werden Stricke, Schiffstaue, Pferdehalfter, Zaumzeug jeder Art, Strohsäcke, Polster, Kokarden, Vorhänge, die mannigfaltigsten Posamentier-Arbeiten, Tapeten ꝛc., verfertigt. Die solchergestalt ausgeschmückten Zimmer sind so glänzend, daß man sich nichts Prachtvolleres denken kann. Die aus grober Pflanzen-Seide bereiteten Stricke nehmen keine Feuchtigkeit an, und sind viel dauerhafter als die von Hanf.

Der französische Seeminister hat bei Pavy bereits große Bestellungen gemacht, und die nach Brest und Toulon geschickten Tauwerke haben alle Erwartungen übertroffen. Die von demselben Stoff verfertigten Männer- und Frauenhüte übertreffen bei weitem die von Stroh, und bewahren einen natürlichen matten Glanz, der nie vergeht. Des Erfinders Magazine, in der Straße Fossés-Montmartre No. 25, in Paris, werden täglich von unzähligen Neugierigen und Käufern besucht, welche die ausgestellten sehr verschiedenartigen Arbeiten nicht genug bewundern können. Pavy hat von der Gewerbthätigkeits-Gesellschaft die große goldene Denkmünze erhalten.

Aemter- und Stellen-Handel.

In den Affiches de Paris (dem öffentlichen Anzeigeblatt) las man vor Ausbruch der großen französischen

Staatsumwälzung, unter den Rubriken: „Aemter, Stellen oder Renten zu verkaufen," oder unter dem Titel: „Privat-Ansuchen (demandes particulières)" ziemlich häufig Artikel folgenden Inhalts:

„Man wünscht eine Stelle von 6 bis 8000 Pfund (Livres) zu kaufen, die wenigstens 10 Prozent abwürfe, deren Ausübung in Paris stattfände, und die keinerlei Sachkenntniß erforderlich machte. Man wende sich an Hrn. von Châteauroux." —

„Man möchte eine Stelle von 100,000 bis 120,000 Pfund, ohne besondere Verrichtungen, kaufen." —

„Ein Privatmann wünscht eine Stelle als königlicher Sekretär bei dem Parlament von Rennes, oder eine andere Stelle von demselben ungefähren Werth, welche dieselben Vorrechte hätte, und keinerlei Amtsverrichtungen nothwendig machte. Man wende sich an Hrn. Fourestier, Notar, St. Avoye-Straße." —

M. v. F.

Inhalt des fünften Theiles.

Seite.

Ueber die innere Organisation, die Verzweigungen, Absichten und Mittel der Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers, wie der übrigen halb geheimen politischen Verbündungen des heutigen Frankreichs ---------- 3

Moralisch-finanzielle Erörterung des Abgaben-Systems in England. (Erster Artikel.) ---------- 34

Reise im Innern des Vorgebirgs der guten Hoffnung 55

Religionskrieg der Protestanten in den Cevennen, und gegenwärtiger Zustand dieser Volkspartei. (Letzter Aufsatz.) ---------- 76

Freierklärung des Handels mit Indien, und politisch-kommerzielle Zukunft dieses Landes ---------- 97

Das Osterfest in Rom gegen Mitte d. 17. Jahrhunderts 110

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich ---------- 111

Sittengemälde der vorläufigen Verhaftshäuser in London. (Erstes Bild.) ---------- 137

Die geistige Bewegung und ihre Fortschritte in England, mit Bezug auf die in andern europäischen Gegenden. (Erste Erwägung.) ---------- 151

Ueber den eigenthümlichen Wärmezustand des Erdballs im Allgemeinen, wie über den verschiedener Länder im Besondern. (Letzter Artikel.) ---------- 172

Vergangenheit, Gegenwart und wahrscheinliche Zukunft Frankreichs. (Zweite Erwägung.) ---------- 193

Emanuel Fellenberg und seine Gegner ---------- 218

Kritische Revüe ---------- 232

Mannigfaltigkeiten:

Pflanzen-Seide ---------- 237

Aemter- und Stellen-Handel ---------- 238

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei solcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang besteht also aus vier starken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man sich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 18 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlassen. Man abonnirt sich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Postämtern in ganz Deutschland und der Schweiz.

Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neuesten Weltkunde bestehen darin, rasch, treu, wahr, unparteiisch in ihren Rahmen Alles zu umfassen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges sich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt ist unter folgenden Rubriken begriffen:

Philosophie. — Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Statistik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. — Naturgeschichte. — Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen (Astronomie, Physik, Chemie, Arzneikunde ꝛc. ꝛc.). — Biographien. — Literarische Abhandlungen. — Ausländische Literatur. — Kunst-Erzeugnisse. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1834.

Sechster Theil.

Aarau.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Zweiter Band, vierter bis sechster Theil.

Sechster Theil.

Aarau 1834.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Spaniens gegenwärtiger moralisch-politischer Zustand.

Die erste einigermaßen wichtige Stadt, welche ich nach meinem Eintritt in Spanien angetroffen, sagt ein Reisender, der im Mai d. J. von Paris sich nach Madrid begeben, war Figueira. Wäre ich einen Tag früher eingetroffen, so hätte ich sehen können, wie der General Quiroga von ihren Einwohnern empfangen worden. Ein großer Theil der Bevölkerung war ihm entgegengegangen, und hatte ihn mit jenen Beweisen von Herzlichkeit begrüßt, die den Spanier in einem so hohen Grade auszeichnen, wenn er nicht von religiösem oder politischem Fanatismus befangen ist.

Figueira ist reich, und wird von vielen adelichen Familien bewohnt, die jedoch ohne allen Prunk und Luxus leben. Die Stadt wird durch das St. Ferdinandsfort beherrscht, das man als ein Meisterstück in seiner Art betrachten kann. Eine aus Freiwilligen bestehende 800 Mann starke Bürgergarde sichert Ordnung und Ruhe in der Stadt. Tags darauf sollte eine Revüe sein, zu Ehren des Jahrestages des Regierungsantritts der Königin-Regentin. An demselben Tage sollten auch die Fahnen eingeweihet werden, welche der Bürgermiliz von Madrid gesendet worden.

Bei unserer Ankunft wurden wir alle (es befanden sich nämlich noch drei zurückkehrende Ausgewanderte mit mir im Eilwagen) mit Freudengeschrei und wiederholtem Willkommen begrüßt. Diesem Umstande darf man jedoch nicht die Folgerung entnehmen, daß die freisinnige Meinung in dem ganzen Katalonien vorherrschend sei. Es gibt auch in dieser Provinz sehr viele Einwohner, die weder von einer Konstitution, noch von den Kortes, und allen damit verbundenen Umständen, das Geringste hören mögen. Um die Landleute auf unserm Wege zu necken, rief unser Konduktor ihnen zu: „Vivat Quiroga! Vivat die Freiheit!“ Sie gaben sich das Ansehen, als hörten sie nichts, und ließen uns vorüber rollen, ohne irgend etwas zu entgegnen.

Ich war ungeduldig, das alte heldenmüthige Gerona zu sehen, diese Studenten- und Mönchsstadt (sie hat bei 12,000 Einwohner), die an und für sich sehr traurig ist. Wir trafen einen Tag nach dem Tode des Bischofs ein, der eine der Hauptstützen der karlistischen Partei gewesen. Man sagte uns, daß er aus Verdruß über die Verhaftung eines seiner Chorherren, wie über die ihm auferlegte beträchtliche Geldstrafe, gestorben sei. Sein Leichnam war im bischöflichen Palast auf einem Paradebette ausgestellt, mit allen Zeichen seiner Würde bekleidet. Dem Landesgebrauche gemäß war das Gesicht unverhüllt. Er hatte die Bischofsmütze auf, und den Krummstab in der Hand. Die Mönche der 7 oder 8 Klöster der Stadt besuchten der Reihe nach den Verstorbenen in Prozession, stellten sich um ihn auf, und sangen ein Requiem.

Ich hatte seit langen Jahren keine Mönche gesehen, ihr Anblick hatte also etwas Neues und Merkwürdiges für mich. Nicht ohne Erstaunen bemerkte ich sehr hübsche Jünglinge unter den Franziskanern und Dominikanern, vorzüglich aber unter den Kapuzinern. Alle hatten fast durchgängig ein gutes Ansehen, und schienen mit ihrer Lage sehr zufrieden. Gestehen muß man auch, daß Spanien seit einigen Jahren in mehr als einem Betrachte merkliche Fortschritte gemacht, indem seine Mönche jetzt nicht allein feist, sondern auch reinlich geworden. Später habe ich freilich hier und da einige gefunden, die auch in diesem Betrachte, wie in so vielen andern, noch eifrige Anhänger des alten Verfahrens sind.

Die Küstenstraße führte uns nach Barcellona. Ich würde nur wiederholen, was Jedermann weiß, wenn ich sagte, daß die öffentliche Meinung überall auf dieser Strecke sehr freisinnig ist. In allgemeiner Regel kann man den ganzen Küstensaum der Halbinsel als dem neuen Regierungs-Verfahren sehr geneigt betrachten, während die Gebirgsbewohner eine besondere Vorliebe für die alte Ordnung der Dinge haben.

Barcellona ist eine große, schöne und reiche Stadt. Es gibt nicht eine in Frankreich, Lyon ausgenommen, wo Arbeit und Wohlhabenheit, wie hier, sich die Hand bieten. Barcellona ist zugleich ausserordentlich gewerbthätig und handeltreibend, worin ohne Zweifel der Grund ligt, daß es, seiner vielen, großen Klöster ungeachtet, die freisinnigste Stadt in dem ganzen Spanien ist. Sie hat drei Bataillone und eine Schwadron Nationalgarde, die in nichts hinter

der von Paris zurückstehen, sowohl in Betreff der Haltung, als der Dahingebung und Disziplin.

Obgleich die am meisten fortgeschrittene Meinung in Katalonien die vorherrschende ist, hat man dennoch eine so große Achtung, ja beinahe Ehrfurcht vor dem General-Kapitän dieser Provinz, daß ich Katalanier gesehen, die mir als ehemalige Republikaner bekannt waren, und die mich ganz kaltblütig versicherten, daß Llauder fest entschlossen sei, auf der Stelle einige französische und italienische Flüchtlinge erschießen zu lassen, wenn das ihm zu Ohren gekommene Gerücht sich bestätige, daß sie Willens seien, eine geheime Gesellschaft zu stiften.

Es ist auffallend genug, durch ihren Patriotismus wie durch ihre Freiheitsliebe ausgezeichnete Männer zu sehen, die plötzlich alle ihre früheren Gesinnungen verleugnen, und sich blindlings dem Willen eines einzigen Mannes überlassen, der die Autorität eines Pascha sich zugeeignet, und der alle Gewalten, wie alle Attribute allein in seiner Person vereinigt. Ich brauche keinen andern Beweis aufzustellen, als die Abdankung des Prefekten Barata, der Barcellona verlies, weil er hier durchaus nichts zu thun hatte.

Die an das herabwürdigende, tirannische Joch des Grafen d'Espagne gewöhnten Katalonier empfingen den General Llauder mit unbeschreiblichem Enthusiasmus. Sie betrachteten ihn als einen Befreier. Zudem war er ihr Landsmann, und man würde ungerecht sein gegen ihn, wenn man ihm die Dienste streitig machen wollte, die er seiner Provinz, und der Sache der Königin geleistet. Die kataloni-

schen Freisinnigen haben Llauder's Neigungen benutzt. Er wollte weder Don Carlos noch das Mönchswesen. Die Katalonier ihrerseits wollten keine Willkür. Jeder arbeitet also für sich. Man glaubt übereinstimmend zu sein, und das Vertrauen, welches die Patrioten dieser Provinz in ihren General-Kapitän setzen, verhindert sie, zu erkennen, daß nirgends mehr Willkür sein kann, als gerade in ihrer Mitte. Vielleicht auch, daß diese Art Willkür nach ihrem Geschmack ist, weil nicht sie, sondern ihre Gegner davon beeinträchtigt werden.

Wenn wenigstens die Person, der man ein so ausserordentliches Vorrecht zugesteht, ein unveränderlicher Mann wäre, ein Mann, für den jeder gut stehen könnte, wie für sich selbst, dessen Leben sich immer gleich gewesen, der von jeher nur zu einem und demselben Grundsatze sich bekannt, und ihm unerschütterlich treu geblieben, aller politischen und Schicksalswandelungen ungeachtet; wenn dieser Mann von dem Gehalte eines Valdes oder Mina wäre, würde diese Verzichtleistung auf Seiten der Freisinnigen sich noch erklären lassen. Aber mit gebundenen Händen und Füßen einem Häuptling sich zu überliefern, der sich nur emporgeschwungen, indem er das Blut aller Parteien vergossen, das ist ein Fehler, den die Katalonier vielleicht einst bitter bereuen dürften.

Uebrigens ist der öffentliche Geist in Katalonien von der Art, daß er allein hinreichend sein würde, den am wenigsten zur Freisinnigkeit geneigten Befehlshaber mit sich fortzureissen. Ein Graf d'Espagne selbst, würde er unter den gegenwärtigen Umständen

in diese Provinz geschickt, könnte ihm nicht mehr widerstehen. Jedenfalls muß man jedoch erkennen, daß Llauder zur Erhaltung des Friedens in diesen Gegenden sehr nützlich gewesen, indem es ihm gelungen, die Gemüther zu versöhnen, sich an der Freisinnigen Spitze zu stellen, und den Triumph der Sache der Königin zu sichern. Es bleibt nun noch zu wissen übrig, ob er hinfort auch noch eben so nützlich sein kann, als früherhin, und ob es nicht gefährlich ist, einem General eine so unumschränkte Gewalt zu lassen, daß er dadurch nothwendigerweise die der Regierung hemmen muß.

Katalonien ist noch nicht ganz ruhig, doch sind die Banden der Parteigänger zu Gunsten Karls V so geringfügig, daß es kaum der Mühe verlohnt, ihrer noch zu gedenken. Nur mit Hilfe der Klöster im Gebirg, wovon einige sehr reich sind, erhält sich noch der Karlismus. Indessen achtet man wenig darauf, und die von den Mönchen angestifteten Umtriebe dienen nur dazu, die Aufmerksamkeit des General-Kapitäns beständig wach zu erhalten, und den Eifer der Milizen zu stählen.

Von Barcellona wählte ich den Weg nach Arragonien. Es ist dies das Geburtsland eines Carnicier, der neuerdings erschossen worden, eines Cuesa, und mehrerer anderen karlistischen Häuptlinge. Ueberhaupt ist diese Provinz der klassische Boden der Briganten. Es ist unmöglich entschlossenere, unbeugsamere, wildere Menschen zu finden, als die Arragonier. Man kann keinen Theil des Landes durchreisen, gleichviel in welcher Richtung, ohne eine Menge Kreuze zu erblicken, welche die zahlreichen

Morde andeuten, die an diesen Orten verübt worden. In der neuesten Zeit herrscht hier größere Sicherheit, der unermüdlichen Beharrlichkeit der ersten Magistratsperson des Gerichts von Saragoza wegen, die mit unerbittlicher Strenge alle Verbrecher verfolgt, weshalb die Hinrichtungen ziemlich häufig sind.

Bei meiner Durchreise durch Saragoza sah ich von fern auf dem großen Platze ein mit einem orangefarbenen Regenmantel bekleidetes Individuum, das ich anfänglich für einen Spaßmacher hielt. Erst als ich näher kam, erkannte ich, daß ich einen Hingerichteten vor mir hatte. Er saß bequem auf einem Stuhl, hatte das Gesicht gräßlich verzerrt, den Mund weit offen, und die Zunge aus denselben heraushängend. Man hatte ihn erwürgt. Niemand gab darauf Acht. Ganz nahe beim Schaffot saßen mehrere Frauen, die ruhig ihren Kohl und ihre Erbsen feilboten, ohne daß der schreckliche Anblick des Todten einen besondern Eindruck auf sie zu machen schien. Die Ursache dieser Untheilnahme ligt wahrscheinlich darin, daß ein solches Ereigniß alle zwei oder drei Tage sich erneuert. Tags darauf sollte ein Hauptmann erschossen werden, weil er an einer karlistischen Verschwörung Theil genommen.

In Saragoza, dieser Stadt, die ich seit Langem zu sehen gewünscht, und wo die Spuren der Belagerung noch jetzt sehr bemerkbar sind, traf ich einen meiner Freunde, der auf dem Punkte war, zu Pferde eine Reise nach Navarra zu machen. Einige Tage vorher hatte er sich mit Ruhm bedeckt in einem Gefechte gegen Cuesa's Bande, die vollkommen von ihm vernichtet worden. Man kann sich denken, welchen

Eindruck es auf mich machte, unter solchen Auspizien mein Vaterland wieder zu betreten.

Das Volk von Arragonien ist bei weitem nicht so freisinnig, als das in Katalonien. Der General-Kapitän, Graf Espelata, flößt nicht dasselbe Vertrauen ein in dieser Provinz, als Llauder in der seinigen. Der Grund davon scheint in dem Umstande zu ligen, daß Espelata sich nicht offen zu freisinnigen Grundsätzen bekennt. Er ist zu schwankend, zu unbestimmt in seinem Betragen. Erst seit Kurzem hat er die Bildung der Bürgergarde erlaubt, und seitdem hat das Land einen entschiedeneren Anblick gewonnen. Sie besteht aus drei Bataillonen in Saragoza, und die arragonischen Freisinnigen scheinen nicht geneigt, auf halbem Wege stehen bleiben zu wollen. Es ist eine Menschenrace von ganz eigenthümlicher Art, die furchtbar wird, wenn sie einmal sich etwas in den Kopf gesetzt hat.

Arragonien ist größtentheils Gebirgsland, dazu unfruchtbar und arm, und diesem Umstande muß man die vielen Diebstähle und Morde zuschreiben, welche die Provinz nur zu lange verheert haben. Erst in der neuesten Zeit hat es in solchem Betrachte mehr Ruhe und Sicherheit gewonnen. Diebstahl wird hier durchgehends mit Erwürgung bestraft. Es gibt jetzt zwei von der Armee unabhängige Korps, die zur Sicherung der Landstraßen, wie zur Ausrottung der Uebelthäter und Karlisten verwendet werden.

Die Carabineros dienen zur Verfolgung der Schleichhändler, und die Mozos de la escudra zur Jagd auf die Straßenräuber und die Anhänger des Prätendenten, zu welchem letztern Zwecke sie auch

von den Carabineros unterstützt werden. Da sie ihre Gegner nicht schonen, dürfen sie auch ihrerseits keinen Pardon erwarten, was Veranlassung zu einer gegenseitigen Erbitterung gibt, die sich in Grausamkeiten und Exzessen jeder Art gefällt. Demungeachtet kann Arragonien für die Sache der Königin und der Freiheit eine der nützlichsten Provinzen werden, wenn man die Bildung der städtischen Freiwilligen begünstigt.

Der nahen Hauptstadt wegen hat Neu-Kastilien keine der gegenwärtigen Ordnung der Dinge abgeneigte Stimmung beurkundet. Freilich kann ich darüber nicht im Allgemeinen absprechen, indem wir nur vier beträchtliche Orte dieser Provinz berührt. Das Land ist vollkommen ruhig, und nicht im mindesten zum Karlismus geneigt, wenigstens in den von uns berührten Theilen. Die Mönche gehen mit niedergeschlagenen Augen umher, oder sie verbergen sich. Ihre Partie ist so gut als verloren; sie wissen das, und scheinen sich in ihr Schicksal zu ergeben. Ueberall bildet sich die Bürgermiliz, überall spricht man laut und verständlich, mit einer seit Langem unbekannten Freimüthigkeit. Die Oeffentlichkeit bricht durch, und die Fortschritte der liberalen Meinung sind eben so schnell als entscheidend.

Aber sprechen wir von der Hauptstadt, dem Sitz der Regierung. Der allgemeinen Behauptung zufolge hat Madrid in den letzten Zeiten unter allen Beziehungen gewonnen. Die Presse äussert sich beinahe mit derselben Freiheit, wie in Frankreich. Bewahrt sie mehr Zurückhaltung, so zeigt sie dagegen nicht weniger Freimüthigkeit, und auf jeden Fall mehr Takt und Würde, als in dem letzten. Es gibt fünf

oder sechs wichtige politische Zeitungen. Man schafft so eben den „Kortesboten“, dessen erste Nummer am 15 Mai erscheinen soll. Im Voraus verspricht man sich viel Gutes von diesem Organ der Oeffentlichkeit. Man versichert, daß er die Meinung der überwiegenden Mehrheit aller umsichtsvollen, ihr Vaterland wirklich liebenden Spanier aussprechen soll. Man kann danach annehmen, daß Mäßigung und Schicklichkeit des Ausdrucks, wie eine große Festigkeit des Gedankens in ihm vorherrschend sein werde.

Das jetzige Ministerium wird nicht im Stande sein gegen die öffentliche Meinung sich zu halten, sobald die Kortes versammelt sein werden. Ich weiß nicht, welcher Quelle die Minister ihre Entwürfe entnehmen. Aber ihr System (wenn man anders Unentschlossenheit, Mangel an Methode und Festigkeit ein System nennen kann) wird Spanien zu großen Unordnungen hinleiten, in so fern sie ihr Verfahren nicht ändern. Man darf es nicht bezweifeln, daß Martinez de la Rosa und Gareli die besten Absichten haben, und bewährte Freimüthige sind. Aber bleiben sie noch lange an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten, werden sie Spanien in eine entsetzliche Anarchie versenken, und zwar aus dem alleinigen Grunde, weil sie die Anarchie fürchten.

Wenig scharfsichtige Geister glauben, daß Männer, welche einen Arguelles, einen Quadra, einen Alava in den Staatsrath berufen haben, unumgänglich von ganz besonderer Liebe zum allgemeinen Besten beseelt sein müssen. Die Optimisten sind ebenfalls überzeugt, daß die Verfasser des „Statuts“ allein im Stande sind, die Angelegenheiten des neuen Spaniens

zu leiten. Befremdende Täuschung. Das Ministerium fürchtet die Bewegung, und bemüht sich, sie zu verhindern, ohne einzusehen, wie das unmöglich ist. Meines Erachtens würde die beste Politik jetzt darin bestehen, dem allgemeinen Drange nachzugeben. Er würde solchergestalt unmerklich sein, während, wenn man ihn zu beherrschen sich bemühet, er die ihm angelegten Fesseln zersprengen, und wild und ungestüm rasen dürfte.

Ich will nur einige der falschen Maßregeln des gegenwärtigen Ministeriums andeuten. Es hat das ganze Heer der Angestellten seiner Vorgänger bewahrt, obgleich es von demselben weder gehorcht noch begriffen wird. In der Idee, die es von Recht und Billigkeit hat, will es nicht die Anhänger Calomarde's verabschieden, von denen es noch in der öffentlichen Verwaltung wimmelt. Sein Wahlspruch ist: Veränderung der Dinge, ohne Veränderung der Personen, wie wenn das eine ohne das andere möglich wäre.

Der zweite Mißgriff des Ministeriums besteht in der Besorgniß, von den ehemaligen Ausgewanderten fortgerissen zu werden, weshalb es alle aus der Verbannung kommenden mit Mißtrauen betrachtet. Das Wort „Auswanderung" ist in ihren Ohren sehr übelklingend. Vielleicht ist die Liebe zum allgemeinen Besten hierin ihr Rathgeber nicht allein. Sie fürchten die Talente, die Geschäfts-Kenntniß, den graden, unbeugsamen Karakter einiger Männer der Emigration. Wären sie die aufrichtigen Freunde der Männer, welche für die Freiheit Alles geopfert haben, und die jetzt, ohne Vermögen und mit zerrütteter Gesundheit aus der Verbannung zurückkehren, wür-

den sie dieselben anders aufgenommen haben. So aber weigern sie sich, ihnen Gehör zu geben.*) Mögen sie, oder mögen sie nicht die überspannte Partei fürchten, warum aber halten sie Männer sich fern, die in der gemäßigten, die in ihrer eigenen Partei einen Namen sich zu verschaffen gewußt? ...

Die Taktik der Minister ist überhaupt sehr unbestimmt. Es bekleidet hier und da einige zurückkehrende Ausgewanderte mit untergeordneten Aemtern, um desto besser eine Menge mittelmäßiger und intriganter Menschen zu befördern, aus denen er sich eifrige Anhänger machen zu können hoffen darf. Das Ministerium hat wahrlich der freisinnigen Partei, und Alava, Valdes, Quadra, Arguelles, ꝛc. einen übeln Dienst geleistet, indem er sie zur Theilnahme an der Regierung erhoben. Was können diese Männer Gutes thun in Mitte der zweifelhaften Umgebung, welche man ihnen gegeben? Ihre Theilnahme kann nur dem Verlangen zugeschrieben werden, der Regierung nicht neue Hindernisse zu erwecken, und den Vorwurf des Ehrgeizes oder der Neckerei sich zuzuziehen. Indessen darf man überzeugt sein, daß es ihnen gar nicht angenehm ist, von der Regierung mit andern Männern, die weder Achtung noch Beförderung verdienen, auf eine und dieselbe Stufe gestellt zu werden.

Man behauptet, daß der Mann, welcher der Regierung die meiste Sorge verursacht, der Graf To-

*) Der Verfasser dieser Mittheilung scheint, nach vorstehenden Aeusserungen, sein Urtheil über das Ministerium Martinez sehr viel auf individuelles Vorurtheil und Interesse zu begründen.

reno, zum Procer (Pair) ernannt werden soll. Es würde das gewiß gegen seinen Willen sein, obgleich er eine solche Erhebung auch nicht ablehnen dürfte, um einer Verwaltung nicht den Krieg zu erklären, die in mehr als einer Hinsicht seiner bedarf. Des Grafen Platz ist so zu sagen in der Deputirtenkammer bestimmt. Da allein kann er glänzen durch seine Talente, da kann er die parlamentarischen Debatten lenken durch den Einfluß seiner Beredsamkeit und seines Karakters. Aber da eben würde er für die Regierung zu gefährlich sein, wenn diese abwiche von seiner politischen Linie. Um sich seiner zu entledigen, wird man ihn also zum Pair ernennen.

Aber seine Freunde, Valdes, Quadra, Arguelles werden bleiben, was sie sind. Man wird von allem politischen Einflusse sie so viel als möglich entfernt zu halten sich bemühen. Da es ihnen an hinlänglichem Einkommen gebricht, um wählbar zu sein zur Deputirtenkammer, und da das Ministerium sich hüten wird, sie in die Pairskammer zu schicken, werden alle ihre Talente, alle ihre speziellen Kenntnisse und Tugenden für das Land verloren gehen.

In demselben Falle befinden sich beinahe alle diejenigen, welche Deputirte bei den Kortes von 1820 und 1822 waren. Und das ist es grade, was die Regierung wünscht. Sie arbeitet aus Kräften darauf hin, allgemein bekannte und geachtete Männer auszuschliessen von der neuen Gesetzgebung, dagegen eine Menge junger Eigenthümer, oder unwissender Landadelichen zu derselben zuzulassen, um aus derselben einen beträchtlichen Anhang sich zu verschaffen, und mit ihnen wahrscheinlich die Aemter zu besetzen,

welche sie bis dahin in den Händen der Karlisten läßt. Man kann jetzt schon voraussagen, daß die nächste Kortes-Versammlung eine auffallende Aehnlichkeit haben werde mit der chambre introuvable in Frankreich. Vielleicht wird sich kaum ein ausgezeichnetes Talent in der Deputirtenkammer befinden.

Indessen täuscht sich die Regierung sehr. Entweder werden die Wahlen, deren sie Meister zu sein glaubt, eine karlistische Mehrheit geben, oder eine freisinnige. Die eine oder die andere muß die Oberhand behalten, und gibt sie nicht bei Zeiten der öffentlichen Meinung nach, dürfte ein Bürgerkrieg von dem Allem das Ergebniß sein, weil selbst die ruhigen, aber das Fortschreiten zum Bessern Wollenden gezwungen sein dürften, die Regierung zu tadeln, und weil solcher Tadel auf eine verhängnißvolle Weise den Eifer aller unruhigen Köpfe erweckt. Es läßt sich noch nicht mit Gewißheit bestimmen, wenn die Kortes sich wieder versammeln werden. Einige Personen behaupten zu Ende Juni, andere gegen Mitte Juli, oder Anfangs August. Besondere Umstände lassen mich vermuthen, daß ihre erste Sitzung zwischen dem 10 und 15 Juli gehalten werden dürfte.

Ausflug nach der Allée Blanche.

Letzte Mittheilung.

Durch das Beispiel der Bewohner von Sallenches gewahrt man, daß die Eingebornen des Herzogthums Savoien nicht überall von gleicher physischer, moralischer und intellektueller Beschaffenheit sind. In des Landes Hauptstadt Chambéry *) findet man höfliche, zeremoniöse, ein wenig belesene, doch kleinstädtische, eingebildete, viel auf äussern Schein haltende Leute. Im Hintergrunde der tiefen Thalgelände von Maurienne und Tarentaise ist das Volk so zu sagen „primitiv“: rohe Sitten und grobe Kleider, patriarchalische Gebräuche und geistige Einfalt, felsenfester Glaube und unerschütterliche Ehrlichkeit.

In den Umgebungen von Genf zeigt sich von dem Allem das Gegentheil. Seiner Ueberlegenheit unter jedem Betrachte versichert, behandelt der Genfer Krämer und Handwerker, den unterrichts- und vermögensarmen Savoyarden mit einem Uebermuthe, der diesen zugleich demüthigt und erbittert, der ihn mit Zorn und Rachsucht erfüllt, der hundert verhängnißvolle Gedanken und Pläne in ihm weckt, die, weil sie fast immer unausführbar sind, ihm eine Gemüthsstimmung geben, welche sich durch häufige Zänkereien, durch Hintergehung, Treulosigkeit, Lüge, Verläumdung, kurz durch alle ungestraft bleibenden gesellschaftlichen Laster Luft zu machen sucht.

---

*) Chambéry hat zwischen 15,000 und 16,000 Einwohner. Es liegt an zwei kleinen Bächen, 1 Stunde vom oberen Ende des Bourgetsees, 120 F. über demselben und 820 F. ü. M.

Der Savoyard haßt den Genfer nicht blos als Feind seiner Religion, sondern, und am meisten, seines unverträglichen Karakters, seiner unaufhörlichen Neckereien und Beeinträchtigungen, seines hochfahrenden Prunkes und seines kalten, zermalmenden Geldstolzes wegen. Er verabscheuet ihn mehr als die Sünde, mehr als seine Blutschergen, die piemontesischen Mauthbedienten und königlichen Karabinirer.

Von dem Genfer irgend etwas zu gewinnen, ist Unmöglichkeit. Denn hat der Savoyard ihm auch sein Getreide, sein Holz, sein Nußöl, seine Früchte verkauft, wird er doch so arg beim Auswechseln der Genfer Münze, gegen piemontesisches Geld, übervortheilt, daß dadurch aller Gewinn verloren geht. Dazu kommt noch der Ausgangszoll bei der sardinischen Mauth, und der Munizipalzoll (Octroi) an den Thoren von Genf. Was übrig bleibt ist oft kaum so viel, daß dafür in der deutschen Schweiz ein Fußbote die weite Wegstrecke machen würde, welche der Savoyard, seine Frau und seine Kinder, schwere Lasten tragend, zurückgelegt.

Ein alltäglicher „Spaß“ der Genfer besteht darin, wenn sie einem coq-d'inde (wie sie die savoiischen Landleute zu nennen pflegen) eine etwas beträchtliche Summe Geld, für mehrere Säcke Getreide, oder einige Fuhren Holz, auszuzahlen haben, ihm bei jedem Thaler, dem er vom Tische nehmen will, durch eine verborgene Elektrisirmaschine einen Schlag zu versetzen, was die armen Leute in dem Glauben erhält, das Genfergeld sei behext.

Savoiischen Frauen und Mädchen, während sie um vergoldete Kreuze und Herzen handeln (was sie

mit vielem Eifer und großer Beharrlichkeit thun, weil sie wissen, daß man ihnen, bei aller Armuth, den doppelten oder dreifachen Werth einer Sache abfordert), die Röcke zusammen zu nähen; einem Bauer, indem man ihm einen derben Stoß gibt, die gekauften neuen Schuhe vom Stock zu nehmen, und ein Paar alte Schlappen ihm dafür anzuhängen; mit Schwefelsäure oder Vitriol den savoiischen Schönen die Kleider zu verderben; hinter katholischen Geistlichen Männchen zu machen, oder das Gekoller eines Truthahns nachzuahmen: das sind nur „badinages" der Pommeaux und Cabinotiers (Uhrmachergesellen), wobei der gesetztere Genfer von Herzen zu lachen sich begnügt, die er jedoch gewöhnlich nicht theilt.

Solche Unverschämtheiten, solche unabläßlich sich wiederholende Verspottung, reizt den Bewohner der Provinzen Carouge, Genevois, Faucigny und Chablais, die mit den Genfern, ihrer Nachbarschaft wegen, nothgedrungen häufigen Verkehr haben, zu einem Zorn, einer Verabscheuung gegen diese, der keiner anderweitigen Veranlassung bedarf, um sich grell und nackt kund zu geben.

Und demungeachtet leiten Genfer und Savoyarden ursprünglich von demselben Stamme sich her. Bei aller Geistes-Geschmeidigkeit und kaufmännischen List, bei aller Durchkreuzung mit fremden Einwanderern, und nach jahrelangen Verweilen im Auslande, bleibt der Genfer doch immer Savoyard: unreinlich, tölpisch, zudringlich, prahlerisch, knauserig, kann er mit aller Mühe den Allobrogen-Nachkömmling nicht verleugnen.

Der Genfer (selbst aus den höheren Ständen)

wie der Savoyard, speiet in Gesellschaft Anderer mitten ins Zimmer, rülpset, gähnt aus vollem Halse, und begeht noch andere viel derbere Unanständigkeiten in Beisein fremder Leute, ohne sich im mindesten zu geniren. Die große Lesegesellschaft in Genf gibt davon täglich den Beweis. Genfer und Savoyard sprechen nur von sich, von der Annehmlichkeit, Pracht, Berühmtheit ihres Vaterlandes. Sie mischen sich ungerufen in Alles, urtheilen auf eine absprechende, oft beleidigende Weise, behaupten keck alles besser zu verstehen. Im Handel sind sie Pfennigfuchser, betrügerisch. Alles Fremde behandeln sie mit Geringschätzung. Jedes dritte Wort in ihrem Munde ist eine Lüge oder Aufschneiderei. Verläumdung ist für sie ein wahrhaft satanisches Vergnügen; sie sind darin im höchsten Grade geübt, und wissen sie geschickt, mit dem Anschein einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu verbreiten.

Durch seine Sprache, seine Gewohnheiten, sein Blut ist der Savoyard Franzos. Er hat nicht die mindeste Uebereinstimmung mit dem Piemontesen, dem er zu gehorchen gezwungen ist, und dessen Joch er mit Unwillen trägt, ohne es zu wagen, desselben sich zu entledigen. Seine Sprache ist ein verdorbenes französisches Kauderwelsch, mit uralten, vielleicht allobrogischen oder keltischen Worten, untermischt. In den Städten spricht man das Französische ziemlich gut, wenn auch mit einer, den Genfern entlehnten schleppenden Betonung, und häufigen Verstößen gegen grammatikalische Regeln.

Der Bauer in den entlegenen Thälern versteht und spricht nur Patois. Auf den großen Straßen

bedient er sich desselben ebenfalls im gewöhnlichen Verkehr, doch ist er nebenbei auch des Französischen ziemlich mächtig. Sein-Kauderwelsch ist breit, unförmlich, regellos. Jeder betont und konstruirt es nach eigenem Bedünken. Auf die Frage: Was ist das für ein altes Gebäude? erhielt ich einst, von vier Männern hintereinander folgende Antworten:

1. Cza è por à viou szatez.
2. An viûz châtel est-ce, Mossiou.
3. Cza n'a rian qu'an viou szâtel.
4. Ste vaille masioure, Moncheu, à por szâtesse; rian qu'à ça.

Gleichbedeutend: Es ist nichts als ein altes Schloß. —

In den Provinzen Chablais und Faucigny (die erste am Genfersee und Nachbarland vom Schweizerkanton Wallis, die andere der Arve entgegen, bis zum Mont-Blanc sich erstreckend) hat das Patois mit dem Français-romand, welches man in den Kantonen Waat, Freiburg und im Unterwallis spricht, eine große Aehnlichkeit. In den Provinzen Carouge, Genevois, Savoie propre und Haute Savoie ist es theils mit Genfer (eigentlich savoiischen) Sprachwendungen, wie: di à mi, statt dis-moi ꝛc., theils mit dauphinesischen Spracheigenheiten gemischt. In Tarentaise und Maurienne wimmelt es von piemontesischen Anklängen, die es weder mild noch harmonisch machen.

Alle Agenten der Sicherheits-Polizei in dem ganzen Herzogthum Savoien, sind fast durchgängig Piemontesen oder Sardinier, welche die Landessprache entweder gar nicht, oder doch nur sehr unvollständig

begreifen, und darin sich verständlich zu machen vermögen. Zu welcher überflüssigen Bedrückung, die freilich von der Regierung nicht gradezu beabsichtigt wird, eine solche Einrichtung Veranlassung geben müsse, ist nicht schwer zu erfassen. — Doch kommen wir wieder zu unserer Reise.

Um 4 Uhr Morgens, bei heiterem Wetter, verließen wir Sallenches, und folgten der angenehmen Landstraße durch weite, schöne Wiesen, von Obstbäumen beschattet, durch die Ortschaft Le Foyer, nach dem anderthalb Stunden entfernten Bade Saint-Gervais, wo wir frühstücken wollten. Zu unserer Rechten, sahen wir, in einiger Höhe, das Dorf Comblouz, an der Oeffnung des Megèvethals, das drei Stunden lang, doch wenig malerisch ist. Der nächste Weg von Sallenches nach Chambéry und Annecy führt hierdurch. Zur Linken erglühete die Spitze des Mont-Varens im Sonnenfeuer, und leuchtete über uns wie eine Fackel, während das Thal noch in Dämmerung ruhete.

Jenseits der steinernen Brücke über den wilden vom Bonhomme und einigen westlichen Gletschern der Mont-Blanckette herabkommenden Bonnantbache, wendet man sich rechts, dem Bergwasser entgegen, um durch ein niedriges Laubgehölz nach dem Bade St. Gervais zu gelangen. Es schienen hier nur noch wenige Gäste anwesend. Die meisten Dienstboten waren schon verabschiedet. Der Eigenthümer Gontard pflegte noch der Ruhe, und erst nach langem Harren erhielten wir das verlangte Frühstück, das wir in dem niedrigen, kalten Saale, aus welchem man die Aussicht hat gegen den Bonnant einerseits,

und gegen den von Badgebäuden umschlossenen Hof auf der andern Seite, hier wie dort von hohen Felsen beschränkt.

Die Bad-Quelle, welche in einem Keller aus ziemlich hartem Kalkfels 1830 Fuß überm Meere entspringt, hat 37 Grad Réaumür Wärme, und ist ziemlich reichhaltig. Das Wasser enthält Schwefelgas, Kohlensäure, Glaubersalz, Schwefelsalz, Magnesia ꝛc., ist tonisch, öffnend, auflösend als Bad, abführend als Getränk, vorzüglich empfehlenswerth bei Hautkrankheiten. Die innere Einrichtung des Bades ist ziemlich gut, obschon sie noch manches zu wünschen übrig läßt.

Früher wurde dies Bad häufiger besucht, als in den neuesten Zeiten, wie das mehrere Nebenhäuser längs der Straße beweisen, die jetzt größtentheils verödet stehen. Das Hauptgebäude ist, obgleich leicht, doch nicht ohne Geschmack erbauet. Es zeichnet sich vielmehr recht malerisch mit seinen beiden Pavillons und seiner Vorhalle, zwischen den ernsten Fels- und Waldpartien, die es rings umschließen. Einige Minuten hinter dem Bade macht, in einer engen Schlucht, der Bonnant (Gutbach) einen etwa 60 Fuß hohen prächtigen Sturz, der unstreitig eine der größten Merkwürdigkeiten dieser Gegend ist.

Herr Röhrich trennte sich hier von uns, um dem Fußwege am linken Arveufer gegen Chamouny zu folgen. Dieser Weg ist einsam, doch sehr abwechselnd. Er ist eine Stunde näher, als der über Chêde und Servoz. Wir stiegen den steilen Abhang gegen das Dorf St. Gervais hinan, welches wir in 20 Minuten erreichten. Noch erfreueten wir uns vor

dem Wirthshause, Hôtel de Montjoie genannt, an der herrlichen Aussicht über das Arvethal, als unser Reisegefährte, der vor einer halben Stunde von uns Abschied genommen, und den wir erst auf dem großen Bernhardsberg wiederzusehen glaubten, plötzlich vor uns stand.

Des Landes gänzlich unkundig, hatte er den rechten Weg verfehlt, und war mit einem Umschweife, dem Fahrwege vom Bade zum Dorfe St. Gervais nach, wieder zu uns gekommen. Ich rieth ihm, mit uns durch die Weiler Vernier und les Praz nach dem Dorfe Bionnay zu gehen, und dort einen Führer zu nehmen, der ihn bis zur Höhe der Forclaz (5180 F. ü. M.) bringe, von wo er mit Leichtigkeit ins Chamounythal gelangen könne. Er nahm jedoch das Erbieten eines Mannes an, der ihn noch näher, gleich von St. Gervais, nach der Forclaz führen wollte.

Das Dorf St. Gervais liegt 590 Fuß über dem Bade, und 2420 Fuß ü. M. Mit den dazu gehörigen Weilern und zerstreueten Gehöften hat es bei 2000 Einwohner. Es ist von düsterer Bauart, wie alle Ortschaften dieser Gegend, zeigt sich jedoch sehr freundlich in der Ferne, seiner freistehenden Kirche wegen, die mit einem hohen, fast auf italienische Weise gebaueten Kirchthurm geschmückt ist. Die Umgegend ist äusserst freundlich. Das Thal Montjoie, welches auf diesem Punkte sich öffnet, erscheint wie ein üppiger Garten, westlich von den gewaltigen Felsmassen des Mont-Joli (8200 F. ü. M.), östlich von den Seitenzweigen des Mont-Blanc ummauert, und im Hintergrunde südlich vom Bonhomme verschlossen.

Die sowohl auf dem Wege nach diesem letzten, als rechts und links von demselben liegenden Ortschaften, gruppiren sich auf gerundeten Höhen, oder an grünen beschatteten Abhängen, und obgleich schwarz, wie große Dintenflecke, verunzieren sie doch im milden Sonnenlichte die Gegend nicht, der sie einen ganz eigenthümlichen Karakter verleihen. Uns zur Linken lag Bionnassay (3750 F. ü. M.), zur Rechten St. Nicolas-de-Borace (3380 F.). Wir kamen durch Bionnay, Tresse-dessous und dessus, Champenet und Contamines, in 3 ¼ Stunden, nach der einsam gelegenen Wallfahrtskirche Notre-Dame de la Gorge, wo das eigentliche Montjoiethal beginnt.

Von Contamines ging ehemals ein vielgebrauchter, jetzt beinahe ganz ungangbarer Pfad, längs dem Frassegletscher über den Berg Miage (8270 F.), und den Gletscher gleiches Namens, nach Courmayeur. Er war wenigstens 5 Stunden näher, als der gegenwärtige über den Col de Bonhomme und die Seigne. Ein anderer Weg führt rechts nach dem 10 Stunden entfernten Beaufort, dem Hauptorte des gleichnamigen, fruchtbaren Thales.

Von Contamines wird die Gegend viel einförmiger und rauher. Das Dorf, das bei 1000 Einwohner hat, befindet sich bereits in einer Höhe von 3070 Fuß. Bis N. D. de la Gorge steigt man noch 200 Fuß höher; und sieht sich auf einmal in eine flache, sumpfige Einöde versetzt, die allem Anschein nach ehemals ein See gewesen, und die jetzt nur durch eine Menge kleiner Kapellen oder Stationen belebt

wird, welche fromme Einfalt längs dem Bonnant erbauet, um desselben Ueberschwemmungen abzuwehren.

Der Bergstrom nimmt davon jedoch keine Notiz, und wirft alljährlich 2 oder 3 dieser Talismane über den Haufen, die sodann in größter Eile und mit bedeutenden Kosten wieder aufgeführt werden, obgleich die schwächste Verstandeskraft einsehen muß, daß ein aus den vielen zerstreut herumliegenden Felsbrocken erbaueter Damm, viel weniger kosten, und viel entsprechender zu dem beabsichtigten Zwecke dienen würde.

Aber von dem Geistlichen in seinem Glauben an der kleinen Kapellen Wunderkraft bestärkt, obgleich dieselbe regelmäßig jedes Jahr widerlegt wird, wagt der arme Savoyard nicht, dem Gedanken Raum zu geben, daß ein Damm hier besser angebracht sei, als eine Kapelle. Er würde solche Meinung für Gotteslästerung halten, und straft lieber seine eigene Ueberzeugung Lügen, als daß er im Geringsten bezweifeln möchte, was Monsieur le Curé zu sagen für gut erachtet.

Am Tage unserer lieben Frauen wird bei N. D. de la Gorge, wo ehemals eine bedeutende Ortschaft gestanden haben haben soll, die der Bonnant zerstört hat, ein Jahrmarkt gehalten, begleitet von einer Prozession, wobei die gebräuchlichen Beschwörungen gegen den Bach vorgenommen werden, der binnen 50 Jahren nicht weniger als 50mal exkommunizirt worden ist. Es werden hier besonders viele Maulesel feilgeboten, und in der That muß man gestehen, daß zu einem solchen Verkehr der Ort nicht besser gewählt werden konnte.

Unmittelbar hinter der Kirche, steigt man jäh

bergan, einen in dem Felsen gehauenen Weg, der in 20 Minuten zu einer sehr malerischen Bogenbrücke führt, auf welcher man den darunter tobenden Bonnant überschreitet. Starkes Hufgeklapper lies uns hier die Näherung einer Reiterschaar vermuthen. Wir hatten uns nicht geirrt. Denn in Kurzem sahen wir 10 oder 12 Roßkämme erscheinen, die mit ihren Thieren auf den Jahrmarkt nach Bourg-St.-Maurice *) sich begaben, wohin sie heute gelangen wollten, obgleich es noch über 9 Stunden entfernt war. Wir wünschten ihnen, wie sie uns, glückliche Reise, und wendeten uns der Sennhütte Nant-Bourant zu, wo wir zu ruhen gedachten.

Auf einer Höhe, seitwärts vom Wege, und 4240 F. ü. M. gelegen, ist dies Sennhaus ziemlich gut eingerichtet, so daß man im Nothfall hier über Nacht bleiben kann. Auf dem Vorbau, oder der Galerie am Hause, überblickt man die wilde Alpengegend, die östlich von den Gletschern von Miage, Frasse, Trélatête und Jovet einigermaßen gehoben wird. Rückwärts ist die Ansicht peinlich. Nichts als zerklüftete Felsen, gewaltige Trümmermassen und Schutthaufen, die den Fuß des traurigen Mont-Joli umschließen, dessen Gipfel von hieraus am leichtesten erstiegen werden kann. Man hat von ihm eine große, herrliche Aussicht über die Thäler von Montjoie, Megève, Beaufort, Flumet, Bourg-St. Maurice, der Arve ꝛc., über den Mont-Blanc und seine Umgebung, wie über

*) Dieser große Flecken liegt am südwestlichen Fuße des kleinen Bernhardberges, 3110 F. ü. M. Er hat 2500 Einwohner. Zur Römerzeit stand hier ein Ort, Bergintrum genannt.

die ganze Alpenkette bis zum Mont-Cenis und zum Iseran.

Im Thalgrunde sieht man den Mont-Blanc am großartigsten bei Contamines. Der scharfe Eselsrücken seines Gipfels zeichnet sich hier am auffallendsten. Seine Gletscherarme dehnen sich hier am längsten aus. Ueber der nacktschwarzen Höhe von la Frasse blinkt die große Eismasse des Bionassay-Gletschers herüber, und am Miage zieht sich, über dem traurigen Schwarzsee, dem ein mächtiges Schieferlager seine blauschwarze Farbe gegeben, ein Schnee- und Eisfeld hin, das diesseits und jenseits eine Ausdehnung von 8 Stunden hat.

Einige Jahre früher war ich ohne Führer, sogar ohne genügende Lebensmittel, darüber hingewandert, um wo möglich in einem Tage von Contamines nach Courmayeur zu gelangen. Die Entfernung beträgt nur 11 Stunden, der vielen Umschweife, zur Vermeidung gefährlicher Stellen wegen, braucht man jedoch wenigstens 16 Stunden zur Zurücklegung dieser Strecke. Von Sturm, Regen und Schneegestöber auf dem Gletscher überfallen, war meine Lage nicht blos unangenehm, sie wurde auch sehr schwierig. Glücklicherweise war ich dem höchsten Uebergangspunkte nahe, eilte jenseits über das ziemlich ebene Eisfeld, entwand mich weiter unten mit Glück dem Labyrinth der Schründe, erreichte endlich den Gletscherdamm, und traf, mit Anbruch der Nacht, in la Frêne ein.

Gegen 2 Uhr Nachmittags verließen wir die Sennhütte Nant-Bourant, und wanderten bei trübem Wetter rüstig dem Bonhomme zu, den man hier noch nicht

gewahrt. Erst ¼ Stunde weiter oben, jenseits einem Wäldchen, erblickt man ihn. Der Berg hat gar nichts Ausgezeichnetes. Er senkt sich in drei hohen Staffeln, von denen die unterste matt begrünt, und theilweis noch mit Gebüsch besetzt, die zweite öd und zerrissen, und die dritte unter ungeheuern Trümmermassen begraben ist. Oestlich vom Uebergange erhebt sich, in Gestalt eines unregelmäßig viereckigen Thurmes, ein einzelnstehender Fels bis auf 9270 Fuß Höhe. Es ist der Bonhomme. Ganz in seiner Nähe ist ein anderer ähnlicher, um 200 Fuß niedriger, la Femme du Bonhomme oder die Bonnefemme genannt. Im jenseitigen Thale wird dieser letzte Aiguille de Chapiu geheißen.

Bevor man zu der ¾ Stunden von Nant-Bourant entlegenen Sennhütte Barma gelangt, kommt man durch einen merkwürdigen Engpaß, und weiter oben zu dem malerischen Bonnantsturz, der bei 150 Fuß hoch, doch ein wenig abgelegen und nicht leicht zugänglich ist. Wir verweilten nicht dabei, weil wir Regen befürchten mußten, weshalb wir rasch des Berges ersten Abhang hinanklimmten. Der Weg ist ziemlich breit; aber beschwerlich, weil er steil empor sich windet, und mit vielen Steinen bedeckt ist. Bei starkem Regen ist er fast ungangbar, weil als dann das Wasser mit Gewalt ihn hinabschießt, und nicht selten große Steine mit sich fortreißt.

In ½ Stunde waren wir auf dem Plan des Dames, einem kleinen Bergvorsprunge, den man in 2 oder 3 Minuten durchschreitet. Hier sieht man, 5990 Fuß ü. M., einen niedrigen aus zusammengeworfenen Steinen gebildeten Spitzhügel, welcher, der

Sage nach, die Leichen einer vornehmen Frau und ihrer Begleiterin, die hier vor Angst und Kälte umgekommen, decken soll. Unter sich, gegen Nordost, bemerkt man die früher sehr schöne, jetzt zum Theil mit Felstrümmern, Schutt und Eis überdeckte Alp Plan-Fovet, mit Sennhütten gleiches Namens, und dem Schwarzsee, 5380 Fuß ü. M. Eine Stufe weiter unten ist die Alp Recolle, wo es von Pferden, Rind- und Schmalvieh wimmelt. Uns zur Seite ging rechts ein Pfad über den Berg la Sauce nach Beaufort.

Die zweite Staffel des Bonhomme war bald erstiegen. Links zeigte sich der wenig ausgedehnte Gletscher dieses Berges, rechts zog sich das beinahe eine Stunde lange Steintrümmerfeld hin, welches wir in südöstlicher Richtung zu überschreiten hatten. Ginge man gleich jenseits der Höhe den lockenden Weg hinab, würde man nicht nach Piemont, sondern zurück nach Savoien, und zwar nach Beaufort, in der Provinz Tarantaise, kommen. Dieser Uebergangspunkt ist 5100 Fuß höher als das Dorf St. Gervais, und 7520 Fuß ü. M.

Bis Ende Juli ist der ganze obere Theil des Berges unter tiefem Schnee begraben, und alsdann viel gangbarer, weil die großen Felsbrocken, zwischen denen man später sich mühsam durchwinden muß, von jenem noch bedeckt sind. Die Strecke welche man solchergestalt bis zum Kreuze des Bonhomme zurückzulegen hat, beträgt nicht weniger als ¾ Stunden, und ist unstreitig die beschwerlichste des ganzen Weges. Beim Kreuze, das noch 160 Fuß höher

ist als der Uebergang, senkt sich der Pfad rechts zur Tiefe gegen Chapiû und Bourg-St. Maurice.

Wir wendeten uns einige hundert Schritte vor dem Kreuze links, und stiegen allmählich ganz gegen Osten über zerbröckelten Granit zum Col des Fours, dessen Höhe 8380 Fuß ü. M. beträgt. Die Aussicht von diesem Uebergange, den wir in einer halben Stunde erreichten, ist eben so merkwürdig als befremdend. Man gewahrt nichts als Felsen über Felsen, die einen immer seltsamer, unförmlicher gestaltet, als die anderen.

Hier die Cime des Fours (10,760 F.), einem ungeheuern Backofen, mit seinem Rauchfang, ähnlich; dort Bonhomme und Bonnefemme, ein wunderliches Paar, wovon der erste, wenn Wolken an ihm vorüberziehen, der andern Tabaksrauch zuzublasen scheint; weiterhin die Pointe de Bellaval (10,930 F.) ausserordentlich zerklüftet, mit saftigen Weiden zu ihren Füßen; daneben die Aiguille de Trélatête (Trois-Têtes, 12,990 F.), mit einer Gipfelkrone von drei majestätischen Zacken, die Aiguille de la Rogne (12,420 F.) und die Pointe du Glacier (11,270 F.), welche den Mont-Blanc verdecken. Ueberall starren Gletscher, rauschende Bäche, donnernde Lauinen. Ein eisiger Luftzug streicht von den riesigen Höhen herab, dem unten im Thale strömenden Wasser nach, das wohlverdient den Namen Eau de Glacier (Gletscherbach) führt.

Die tief und steil östlich am Col des Fours sich hinabsenkende Schlucht, ist mit hoch gethürmten Steinbrocken angefüllt, die von demselben Bergsturze herzurühren scheinen, welcher den ganzen Rücken und

die beiden Abhänge des Bonhomme mit Trümmern überdeckt. Eine Viertelstunde mußten wir dies Chaos mit Behutsamkeit durchwandern, wonach wir die herrliche Alp Bellaval erreichten, wo wir ohne weiteren Anstoß schnell abwärts schreiten konnten.

Schon nahete der Abend, und kaum durften wir uns noch Zeit lassen, im Vorübereilen den prachtvollen über 200 Fuß hohen Wasserfall von Bellaval zu bewundern. Die Sennhütte Glacier, am linken Ufer des Baches dieses Namens, schien uns zu kalt und unfreundlich. Wir wünschten noch die von Môtet zu erreichen, wo wir uns bessere Bewirthung versprachen. Aber wir kamen aus dem Regen in die Traufe. Die von Saussure, Bourrit, Mouliné, Pictet und andern Genfern so viel gerühmte Berg-herberge, ist nichts als ein elender Stall, worin Menschen und Vieh bunt durcheinander kampiren, und wo man nichts als Milch und Kartoffeln, nichts als ein wenig rothen Wein, dagegen weder Brot noch Fleisch, noch andere Erquickungen findet, mit deren bevorstehendem Genuß, in Mitte der auf jedem Schritte sich uns darbietenden Beschwerlichkeiten wir uns ermuntert hatten.

Gute Miene zum bösen Spiel zu machen, war hier mehr als irgendwo suprema lex. Wir gruppirten uns mit den schmutzigen Bewohnern der Hütte, die ein Kauderwelsch redeten, wovon wir beinahe kein Wort verstanden, um das Feuer, bereiteten uns Thee, speiseten Kartoffel mit Salz, tranken sauern Wein, und trösteten uns mit der Aussicht, Tags darauf in Courmayeur bei wohlbesetzter Tafel uns wieder zu erholen. Halbsatt und ganz müde ließen wir uns nun

in eine niedrige Scheuer führen, wo wir uns auf Heu ausstreckten, und, der strengen Kälte der Nacht unbeschadet, ziemlich gut schliefen.

Am Morgen weckte uns Frost und der Leute Geschrei bei Sonnenaufgang. Wir frühstückten mit warmer Milch und schritten durch mit hohem Gras bewachsene sumpfige Weiden, die uns nicht wenig benäßten, der Höhe des Col de la Seigne zu. Die Sennhütte Môtet liegt 560 Fuß über der von Glacier und 5700 Fuß ü. M. In ihrer Nähe wurde ehemals eine Bleimine ausgebeutet, und damals mag sie vielleicht, der häufigen Arbeiter wegen, besser eingerichtet gewesen sein. Ihre Entfernung von Sallenches, über den Col des Fours, beträgt 12 ½ Stunden, und über Chapiù wenigstens 15 Stunden.

Mit Ungeduld schritten wir den sanft gedehnten Rücken der Seigne hinan, deren Uebergangspunkt uns zu fliehen schien. Man hatte uns gesagt, daß er nur eine Stunde von Môtet entfernt sei, und schon waren wir anderthalb Stunden von einer Wellenform des Berges zur andern gelangt, ohne die ersehnte letzte Höhe zu erreichen.

Nichts ist unangenehmer auf einer Bergwanderung, als solche Täuschung. Bei jedem Schritte hofft man das jenseitige Thal zu erblicken, aber der Schritte werden Hunderte und Tausende, und das ersehnte Ziel bleibt immer unsichtbar. Wir thaten, was wir schon längst hätten thun sollen, nahmen unsere Schickung mit Geduld, lachten und scherzten über den Berg ohne Ende, und — ehe wir es uns versahen, standen wir, im schönsten Sonnenglanze, auf der höchsten Stelle des Uebergangs, dicht neben einer

alten Schanze, die uns dies glückliche Ziel schadenfroh bis zum letzten Augenblick verborgen, und deren halbzerfallene Wälle wir nun mit einem Hurrah erstürmten, was um so leichter war, da die Murmelthiere, denen allein dieses Festungswerkes Vertheidigung überlassen geblieben, vorsichtig in ihre Löcher geschlüpft waren *).

Endlich sahen wir die berühmte Allé Blanche vor uns. Das schmale zwischen der Mont-Blanckette, der ihr südlich gegenüber befindlichen des Grand-Mont oder Crâmont und der Seigne eingedrängte Thal, welches man mit diesem Namen belegt, ist fast ganz mit ungeheuern Eismassen gefüllt, die alle nordwestlich von den höchsten Gipfeln der Alpen sich herabsenken, und über den Col de Ferrex bis zum großen Bernhard, auf eine Länge von 13 bis 14 Stunden, sich erstrecken. Kein Punkt ist, nächst dem Crâmont (der vor jedem andern den Vorzug verdient) geeigneter zur Uebersicht dieser erstaunlichen Szene, wovon sich durch Beschreibung nicht leicht ein Begriff geben läßt, als die 7590 Fuß ü. M. befindliche Schanze des Col de la Seigne.

Beinahe im Mittelpunkte der vorgedachten Berglänge, doch kaum eine Stunde von der Seigne entfernt scheinend, erhebt sich die Riesenmasse des Mont-Blanc, dieses Königs der Alpen, steilabgerissen aus dem Thalgrunde, bis zu einer Höhe von 14,770 Fuß ü. M. Die aus der Allée-Blanche aufsteigende Felswand ist über 10,000 Fuß hoch, doch nicht über-

*) Der Col de la Seigne bezeichnet die Grenzscheide zwischen dem Herzogthum Aosta (Piemont) und der Provinz Tarantaise (Savoien).

all senkrecht, sondern in Staffeln sich erhebend, die bald 1000, bald 3000 bis 4000 Fuß haben mögen. Ziemlich nahe sind die ausgedehnten Gletscher von Seigne, Rogne, Combal, Miage und Allée-Blanche; weiterhin die von Vény, Brenva, Entrèves, Pont, Triolet, Préfec, Sagioan, Ferrex, Bellecombe ꝛc. Beinahe jeder dieser Gletscher senkt sich vielfach zerklüftet von Gipfeln herab, wovon die niedrigsten nicht unter 11,000 Fuß Höhe haben, und die meisten zwischen 12,000 bis 13,000 Fuß berechnet werden können. Der Seignefelsen, neben dem Uebergang dieses Namens, hat eine Höhe von 9270 Fuß, und der Crâmont, der äusserste Punkt einer südöstlich von der Seigne ausgehenden Bergkette, hat 8480 Fuß.

Ueber ein Schneefeld, das nordöstlich unter der Seigne eine Schlucht ausfüllte, eilten wir der Tiefe zu, welche die eigentliche Allée-Blanche bildet. Sie beginnt bei zwei vereinzelten Felspyramiden, die Ueberreste eines alten Bergsturzes zu sein scheinen, und hinter denen sich ein kleiner, den größten Theil des Jahres zugefrorner Teich befindet. Dieser Punkt ist etwa 6300 Fuß ü. M. Ein wenig tiefer sind die Sennhütten Allée-Blanche, die nur zu Ende August und Anfang September bewohnt werden können. Der Gletscher oder die Ruize gleiches Namens, ist einer der schönsten diesseits dem Mont-Blanc. Er senkt sich, mit hohen Eisthümern und weitgeöffneten Schründen, aus deren smaragdenem Munde krystallene Bäche hervorstürzen, zwischen Rogne- und Miage-Spitze herab. Oben mit dem Gletscher der ersten, unten mit dem von Combal verbunden, umschließt er ein Gewirr schwarzgrauer, seltsam zersplit-

terter Klippen, die nackt und steil aus seinem blendendweissen Schoose aufragen.

Bis zum Combalsee, der höchstens 15 Minuten lang, und 5 bis 6 Minuten breit ist, durchwandert man, vom Fuße der Seigne, eine kleine etwa eine Stunde lange Ebene von länglichrunder Gestalt, die durch den weitvorspringenden Miagegletscher beendet wird. Es ist unmöglich, sich etwas Befremdenderes zu denken, als diese kolossale Eismasse, die von den Gipfeln von Miage und Trélatète herab, mehr als 500 Fuß hoch, von einem aus Schutt, Schlamm und großen Felsbrocken gebildeten Damme (Moraine) umschlossen, weit in das Thal hinausquillt, und es so ganz verschließt, daß nur der dem Combalsee entströmende Doirebach daneben einen engen Kanal gegraben, und der Weg auf dem Gletscherdamme selbst zu dem unteren Thalgrunde führt.

Nach kurzem Einspruch in den seitwärts am linken Ufer der Doire, und am Fuße des Gletschers gelegenen Sennhütten Miage (5760 F. ü. M.), schritten wir, am Doiresturz vorüber, längs dem Combalsee (5480 F.), dessen unteres Ende von Schanzen, Palissaden und anderen Vertheidigungswerken umschlossen ist. Durch einen hohen Damm und mehrere Schleusen, kann der ganze obere Theil der Allée-Blanche unter Wasser gesetzt werden. Ehemals war dieser Punkt ein wichtiger Paß, wie man das noch jetzt schließen kann, sowohl aus seinen natürlichen Eigenthümlichkeiten, als aus den bedeutenden Vertheidigungswerken, wovon man die Ueberreste auf einem hohen Felsvorsprunge, unten am See, bemerkt, von wo man die ganze Gegend zu beherrschen vermochte.

Ueber die Schleuse, welche zugleich eine Brücke bildet, betritt man die Moraine des Miagegletschers, und folgt auf derselben dem beschwerlichen Pfade, bald steigend bald jäh sich hinabsenkend, eine Stunde lang. Rückwärts gewendet sieht man die schöne 10,360 Fuß hohe Pyramide des Monte-Zucco, den eigentlichen Gipfel der Cramontkette. Den Gletscherdamm zu ersteigen, der hier noch über 300 Fuß hoch ist, verlohnt sich nicht der Mühe. Man bemerkt den Gletscher selbst nicht, weil er auf dieser Seite ganz mit schlüpfrigem Schlamm bedeckt ist.

Seiner unzähligen übereinandergethürmten Höcker und Hügel wegen, kann man ihn selten weiter als auf einige hundert Schritte übersehen, und dieser Anblick ist nicht nur keinesweges befriedigend, er gibt nicht einmal auf die entfernteste Weise einen Begriff von einer solchen Eisbildung wirklicher Beschaffenheit. Man sieht nichts als eine graue, schmutzige Ausdehnung von geringem Umfange, mit hohem Schutt und Steinen bedeckt, eine einförmige, traurige Wildniß, die nicht einmal ein ausserordentliches Bild der Zerstörung darzubieten vermag.

Zudem ist die Ersteigung der Moraine sehr beschwerlich, weil man auf Gerathewohl gewaltige Felsblöcke erklimmen, durch Trümmer sich winden muß, zwischen denen man oft bis zum Knie in flüssigen Schlamm versinkt. Dieser letzte Umstand ereignet sich besonders häufig nach Regenwetter, wo das Ersteigen der Moraine auf keinen Fall anzurathen ist.

Unser holprichter Pfad auf dem Gletscherdamm bot uns keine andere Zerstreuung dar, als den Wald am rechten Ufer der Doire oder Dora, durch dessen

Oeffnungen wir hier und da die höheren Alpen erblickten; als eine Brücke und eine Sennhütte, ¾ Stunden unterhalb dem Combalsee, die wir zur Rechten liessen; als eine Kavalkade englischer Herren und Damen, die, mit ihrem gezierten, unförmlichen Anzuge, in dieser wilden, schauerlichen Gegend, uns Wesen aus einer andern Welt zu sein schienen.

Sie ächzten den unebenen Weg herauf, und obgleich mit Schweiß überdeckt, hatten die Männer nicht den Muth, weder ihre Röcke auszuziehen, noch selbst ihre steife Halseisen-Kravatte zu lüften, aus Besorgniß, sich zu erkälten. Ihre Führer, der Natur um 50 Grad näher, nur ihr Bedürfniß räsonnirend, hatten es sich bequem gemacht. Darum auch schaueten sie uns frei und frisch und fröhlich an, während die Briten wie Unglückliche an uns vorüberschlichen, die auf Zeitlebens zur Zwangsarbeit verurtheilt sind. Ist das eine Frucht der höhern Zivilisation, so dürfte wenigstens nicht jeder ihren Genuß ersehnen.

Endlich, bei einer zweiten Brücke über die Doire, verließen wir den Gletscherdamm, betraten wieder festen Boden jenseits der Brücke, und erreichten nach einer Viertelstunde die Sennhütte Roviègle, die nebenbei als Wirthshaus dient, und wo wir ein wenig ruheten. Die Aussicht auf den Miagegletscher ist hier nicht viel angenehmer als am Combalsee. Nur an einigen Stellen schimmert bläuliches oder mattgrünes Eis unter der grauen Schlammrinde hervor. Erst wenn man hinter Roviègle die Höhe erstiegen, und in einer halben Stunde, an einzelnen Ställen vorüber, zu den Sennhütten Vény (4340 F.) ge-

langt ist, gewinnt man einen besseren Begriff von der gewaltigen Eismasse zu seinen Füßen, die hier rein und lauter, in vielfach gestalteten Formen, sich gruppirt. Die Moraine, mit hohen Tannen und niedrigem Gesträuch besetzt, bildet einen dunkeln Rahmen um das eisige Chaos, und versinnlicht Leben und Tod eng verbunden.

Von Val-Vény ist der Weg sehr angenehm, im höchsten Grade interessant. Man durchschreitet einen hochstämmigen Tannenwald, dessen Partien, Lichtungen und Pfade einem schönen englischen Park anzugehören scheinen. Aber was kein fürstlicher Park darzubieten vermag, ist die prachtvolle Aussicht auf die höchsten Berge unsers Erdtheils, denen man so nahe ist, daß man sie mit der Hand berühren zu können glaubt.

Oberhalb den verlassenen Eisenwerken von la Frêne (4030 F.), nahe bei Vény, am äussersten Ende des Miagegletschers, der die Häuser zu berühren scheint, von denen er nur wenige Schritte entfernt ist, befindet man sich dem Mont-Blanc grade gegenüber. Eine schwarze Felsschulter desselben, die wohl eine senkrechte Höhe von 6000 Fuß haben kann, verbirgt zum Theil sein blendend weißes Haupt, das dem Fremden nicht mehr ein irdischer Punkt, sondern eine leuchtende Wolke zu sein scheint.

Eine Menge Bäche, die nach einem Sturze von etwa tausend Fuß in leichten Staub sich auflösen, und im Dunstkreise verwehen, rinnen von diesem Scheitel herab, und scheinen mit dem Schnee, der in tiefen Kluften ihnen den Weg andeutet, lange Silberhaarflechten, die von dem mächtigen Greisen-

haupte herabwallen, und die der Wind in allen Richtungen zerstreuet.

Neben der Kuppel des Mont-Blanc, doch viel niedriger als diese, sondert sich von dem scharfkantigen Bergrücken die achteckig scheinende Felsnadel des Géant (Riesen) ab, die sich bis zu einer Höhe von 13,050 Fuß erhebt. Weiterhin sind die Gipfel der innern Forasse (12,380 F.), der Aiguille du Pont (12,760 F.), des Moine (11,880 F.), der Argentière (11,470 F.), der Aiguille-Verte (12,060 F.), der Pointe de Ferrex (11,090 Fr.) und einige andere.

Das Anziehendste des unbeschreiblichen Schauspiels, welches man am Ausgang des Waldes, bei der Kapelle Notre-Dame de bon secours vor sich hat, ist jedoch der herrliche Brenvagletscher, der mit einer leichten Biegung unmittelbar vom Mont-Blanc herabragt, und nicht nur die obere tiefe Schlucht zwischen diesem und dem Géant, sondern auch den ganzen unteren Thalgrund ausfüllt, und bis auf 20 Minuten von dem Dorfe Entrèves, an der Mündung der beiden Thäler von Vény und Entrèves, in das von Courmayeur, sich erstreckt.

Es ist unmöglich, sich etwas Großartigeres, etwas Ergreifenderes und etwas zugleich Malerischeres zu denken. Vor, um, über und unter sich gewahrt man nichts als starre Eismassen, bald in langen Fluthen und Flechten der Tiefe zu wallend, bald in runden oder eckigen Wellen übereinander schlagend, bald in tausend Thürme und Spitzen zersplittert, bald mit weitausgedehnten Trümmern überladen. Hier funkelnde Quellen und schäumende Bäche, von Abhang zu Abhang rasend, in schwindelnde Tiefen sich stür-

zend, wo eine ewige Nacht zu schlummern scheint. Dort rollende Lauinen, bald in gewaltigen Massen niederdonnernd, bald gegen scharfvorspringende Felsen sich zerschellend, und auf weite Strecken, mitten im schönsten Sonnenglanz, ein dichtes Schneegestöber veranlassend. Kein Standpunkt ist vortheilhafter zum allgemeinen Ueberblick des imposanten Rundgemäldes, welches die Allée-Blanche darbietet, als der bei der Kapelle N. D. du bon secours. Ueberdem ist er leicht zugänglich, und kann zu Pferd mit Bequemlichkeit von Courmayeur in einer Stunde erreicht werden.

Nach halbstündigem Verweilen bei der Kapelle, eilten wir mit schnellen Schritten diesem letzten Orte zu. Hunger und Durst nöthigte uns zum Aufbruch. Der Weg schwand schnell unter unsern Tritten; denn es ging immer allmählig abwärts. Wir verschnauften uns erst, als wir im Hôtel du Mont-Blanc hinter dem langen Tische saßen, der auf unser Verlangen so schnell als möglich mit dampfenden Schüsseln und vollen Weinflaschen besetzt wurde.

Courmayeur ist ein weitläufiger Flecken, der mit den dazu gehörigen Weilern la Saxe und Dolina (letzteres am rechten Doireufer), eine Bevölkerung von 2500 Seelen hat *). Er ist bei der Kirche 3740 Fuß ü. M. und hat berühmte warme Bäder, die im Sommer stark besucht werden, weshalb man mehrere gut eingerichtete Gast- und Badhäuser hier findet, wovon die zum Mont-Blanc und zum Engel die vorzüglichsten sind.

Von den vielen heissen Quellen, die auf einer

*) Courmayeur ist 7 ¼ Stunden von Môtet entfernt.

Oberfläche von anderthalb Geviertstunden aus dem Boden brechen, benutzt man bis jetzt nur die der heil. Margaretha, die sehr stark und kräftig ist, die der heil. Viktorine, die von la Saxe, die von Dolina und die 4 Quellen zu Pré-St.-Didier, eine Stunde südlich unterhalb Courmayeur. Alle diese Quellen haben zwischen 30 bis 32 Grad Réaumür Wärme. Das Wasser ist schwefelhaltig und sehr heilsam.

Die Sprache der Eingebornen ist ein halb französisches halb italienisches Kauderwelsch, das, wie die Savoyardensprache, weder bestimmte Regeln, noch irgend eine gemessene Haltung zu haben scheint. Ursprünglich scheinen die Bewohner des großen Aostathales und aller Nebenzweige desselben *) dem gleichen Stamme anzugehören, der Unterwallis und den größten Theil Savoyens, schon vor der römischen Beherrschung dieser Länder, bevölkert. Erst bei Ivrea beginnt die eigentliche piemontesische Sprache, eine sehr verdorbene italienische Mundart, die mit vielen französischen Wörtern untermischt ist.

Nach einem reichhaltigen Mittagsessen verließen wir Courmayeur, wo keine Badgäste mehr anwesend waren. Unsere vollen Magen und die drückende Hitze benahmen uns alle Lust, vorher noch die tiefen Römerlöcher, ehemalige Schachte längst verlassener Silberminen am Berge la Saxe, zu besuchen. Langsam wanderten wir durch die Dörfer Verran und Palé-

*) Diese Nebenzweige sind die Thäler von Allée-Blanche, Entrèves, Süd-Ferrex, la Tuile, Courmayeur, Grisanche, Gignaud, Bosses, Pellina, St. Remy, Néma, Savéra-Vechia, Cogne, Diemo, Tournanche und Challant.

sieux, und an Pré-St. Didier vorüber, das tief zu unsern Füßen am rechten Doireufer, beim Beginn der Straße über den kleinen Bernhardsberg (dessen Uebergangspunkt 6250 Fuß ü. M. ist) ligt. Das nothwendige Hinabgehen und Heraufsteigen schien uns trägen Leuten zu beschwerlich, um die dortigen Badanstalten eines Besuches zu würdigen. Beim Weiler la Dalie (3320 F.) fanden wir die ersten Rebpflanzungen, in Form hoher Gewinde und Lauben. Obgleich die Trauben gar nicht hoch hingen, schienen sie uns doch sauer. Ihres zum Genuß einladenden Aeussern ungeachtet, waren sie noch nicht reif.

Es schien uns, bei unserer Ankunft in Morgex noch viel zu früh, um uns entschließen zu können, in diesem großen Dorfe von 1800 Einwohnern, das mehrere ziemlich gute Wirthshäuser zu haben schien, und nur 1 ¼ Stunden von Courmayeur entfernt war, unser Nachtquartier zu nehmen. Wir berechneten, daß wenn wir am nächsten Tag gegen Mittag in Hospiz des großen Bernhardberges eintreffen wollten, wie wir unserm Reisegefährten versprochen hatten, wir heute noch einige Stunden zurücklegen müßten. Um jedoch den weiten Umweg über Livrogne und Aosta zu vermeiden, wählten wir den 4 Stunden näheren Weg über den Col de la Serena, der uns direkt nach St. Rémy, am südlichen Fuße des großen Bernhards führen sollte. Die vielen oberhalb Morgex auf diesem Weg zerstreueten Ortschaften, schienen uns ein ziemlich gutes Nachtquartier zu versprechen.

Aber wir hatten uns in diesem letzten Betrachte in unserer Rechnung geirrt. Durch Ober-Morgex

kamen wir in einer Stunde nach dem Weiler la Raisson, der so schmutzig und elend war, das wir alle Lust verloren, hier einzukehren. Zwei höher liegende Bergweiler, la Gracey und la Montagne de Morgex standen ganz leer, weil die Einwohner nur im Winter hier verweilten, und im Sommer mit ihren Heerden von Alp zu Alp zogen. Ein Kind, das wir nur mit Mühe verstanden, gab uns den Trost, daß wir ein wenig höher Leute finden würden. Erschöpft warfen wir uns bei einer vereinzelt stehenden Kapelle auf den Boden. Die herrliche Aussicht vor und unter uns machte keinen Eindruck mehr auf unsere abgespannte Aufmerksamkeit. Ein erträgliches Wirthshaus wäre für uns, unter den obwaltenden Umständen, ein viel erfreulicherer Gegenstand gewesen.

Nach 20 Minuten erreichten wir die Sennhütten Plan-Aval (4580 F.). Sie standen leer. — Was sollten wir thun? Wir schritten traurig weiter. Glücklicherweise erhob sich ein frischer Abendwind, der unsere Kraft zu erneuern schien. Endlich mit anbrechender Dämmerung erreichten wir die Sennhütte Rantin, nahe an der Serena, wo wir, 6270 Fuß ü. M., Menschen und Vieh von großem und kleinem Kaliber, und in ihrer Mitte, gastfreundliche Aufnahme fanden.

Aber welche Nacht, welche Nacht! Wir lagen auf dem Heuboden über dem langen Stalle, worin Kühe brummten, Pferde scharrten, Ziegen meckerten und Schweine grunzten. Uns gegenüber schnarchten 10 bis 12 Hirten. Legionen Flöhe oder anderes Ungeziefer quälte uns. Zu schlafen war Unmöglichkeit.

Unser armer Spanier, der nie die mindeste Ahnung von einer solchen Galeere gehabt, war der Verzweiflung nahe. Er rief seinen Schutzpatron und den Namen seiner Mutter einmal über das andere an. Ich blickte zum Dachfenster hinaus in die blendend helle Mondnacht. Es war schneidend kalt, und der Frost nöthigte mich wieder auf mein elendes Lager.

Endlich erschien der Morgen und mit ihm unsere Erlösung aus der Marterhütte Rantin. Wir machten uns unverzüglich auf den Weg und überstiegen nach einer halben Stunde den 6930 Fuß hohen Sattel der Serena. Alle Bäche waren gefroren. Das Wasser eines kleinen Sees jenseits dem Uebergange brannte wie Feuer, als wir darin uns wuschen. In den Sennhütten Bois-dessus, 2 Stunden von Rantin, erfrischten wir uns, kamen sodann durch Bois-dessous und les Pontis in das Buttierthal, worin die in drei Theile geschiedene Ortschaft les Bosses zerstreuet ist, gingen über den Foron nach St. Rémy, und waren um 11 Uhr Morgens in Hospiz des großen Bernhard, 6 ½ Stunden von unserm Nachtquartier. Gleich nachher traf auch Hr. Röhrich ein, mit dem allein ich sodann die Reise nachdem Matterhorn fortsetzte. Meine beiden andern Freunde kehrten über Chamouny nach Genf zurück.

Handels-Freiheit.

England in Bezug auf die übrigen europäischen Staaten.

Erster Artikel.

Während dem Gigantenkampfe Bonapartes gegen England, der durch Muth und Hartnäckigkeit einerseits, durch Stolz und Interesse auf der andern Seite ein ganzes Menschenalter hindurch sich verlängerte, befanden sich Ackerbau, Handel und Manufakturwesen des britischen Reiches in der blühendsten Lage. Vorzüglich der Ackerbau hatte ausserordentlich gewonnen. Offiziellen Berichterstattungen zufolge waren die davon erhobenen Abgaben dreimal bedeutender, als die von den Manufakturen und vom Handel. Mit dem Frieden wurde dieser gedeihliche Zustand unterbrochen. Kaum hatte Europa die Waffen niedergelegt, so sank der Getreidepreis um die Hälfte. Die ackerbautreibenden Stände verloren dadurch bei 50 Millionen Pfund Sterling.

Das ganze Gemeinwesen hatte (wie Spence in seinen Versuchen bemerkt) eine verhältnißmäßige Verminderung seines Einkommens und seiner Vortheile zu erleiden. Jetzt endlich sinken Handel und Gewerbthätigkeit immer mehr, und scheinen ihrem gänzlichen, unvermeidlichen Verfall nahe.

Man versäumt nichts, was zur Hemmung einer solchen rückgängigen Bewegung beitragen könnte. Kaum waren England die Hafen der Ostsee wieder eröffnet, so wurde in ihm von dorther Getreide eingeführt. Zu gleicher Zeit häuften sich die britischen

Erzeugnisse auf den Märkten des Festlandes, wodurch ihr Werth bedeutend vermindert wurde. Die verschiedenen Regierungen um den Verfall ihrer inländischen Fabriken zu verhindern, belegten jene Produkte mit schweren Abgaben, wodurch sie, selbst auf dem Festlande, den Vortheil der Wohlfeilheit verloren.

Man ahmte immer mehr das Verfahren der Briten nach, und kam täglich der Verfertigungs-Vollkommenheit näher, die jenen eine so große Ueberlegenheit und so bedeutende Vortheile zugesichert. Nach ihren entgegengesetzten Interessen und Grundsätzen erklären die verschiedenen Parteien, übereinstimmend im Grunde der Sache, das unvermeidliche Anwachsen des England immer mehr bedrohenden Unheils. Sie untersuchen die Handels-Wuude, weniger um sie zu heilen, als um ihr Entstehen und ihre Verschlimmerung dem Verfahren ihrer politischen Gegner zuzuschreiben.

Glücklicherweise ergibt sich aus diesem bittern Wortstreit, aus diesen heftigen Gegenvorwürfen eine große Wohlthat. Prüfung bemächtigt sich derselben. Zergliederung und Forschen machen sich überall geltend. Sie vergessen nicht eine jener Bemerkungen, wie unbedeutend und geringfügig sie auch scheinen mag, in so fern sie nur zur Wahrheit führen kann. Stellen wir hier eine Uebersicht auf von einigen jener Umstände, welche unter den gegenwärtigen Verhältnissen Handel und Gewerbthätigkeit des britischen Volkes am meisten betreffen, und die mithin auch für das ganze übrige Europa von hohem Interesse sind. Gedenken wir auch der in Vorschlag gebrachten Heilmittel zur Linderung ihrer Uebel, die immer größer

werden, je mehr die Konkurrenz der andern Nationen Großbritanniens Verkehr bedrohet.

„England war im J. 1787 im Besitz der alleinigen Kattunfabriken von einiger Wichtigkeit, sagt Kirkman Finlay. Frankreich und Deutschland hatten noch keine. Die in der Schweiz verdienten kaum genannt zu werden. Mein Haus war das erste, das feine Nummern ausführte. Jetzt haben alle Länder Europas ihre Kattun-Fabriken. Ich habe sie allmählich sich vermehren sehen. Oesterreich und die Schweiz befinden sich jetzt an der Spitze dieses Industriezweiges. Beim Frieden von 1814 waren die französischen Manufakturen noch nicht sehr bedeutend. Aber seitdem sind sie es geworden."

Rathbone Grey, dem eine große Kattun-Fabrik gehört, ist ganz derselben Meinung, wie Finlay. „Vor zwei Jahren," sagt er, habe ich das Festland in der ausdrücklichen Absicht besucht, um von dem Zustande der Fabriken mich zu überzeugen. Was ich gesehen, ist von der Art, um uns lebhafte Besorgnisse einzuflößen. Unsere neuesten Erfindungen sind bereits bis nach Oesterreich und Ungarn vorgedrungen. Ohne so vollkommen zu sein, als die unsrigen, sind ihre Maschinen, die vielleicht weniger dauerhaft sein dürften, dennoch im Stande recht gute Erzeugnisse hervorzubringen. Die Handarbeit ist dort wohlfeil, und weil man einige Arbeiter mehr gebrauchen kann, wird die Arbeit beschleunigt und vervollkommt, ohne daß die Ausgabe dadurch bedeutend vermehrt würde. Ich habe 50,000 Spindeln in einer von dem Fürsten Esterhazy, und einigen andern Großen, auf den Grenzen Oesterreichs und Ungarns errichteten

Manufaktur gesehen. Die dem Baron Bouton gehörige Spinnerei, 40 Meilen (13 Stunden) von Wien, gibt beinahe eben so feine Baumwollenfaden als die englischen. Bei meinem Besuche erstaunte ich nicht wenig, dort eine ganz neue Maschine, von amerikanischer Erfindung zu sehen, die unter dem Namen „Darnforth's Baumwolldreher" bekannt ist. Kaum gibt es in England 20 solche Maschinen. Herr Bouton hatte nicht einmal dazu ein Muster gehabt. Er hatte nur eine Beschreibung der Maschine gelesen, und danach sie erbauen lassen. Britische Fabrikanten, werdet Ihr solche Mitbewerber noch verachten?

„Sachsen, Preußen, Tirol, Frankreich schreiten rasch vorwärts auf der von ihnen mit so vielem Erfolg betretenen Bahn eigener Gewerbthätigkeit. Dem Geständnisse französischer Fabrikanten zufolge, eröffnete sich diesem Industriezweige eine immer glänzendere Laufbahn, und von Tag zu Tag werden in Frankreich höhere Nummern gesponnen. Früher lieferten wir diesem Lande alle Nummern über 20. Neuerdings sind die französischen Fabrikanten bis auf No. 140 gestiegen, und in der Schweiz beginnt man schon 170 zu spinnen. Die Amerikaner kaufen in Deutschland jetzt Kattune, die den unsrigen gleichkommen. Aegypten selbst macht uns den Absatz streitig. Der Beherrscher dieses Landes hat gesponnene Baumwolle nach Bombay geschickt, die an Feinheit hinter den Erzeugnissen unserer Manufakturen in nichts zurücksteht."

Die meisten neuen Verbesserungen, welche das ganze System der Baumwollspinnerei umgestaltet haben, kommen aus Amerika. In den Vereinstaaten

entwickelt sich eine immer größere, schärfere, tiefforschende Gewerbthätigkeit, die in wenigen Jahren die des ganzen Europa überflügeln zu wollen scheint. Schon stellt Nordamerika Großbritannien als eifriger Nebenbuhler sich zur Seite. Sein Handel macht Riesenschritte, mit ihm sein Reichthum und seine Macht. Schon werden in den verschiedenen Staaten längs der Küste, und selbst im Innern, Fabriken errichtet, die schnell eine große Ausdehnung gewinnen zu wollen scheinen. Ihre Schiffe besuchen alle Hafen der ganzen Erde. Ihre Beziehungen mit Südamerika sind häufig und leicht. Ihre Angehörigen sind sehr unternehmende Menschen. Sie vernachläßigen kein Mittel, wodurch sie ihre Handels-Verbindungen vermehren können. Bald gewinnend, bald verlierend, ermüden, verzagen sie nie, und ruhen nicht eher, als bis sie den Zweck erreicht, dessen Erlangung sie sich vorgestellt.

„Ihre Mitbewerbung," sagt Graham in seinem Berichte, „bedrohet und beschränkt uns immer mehr. Seit 5 oder 6 Jahren haben die aus Nordamerika kommenden Artikel alle Märkte Mexikos, Brasiliens, der Silber-Republik und selbst des Kap Horn überschwemmt. Zu Valparaiso haben die amerikanischen Kattune den unsern den Rang abgewonnen. Auch zu Manilla und Singapure, eben so gut wie auf Haiti und Malta haben diese Produkte sich gezeigt. Smyrna selbst und Konstantinopel fordern sie."

Schon ist die gegenseitige Güte und Dauerhaftigkeit an mehr denn einem Orte in Rede gestellt worden. Die amerikanischen Kattune haben auf mehreren Märkten den Ruf einer größeren Dichte und Sau-

berkeit erlangt, was den britischen sehr zum Nachtheil gereicht. Um ihren Produkten ein schöneres Ansehen, eine anlockende Weiße zu geben, haben die englischen Fabrikanten sich beinahe betrügerischer Mittel in Anwendung gebracht. Sie bedienen sich einer gewissen Kreide-Appretur, um des Gewebes kleine Oeffnungen auszufüllen, und dem Zeuge einen besondern Glanz zu verleihen. Die Amerikaner verwerfen diese Hintergehung, welche die Käufer durch eigenen Schaden kennen gelernt, und die ihnen jetzt den weniger anscheinenden, aber viel stärkeren Zeugen der Amerikaner den Vorzug zugestehen läßt.

Dieselbe Bemerkung läßt sich auch auf die Wollstoffe anwendbar machen. Die sächsischen, katalonischen und niederländischen Tuchfabriken haben in diesem Betrachte rasche Fortschritte gemacht. Fast alle Wolle, die aus dem Archipel und den jonischen Inseln ausgeführt wird, geht nach den Niederlanden, die große Hilfsmittel haben, und die Handarbeit nicht theuer bezahlen, wodurch sich ihnen ein doppelter Vortheil darbietet. Auch die englischen Kasimirzeuge werden bereits in Frankreich und Belgien nachgeahmt. Vor 30 Jahren hatte England allein das Geheimniß ihrer Verfertigung, und ganz Europa kaufte sie von ihm. Der Kasimir von Verviers und Brüssel ist jetzt eben so gut, als der britische.

Die englischen Fabrikanten sind nicht blind. Sie bieten Alles auf, um mit Erfolg ihren zahllosen Mitbewerbern den Vorrang abzugewinnen. Der Handelskampf während den letzten Jahren ist davon der Beweis. Es haben sich darin sehr sonderbare Umstände ereignet, die beurkunden, daß der Menschheit

allgemeiner Hebel, persönliches Interesse, Erzeuger des Ehrgeizes, nicht heftiger und übertriebener ist bei den Monarchen, als bei den Komptorkönigen, deren Zepter eine Elle, und deren Thron ein Kattunballen ist.

Eine von einer amerikanischen Gesellschaft ausgebeutete Bleimine, die reichen Ertrag zu versprechen schien, setzte den englischen Handel in Allarm. Um nun dies Unternehmen zu Grunde zu richten, wurde eine große Menge Blei nach den Vereinstaaten geschickt, und mit Verlust losgeschlagen. Die Regierung dieser letztern erkannte den Zweck der getroffenen Maßregel, und legte eine starke Abgabe auf die Blei-Einfuhr. Unglücklicherweise war diese Verfügung so getroffen, daß den britischen Kaufleuten die Möglichkeit blieb, sie zu umgehen. Die amerikanischen Gesetzgeber hatten zwar die Einfuhr des unverarbeiteten Bleies sehr erschwert, dagegen die der Bleikugeln und anderer Gegenstände von demselben Stoffe freigelassen. Sogleich wurden in London viele Millionen Kugeln gegossen, und das Blei unter dieser Form in Amerika eingeführt.

Englands riesiger Handel bietet mehr als ein bemerkenswerthes Phänomen dar. Seine Baumwollen-Bestellungen sind sehr beträchtlich, und doch werfen sie nur geringe Vortheile ab. Warum das? Weil die britischen Fabrikanten immer mehr Waaren anfertigen lassen, als sie brauchen, als sie mit Sicherheit abzusetzen im Stande sind. Durch ihre Arbeiten im Großen, können sie manche Ausgabe ersparen, und wenn selbst ein Theil ihrer Produkte ihnen übrig bleibt, und sie in die Nothwendigkeit versetzt, dara-

zu verlieren, finden sie dennoch die Mittel, mit Leichtigkeit diesen Verlust wieder auszugleichen.

Der Fabrikant, der nur Bestellung für 75,000 Stück Kalikot hat, verfertigt deren 100,000. Vorausgesetzt, daß die 75,000 Stück, die er mit Sicherheit absetzen kann, ihm 10 Prozent abwerfen, so werden die 25,000 andern, deren Kosten unbedeutend sind, ausgeführt. Er verliert freilich etwas darauf; aber im Ganzen genommen hat er dennoch Vortheil. Daher rührt es indessen auch, daß die Märkte von Jahr zu Jahr immer mehr mit Zeugen überladen werden, die man um jeden Preis loszuschlagen sich bemühet, wonach sie beständig sinken, um so mehr, da die fremde Konkurrenz ebenfalls immer größer wird.

Die Arbeiter ihrerseits verlieren durch solch Verfahren mehr, als sie zu gewinnen glauben. Bei unsicherm Absatz kann der Fabrikant nicht so viel Arbeitslohn zahlen, als wenn er desselben gewiß ist. Sie müssen also ununterbrochen arbeiten, und gewinnen doch kaum so viel, als sie zur Erhaltung ihrer Familien brauchen. Der Reichthum häuft sich nur in wenigen Händen auf. Die Magazine strozen von Waaren, und die Ausfuhr wird immer nothwendiger. Ohne sie müßte man, um den Arbeiter vom Hungertode zu retten, das Arbeitslohn erhöhen, wozu die Unternehmer sich so leicht nicht verstehen würden. Zugleich würden die Vortheile, welche jetzt bei der großen Masse der verfertigten Waaren sich ergeben, nicht mehr bestehen.

Die Lage der Fabrikanten, die jetzt nur noch dieser Vortheile wegen arbeiten lassen (obgleich sie

in ihren Voraussetzungen sich oft getäuscht sehen) würde alsdann sehr schwierig werden. Sie müssen jetzt schon alle ihnen zu Gebote stehende Geschicklichkeit geltend machen, um einen kleinen Gewinn sich zuzuwenden, und sie vernachläßigen nichts, was dazu beitragen kann, wie geringfügig es auch scheinen mag.

Kleine Fabriken entstehen neben den großen, und da ihr verwendetes Kapital nicht so bedeutend ist; können sie wohlfeiler verkaufen, als diese, deren Maschinen im Allgemeinen schwerfälliger sind. Die großen Fabriken werden solchergestalt genöthigt, ihre Preise herabzusetzen. Die kleinen haben jetzt allen Nachtheil auf ihrer Seite. Es gebricht ihnen an Geld, wie an Aermen, und die Verschiedenheit der Arbeit vergönnt ihnen nicht eine schnelle und wohlfeile Erzeugung. Endlich müssen sie unterligen; aber erst, nachdem sie andere Kaufleute mit in ihren Bankerott gezogen, nachdem sie den Zehnten von dem Gewinn ihrer Nebenbuhler erhoben, denen sie auf alle mögliche Weise geschadet, ohne sie stürzen zu können.

Wirft man einen prüfenden Blick auf die verschiedenen Zweige der britischen Gewerbthätigkeit, so sieht man alle von zwei gleich verhängnißvollen Uebeln befallen, von der Mitbewerbung (Konkurrenz) und der zu großen Menge der Produkte. Die Eisen- und Kupferschmelzen von Sheffield und Birmingham geben davon den sprechendsten Beweis. Es gab 1773 zu Birmingham sechs Kupferschmelzen, und 1830 zählte man deren hundert sechs und dreissig an demselben Orte.

Unter solchen Umständen gewinnt man keinen Vortheil mehr von der Industrie selbst, sondern nur von

der Verwendung seines Kapitals. Wer baares Geld hat, und es aufs Spiel setzen will, sei es, indem er gleich bezahlt, sei es, indem er auf Kredit verkauft, kann etwas gewinnen. Aber der erzielte Vortheil ist nicht mehr ein Ergebniß der Gewerbthätigkeit. Er rührt allein her von den Zinsen des Kapitals, was eine große Verschiedenheit ist.

Seit ungefähr 30 Jahren ist der Arbeitslohn der Weber zu Glasgow beständig herabgesetzt worden. Warum? Weil die Konkurrenz sich beständig vermehrt hat, weil die ärmeren Fabrikanten gezwungen gewesen sind, ihre Erzeugnisse um jeden Preis loszuschlagen. Nach und nach ist dieser geringe Preis der eigentliche Handelspreis geworden, so daß man genöthigt war, ebenfalls das Arbeitslohn zu vermindern. Die Arbeiter haben einer solchen Verfügung sich unterziehen müssen, wenn sie nicht ohne alle Beschäftigung bleiben, folglich Hungers sterben wollten. Weiber, Kinder, blaß und abgemergelt, die Werkzeuge und Opfer dieser blühenden Industrie, haben vergebens ein Geschrei des Schmerzes, der Wuth und Verzweiflung ausgestoßen. Die Vermittelung eifriger Menschenfreunde ist vergebens geblieben. Denn was läßt sich in einer Sache thun, die unaufhaltsam bis zu gänzlichem Untergange ihren Gang verfolgen muß? Man kann wohl mit Recht sagen, daß die alleinige Ruhe, welche den armen Kindern, deren man sich zur Fabrikarbeit bedient, sich darbietet, die eines frühen Grabes ist.

Das Drama gestaltet sich in England von Jahr zu Jahr immer entsetzlicher, und alle Fabrikstädte bieten dazu den Schauplatz dar. Eine ungeheure

Menschenmenge arbeitet jetzt mehr als sonst, und lebt dennoch in größerer Dürftigkeit. Eltern, die nicht mehr im Stande sind, ihre Kinder zu ernähren, zwingen sie, ihre Arbeit zu theilen, und sich selbst ihr Brot zu erwerben, bevor selbst die vollkommene Entwickelung ihrer Organe, eine dauernde, angestrengte Arbeit ihnen vergönnt. Wo sollen die unglücklichen Kinder nun moralische Ideen, rechtliche Grundsätze, Hoffnung und Vertrauen in Gott gewinnen? Ihr physischer Zustand, wie ihre sittliche Lage werden zu gleicher Zeit verpfuscht, und die Quelle ihres Lebens, wie ihrer Tugend trocknet schon aus, wenn sie kaum zu fließen beginnt. Welche Sklaverei! und warum haben die philosophischen Menschenfreunde, die mit so vielem Rechte gegen den Negerhandel sich erhoben, noch nicht diesem Gewaltmißbrauche der Eltern über ihre Kinder den Krieg erklärt?

Unter alle den Abgeschmacktheiten, die Cobbett mit vollen Händen ausgestreuet, und denen von Zeit zu Zeit ein seltener Scharfsinn, strenge Wahrheiten und gute Fingerzeige beigemischt waren, sagte er wohl mit Recht zu dem britischen Volke:

„Du hältst deinen Handel für blühend, weil sich große Kapitalien aufhäufen in den Händen einiger Personen. Aber du bist im Irthum. Das theilweise Gedeihen, welches du bewunderst, beweiset zu Gunsten des allgemeinen Wohlergehens durchaus nichts.“

Dieser Ausspruch ist sehr wahr. Man täusche sich nicht. Es ist unmöglich, daß die Zahl der Nothleidenden sich beständig vermehre, ohne daß Brandstif-

tungen, ohne daß neue, schreckliche Empörungen (die des Hungers) England einem Sklavenkriege aussetzen, der schrecklicher sein würde als der, welcher die römische Macht erschütterte. Die Handels-Aristokratie Großbritanniens, Nebenbuhlerin, und vielleicht schon Oberherrin der alten Feudal-Aristokratie dieses Landes, verspürt bereits etwas zerstörendes in den Grundpfeilern ihrer Macht, die immer unsicherer zu werden scheinen. Sein Ackerbau verfolgt denselben Weg. Statt in jener fortschreitenden Bewegung zu beharren, die er seit etwa einem Jahrhundert angenommen, hat er die meisten seiner bisherigen Vortheile bereits eingebüßt.

„Es sind jetzt schon beinahe 50 Jahre," sagte 1826 Brougham, „seit die landwirthschaftliche Gewerbthätigkeit Englands einen wunderbar raschen Schwung gewonnen. In allen Furchen, wo vier Kornähren gediehen, gibt der Boden jetzt wenigstens fünf. Unsere Krämer-Nation (wie die Fremden uns mit Ironie nennen) ist die geschickteste und fähigste in Betreff der Landwirthschaft geworden. Unsere Meier sind Edelleute. Statt der gewöhnlichen Flasche Bier, womit ihre Väter sich begnügten, können sie jetzt Madera und Portwein anbieten, wenn man sie besucht. Ihre Töchter, statt die Kühe zu melken, ermüden uns durch ihr Geklimper auf dem Piano oder auf der Harfe. Wahr ist es, daß dieser Luxus, den man ihnen zum Vorwurf macht, und den der Wohlstand immer nach sich zieht, nicht einen sie ausschließlich betreffender Verstoß ist. Die Fabrikanten, ermuthigt durch den blühenden Zustand ihres Verkehrs, haben ihre alten schwarzen Häuser in der

City gegen Paläste in der Nähe von Hyde-Park vertauscht. Statt wie seit undenklichen Zeiten mit ihren Ladendienern um ein Uhr zu Mittag zu speisen, nehmen sie jetzt ihre Hauptmahlzeit um 7 Uhr Abends, wie die Minister. Alle Genüsse, Eitelkeiten, Spielzeuge, Lächerlichkeiten der Opulenz werden ihnen zur Nothwendigkeit."

Alles hat seither eine andere Gestalt angenommen, wenigstens was die ackerbauenden Stände anbelangt. Sie sind sehr in Verfall gerathen, und es scheint nicht, daß sie sobald sich wieder heben dürften. Auch als Gewerbe hat der Ackerbau sehr verloren in der öffentlichen Achtung. Der Meier, der den Edelmann spielt, existirt nirgends mehr. Vor einigen Jahren hinterlies er jedem seiner Kinder noch 3000 oder 4000 Pfund Sterling (36,000 bis 48,000 fl. rhein.), jetzt bleibt kaum so viel übrig, um eine solche Summe zwischen 6 oder 7 Kinder zu theilen. Die kleinen Eigenthümer, die in der Grafschaft Lankaster ehemals so häufig waren, verschwinden immer mehr vor den Kapitalisten, die sich vom Handel zurückziehen, und Landgüter kaufen, die ihnen um jeden Preis angeboten werden. In den innern Provinzen Englands sind mehrere Meier durchaus zahlungsunfähig. Die von ihren Vätern und Großvätern bewohnten Gehöfte gerathen in Verfall, weil es den Inhabern an den zu ihrer Unterhaltung nothwendigen Mitteln gebricht. Viele tausend Morgen Landes, die sonst reiche Erndten erzeugten, bleiben jetzt unbebaut. In den Grafschaften Surrey und Sussex wird jetzt der Morgen Landes, der vor 40 Jahren noch um 14 Schellinge (8 fl. 24 kr. rhein.) verpachtet wurde, jetzt

um 5 Schl. (3 fl.) losgeschlagen. Die jährliche Armentaxe auf jeden Morgen betragt 10 Schl. (6 fl.).

Die Zuströmung der Landadelichen nach London, und die dadurch veranlaßte Vernachläßigung des Ackerbaues, verschlimmert das Uebel immer mehr. Alle diese kleinen Eigenthümer, die mit ihrem jährlichen Einkommen von 800 oder 1000 Pf. St. (9600 oder 12000 fl. rh.) auf dem offenen Lande ein gewisses Ansehen genießen, und dort gewöhnlich sehr gastfreundschaftlich und wohlthuend sind, verwandeln sich in Städtebewohner, und legen als solche ihre früheren guten Eigenschaften ab. Besucht man ihre Schlösser, so findet man sie ganz verödet. Alles zerfällt und veraltet. Die Gärten verwandeln sich in Wüsteneien. Eine alte Wärterin empfängt mürrisch den Fremden, welcher das ihrer Obhut anvertrauete Gebiet zu betreten wagt.

Und man glaube nicht, daß alle diese traurigen Umstände nur selten sich beurkunden; sie sind im Gegentheil fast allgemein. Sie sind in zahlreichen dem Unterhause des Parlaments vorgelegten Aktenstücken angedeutet, mit dem dringenden Ansuchen an den gesetzgebenden Körper, wo möglich auf ihre Beseitigung hinzuarbeiten. „Wenn alle englische Meier, heißt es in einem dieser Berichte, ihre Verpflichtungen zu erfüllen genöthigt wären, müßte mehr als die Hälfte von ihnen Bankerott machen.“

Die Ergebnisse eines solchen Zustandes sind unberechenbar. Der übelbebauete Boden verschlechtert sich, und bringt nur noch mittelmäßige Erzeugnisse hervor. Man braucht weniger Taglöhner, und die Zahl der

Arbeitslosen, wie der Hungrigen, vermehrt sich in demselben Maße, als die der Arbeiter abnimmt. Manchmal bemühet man sich, der Erde mehr abzugewinnen, als sie hervorzubringen vermag, und erschöpft sie, um nur die Pacht bezahlen zu können. Unfruchtbar gemacht, ausgetrocknet und erschöpft durch solch gewaltsames und nachtheiliges Verfahren, wird sie endlich unfähig, irgend eine nützliche Pflanze hervorzubringen, bevor sie nicht durch lange Ruhe wieder neue Kraft erlangt hat, und während dieser Zeit findet sie weder Käufer noch Pächter, die es unternehmen möchten, sie zu bebauen.

Wird solchergestalt der gute Boden verlassen, wenn er zu sehr erschöpft worden, um wie viel mehr der schlechte, der viele Aerme erfordert, wenn er sich nicht bald mit Unkraut überdecken soll. 1821 bemerkte man in England, daß die Zinsen des auf landwirthschaftliche Spekulationen verwendeten Kapitals viel geringer waren, als der gewöhnliche Zinsfuß des Geldes, indessen hoffte man, mit Hilfe von Ersparung und Sorgfalt es dahin zu bringen, die bis dahin in den Weg sich stellenden hindernden Umstände zu beseitigen. Aber 1833 hat der zu diesem Zweck ernannte Nachforschungs-Ausschuß mit Leidwesen bemerkt, daß diese Voraussetzung ohne allen Erfolg geblieben. Erschöpfte Hilfsmittel, zerrütteter Kredit, verschlungene Ersparungen: das ist der Zustand, worin der Ackerbau in Großbritannien sich gegenwärtig befindet. Man hat das öffentlich erklärt, weil es sich auf keine Weise länger verbergen lies.

Welche Mittel sind nun aber in Anwendung zu bringen, um einen allgemeinen Verfall nicht allein der

Landwirthschaft, sondern auch des Handels in England zu verhindern? das war nun die schwer zu lösende Frage, die immer und überall aufgestellt wurde. „Gewährt Handelsfreiheit," rufen die Freisinnigen, an deren Spitze die von der Westminster-Revüe vertretenen Schüler Bentham's sich befinden; „ein besseres Mittel gibt es nicht. Ein großer Theil der gewerbthätigen Bevölkerung Großbritanniens ist ganz derselben Meinung. Gegen die Korngesetze, folglich gegen die Beschränkung des Handels, bewaffnete sich durch Unwillen zum Dichter gewordene Schmied von Scheffield mit so durchdringender Heftigkeit. *) Als vor 20 Jahren dem Parlamente die Bills zur Beschränkung der Getreide-Einfuhr vorgelegt wurden, folgte in London ein Aufstand nach dem andern, und der Pöbel griff das Haus Robinsons an, weil er es unternommen, den Gesetz-Vorschlag zu vertheidigen. Drei Soldaten, die zu den Fenstern heraus auf das Volk geschossen, wurden zum Tode verurtheilt, weil unglücklicherweise ihre Kugeln nicht Veranlasser, sondern Zuschauer des Auflaufs getroffen. Das Bill wurde angenommen, und seit dieser Zeit ist einer der nothwendigsten Einfuhr-Artikel den dadurch festgestellten strengen Verfügungen unterzogen.

Bei alledem verhinderten die beschränkenden Gesetze den Verfall von Handel und Ackerbau nicht. Die Uebel, mit denen die Meier zu kämpfen hatten, theilten sich bald auch ihren Dienstboten, Arbeitern und

*) M. s. den Aufsatz: „Ueber den Zustand der arbeitenden Stände in England, mit Bezug auf einen Volksdichter," Jahrgang 1831 dieses Werkes.

Taglöhnern mit, und während die Weber die Maschinen zerschlugen, welche sie als ihres Elends Werkzeuge betrachteten, brannten die Landleute die Scheuern nieder, verschworen sich gegen die Eigenthümer, verwandelten die Meiereien in Aschenhaufen, und fanden, aller Strenge der Gesetze ungeachtet, die sie ohne Erbarmen zum Galgen verurtheilten, dennoch immer neue Nachahmer. Alle diese Umstände machen die britischen Radikalen geltend, und bemühen sich denselben die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umgestaltung der Handelsgesetze zu entnehmen.

„Oeffnet die Hafen," sagen sie. „Unterwerft fortan weder Ein- noch Ausfuhr irgend einem Hinderniß. Wenn das Brod einmal wohlfeil ist, wird sich Niemand mehr beschweren."

— Ihr vergeßt, entgegnen ihre Widersacher, daß unsere Meier und Ackerbauern, wenn sie eine fremde Mitbewerbung zu bekämpfen haben, unfehlbar unterliegen müssen; daß sie stufenweis in tiefes Elend versinken werden, und daß die Verminderung des Arbeitslohns, die allein die untern Stände betrifft, unumgänglich das Ergebniß der von Euch geforderten Maßregel sein würde.

Die Torypartei, die vor Allem auf Bewahrung der erlangten Rechte hält, schreibt also auf ihre Fahne: „Nothwendigkeit der beschränkenden Gesetze," wie die freisinnige Partei, die der Bewegung und Unabhängigkeit den Sinnspruch hat: „Unumschränkte Handelsfreiheit." Wie dem auch sei, und welche Ergebnisse der Streit der Parteien in England auch herbeiführen mag, ist dennoch so viel gewiß, daß man

eine Aenderung des gegenwärtigen Zustandes der Dinge vornehmen muß, in so fern man nicht den gänzlichen Verfall von Handel, Gewerbthätigkeit und Ackerbau herbeiführen will. Geben wir mit möglichster Genauigkeit eine gedrängte Uebersicht von der gegenseitigen Beweisführung der beiden Parteien.

„Das Recht, nach Willkür den Preis der Lebensmittel zu bestimmen, ist das empörendste von allen," sagen die Radikalen. „Seit Langem schon hat der berühmte Verfasser des „Reichthums der Nationen" mit der kräftigsten Verwünschung die von den ersten und nothwendigsten Lebensbedürfnissen erhobenen Abgaben belegt.

„„Solche Abgaben," sagt Adam Smith, „sind einem Volke dasselbe, was ein unfruchtbarer Boden und ein ungünstiges Klima sein würden. Sie vermehren die Theurung der Lebensmittel, und ein Produkt, das an und für sich wenig Mühe und Kosten veranlaßt, wird so selten und so kostspielig, wie wenn man es durch allen Schweiß und alle Schätze der Menschheit erkauft. Die Völker, welche einem solchen Abgaben-System widerstanden, hatten eine natürliche Willens- und Thatkraft, die alle Hindernisse überstieg, wie jene starken Organisationen, die häufige Aderlässe und große Ermüdung nicht zu erschöpfen vermögen. Indessen glaube man nicht, wie gewisse Staatswirthe behaupten, daß sie ihren Wohlstand den ihnen auferlegten Abgaben schuldig sind. Sie gedeihen nicht durch dieselben, sondern ihnen zum Trotz."

„Das System unserer Getreidegesetze," sagen die britischen Radikalen ferner, „ist den Grundsätzen die-

ses großen Staatswirthes durchaus entgegengesetzt. Man hat nur daran gedacht, das von dem Boden Englands erzeugte Getreide gegen die fremde Konkurrenz zu sichern. Wer aber hat diese Gesetze gemacht? Die Landeigenthümer selbst, diejenigen, welche durch den theuern Verkauf ihrer Erzeugnisse sich bereichern. Es ergibt sich daraus, daß statt zu dem Preise der übrigen europäischen Nationen das Getreide zu erhalten, wir es zu London (im Januar 1834) 57 1/4 Prozent theurer bezahlen, als die Bewohner von Antwerpen, 70 Prozent theurer, als die Einwohner von Amsterdam, und 81 Prozent theurer, als die Bewohner Hamburgs.

„Der Gesammt-Verbrauch alles Getreides in Großbritannien und Irland wird gewöhnlich auf 52 Millionen Quarter (Viertel, oder acht englische Scheffel) jährlich berechnet, auf 12 Millionen Quarter Waizen und 40 Millionen Quarter Reis, Roggen, Gerste ꝛc. Der mittlere Preis im Januar d. J. war zu London 50 Schilling 6 Pence (30 fl. 11 Kr. rhein.) für den Quarter Weizen, und 25 Schl. 6. P. (15 fl. 11 Kr. rh.) für den Quarter anderer Körner. Multiplizirt man diesen Preis mit dem Gesammtwerth des in den drei Königreichen verbrauchten Getreides, so findet man eine Summe von 73,962,375 Pf. St. (887,548,500 fl. rhein.). Aus nachstehender Berechnung kann man ersehen, um welchen Preis man dieselbe Menge Getreide in Antwerpen, Amsterdam und Hamburg kaufen kann, und wie viel die englische Nation mehr zahlen muß, wenn man sie auf den alleinigen Marktpreis von London beschränkt:

		Weniger als zu London.
Preis zu London	73,962,375 Pf. St.	
- - Antwerpen	47,034,896	26,927,479
- - Amsterdam	43,507,279	30,455,096
- - Hamburg	40,750,619.	33,211,756.

Man bezahlt also jährlich im Durchschnitt 69½ Prozent, oder 30 Millionen Pf. Sterl. (360 Millionen rhein. Gulden) mehr für das Getreide, als man würde zu bezahlen brauchen, wenn das Getreidegesetz nicht bestände. Welche Abgabe, und welche Last die Eigenthümer uns aufgebürdet haben, um den Werth ihrer Erzeugnisse zu erhöhen.

„Aber, entgegnet man, wenn man die Hafen eröffnete, wenn der Kornhandel frei wäre, würde der Preis des Getreides auf dem Festlande steigen, und der des englischen Getreides fallen. Ohne Zweifel würde das augenblickliche Ergebniß einer Maßregel, die das Monopol beseitigte, darin bestehen, den Werth des fremden Getreides zu erhöhen; doch würde diese Bewegung nur vorübergehend sein. Es ist unmöglich, daß man im Auslande nicht den Ackerbau mit noch mehr Fleiß, als jetzt, betreibe, wenn man die Gewißheit hat, seinen Ueberfluß in Großbritannien abzusetzen. An genugsamem Getreide würde es auf keinen Fall fehlen. Jetzt, wo seine Einfuhr beschränkt ist, erhalten wir es von drei verschiedenen Märkten: von den Gestaden der Ostsee, wie von denen des schwarzen und des mittelländischen Meeres, aus Nordamerika, vom Vorgebirg der guten Hoffnung, aus den innern Provinzen Hindostans, und selbst aus den beinahe noch ganz unbekannten Regionen Australiens. Kein Erzeugniß der Erde hat ein so weites Bereich,

und dehnt so weit seine geographischen Grenzen aus, als Roggen, Waizen und die übrigen vorzüglichsten Körner, die den Bewohnern Europa's zur Nahrung dienen.

„Im Norden und Süden des Wendekreises beginnt schon die Vegetation dieser Zerealpflanzen, die mit ihren Aehren beinahe den ganzen Raum bis zum 55. Breitegrade bedecken. Noch 4000 Fuß über der Meeresfläche findet man Waizen und Gerste. Ihre Aehren schwanken auf den erhabensten Hochebenen Amerika's und Asiens. In Amerika gedeihen sie sogar noch unterm Aequator. Reis und Hafer beginnen erst unterm 20. Breitegrade, und reichen bis zum 60. Gemüse kommt überall fort, vom Aequator bis zum 60. Grade, vom Meeresufer bis zu 1000 Fuß über demselben. Es wird immer zur Ausfuhr bestimmtes Getreide geben bei allen Völkern der Erde, die ein wenig Gewerbthätigkeit haben, wo die Menschenmenge noch nicht zu dicht zusammengedrängt, und wo der Boden nur einigermaßen fruchtbar ist. Die Gegenden selbst, welche jetzt von einer armen, elenden, wenig zivilisirten Bevölkerung bewohnt werden, führen viel Getreide aus. Solche Länder sind Irland, Polen und Rußland. Das Volk in den Vereinstaaten selbst begnügt sich mit Mais, und schickt uns sein bestes Getreide. Wie sollten wir nun besorgen, daß es daran uns jemahls fehlen könne? Wie viele Geschlechter müssen noch auf einander folgen und sterben, bevor unsere Kornspeicher leer werden? Die Bevölkerung Preussens beträgt 150 Personen auf jede (englische) Geviertmeile, und die Polens ungefähr 108 auf denselben Raum. Die längs dem schwarzen Meere gele-

genen russischen Provinzen sind noch viel weniger bevölkert, und in den Vereinstaaten findet man kaum acht Individuen auf die Geviertmeile. Welche große Hilfsmittel können uns also noch alle diese Gegenden gewähren!“

Solches sind die von den Radikalen aufgestellten Beweisführungen zu Gunsten der Handelsfreiheit. In einem zweiten Artikel wollen wir die ihrer Gegner in Rede stellen, und der Gesammt-Diskussion die vernunftgemäßesten Folgerungen in Betreff einer die ganze Menschheit interessirenden staatswirthschaftlichen Frage entnehmen.

Des Alters Fortschritte und ihre Wirkungen auf des Menschen körperlichen Zustand.

Eines der merkwürdigsten Phänomene, welches die organisirten Wesen darbieten, ist die immerwährende Veränderung, der sie unterworfen sind, und welche ihres Daseins eigentliches Grundgesetz zu sein scheint. Die Theile, woraus sie bestehen, mildern sich unaufhörlich in ihrem Gewicht, wie in ihrer Form und in ihrer innern Verähnlichung. Die Stoffe, welche durch ihre Aneinanderfügung die verschiedenen Organe bildeten, entfernen sich wieder allmählig, und werden durch andere ersetzt, die ihrerseits eine gewisse Zeit dienen, bis endlich eine Zeit erscheint, wo in den Organen keiner jener Theile mehr vorhanden ist, die zu ihrer ursprünglichen Bildung den eigentlichen Grund gelegt.

Diese beständige Erneuerung der Stoffe, woraus der Körper besteht, findet eben so wohl statt in den härtesten Theilen, wie in den weichsten und zartesten Geweben. Die Schnelligkeit der in Rede stehenden Umgestaltung ist so groß, daß man sie mehrmals während der Lebensdauer eines und desselben Individuums beobachten, und die Ueberzeugung gewinnen kann, daß man bei ihm keine Spur mehr bemerkt von den Theilen, aus denen es in frühern Epochen bestand.

Die Alten hatten einen Zeitraum von sieben Jahren bestimmt für die vollkommene Veränderung aller bildenden Theile des menschlichen Körpers. Neuere Experimente haben jedoch bewiesen, daß weil verletzte Körpertheile mit großer Schnelligkeit wieder heilen, die vollständige Erneuerung in einer bei weitem kürzern Frist sich ereignen müsse.

Ueberläßt man sich der Prüfung jener Phänomene, deren allmählige Aneinanderreihung jene Umgestaltungen veranlaßt, so findet man eine Menge interessanter Umstände, vor denen wir hier eine gedrängte Uebersicht aufstellen wollen.

Kenntniß der Gesetze, nach denen die großen Veränderungen statt finden, welche unsers Körpers Oekonomie erleidet, wenn die mittlere Zeit des Lebens einmal vorüber ist, kann allein uns die Mittel andeuten das zerstörende Streben der Kraft zu verhindern, die man allegorisch unter der Benennung „Alter“ bezeichnet. In des Lebens ersten Perioden haben alle Kräfte der körperlichen Oekonomie nur einen Zweck, den, die Entwickelung der Leibesbeschaffenheit und aller Organe zu befördern, um sie in den Stand zu setzen, zu den verschiedenen Verrichtungen zu genügen,

wozu sie bestimmt sind. Die Mittel, deren die Natur zur Erreichung dieses Zweckes sich bedient, sind sehr zahlreich, und stehen in vollkommener Uebereinstimmung mit ihrer Größe und Wichtigkeit. Es erfordern diese Verrichtungen die Mitwirkung einer um so größern Menge Stoffe, als zu dieser Zeit des Daseins die Schnelligkeit, womit sie verwendet werden, und die sie bald ungeeignet macht zur Bildung der Organe, einen starken Verbrauch veranlaßt. Indessen ist zu gleicher Zeit die Leichtigkeit aller innern Bewegungen so groß, daß diese Stoffe in genügender Menge sich erzeugen, nicht blos, um so verschiedenartigen Bedürfnissen zu entsprechen, sondern auch, um des Körpers Masse und Kraft zu vermehren. Nach und nach stocken je doch diese Verrichtungen, und es kommt eine Zeit, wo die Bedürfnisse und die Erzeugung sich genau das Gleichgewicht halten. Die verschiedenen Theile hören nun auf zu wachsen. Der Organismus hat den äussersten Punkt seiner Entwickelung erreicht und alle Zusammenstellungen der Natur zielen darauf hin, ihn zu erhalten in einem gleichförmigen Zustand der Gesundheit und Kraft, welche die freie Uebung unserer körperlichen und geistigen Eigenschaften erfordert.

Endlich aber erscheint eine Zeit, wo die Wagschale nicht mehr im Gleichgewicht bleibt, wo sie nach der einen Seite sich senkt. Der Oekonomie Kräfte entsprechen ihren Bedürfnissen nicht mehr. Sie haben eine bemerkliche Verminderung erlitten, und die von ihnen dargebotene Stoffmenge ist nicht mehr hinlänglich für des Körpers täglichen Verbrauch. Die Natur verläßt jedoch ihr Werk nicht. Sie trift

neue Verfügungen, um die Veränderungen, welche beständig unsere Organisation bedrohen, weniger bemerklich zu machen. Eine strengere Oekonomie wird beobachtet in dem Gebrauch der zur Ausgleichung der erlittenen Verluste bestimmten Stoffe. Die Hilfsmitmittel werden sorgsamer geschont, und die Organe genügen noch zu den meisten ihrer Verrichtungen, ohne daß man darin eine zu plötzliche Umgestaltung verspürt.

Bei alledem sind die Veränderungen, welche unsere Organisation dadurch erleidet, wenn auch für uns selbst unmerklich, dennoch nichts desto weniger reell. Das Alter nähert sich langsam, Schritt vor Schritt, augenscheinlich mehr für Andere, als für uns selbst. Denn die Natur, wenn ihren Gesetzen keine Hindernisse entgegengestellt werden, macht den Pfad sanft, der uns zum Ziel unsers Lebens führt, und läßt uns ruhig, ohne heftigen Anstoß, bis zu unserer letzten Stunde gelangen.

Unter den verschiedenen Veränderungen, welche die Organisation im Gange des Lebens erleidet, ist eine derjenigen, welche sich am leichtesten bemerken läßt, die große Verschiedenheit, welche in dem gegenseitigen Verhältniß der Flüssigkeiten und der festen Massen während der ersten und letzten Periode des Lebens besteht.

Bei allen Thieren zeigt die unreife Leibesfrucht (der Embryon) sich zuerst unter dem Anschein einer gallertartigen Masse, worin man sich nach und nach Fasern und Häutchen bilden sieht, welche allmählig die Form der verschiedenen Organe des Körpers annehmen. Die Hinzufügung neuer Stoffe gewährt

diesen letztern mehr Dichtigkeit und Haltung, und machen bald die Entwickelung einer festen Basis nothwendig, um des Körpers Gewicht zu tragen. Es erscheinen nun die Knochen, zuerst in getrennten Theilen, die sich jedoch bald vereinigen, und ein Knochengeripp bilden, um welches feste Theilchen beständig sich anschliessen während der ganzen Dauer der vorgebürtigen körperlichen Ausbildung. Zu gleicher Zeit verstärken sich die weichern Gewebe, und verlieren von ihrem Umfang. *) Deshalb auch ist das Fleisch alter Thiere immer härter, und weniger leicht verdaulich, als das jüngerer Thiere von derselben Gattung.

Man findet den letzten Grad dieser Anordnung zur Verdichtung der Gewebe in der physischen Störung, welche die Anatomiker unter dem Namen „weiche Verknöcherung" andeuten, und die in dem Ansatz eines knöcherigen Stoffes an Orten bestehet, wo keine solche vorhanden sein soll, wie z. B. an den Seiten der Blutgefäße, an den Sehnen und Knorpeln ꝛc. Diese Verhärtung der Gewebe beschränkt sich aber nicht allein auf die weichen Theile, auch die Knochen nehmen Theil daran. Sie erlangen eine größere Härte, und gewinnen mit zunehmenden Alter einen festen, glänzenden Anschein. Unter dieser Beziehung selbst sind die Knochen von allen übrigen Theilen des Körpers ganz verschieden. Denn während diese sich zusammenziehen, und mit zunehmendem Alter an Um-

*) M. s. den Artikel: „Ein Wort über des Menschen physisches Dasein vor seiner Geburt," im ersten Theile des Jahrgangs 1834 dieses Werkes.

fang verlieren, werden die Knochen immer stärker und dauerhafter. Die Knochen, welche bei dem Erwachsenen noch vereinzelt sind, vereinigen sich sehr oft in spätern Jahren. Man bemerkt das am meisten an den verschiedenen Theilen des Schädels, dessen Näthe zuerst im Innern sich verknöchern, wonach sie auch auf der Aussenseite sich verschliessen, so daß endlich nichts als eine breite Knochenmasse vorhanden ist.

Die faserigen Theile verlieren überdem ihre Geschmeidigkeit, und erlangen eine gewisse Steifheit, die ihnen nicht mehr mit derselben Leichtigkeit ihren Verrichtungen sich unterziehen läßt. Während die flüssigen und festen Theile des Körpers die eben beschriebenen mechanischen Veränderungen erleiden, bieten sich in ihren chemischen Bedingungen nicht weniger bemerkenswerthe Milderungen dar.

Bei der Leibesfrucht findet man sehr viel Wasser und Gallert, dagegen wenig phosphorsauern Kalk und übel zubereiteten Faserstoff. Diese beiden letzten Elemente vermehren sich jedoch in dem Maße, als der Körper wächst. Der gallertartige Stoff vermindert sich nun nicht allein, sondern auch seine Eigenschaften erleiden eine auffallende Veränderung. Der von jungen Thieren gewonnene Leim ist sehr verschieden von dem, welchen man von älteren erhält. Die Gallert, welche man aus Kalbsfüßen bereitet, ist von ganz anderer Art, als die, welche man Ochsenfüßen entnimmt. Die letzte ist von dunkeler Farbe, sie ist weniger leicht zu verdauen, und geht langsamer in den Zustand der Fäulniß über.

Alle Ausleerungen verlieren mit dem Alter von

ihrer Flüssigkeit. Der Schweiß ist weniger häufig und stark. Die lymphatischen Drüsen, die in der Jugend so entwickelt sind, vermindern, verknöchern sich, oder verschwinden gänzlich. Die Farbe des Bluts wird dunkeler, der Urin weniger wässerig, stärker riechend, und mehr geneigt zu steinigen Niederschlagungen. Am meisten bemerkt man jedoch die von der Zeit herbeigeführten Veränderungen an der Haut. Da sie den Orts- und Masse-Veränderungen, welche die von ihr bedeckten Theile erleiden, nicht mehr nachgeben kann, scheint sie schlaff, und zeigt zahlreiche Runzeln überall, wo diese Theile sich vermindern. Die dadurch veranlaßten Wirkungen sind vorzüglich bemerklich im Gesicht, am Halse und an den Händen. Daher rührt das Zusammenfallen der Züge, und die Runzeln, welche mit den Fortschritten des Alters immer deutlicher sich zeigen.

Viele Ursachen, die nur oberflächlich die allgemeine Leibesbeschaffenheit angreifen, beschleunigen das Ausfallen der Haare. Unter diesen Ursachen steht tiefer Gram und zu lang anhaltende Geistes-Arbeit oben an. Auch Fieber zerstören oft das Haar, selbst bei denen, die keine andere Spur davon bewahren. Es besteht jedoch ein sehr merklicher Unterschied zwischen den Wirkungen der Krankheit und denen des Alters. In dem ersten Fall wird die Wurzel, woraus jedes Haar sich erhebt, nur äusserst selten vernichtet, weshalb auch nach einiger Zeit, wenn die Kräfte wiedergekehrt sind, neue Haare hervorkommen. Rührt dagegen ihr Fall vom Alter her, so geht die Vernichtung der Wurzel diesem Falle immer voraus,

und der von ihr in der Haut gebildete Kanal verschließt sich gänzlich.

Die Veränderung, welche die Form des Auges erleidet mit dem fortschreitenden Alter, gewährt uns einen neuen Beweis von der Verminderung der wässerigen Theile des Körpers. In dem Maße als die Menge des wäßrigen Saftes, der in dem Behälter hinter dem Auge sich sammelt, eine Verminderung erleidet, springt die Hornhaut nothwendigerweise weniger vor, und da ihre Runderhabenheit (Konvexität) abnimmt, verliert sie auch einen Theil der Strahlen-Brechung, womit sie begabt ist. Die Gestalt der nahen Gegenstände wird dunkel, weil die Lichtstrahlen, die mit geringerer Ausbreitung zur Hornhaut gelangen, nicht mehr hinlänglich gebrochen werden, um sich in einem Herde auf der Netzhaut zu vereinigen. Die darauf sich ausbildenden Gegenstände sind folglich verworren. Solches ist die Ursach der Fernsicht, welche die Hilfe eines geschliffenen Glases nothwendig macht, um den ebengedachten Mangel an Zusammendrängung zu ersetzen.

Aehnliche Schwächungen ereignen sich zugleich auch in des Auges tiefsten Theilen. Die Kristallinse erlangt gewöhnlich eine gelbe oder Bernsteinfarbe, und verliert von ihrer Durchsichtigkeit. Die Empfindbarkeit der Iris wird geschwächt, und der Augapfel ist gewöhnlich ausgedehnter, als in der Jugend. Diese Anordnung scheint die Natur deshalb genommen zu haben, um auf das Netz eine größere Menge Lichtstrahlen hinzuleiten, und dadurch den ebenerwähnten Mißbestand so viel als möglich wieder auszugleichen.

Wahrscheinlich werden die verschiedenen Theile,

welche zur innern Bildung des Ohrs gehören, mit den Fortschritten des Alters ebenfalls geschwächt. Nicht allein das Verhältniß dieser Gefäße, in Masse genommen, und verglichen mit der des ganzen Körpers, erleidet eine stufenweise oder fortschreitende Verminderung von der Kindheit zum Jugendalter, von diesem zum männlichen, und von dem letztern zum Greisenalter, sondern es ereignet sich auch während diesen verschiedenen Perioden eine sehr bemerkliche Umgestaltung in den Beziehungen der verschiedenen Ordnungen dieser Gefäße.

Während der Körper wächst sind die Adern (Gefäße durch welche das Blut aus dem Herzen zu allen Organen strömt) ausserordentlich zahlreich, und dringen nach allen Punkten vor. Aber in dem Maße, als das Wachsthum seinem Ziele sich nähert, verlieren diese Gefäße einen Theil ihrer Geschmeidigkeit, ziehen sie sich zusammen, bieten sie einen geringeren Durchmesser dar. Diese Zusammenziehung ist besonders auffallend in den kleinsten Adern, von denen sehr viele vom Blute nicht mehr durchdrungen werden, und allmählich verschwinden. Wenn die Anatomiker in diese Gefäße Substanzen eintreiben wollen, die bestimmt sind, darin sich zu festigen, wählen sie immer vorzugsweise junge Individuen. Nur mit Mühe kann man bei alten manchmal die Hauptzweige der Adern anfüllen, in Folge des Widerstandes den die Einspritzung erleidet, weil sie in die kleineren nicht übergehen kann.

Während nun aber das Blutadersystem eine merkliche Verminderung erleidet, dehnen sich die Adern, welche das Blut aus den verschiedenen Organen dem

Herzen zuführen, immer mehr aus. Die Seitenwände der kleinen Adern sind von Anbeginn viel dünner, als die der Pulsadern, und statt sich zu verdichten und sich zusammenzuziehen, wie diese letzten, werden sie je länger um so dehnbarer. Welches übrigens die Ursach dieser Ausdehnung sein mag, ist dennoch so viel gewiß, daß bei bejahrten Personen diese Adern sehr voll und hervorspringend sind, und daß ihre Zeichnung viel verschlungener ist. Darum auch, wenn durch eine Wirkung des Alters die Blutmasse, welche der Körper enthält, sich vermindert, findet man nicht mehr dasselbe Verhältniß in dem Puls- und in dem kleinen Ader-System.

In der Jugend ist dieser Flüssigkeit Menge ungefähr dieselbe in den beiden Gefäß-Ordnungen. Bei den Greisen dagegen enthalten die kleinen Adern ungefähr die zwei Drittel. Auf solche Umstände begründete der berühmte Cullen seine Theorie der Blutfließung, die so natürlich und vollständig das Uebergewicht der Pulsadern-Blutfließung während den ersten Lebens-Perioden, und die der Blutfließung in den kleinen Adern während den letzten erklärt. Daher rühren auch die häufigen Hämorrhoiden und die Hirn-Blutstürze bei bejahrten Personen. Die Blutaderknoten, die man so häufig in den Adern der untern Extremitäten im vorgerückten Alter bemerkt, rühren zum Theil von derselben Ursach her, zum Theil aber auch von der Gewichtsvermehrung der Blutsäule, welche sie zu tragen haben, und die unaufhörlich zu ihrer Ausdehnung beiträgt.

Die Vermehrung der Herzmasse und ihrer Projektionskraft folgt nicht demselben Verhältnisse, als die

Dichtigkeit und der Widerstand der festen Theile, denen sie das Blut zusendet. Bald verliert sie sogar einen Theil ihrer Kraft, wie man das an der Langsamkeit des Pulses bemerkt, der manchmal ganz unterbrochen und zeitweis wird. Bei vielen bejahrten Personen übersteigt die Zahl der Pulsschläge nicht 50 in einer Minute, und oft beträgt sie nicht einmal so viel.

Diese allmählige Schwächung des Blutgefäß-Systems würde schon an und für sich allein hinlänglich sein, die Veränderungen zu erklären, welche in dem menschlichen Körper in seinem hohen Alter sich ereignen. Es gibt noch andere Ursachen, die wir rasch andeuten können. Die verschlingenden Gefäße, welche nicht mehr in dem Ueberfluß der Flüssigkeit hinlänglichen Nahrungsstoff zu ihrer Bewegung finden, entnehmen diesen Stoff dem Fette, das bei den Erwachsenen sehr häufig ist unter der Haut, und im Innern des Körpers. Die Wirkungen der Verzehrung der Fett-Substanz sind vorzüglich sehr bemerklich im Gesicht. Die Augen fallen ein in ihre Hölen, die Wangen werden hohl, die Zähne verderben, werden locker und fallen endlich. Das Zahnfleisch und die Zahnlücken selbst verschwinden immer mehr. Alle Züge sind verschroben, und nehmen nach und nach den dem Greisenalter eigenthümlichen Ausdruck an. Die untere ihrer Zähne beraubte Kinnlade springt hervor, und verleihet dem Kinn eine Krümmung, die es der Nase nähert. Da solchergestalt die Mundhölung in ihrer Mächtigkeit vermindert wird, scheint die Zunge oft zu breit, was mit dem Ausfallen der Zähne dazu beiträgt, die Betonung der Worte un-

vollkommen, schwierig und nicht leicht verständlich zu machen.

Mit dem Gange der Jahre erleiden die Muskeln eben so beträchtliche Veränderungen, obgleich sie weniger augenscheinlich sind, als die der andern Gewebe. Ein bandartiger, manchmal sogar ein knöchertiger Stoff setzt sich an zwischen ihren Fasern, die an und für sich selbst immer mehr von ihrer Zusammenziehbarkeit verlieren und weniger den nervosen Einfluß verspüren, der sie in Bewegung setzt. Die Muskeln der Glieder bieten im Alter eine sehr bemerkliche zitternde Bewegung dar. Daher rührt der ungewisse oft zitternde Gang des Greises.

Bichat macht bemerkbar, daß die Schwächung der Muskeln gewöhnlich begleitet ist von der Verderbung ihrer Substanz. Es ergibt sich in der That, daß sie zu dieser Zeit gelb oder sehr blaß sind. Die Schwächung der Muskeln-Zusammenziehbarkeit ist ihrerseits übereinstimmend mit einer oft unbemerklichen Störung des Nerven-Systems, das jedoch in den meisten Fällen nicht weniger bemerkbar ist, als in den übrigen Geweben. Die Substanz des Gehirns, die bei der Geburt beinahe ganz flüssig ist, erlangt mit der Zeit mehr Gehalt und Festigkeit. Der Blutumlauf macht sich darin mit weniger Schnelligkeit. Die verschiedenen Schattirungen sondern sich deutlicher, weshalb es viel leichter ist die Anatomie des Gehirns bei Greisen zu studieren, als bei Jünglingen.

Während solchergestalt die Körperkräfte sich vermindern, erleiden die Eigenschaften des Geistes auch ähnliche Milderungen. Die Schwächung des Gedächtnisses und der meisten Sinne ist schon sehr be-

merklich, wenn die Urtheilskraft noch ihre ganze Stärke und Richtigkeit bewahrt. Diese Schwächung ist besonders bemerklich in der Schwierigkeit, welche der Greis empfindet, wenn er neue Ideen aneinander reihen soll. Die jüngsten Ereignisse verschwinden bald aus seinem Gedächtnisse, obgleich dieses sehr genau die entferntesten Erinnerungen frisch erhält. Es ist ihm unmöglich, neue Gewohnheiten sich anzueignen. Die Leichtigkeit, womit bejahrte Personen sich wiederholen, rührt ebenfalls von derselben Ursach her, die, indem sie aus ihrem Gedächtnisse das kurz vorher Gesagte verwischt, sie nöthigt, beständig zu derselben Idee zurückzukehren.

Was sollen wir diese traurige Darstellung noch fortsetzen bis zum letzten Kapitel des menschlichen Daseins, und den allmähligen Verfall aller der schönen Eigenschaften betrachten, die unsere Natur veredeln, und deren Verlust uns auf eine so traurige Bedingung beschränkt. Es ist überflüssig bei dem betrübenden Anblick der Rückkehr zur Kindheit zu verweilen, bei dieses beengenden Schauspiels letzter Szene. Werfen wir vielmehr einen Schleier über das demüthigende Gemälde der letzten Leiden des Menschen, und kommen wir zur philosophischen Frage zurück, die in allen diesen Milderungen vorherrschend ist, von der Kindheit bis zur Hinfälligkeit, nämlich auf die gleichförmige und fortschreitende Wirkung eines einfachen Grundsatzes, dessen Dasein mit der des Nerven-Systems eng verbunden ist.

Dies Prinzip, das man nach Willkür Nerven- oder Lebenskraft nennen kann, ist der wichtigste Punkt, dem alle übrigen untergeordnet sind. Es scheint also

ganz natürlich, vorauszusetzen, daß eine gewisse Menge Lebenskraft dem Embryon im Augenblicke seiner Bildung gegeben wird, um ihn während der ganzen Dauer seines Daseins zu erhalten. Schwer ist es dagegen anzunehmen, daß alle Individuen bei der Geburt denselben Grad von Lebenskraft haben, weil unabhängig von allen zufälligen Ursachen, welche den gewöhnlichen Gang der Natur, der Zerstörung der Organe entgegen, stören können, einige nur zu einer kurzen Dauer, und andere zu einer längeren Existenz bestimmt sind. Jede Wirkung des thierischen Baues (Organismus) verbraucht einen Theil dieser Kraft, woher es rührt, daß einige Wesen, die mit einer schwachen, aber sehr reizbaren Konstitution begabt sind, und die den natürlichen Epochen wie den verschiedenen Lebensperioden zuvorgreifen, schnell von frühzeitiger Reife übergehen zu einer noch frühzeitigeren Hinfälligkeit. Je mehr man diese Kraft anstrengt, um so schneller erschöpft sie sich, bis nach ihrem gänzlichen Verbrauch alle Bewegungen stocken, wie die einer Uhr, die stille steht, wenn die Feder, welche alle Räder in Bewegung setzte, auf dieselben nicht mehr wirken kann.

Mathematisch-astronomische Polemik über unser Sonnen-System.

Von F. W. Schmitz.

Wir legen unsern Lesern eine Reihefolge kleiner Aufsätze vor, die in vielfacher Hinsicht Beachtung zu verdienen scheinen, obgleich mehrere der darin bestrittenen Fragen, durch der astronomischen Wissenschaft neueste Entdeckungen und Fortschritte, klar und genügend beantwortet sind. Es handelt sich auch hier nicht mehr über bloßen Anschein, über leere Voraussetzungen, die freilich Stoff genug zu gegenseitigen Debatten darbieten konnten. Die siderische Mathematik hat in unserer Zeit eine so sichere Basis gewonnen, daß man, ohne absolute Unkenntniß ihrer Ergebnisse, es nicht unternehmen kann, sie gradezu Lügen zu strafen.

Man braucht nur mit Aufmerksamkeit zu lesen, was wir in dem Aufsatze: „Des Weltalls Bau und mathematische Bewegung," im zweiten und dritten Theile, wie in dem: „Ueber den eigenthümlichen Wärmezustand des Erdballs ꝛc.," im vierten und fünften Theile des laufenden Jahrgangs unseres Werkes, über diesen Gegenstand in Erwägung gestellt, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die gegenwärtige mathematische Astronomie beinahe eben so sicher ist, als unsere gewöhnliche Arithmetik.

Einzelne Irthümer sind in ihr freilich immer noch vorhanden, gewissermaßen unvermeidlich. Aber dieser einzelnen, oft wenig bedeutenden Irthümer wegen,

eine ganze Wissenschaft als lächerlich und lügnerisch bezeichnen zu wollen, würde wenig solide Urtheilskraft beurkunden heißen. Wir wiederholen es: man verfährt jetzt nicht mehr nach bloßem Anschein, oder einseitiger Voraussetzung, wie Ptolomäos, Kepler und einige andere Astronomen, sondern nach mathematischen Vergleichungen, auf wiederholte eigene Erfahrungen gestützt, denen allein man heut zu Tage bestimmende Resultate zu entnehmen wagt. Kommen wir jetzt zu den an und für sich interessanten Mittheilungen des Herrn Schmitz.

Ob die Erde sich mehr und mehr von der Sonne entfernt?

Diese Frage ist seit einiger Zeit vielfach erörtert worden. Man hat Abschätzungen des Abstands der Erde von der Sonne seit 2000 Jahren. Ptolomäus, der älteste astronomische Autor, führt Beobachtungen an, nach welchen der Abstand von der Sonne damals nur etwa 1200 Halbmesser der Erde betragen mußte, die man kaum über eine Million geographische Meilen veranschlagen kann. Kepler, der vielleicht seiner eignen Beobachtung nicht genug traute, um die zuvor angenommene Entfernung viel höher anzusetzen, schätzte sie anfangs auf 1768 Halbmesser. Als aber das Fernrohr erfunden ward, und er sich nun sicherer fühlte, gab er die Entfernung der Sonne auf 3377 Halbmesser oder etwa 3 Millionen Meilen an. Riccioli stieg bis auf 6 Millionen, und endlich Herschel auf 20. Bis daran schob man die angeblichen Irrthümer der ältern Astronomen auf die Unvollkommenheit ihrer Instrumente; man ahnte aber noch nicht, daß jetzt bei den vollkommensten Instrumenten ei noch stärke-

res Steigen als zuvor sich von einem Astronomen bis zum andern, wenn sie auch nur einige Jahre nach einander folgen, erst recht auffallend herausstellt. Denn von Herschel bis zu den jetzt lebenden Astronomen hat unsere Entfernung noch um 700,000 Meilen zugenommen. — Das Steigen von Ptolomäos bis Riccioli um 5 Millionen macht eine Vermehrung von 4167 Meilen; das Steigen aber von Riccioli bis Herschel um 14 Millionen beträgt schon 28,290 Meilen jährlich; und wenn dieses enorm erscheint, so vermindert sich doch unser Erstaunen, wenn nach den Beobachtungen mit den besten Instrumenten von Herschel bis Piazzi jetzt das jährliche Steigen 36,735 Meilen beträgt. Um eine Uebersicht sämmtlicher Beobachtungen so kurz als möglich darzustellen, sind diese in folgendem Verzeichniß in 4 Abtheilungen zusammen gezogen. Ptolomäus vertritt die griechischen Astronomen, deren Beobachtungen er in seinem Almagost zusammengetragen hat. Riccioli schrieb im Jahr 1646 und hat aus seinen Vorgängern compilirt, deren Beobachtungen man durchschnittlich ins Jahr 1300 setzen kann. Die Beobachtungen Herschels, Lalande's und ihrer Zeitgenossen fallen durchschnittlich ins Jahr 1800.

	Entfernung der Planeten von der Sonne in geographischen Meilen nach			
Namen der Planeten.	Ptolomäus im J. 100.	Riccioli im J. 1300.	Herschel im J. 1800.	Piazzi im J. 1824.
Merkur	37,000	2,856,259	7,797,563	8,082,100
Venus	400,000	4,588,870	14,570,542	15,120,300
die Erde	1,000,000	6,000,000	20,141,000	20,878,700
Mars	4,800,000	12,200,000	30,700,000	31,800,000
Jupiter	8,800,000	31,800,000	104,803,000	108,600,000
Saturn	16,600,000	63,560,000	192,000,000	199,000,000
Uranus	unbekannt		386,000,000	400,000,000

Man sieht, daß, während die Entfernung des Merkurs von 37,000 Meilen bis auf 8 Millionen steigt, die der Erde von einer bis auf 20 Millionen in demselben Zeitraum gestiegen ist, und daß Saturn in eben derselben Zeit von 16 bis auf 199, mithin um 183 Millionen nach diesen Angaben von der Sonne abgewichen ist. Durchschnittlich ist demnach Merkur jährlich um 4586, die Erde um 11,625, und Saturn um 58,363 von der Sonne abgewichen. Die Planeten weichen mithin schneller von der Sonne ab, je nachdem sie sich weiter von derselben entfernt befinden. Die stattgehabten Abweichungen betragen von einer der angegebenen Epochen bis zur andern in geographischen Meilen wie folgt:

Namen der Planeten.	Jährliche Abweichung der Planeten			Durchschnitt der jährlichen Abweichungen von Ptolomäos bis Piazzi.	Verhältniß der durchschnittlichen Abweichung zu der Entfernung.
	von Ptolomäos bis Riccioli in einem Zeitraume von 1200 J.	von Riccioli bis Herschel in einem Zeitraume von 500 J.	von Herschel bis Piazzi in einem Zeitraume von 20 J.		
Merkur	2350	10,000	14,227	4586	1/880
Venus	3490	20,000	27,538	8608	1/900
die Erde	4167	28,290	36,735	11,625	1/941
Mars	6167	37,000	55,000	15,789	1/1159
Jupiter	19,167	146,000	190,000	58,363	1/1005
Saturn	36,634	256,900	350,000	166,667	1/1608
Uranus	unbekannt		700,000		

Der Abstand der Erde von der Sonne ist der merkwürdigste Gegenstand der astronomischen Beobachtungen und jeder Astronom hat ihm seine Aufmerksamkeit gewidmet; nur in unsern Tagen sind die höchst interessanten Angaben unserer Vorgänger in Vergessenheit gekommen.

Verminderung der scheinbaren Sonnenscheibe.

Zu den verschiedenen Erscheinungen, welche auf eine Abweichung der Erde von der Sonne schliessen lassen, gehört auch die bedeutende Verminderung des Durchmessers der Sonne. Die alten Aegyptier haben nach ihrer Angabe die Sonne doppelt so groß gesehen, als sie uns jetzt erscheint. Die Astronomie der Chinesen liefert eine ähnliche Sage. Die genauern Beobachtungen, die wir seit 1700 Jahren besitzen, liefern eine nicht geringe Verminderung. Der scheinbare Durchmesser der Sonne war in ihrer mittlern Entfernung von der Erde:

im Jahr	140	nach	Ptolomäos	32′ 18″
" "	1646	"	Riccioli	31′ 56″
" "	1670	"	Piccard	31′ 42″
" "	1673	"	Flamsted	31′ 40″
" "	1719	"	Halley	31′ 36″
" "	1740	"	Cassini	31′ 35″
" "	1800	"	Herschel	31′ 30″
" "	1820	"	Piazzi	31′ 20″

Wenn so die Scheibe der Sonne um eine Sekunde in 5 Jahren in unsern Augen kleiner wird, wie aus diesen zuverlässigen und nicht schwierigen Beobachtungen von Riccioli bis Piazzi hervorgeht, so muß diese Verminderung während 6000 Jahren 20 Minuten betragen haben, und es darf uns nicht mehr unmöglich scheinen, daß die alten Aegyptier, die wir in ein sehr fernes Zeitalter hinaufsetzen können, die Sonnenscheibe beinahe in der Größe eines ganzen Grades gesehen hätten.

Setzen wir aber hingegen diese beständige Verminderung um 6000 Jahr voraus, so finden wir, daß

dann die Sonne von der Erde aus nur noch in der Größe eines Drittels ihres jetzigen Durchmessers, oder etwa eines Achtels ihrer jetzigen Fläche gesehen werden wird. Wenn sie dann auch nur ein Achtel der jetzigen Wärme auf die Erde ergießt, so wird es keine guten Weinjahre mehr geben. Die ganze Erde wird alsdann auf einer Entfernung von 600 Millionen Meilen von der Sonne, eben so wie jetzt schon die beiden Pole, mit ewigem Eise bedeckt seyn. Nach 4500 Jahren, wo die Erde sich in der jetzigen Bahn des Uranus befinden kann, wird sie den Durchmesser der Sonne auf die Hälfte und ihre Fläche auf beinahe ein Viertel der jetzigen Größe vermindert sehen. Wenn diese Verminderung nur etwa mit der Verminderung der Wärme im Verhältniß steht, so wären 2000 Jahre hinreichend, die Erde ganz unfruchtbar zu machen.

Abweichung der Erde von der Sonne.

Die physische Ursach der Abweichung der Planeten von der Sonne läßt sich in einem kurzen Aufsatze nicht umfassend erklären. Eine gedrängte Andeutung der verschiedenen Erscheinungen, aus welchen das Abweichen nothwendig hervorgeht, wird jedoch hinreichend sein, um darzuthun, daß die Lösung dieser Frage auch zu der Enthüllung anderer Naturgeheimnisse führen muß.

1. Das Weltall ist kein leerer Raum, wie nach dem Attraktionssystem gelehrt wird. — So wie vor unsern Augen der Schein der Leere uns trügt, indem wir mit den Händen fühlen, daß eine jeder Bewegung widerstehende Luft, den Raum ausfüllt, so ist auch der uns leer scheinende Weltraum nicht leer.

sondern mit Gas oder Aether ganz angefüllt. Das Streben der Wärme, sich ins Gleichgewicht zu setzen, wirkt unabläßlich und überall. Dieser Drang zum Gleichgewicht, dessen unendliche Kraft wir in der tausendfachen Ausdehnung des Wassers im Dampfkessel erkennen, würde durch immer steigende Verdünstung die Gase des Weltalls ins Unendliche ausdehnen, wenn diese Ausdehnungskraft nicht ihre Grenze in der Ausfüllung selbst des Weltraums mit Gas oder Aether fände. Ein leerer Raum ist daher unmöglich, denn es muß entweder durch die ewig wirkende Verdünstung alles zu Dunst werden, oder der Raum muß schon gefüllt, und dadurch die Ausdehnung auf den gegenwärtigen Zustand begrenzt sein.

2. Durch fortwährend steigende Verdünstung gelangen die Gase zu demjenigen Grade der Ausdehnung, wo sie sich entzünden, und unterhalten dann an einigen Orten im Weltraum, eine fortwährende Verbrennung, wodurch die Sonnen unaufhörlich Licht und Wärme verbreiten können.

3. Bei dieser Verbrennung muß, eben so wie bei Meteorerscheinungen, ausser Licht und Wärme, auch die uns durch die Erfahrung an der Erde bekannte Erscheinung vorkommen, daß sich in den Sonnen feste stein- und erdartige Massen bilden, die dann entweder durch die Macht des Feuers sich auflösen, oder von der Sonne ausgeworfen werden, und neue Weltkörper bilden; wie schon einige Astronomen das Entstehen neuer Kometen bestätigt und die Flecken der Sonne als den Stoff neuer Weltkörper erkannt haben.

4. Die anfangs glühenden und weichen Massen müssen allmählig erkalten und verhärten, und mehr

und mehr von der Sonne abweichen, je nachdem sie ihre Wärme verlieren. Indem ein Weltkörper sich von der Sonne entfernt, bedecken zuerst die beiden Polen sich auf ewig mit Eis; die Wärme nimmt immer ab; die Strahlen der entfernten Sonne haben, so wie jetzt im Winter, die Kraft nicht mehr, das Wasser flüssig zu erhalten, und der Planet erstarrt durch und durch zu einer leblosen Masse.

5. Unsere Erde trägt häufige Spuren einer vergangenen größern Hitze und ihres ehemaligen weichern Zustandes; denn die Felsen enthalten versteinerte Thiere und Pflanzen, die sie nur im weichen Zustande aufnehmen konnten. Das Eis des Nordens bedeckt die Gebeine unzähliger Elephanten, die dort ehemals, näher bei der Sonne, eine reiche Nahrung fanden; denn diese Erscheinung zu erklären braucht die Chimäre einer sogenannten Katastrophe nicht erdichtet zu werden. Es gibt solche Umwälzungen in der Natur nicht: es gibt ein allmähliges Entstehen und Vergehen. Wenn die Erde, die früher sich nur etwa um 4000 Meilen jährlich von der Sonne entfernte, jetzt schon um 36,000 bis 37,000 abweicht, so ist diese Progression hinreichend, um zuvor grünende Länder, wie die Geschichte sie uns schildert, jetzt durch ewigen Winter zu veröden.

6. Die steigende Entfernung der Erde von der Sonne bewährt ihren Ursprung aus diesem Alles belebenden Feuer, und zeigt uns schon wie zuletzt jede Spur des Lebens unter Eis und Schnee verschwinden wird.

Jede Sonne ist denn in der Mitte ihres Planeten-Systems ein Feuerherd, der durch die in seinen

Strahlen immer zunehmende Verdünstung sein ewiges Feuer unterhält, und die bei der Verbrennung sich anhäufenden Massen von Jahrtausenden zu Jahrtausenden als neue Weltkörper von sich gibt. Der Lauf eines Planeten von der Sonne bis zu dem für unser Auge bewegungslosen Sternengewölbe, ist, so wie das Blut im lebenden Körper zirkulirt, oder wie die Frucht jährlich reift und abfällt, nur ein Pulsschlag der Natur, aber eine Ewigkeit für uns.

Dies sind die Erscheinungen aus dem Gebiete der Naturforschung, auf welchen die Abweichung der Weltkörper von der Sonne beruhet. Diese zunehmende Entfernung bedarf nicht der vielfachen Beweise, welche die Astronomie zu liefern scheint. Einige Gelehrte haben behauptet, die Beobachtungen der alten Astronomen seien hinsichtlich der Entfernungen nicht zuverlässig. Daraus würde aber bloß hervorgehen, daß die Astronomie das Abweichen nicht widerlegen kann, denn wenn die frühern Beobachtungen nicht sicher genug sind, um eine Vermehrung zu beweisen, so können sie noch weniger ein ewiges Stillstehen darthun, indem über solches sich gar nichts verzeichnet findet. Die Astronomen können dann, wenn das Abweichen in ihren Grundsätzen nicht ausgesprochen ist, sich bloß auf die Naturforschung verlassen. Erklärt sich dieses Abweichen nicht durch die Regeln der Attraktion, und hat doch statt, so ist das bloß ein Beweis, daß die Attraktion uns nichts über den Ursprung der Dinge lehren kann, und vielleicht selbst ein Irrthum ist.

Sollte man glauben wollen, die Wissenschaften seien zu dem Punkte gelangt, wo wir schon alle Ge-

heimnisse kennen, welche die Natur dem Menschen in ihrem Innersten zu erblicken erlaubt, so bedenke man, daß, wenn dreißig Jahrhunderte Wissenschaften und Philosophie nöthig gewesen sind, bevor der Mensch aufhörte die Erde unbeweglich im Mittelpunkt der Welt zu glauben, es nicht auffallend sein wird, daß man drei Jahrhunderte nachher eine Bewegung der Erde nicht kannte, mit welcher das Schicksal des Menschengeschlechts verknüpft ist; und daß, wenn Jahrtausende verflossen sind, bevor der Mensch vermuthete, daß Amerika unter seinen Füßen lag und die Erde im Raume rollte, Niemand drei Jahrhunderte später berechtigt ist, zu behaupten, daß die Geheimnisse der Natur erschöpft sind, sondern man eher denken soll, daß die großen Fortschritte der letzten Jahrhunderte wenigstens eben so wichtige und unerwartete Entdeckungen gereift haben, als jene waren.

Fortwährende Verlängerung des Jahrs.

Die Verlängerung des Jahrs ist unter den vielen Spuren der allmähligen Vergrößerung der Erdbahn eine der zuverlässigsten. Das Jahr muß aber hier angenommen werden, wie es im gewöhnlichen Leben gedacht wird, nämlich der vollständige Umlauf der Erde um die Sonne, oder, wie die Astronomen es nennen, das siderische oder das Sternenjahr; nicht aber die Periode der vier Jahreszeiten, wie der Calender das Jahr rechnet. Die vier Jahreszeiten sind eher um, als die Erde ihren Lauf um die Sonne vollendet hat. Den Punkt am Himmel, wo die Erde sich z. B. am 1. Januar 1834 befindet, hat sie am 1. Januar 1835 noch nicht er-

reicht; in andern Worten: das Jahr, wie die Alten es nach den Zeichen des Himmels rechneten, ist am 1. Januar 1835 noch nicht um. Man denke sich, es mache Jemand eine Reise um Leipzig, von Halle über Naumburg u. s. w. bis Halle: so sagt der Reisende mit Recht, er habe seine Kreisreise um Leipzig vollendet. Ein anderes Mal aber nimmt er seinen Umkreis größer, und gelangt mit derselben Mühe und Zeit nur bis Dessau. Wenn er dieses nun auch als eine Kreisreise um Leipzig betrachtet, so ist er im Irrthum. Wir wollen nun die 365¼ Umdrehungen und die vier Jahreszeiten der Erde für das annehmen, was dem Reisenden Mühe und Zeit ist, und wir werden leicht einsehen, warum unser Kalenderjahr fernerhin eben lang bleibt. Da das Sternenjahr, oder der wirkliche Umlauf, sich mehr und mehr und sehr bedeutend verlängert hat, und sich immerfort verlängert, so hat man sich für die Zeitrechnung im Kalender auf den Wechsel der Jahreszeiten beschränkt. Wenn nun die Erde in den vier Jahreszeiten sich 365 Mal um ihre Achse dreht, so wird sie dieses vielleicht auf 400 Millionen Meilen von der Sonne eben so wohl thun, als auf der Entfernung von 20 Millionen. Es folgt aber daraus keineswegs, daß das Jahr sich immer gleich bleibt. Das Jahr der wirklichen Umlaufszeit hat sich fortwährend verlängert, und wird noch immer in dem Verhältniß größer, wie wir sehen, daß die Umlaufszeit des Merkurs nur 87 Tage ist, die der Venus 224 u. s. w., mit der Entfernung von der Sonne steigend, bis sie für Uranus endlich 30,589 Tage beträgt. Auf einer Entfernung von 200 Millionen Meilen von der Sonne wird

das Sternenjahr der Erde dreißig Mal länger sein, als heute, wie sich aus dem Vergleich der verschiedenen Umläufe leicht nachweisen läßt. Die Umlaufszeit also, die in Vorzeiten das Jahr genannt wurde, und noch dafür gewöhnlich gehalten wird, hat sich in folgender Progression seit der Entstehung des Menschengeschlechts fortwährend vergrößert.

Die ältesten Völker haben ihre Zeitrechnung mit einem kürzeren Jahre angefangen, als die jetzige Umlaufszeit des Merkurs. In China, in Indien, in Aegypten und im ganzen Alterthum wird ein Jahr von 60 Tagen erwähnt. — Nachdem das Jahr auf eine doppelte Zahl von Tagen gestiegen war, hat man behauptet, das ältere Jahr sei bloß der Sommer oder der Winter gewesen; das Jahr hatte denn, als man dieses behauptete, wirklich 120 Tage. — Später haben die Chinesen die Zahl der Tage auf 180 gerechnet. Die Zeitrechnungen aller andern Völker Asiens beweisen, daß in den ersten Zeiten das Jahr nur 180 Tage gehabt hat. — Daß wir die Vermehrung der Tage nicht von Tag zu Tag verzeichnet finden, ist durch die Lücken der Weltgeschichte leicht zu begreifen. Wir wissen auch, daß durch vernichtende Kriege und Barbarei die Astronomie oft ganz untergegangen, und erst bei der höchsten Stufe der Bildung und der Wissenschaften wieder entstanden ist.

Die Mexikaner hatten aus ihrer frühern Civilisation bis zur Entdeckung Amerika's ein Ritualjahr von 260 Tagen beibehalten. Der Begründer Roms, der keine genaue astronomische Kenntnisse hatte, nahm das Jahr nach einer älteren Ueberlieferung zu 304 Tagen an. Das Jahr der Patriarchen war in den

ersten Zeiten, wie Freret nachweiset, in 336 Tage eingetheilt. Später stieg es bei den Hebräern auf 354 Tage. Zu derselben Zeit, wo diese Vermehrung der Tage im Jahre auf der ganzen Erde müßte bemerkbar geworden sein, findet sich diese Verbesserung des Kalenders auch bei den Aegyptiern, bei den Arabern und bei den Griechen. Dann wird ein Jahr von 355 Tagen bei den Arabern und bei den Römern erwähnt. Darauf folgt eine Verbesserung des Kalenders in der runden Zahl von 360 Tagen, welche einst über die ganze Erde angenommen war, und zwar nach vielen geschichtlichen Ueberlieferungen bei den Indiern, bei den Thebäern und überhaupt in Aegypten, bei den Griechen; und Numa Pompilius nahm noch einige hundert Jahre später, nach diesen zuverlässigen Autoritäten, das Jahr zu 360 Tagen an. Die olympischen Jahre der Griechen hatten zuerst 361, dann 362 Tage. Eine Zeitrechnung, welche der Jesuit Duchamps in Indien vorfand, setzte das Jahr auf 364 Tage fest. Die Chaldäer, die Griechen und die Römer zählten dann 365 Tage. — Zu Aphrodisius Zeiten wurde, nach Censorin, Kapitel 19, das Jahr auf 365 Tage und 3 Stunden festgesetzt. Die Griechen fingen erst zu Thales Zeiten an, 6 Stunden statt 3 hinzuzurechnen, und die Römer sahen diese Nothwendigkeit erst zu Julius Cäsars Zeiten ein. Das war aber für die Periode der Jahreszeiten zu viel, und man hat diese im 17. Jahrhundert auf 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 45 Sekunden genau aber nicht für ewig festgesetzt.

So beweiset die alte Geschichte die Verlängerung des Jahrs, wogegen die neuern Chronologien, die

nur in dem Wahn, daß nichts verändert, geschrieben worden sind, nicht in Betracht kommen können.

Die Progression der Verlängerung des siderischen Jahres ist denn nach den wenigen Angaben, welche die Geschichte liefert, wie folgt:

Anfangs war das Jahr bei den Chinesen, Indiern, Aegyptiern	60 Tage	
Später	120 "	
Dann bei den Chinesen und andern asiatischen Völkern	180 "	
Bei den Mexikanern	260 "	
Nach ältern Ueberlieferungen bei den Römern	304 "	
Bei den Patriarchen	336 "	
Später bei den Patriarchen, Aegyptiern, Arabern und Griechen ...	354 "	
Dann bei den Arabern und Römern	355 "	
Die Indier, Thebäer, Aegyptier, Griechen und nach diesen Autoritäten Numa Pompilius, setzten das Jahr auf	360 "	
Die olympischen Jahre der Griechen hatten	361 "	
Später	362 "	
Die Indier zählten dann	364 "	
Die Chaldäer oder Aegyptier, die Griechen und Römer	365 "	
Zu Aphrodisius Zeiten fing man an zu rechnen	365 "	3 St.
Von Thales ab bei den Griechen, und von Julius Cäsars Zeiten bei den Römern	365 "	6 "

In dem irrigen Glauben, daß das Jahr nie weniger als 365 Tage gehabt haben könne, haben die Chronologen sich auf die verschiedensten und sonderbarsten Weisen abgemüht, die vermeintlichen Irthümer der geschichtlichen Angaben von kürzern Jahren zu erklären und zu berichtigen. Ihre unnütze Arbeit läßt sich mit der eines heraldischen Schriftstellers vergleichen, der gezwungen ist, einem Parvenu berühmte Ahnen aufzufinden. — Die gewöhnliche Ausflucht war immer, alles für Mondjahre zu erklären, was mit dem jetzigen Sonnenjahr nicht übereinstimmt. Aber wie vielerlei Mondjahre hätte es denn wohl bei allen Völkern gegeben? — Kann man sich aber vernünftigerweise denken, daß je ein Volk, geschweige alle, das natürliche sichtbare Maß der Zeit, den Lauf der Sonne, verlassen hätten, um das Jahr durch den Lauf des Mondes, der gar nicht mit demselben übereinstimmt, abzumessen?

Eine Frage aber, die den Chronologen noch nicht vorgelegt worden ist, wird schwer zu beantworten sein. Die alten Völker haben angeblich alle (als ob es von China bis in Mexiko, sogar vor Erfindung der Schifffahrt, zwischen Völkern, die sich einander nicht kannten, verabredet worden wäre) den scheinbaren Lauf der Sonne nicht nach der Sonne selbst, sondern nach dem Mond gerechnet: wie wäre es aber möglich, daß sie nicht auch bloß durch den Gebrauch ihrer Sinne darauf gekommen wären, nebenbei, wo nicht vorzugsweise, das wirkliche Sonnenjahr und den Wechsel der vier Jahreszeiten zu gebrauchen? Es wird aber hingegen bezeugt, daß die Braminen von Birvalour wirklich die alte Periode von 360 Ta-

gen, die man für Mondjahr halten will, Sonnenjahr genannt haben, wie sie solche auch nie anders nennen konnten, da sie gar nicht vom Monde berührt. Der Unterschied vom Sommer auf den Winter, und von der Saat bis zur Aernte, ist allen Menschen zu auffallend und täglich fühlbar, als daß sie nicht viel eher nach dieser Periode, als nach dem Mondschein, der niemals mit dem Jahr übereinstimmt und nur des Nachts oberflächlich bemerkt wird, das Jahr gerechnet hätten. Wenn wir aber sehen, wie die Zahl der Monate selbst im Jahre sich fortwährend vermehrt, schon von 3 bis auf 12 gestiegen ist, und wir gegenwärtig, wenn gleich der Kalender noch 12 sagt, schon 12½ Monat im Jahre haben, so verliert diese willkührliche Auslegung, worüber die Chronologen sich so gern verbreiten, ganz und gar ihren scheinbaren Grund.

Schluß-Folgerung.

Ein allgemeines Naturgesetz, welches ich in der Tendenz der Wärme zum Gleichgewicht zu erkennen glaubte, und seit vielen Jahren in den vorzüglichsten wissenschaftlichen Werken, und in allen Naturerscheinungen untersuchte, schien mir ausser einer sehr einfachen Ursache der jetzigen Gestalt des Weltgebäudes, auch auf den Ursprung und das Ende der Himmelskörper hinzudeuten. Wenn diese Urkraft der Natur die wahre Urheberin der Bewegung und Belebung des Weltalls ist, so geht aus ihren Wirkungen nothwendig hervor, daß die Erde und alle übrigen Weltkörper aus der Sonne entstanden sind, und, je nachdem sie erkalten, fortwährend mehr und mehr von derfel-

ben sich entfernen. Als ich in meiner Nachforschung auf eine so deutliche Thatsache stieß, wie die wirkliche Verrückung der Himmelskörper, mußte ich lange dabei verweilen. Das Geheimniß des Daseins der Erde und der gegenwärtigen Gestalt der Welt hängt also, dachte ich, von der einfachen Frage ab, ob die Bahn, welche die Erde durchläuft, auf die Entfernung von der Sonne, wo wir uns jetzt befinden, unbeweglich ist, oder ob die Bahn der Erde sich mehr und mehr vergrößert, und die Erde so wie die übrigen Planeten sich durch eine bis jetzt unbekannte Bewegung von der Sonne entfernen.

Da die Sterne, seit dem ersten Entstehen der Künste und Wissenschaften, und bei den ältesten Völkern, beobachtet worden sind, und die Werke berühmter Astronomen seit zweitausend Jahren ihre Abschätzungen der Bewegungen und Entfernungen aufbewahren, so müssen sich in diesen Werken, wenn eine große Naturveränderung Statt hat, viele Spuren davon auffinden.

Ich stellte nun eine Menge Beobachtungen, von den ältesten Astronomen bis zu den noch lebenden, nach Ordnung der Zeit, wo sie gemacht worden sind, neben einander, und erkannte ein auffallendes fortwährendes Steigen der Entfernungen der Erde und der übrigen Planeten von der Sonne. Ich dachte, nichts würde leichter sein, als die Bestätigung oder die Widerlegung einer so wichtigen Thatsache durch die Nachforschungen und Sachkenntnisse der Gelehrten zu erhalten. Wie sehr aber fand ich mich in dieser Erwartung getäuscht. Obschon ich seit acht

Jahren viele deutsche und französische Gelehrte, schriftlich und mündlich, angegangen, hat bis jetzt kein Einziger einen richtigen Aufschluß geben können. Die gewöhnliche Erklärung, daß keine Veränderungen im Weltall Statt haben, und die entgegengesetzten Beobachtungen nur Irrthümer sind, werden von keinem haltbaren Grunde unterstützt, und es findet sich nirgend ein Beweis für die Unbeweglichkeit der Natur; während wir hingegen in der ganzen Natur nichts als Bewegung, nichts als Entstehen und Vergehen wahrnehmen. Die Ursache dieser Erklärung liegt aber nur darin, daß man die Werke der Alten nicht seiner Aufmerksamkeit werth geachtet, oder sie gar nicht eingesehen hat. Gleich dem Empiriker begnügt der praktische Astronom sich gern mit seinen mechanischen Beobachtungen. Da es aber unmöglich ist, gegenwärtig am Himmel zu sehen, wie die Gestirne z. B. zu Ptolemäos Zeiten gestanden haben, so begreift man leicht, daß die statthabenden Veränderungen, ohne das Studium der Astronomie aller Zeiten, nicht erkannt werden können. Wenn der Astronom sich auf die neuern Beobachtungen beschränkt, und in seiner kurzen Lebenszeit keine Veränderung wahrnimmt, so ist es kein Wunder, daß bei ihm der feste Glaube entsteht, daß der Lauf und die Stellung der Weltkörper immer so wie jetzt gewesen sind. Wenn über die Zusammenstellung aller Beobachtungen seit dem Entstehen der Astronomie, deren Untersuchung allerdings eine schwere Arbeit ist, ein so wichtiges Resultat ergibt, wie ein beständiges Abweichen der Erde von der Sonne, ist es dann wohl recht, auf solche, in alle Verhältnisse tief eingreifende Erschei-

nungen weniger Werth zu legen, als z. B. auf die Bestimmung der Bahn eines Kometen, der doch sogleich die tiefsinnigsten Rechnungen irrig macht?

Merkwürdig ist es, daß alle Veränderungen am Himmel, welche jetzt aus dem Vergleich der alten Beobachtungen mit den neuen hervorgegangen sind, wie die Verminderung der Schiefe der Ekliptik, der Mittelpunktsgleichung, der Excentricität, der Parallaxen, des scheinbaren Durchmessers der Sonne, uns die Bewegung der Knoten und der Sonnenweite, während 17 Jahrhunderten, und zwar bis zu Ende des 18. Jahrhunderts, von den Astronomen beständig geleugnet worden sind. Wenn man sah, daß Hipparch und Ptolemäos die Entfernung der Erde von der Sonne nur zu etwa 1200 Halbmesser der Erde, oder einer Million Meilen, die Entfernungen der übrigen Planeten eben so gering, wie die des Merkurs zu 37,000 Meilen, der Venus zu 400,000, des Mars zu 4,800,000, Jupiters zu 8,800,000, und Saturns zu 16,600,000 — angegeben, so bedauerte man die Unwissenheit dieser Astronomen, oder man schob ihren vermeintlichen Irrthum auf die Unvollkommenheit ihrer Instrumente. Als aber zuerst in Betreff der Verminderung der Schiefe der Ekliptik der Astronom Lahire bei den ägyptischen Pyramiden einen geringern Unterschied der Länge des Schattens vom Winter auf den Sommer fand, als die Alten angegeben hatten, so blieb kein Zweifel mehr, daß solche Veränderung wirklich in der Natur Statt habe, weil es doch gewiß wahrscheinlich ist, daß die Alten, auch ohne Instrumente, die Länge des Schattens unter ihren Füßen richtig zu messen wußten. Man erkennt

seither unstreitig an, daß von Ptolemäos Zeiten bis heute die Neigung der Ekliptik von $23^0\ 51''\ 20''$ auf $23^0\ 27''\ 44''$, die Excentricität der Erdbahn von 0,02076 auf 0,01679 der Entfernung, die größte Mittelpunktsgleichung von $2^0\ 23'$ auf $1^0\ 55'\ 28''$ wirklich vermindert sind, und die ganze Reihe der Veränderungen, welche von den ältesten bis zu den heutigen Astronomen beobachtet werden, genau bis auf Minuten und Sekunden richtig sind, wie aus folgendem Verzeichniß über die Mittelpunktsgleichung zu ersehen.

Nach Ptolemäos	im Jahr	140	$2^0\ 23'\ 0''$
— Tyko Brahe		1530	$2^0\ 3'\ 15''$
— Longomouton		1588	$2^0\ 2'\ 48''$
— Bulliald		1589	$2^0\ 2'\ 41''$
— Landsberg		1590	$2^0\ 2'\ 30''$
— Vendelius		1620	2^0 — —
— Riccioli		1646	$1^0\ 59''$ —
— Cassini		1670	$1^0\ 55'\ 51''$
— Lahire		1684	$1^0\ 55'\ 42''$
— Lacaille		1758	$1^0\ 55'\ 36''$
— Lalande		1765	$1^0\ 55'\ 31''$
— Piazzi		1825	$1^0\ 55'\ 28''$

Nun fragt es sich, wenn diese drei Veränderungen wirklich Statt haben, und von allen bekannten Astronomen seit zweitausend Jahren so richtig beobachtet worden sind, warum die andern von diesen unzertrennlichen und ebenfalls einstimmig beobachteten Veränderungen, z. B. die Parallaxen der Sonne, oder die Entfernung der Erde nicht auch wirklich Statt haben sollten? Diese Parallaxen waren in der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne:

Nach	Ptolemäos	2′ 57″
—	Longomontan	2′ 40″
—	Bulliald	2′ 21″
—	Landsberg	2′ 18″
—	Kirchner	1′ 46″
—	Schyrler	1′ 44″
—	Riccioli	0′ 28″
—	Lacaille	0′ 10″
—	Herschel	0′ 8″
—	Mayer	0′ 7″ 8″.

Diese Beobachtungen bilden dieselbe richtige Progression wie die erstern: aus welcher Ursache sollten sie weniger Glauben verdienen? Auf diese Frage wird keine Antwort gegeben. — Sind die mangelhaften Instrumente gut genug gewesen, um die nunmehr anerkannten Veränderungen so richtig zu beobachten, so müssen sie für die noch nicht anerkannten hinreichend sein, und könnten gewiß unmöglich zu dem regelmäßig steigenden Mißgriff von 2′ 57″ bis 8″ Anlaß geben. Eins von diesen Beiden wird man annehmen müssen: — entweder haben die frühern Astronomen die anerkannten Veränderungen mit guten Instrumenten entdeckt, und so müssen sie auch die nicht anerkannten Veränderungen mit guten Instrumenten beobachtet haben, und diese eben so viel Glauben wie die erstern verdienen, oder sie haben die anerkannten Veränderungen mit mangelhaften Instrumenten entdeckt, und wir müssen gestehen, daß sie mit unvollkommnen so geschickt waren, als wir mit unsern besten Fernröhren, und können nicht umhin zuzugeben, daß, wenn sie z. B. die Mittelpunktsgleichung so genau mit mangelhaften Instrumenten

angegeben haben, sie mit denselben auch z. B. die Parallaxen oder die Entfernungen richtig angeben konnten. Man möge sich auch, wenn man eine Veränderung annimmt, und die andern nicht, zu erklären suchen, wie es möglich wäre, daß die Neigung der Ekliptik, die Excentricität u. s. w. sich verminderten, ohne daß zugleich die Entfernung von der Sonne zunimmt und die Bahn sich vergrößert? Wenn endlich erst im achtzehnten Jahrhundert die erst genannten Veränderungen anerkannt worden sind, so ist es möglich, daß im neunzehnten die so bedeutende Verminderung der Parallaxen und die Abweichung von der Sonne, wenn auch die mécanique céleste sie nicht vorhergesehen hat, anerkannt werden muß.

Was kann aber alles Streiten über den Werth der alten Beobachtungen helfen, wenn nun auch schon die neuern Astronomen von Cassini, Lalande und Herschel bis zu den noch lebenden, welche die besten Instrumente gebraucht haben, immer steigende Entfernungen angegeben, und zwar in solcher Progression, daß sie um jedes Jahr, das ein Astronom nach dem andern beobachtet hat, die Entfernungen der Erde und der übrigen Planeten von der Sonne, um viele tausend Meilen höher ansetzen, als ihre Vorgänger, so daß dadurch die Einwendung der Unvollkommenheit der Instrumente nicht allein widerlegt, sondern auch die Richtigkeit der ältern Beobachtungen bestätigt wird.

Die kleinern Veränderungen hat man dadurch zu erklären gesucht, daß man für jede eine beliebige Periode erdacht, nach welcher die Progression umgekehrt den vorigen Stand wieder zurückführen würde.

Man sieht aber, daß sämmtliche Planeten im Abweichen von der Sonne begriffen sind und keiner eine rückgängige Bewegung macht, wie dies auch unmöglich ist, wenn die Weltkörper ihren Ursprung in der Sonne haben, und, je nachdem sie erkalten, von der Quelle des Feuers zurückweichen und wieder andern Platz machen müssen. Man sieht ferner, daß das Abweichen sogar in einer steigenden Progression Statt hat. Wenn z. B. Saturn, als er nicht mehr von der Sonne entfernt war, als jetzt Mars, gleich diesem auch nur 37,000 Meilen jährlich weiter von der Sonne rückte, er jetzt auf 199 Millionen Entfernung, jährlich um 350,000 Meilen von der Sonne abweicht. Da gegenwärtig die Entfernung der Venus von 14 auf 15 Millionen von der Sonne, jährlich um etwa 28,000 zunimmt, so sieht man, daß die Erde, als sie von der 6. bis zur 20. Million ihrer Entfernung den Raum, wo sich jetzt Venus befindet, durchlief, sich auch ungefähr um 28,000 jährlich von der Sonne entfernte; und daß jetzt auf 20 Millionen der Entfernung ihr jährliches Abweichen etwa 37,000 Meilen beträgt, eben so wie die Abweichung des Mars, als er zwischen der zwölften und dreißigsten Million die jetzige Bahn der Erde durchlief, 37,000 betragen hat. Man erkennt hier schon ein regelmäßiges Steigen nach dem Verhältniß der Entfernung, und man sieht, daß es z. B.

auf 15	Millionen	beträgt	28,000 Meilen
auf 20	—	—	37,000 —
auf 30	—	—	55,000 —

Geht man so das Verhältniß der jährlichen Abweichung zu dem Standpunkt der Planeten von der Sonne nach sämmtlichen Beobachtungen durch, so

ergibt sich, daß die jährliche Abweichung eines jeden Planeten, sowohl in seiner jetzigen Bahn, als in seinen frühern Standpunkten, durchschnittlich $^1/_{1000}$ seiner Entfernung von der Sonne beträgt; oder daß die jährliche Abweichung eines Planeten sich zum Halbmesser seiner Bahn wie 1 zu 1000 verhält. Wenn demnach die Erde von der ersten Million bis zur sechsten nur um 4000 Meilen jährlich von der Sonne abwich, vom sechsten bis zwanzigsten 28,000 Meilen und jetzt von der zwanzigsten bis zur einundzwanzigsten 36,000, so kann man schätzen, daß sie z. B. binnen 500 Jahren auf 40 Millionen von der Sonne jährlich um 90,000, oder täglich um 247 Meilen abweichen wird. Ein für das Menschengeschlecht so wissenswerthes, und auf einfache Thatsachen gegründetes Resultat, muß gewiß eine gründliche Bearbeitung der Gelehrten zu verdienen scheinen; und man dürfte fragen, ob die Wissenschaft je einen erhabenern und wichtigern Gegenstand zu behandeln gefunden hat. Die Erfahrung lehrt aber leider, daß die Wahrheit immer nur allmählig den Irrthum verdrängen kann. Die einfache Bewegung der Erde um ihre Achse und in ihrer Bahn wurde von allen Zeitgenossen ihrer Entdeckung (oder Behauptung) verworfen, widersprochen und sogar verurtheilt. Nachdem ich die Zusammenstellung aller Beobachtungen vieler Gelehrten in Manuscript mitgetheilt hatte, habe ich sie vor drei Jahren in Druck herausgegeben *) und zur Kenntniß vieler Männer vom

*) Bewegung der Erde und der andern Planeten von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Ende. Berlin 1830.
Und „Die Ursache aller Bewegungen u. s. w." Berlin 1830.

Fache befördert; es ist mir aber noch kein belehrendes Urtheil bekannt geworden, und keine gelehrte Zeitschrift hat der Sache erwähnt. Da ich aber nun ferner auf das Resultat einer konstanten jährlichen Zunahme der Entfernung um etwa $^1/_{1000}$ der Halbmesser der Bahnen gekommen bin, so unterlasse ich nicht, dieses zur Kenntniß eines gebildeten Publikums zu bringen.

Da die anderswo geführten Beweise hier keinen Raum finden, so kann ich nur oberflächlich die Behauptung angeben, daß eine flüssige Materie den unendlichen Weltraum ausfüllt; daß diese, sei sie Gas oder Aether genannt, vermöge ihrer immer wirkenden Ausdehnungskraft sich auflöste, eben so wie wir wissen, daß Gas oder elektrische Flüssigkeit sich entzündet, und im Weltraume an denjenigen Orten, wo wir selbstleuchtende Sonnen sehen, ein ewiges Feuer unterhält, dessen Wärme wieder neue Verdünstung hervorbringt; daß bei dieser Verbrennung, eben so wie bei den Meteorerscheinungen, ausser Licht und Wärme, sich auch erdartige Materien anhäufen müssen, die wir von Zeit zu Zeit durch Flecken in der Sonne erkennen; daß diese dunkeln Massen sich von den Sonnen entfernen müssen, wie solche, durch das Entstehen neuer Kometen nach dem Verschwinden der Flecken, als der Stoff neuer Weltkörper anerkannt worden sind. Daß bei diesem Abweichen die Anfangs glühenden und weichen Körper allmählig erkalten und sich verhärten, zuerst an beiden Polen sich auf ewig mit Eis bedecken, und endlich durch und durch erstarren; wie die Erde häufige Spuren des erloschenen Feuers an sich trägt, und ihre Felsen, welche ver-

steinerte Thiere und Pflanzen verschließen, ihre Verhärtung beweisen.

Da ich die Sammlung der astronomischen Beobachtungen vorausgeschickt hatte, konnte man glauben, daß ich die Abweichung der Weltkörper von der Sonne aus der Astronomie beweisen wollte; es sind aber hingegen die eben erwähnten Gründe und Beweise, welche mich auf diese Abweichung gebracht, und veranlaßt haben, die Beobachtung nachzusuchen, indem einige Gelehrte die Abweichung deshalb zu verwerfen schienen, weil die Astronomie nichts davon wüßte. Da nun aber die Astronomie der 2000 bis 2500 Jahre, wo man geschrieben hat, mit dieser Abweichung ganz übereinstimmt, so möchte man die ältern Beobachtungen verwerfen. Dies würde aber die Beweise einer zunehmenden Entfernung nicht schwächen, und blos ein Geständniß sein, daß die Astronomie gegen eine fortwährende Abweichung nichts aufzuweisen hat.

Moraliſche und intellektuelle Parallele zwiſchen einigen der ausgezeichnetſten Perſonen der neueſten Zeit.

Gibbon. — Burke. — Châteaubriand.

Erſter Artikel.

Es iſt ein eben ſo intereſſantes als wichtiges Studium für den aufmerkſamen Beobachter der moraliſchen Eigenthümlichkeiten des Menſchengeſchlechts, die karakteriſtiſchen Hauptzüge ausgezeichneter Perſonen in Parallele zu ſtellen, ſie zu zergliedern in die Einzelnheiten ihres Urſprungs und ihrer ſtufenweiſen Ausbildung, ſie gegenſeitig zu erörtern, zu ſondern, zu ordnen, und nach ſtrenger Prüfung aller der Theile, woraus ihre Berühmtheit zuſammengeſetzt iſt, ihnen den Rang anzuweiſen, der ihnen von Vernunft- und Rechtswegen gebührt. Wir wollen es verſuchen, eine Galerie ſolcher Zuſammenſtellungen zu bilden, und damit beginnen, drei Männer in Erwägung zu ziehen, von denen jeder in ſeiner Art des Publikums beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen. Wir wollen von Gibbon, Burke und Châteaubriand ſprechen.!

Dieſe drei Männer haben Sitz und Stimme in den politiſchen Verſammlungen ihres Vaterlandes gehabt. Sie haben durch ihr literariſches, wie durch ihr politiſches Verfahren ſich leidenſchaftliche Freunde und Gegner erworben. Sie haben Theil genommen an dem geiſtigen, wie an dem materiellen Vorwärtsſchreiten der Ziviliſation. Sie werden ihre Zeit über-

leben, obgleich diese Zeit eine der stürmichsten, eine von denen gewesen, welche am meisten des Philosophen Aufmerksamkeit zu beschäftigen verdienen; eine der ausserordentlichsten, deren die Geschichtsbücher unserer Erde jemals gedacht. Alle drei waren Politiker; doch haben sie am meisten durch ihr literarisches Talent, durch ihre schriftstellerische Beredsamkeit sich ausgezeichnet.

Eduard Gibbon *) hat auf der politischen Laufbahn einen vollkommenen Schiffbruch erlitten. Zur Entschädigung aber der traurigen Rolle, welche er im Unterhause des britischen Parlamentes gespielt, hat die Nachwelt ihm den Titel eines Fürsten der Geschichtschreiber des 18. Jahrhunderts zugestanden.

Châteaubriand, dem Philosophie und Geschichte mehr denn einen Irthum, mehr denn einen Widerspruch, mehr denn eine Uebertreibung zum Vorwurf machen kann, ist mit Erfolg unter den Staatsmännern seiner Zeit aufgetreten. Hat er nicht, wie Warwick, Könige gemacht, hat er wenigstens viel zur Zertrümmerung einer Monarchie beigetragen. Hauptsäule aller gestürzten Parteien, allein aufrecht mitten unter Ruinen, hat er nur dem Unglück geschmeichelt, seinen Enthusiasmus nur dem Verfall gewidmet, den seine Beredsamkeit selbst vorbereitet und veranlaßt hatte. Wie man ihn auch beurtheilen mag: seine Rolle ist die glänzendste, die ritterlichste, zugleich aber auch die unlogischste aller derjenigen, von denen es in unserm europäischen Drama wimmelt.

Mit festeren Banden hat Burke das Talent des

*) Ausgesprochen: Ghibben.

Literators, mit dem Berufe des Redners und den Arbeiten des Politikers zu vereinigen gewußt. Vielleicht wird unter dieser Doppel-Beziehung sein Ruhm von längerer Dauer sein, obgleich er nie so viel Aufsehen erregen dürfte, wie der Châteaubriand's.

Untersuchen, zergliedern wir die speziellen Talente dieser drei merkwürdigen Männer. Lassen wir ihre moralischen, ihre intellektuellen, ihre reinpsychologischen Eigenschaften die Revüe passiren, und vergleichen wir, wodurch sie sich nähern, worin sie übereinstimmend, wie worin sie von einander verschieden sind. Beginnen wir mit Gibbon, dem bewunderungswürdigen Schriftsteller, dem tiefen Denker, dem geschickten Koloristen, der, von einer traurigen Inspiration irregeleitet, es sich beikommen lies, um einen Platz im britischen Parlamente sich zu bewerben.

Die Natur hatte ihn dafür nicht geschaffen. Er war zum Entsetzen häßlich, und seine Häßlichkeit war nicht von der Art, um noch eine gewisse Achtung sich zu erwerben, indem sie den Karakter der Thatkraft und Stärke auf sich trägt, indem sie andern Furcht oder Besorgniß einflößt. Gibbon hatte ein im höchsten Grade unedles Aeusseres: eine flache, zerquetschte Nase, ein aufgedunsenes, pausbäckiges Gesicht, mit sehr gemeinen Zügen bezeichnet. Es war darin nicht die mindeste Anständigkeit, durchaus kein Ernst, keine Würde, keine Feinheit in seinem Blick.

Gewohnheit des Alleinlebens hatte sein Benehmen plump und linkisch gemacht. Mit jener Schwerfälligkeit, jener Verlegenheit, der wirkliche Gelehrten nur mit Mühe sich entheben können, vereinigte er eine sehr reitzbare Eitelkeit, das Verlangen zu glänzen,

jene beständige Ziererei, jenen Mangel an Einfachheit, welche der Kritik der Frau du Deffand, der scharfsehenden Blinden, wie Voltaire sie nannte, nicht entgangen waren.

„Wahrlich," sagte sie zu ihrem jungen Freund Walpole, „Ihr Gibbon weiß viel. Seine Unterhaltung ist sehr abwechselnd, sehr unterrichtend. Aber was den Verstand anbelangt, den Sie ihm zuschreiben, so bin ich darüber mit mir selbst noch nicht einig. Er legt zu viel Wichtigkeit und Werth auf seine Vorzüge. Er macht deshalb zu große Ansprüche geltend. Er gibt sich zu viel Mühe, sie zu erlangen. Ich bin immer auf dem Punkte zu ihm zu sagen: Strengen Sie sich nicht so sehr an. Sie verdienen von Geburt ein Franzos zu sein."

Leichtigkeit, Einfachheit, Geschmeidigkeit der Rede, diese Eigenschaften, die weder Kraft noch Farbenschmelz, weder Derbheit noch Zartgefühl, weder Dialektik noch Feinheit ausschließen, sind dem Redner unumgänglich nothwendig. Ohne sie hat er keine Macht über seiner Zuhörer Einbildungskraft. Man betrachtet ihn immer nur als einen Phrasenmacher, als einen Mann, der es auf Hintergehung abgesehen. Er ist ein bloßer Redekünstler, zu dem Niemand besonderes Vertrauen hat.

Das war es, was Gibbon widerfuhr, wenn er im Unterhause sich erhob, oder selbst, wenn er, von Freunden umschlossen, perorirte. Ueberdem noch war er absprechend. Er gab nie den Ideen, den Gewohnheiten Anderer nach. In seiner emsigen Zurückgezogenheit hatte er sich gewöhnt, fest und entscheidend seine Beweisführungen, seine Fehlschlüsse, wovon er

nie abwich, auszubilden. Seine im Voraus berechneten Wortfügungen waren zu sehr ciceronisch, zu ängstlich erwogen, weshalb vielleicht sie nichts entschieden hinreissendes hatten. Selbst im Salon-Gespräch gestand sein Freund Suard, der ihn sehr gut beobachtet, zu, daß seine gesprochene Rede eine zu große Aehnlichkeit mit seiner geschriebenen habe. Man füge zu dem Allem noch jene zahlreichen Mißbestände für einen Parlamentsredner: eine grelle, kreischende Stimme, gewisse widerliche Betonungen, und einige fremdartigen Ausdrücke, die seinen langen Aufenthalt zu Lausanne und Paris verriethen.

Gibbon war Philosoph, doch nicht Politiker. Er hatte sich in seines Weges Wahl geirrt. Von Natur furchtsam, hatte er mit zu großer Aufmerksamkeit die Ereignisse der Vergangenheit erwogen, um nicht eine ungewisse Zukunft zu fürchten. Er hatte in der Geschichte gesehen, welche Ströme Menschenblut alle Staats-Umwälzungen verschlingen. Deshalb grauete ihm vor den unvermeidlichen Uebeln, die nothwendigerweise mit allen politischen Zuckungen in Verbindung stehen, wenn sie auch entfernte, oft sehr unbestimmte Vortheile vorbereiten.

Mit großer Besorgniß sah er die britischen Kolonien gegen das Mutterland sich empören; sah er die amerikanische Republik entstehen aus der Verzweiflung, welche der Regierung willkürliche Maßregeln den Kolonisten eingeflößt. Er sah den Beginn einer ungeheuern Revolution, und fürchtete sich davor.

Solches ist des menschlichen Geistes Schwäche, selbst bei den ausgezeichnetsten Personen. Gibbon, der mit so vielem Glück die Verkettung der politi-

schen Umstände, ihre entferntesten Ursachen, ihre Folgen, wie ihre zartesten Ergebnisse, wie ihre strengsten Nothwendigkeiten angedeutet, Gibbon war blind, der Gegenwart gegenüber, bei dem Anblick einer ausbrechenden Staatskrisis, die doch seine ganze Aufmerksamkeit, seinen ganzen Scharfsinn zu beschäftigen verdiente. Er bemerkte nicht, daß die Trennung der Kolonien vom Mutterlande früher oder später statt finden müsse, und daß dies letzte, indem es jene mit Gewalt an sich fesseln wollte, nur großen, unvermeidlichen Gefahren sich selbst preisgebe.

Lord North's Verwaltung verkündete die Absicht, diese Bewegung zu lähmen, England die von ihm sich losreissenden Kolonien wiederzugeben, die Rechte des Mutterlandes wiederherzustellen, und dem Gestirn Großbritanniens jenen magischen Glanz wieder zu verleihen, der seit dem amerikanischen Kriege sich verdunkelt hatte. Man bedauert und tadelt jetzt die traurige Beschränktheit der zur Erzielung dieses Ergebnisses in Anwendung gebrachten Maßregeln, damals aber hielt man sie für vortrefflich, für unfehlbar.

Wie unpolitisch, schwankend, ungeschickt Lord Norths Benehmen gegen die Kolonien war, weiß Jedermann. Seine Forderungen waren ohne Thatkraft, wie seine Zugestehungen ohne Würde. Aber mehr als ein rechtschaffener Bürger, mehr als ein wahrer Vaterlandsfreund hielt es für seine Pflicht, die Regierung in ihrem Vorhaben zu unterstützen. Die Sache der amerikanischen Kolonien hatte ihren heldenmüthigen Schimmer, während es der des Mutterlandes auch nicht an Adel fehlte. Wenn das Ver-

langen nach Unabhängigkeit, wenn das Gefühl ihrer natürlichen Rechte den Amerikanern den Muth verlieh, in einen gefahrvollen Kampf ſich zu ſtürzen, war dagegen auch in England wahrer Enthuſiasmus vorherrſchend. Man ſah hier des Staates politiſches Daſein bedrohet, und wenn Großbritannien unterlag, mußte es da nicht viel verlieren von ſeinem Einfluſſe, mußte es nicht ſinken zur Kategorie einer Macht dritten oder vierten Ranges, und ſeiner triumphirenden Kolonie die Ueberlegenheit laſſen, auf die es bisher ſo ſtolz geweſen? Ein großartiges Herz, mußte es nicht ſchlagen zu Gunſten Großbritanniens, wenn es dieſem letzten angehörte? Gibbon, an ſeines Vaters Wittwe ſchreibend, äuſſerte ſich:

„Wir ſind bis über den Kopf in die amerikaniſchen Angelegenheiten begraben. Ich halte es mit der Sache der Regierung, welche mir, unter dieſen Umſtänden, die meines Vaterlandes zu ſein ſcheint. Es handelt ſich um unſern Handel, wie um unſere Macht, und wenn wir ſie nicht vertheidigen, was ſoll aus uns dann werden?“....

Solches waren Gibbon's perſönliche Meinungen. Er irrte ſich in Geſellſchaft vieler andern. Erinnern wir uns, daß die umſichtsvollen Männer ſeiner Zeit, daß Chatham und Burke nicht tiefer als er in der Zukunft Dunkel vorzudringen vermochten, daß ſie nicht die mindeſte Ahnung von der bevorſtehenden Größe der Vereinſtaaten Nordamerikas hatten.

Als perſönlicher Freund von Lord North, blieb Gibbon im Kampfe ihm treu, und verlies ihn auch nach ſeinem Sturze nicht. Als alle Entwürfe dieſes Staatsmannes, alle ſeine Vorausberechnungen, alle

seine Pläne vernichtet, und durch der Dinge Gewalt Lügen gestraft worden, schrieb Gibbon in die Vorrede zu seinem Bande folgende Stelle, die seinem Karakter und seiner Seele immer Ehre machen wird:

„Ich verlange nur einen Beschützer, nur einen Gönner: das Publikum. Wenn ich aber einen andern wünschte, würde ich den Staatsmann wählen, der während einer langen, stürmischen, von Erfolg nicht gekrönten Verwaltung viele politische Widersacher, doch nicht einen einzigen persönlichen Feind gefunden; der nach seinem Sturze treue, uneigennützige Freunde bewahrt; der von der Höhe der Macht herabgesunken, nichts verloren hat von jener Karakter-Leichtigkeit, jener Geistes-Geschmeidigkeit, jener ihn so sehr auszeichnenden beständigen Liebenswürdigkeit. Möge Lord North der Freundschaft vergönnen die aufrichtige Sprache der Geschichte zu reden. Wäre er heute noch der Vertheiler königlicher Gunstbezeugungen, würde und müßte die Freundschaft schweigen.“

Einer der sinnreichsten und beredtesten Beurtheiler der Geschichte Englands, der französische Geschichtschreiber Villemain, scheint uns mit zu großer Strenge über Gibbon's parlamentarisches Benehmen abzusprechen. Wohl war des berühmten Briten Temperament kalt, und seine natürliche Trägheit hat dazu beitragen können, ihn den Freunden des Ministerium's, Lord Norths Stützen, beizugesellen. Aber unrichtig ist es, zu sagen, daß Gibbon für edelmüthige Gesinnungen unempfindlich gewesen. Wie Voltaire, sein Vorbild und Meister, verschloß er sein Herz vor keiner wahrhaft edeln Idee, vor

keinem wirklich menschlichen Gedanken. Obgleich Porson ihn verabscheuete, wagte er es dennoch nicht, unter diesem Gesichtspunkte ihn anzugreifen.

„Dieser Geschichtschreiber," sagte er, „achtet der Menschheit Rechte, spricht mit Beredsamkeit zu Gunsten der Duldsamkeit. Er zeigt sich nur fühllos und barbarisch, wenn es um geschändete Weiber und verfolgte Christen zu thun ist." —

Er war in der That ungerecht gegen die Frauen, von denen er ziemlich übel behandelt worden, und gegen die Christen, deren Lehrsätze er verachtete. Diese doppelte Schwäche, diese doppelte Unduldsamkeit gereicht ihm unsers Erachtens zu nicht geringem Vorwurf.

Als Gibbon's erste Hoffnungen vernichtet worden, vermehrte seine parlamentarische Furchtsamkeit sich so sehr, daß er hinfort mit einem stummen Votum sich begnügte.

„Bescheidene Lage," sagte er, „wozu indessen Klugheit mich verurtheilte. Weder Erziehung noch Natur haben mir jene unerschrockene Thatkraft verliehen, die dem Getümmel, dem Geschrei, den Wuthausbrüchen Trotz bietet, und die der Politiker durchaus haben muß: Vincentem strepitus, et natum rebus agendis.

„Stolz ist bei mir mit Trägheit gemischt, und meiner Schriften Erfolg selbst hat mir den erforderlichen Muth genommen, um gegen eine berathende Versammlung anzukämpfen, um einen mühsam erworbenen Ruf der Gefahr preiszugeben. Zudem ist es für mich zu spät, meine Redner-Studien zu beginnen. Denn ich glaube mit Cicero, daß wenn der

Dichter als Dichter geboren wird, dem Redner eine vorläufige Erziehung, eine lange Lehrzeit unumgänglich nothwendig ist."

Gibbon hatte recht. Redner, die erst in einem gewissen Alter öffentlich zu sprechen begonnen, sind nie im Stande gewesen, einen hinlänglichen Grad natürlicher, leichter, ergreifender Beredsamkeit zu erlangen. Alle Männer, die während der französischen Revolution Europa's Erstaunen erregt durch ihre deklamatorische doch oft glühende, energische Beredsamkeit, waren anfänglich Advokaten gewesen. Pitt, Fox und Canning hatten zu Cambridge und Oxford Beweise ihres Redner-Talents abgelegt, eben so wie Stanley, Macauley und Sir Robert Peel, gegenwärtig die alleinigen wirklichen Redner des Unterhauses.

Hat das reformirte Parlament so arm an bemerkenswerthen Rednern sich gezeigt, muß man vielleicht diese Unfruchtbarkeit dem weit vorgeschrittenen Alter der meisten seiner Mitglieder zuschreiben. Nicht in einem Alter von 40 Jahren lernt man sich mehr aufrecht halten in Mitte wild gegen einander schlagender Fluthen, lernt man die Parteien zähmen, oder wenigstens sie zum Schweigen zwingen, lernt man die parlamentarischen Stürme beherrschen durch den Donner seiner Stimme, und auf eine zugleich energische und malerische Weise aus dem Stegreif sprechen.

Zu Gunsten unnützer oder verderblicher Maßregeln stimmen, eine stumme Rolle in der großen politischen Szene spielen, daß war der ganze Antheil,

den Gibbon an dem Drama nahm, in welches er sich unberufenerweise gemischt.

Aber sein Ruhm ist nicht da. Als Geschichtschreiber gehört er Europa, und in seiner hohen Stellung hat er weder Nebenbuhler noch Mitbewerber zu besorgen. Der Sockel, worauf die Berühmtheit der meisten unserer neuern Geschichtschreiber sich erhebt, ist schon sehr erschüttert. Um nur deren Großbritanniens zu gedenken, und mit Gibbon in Parallele sie zu stellen, sehen wir Hume, dessen Darstellung so zierlich ist, und dessen Styl einen ganz eigenen Reiz hat; Palgrave, den scharfsichtigen gelehrten Alterthumsforscher; Turner, der mit so vieler Sorgfalt und mit so vielem Glück die Sitten-Einzelnheiten jedes Zeitraums studiert hat; Halam, den unabhängigsten und strengsten aller Schriftsteller; Mackintosh, den milden, wohlwollenden Philosophen; Lingard, den leidenschaftlichen geschickten Advokaten, den alle Kritiker mehr oder weniger bitter gefunden — sehen wir mit ihren Eigenschaften und Mängeln, mit ihren Vorzügen und Verstößen, sie alle hinter Gibbon weit zurückstehen.

Man mißtraut Hume und Lingard. Man weiß, wie unvollständig Mackintosh ist. Vergebens spähet man bei ihm nach einer Gesammt-Bewegung der Gesellschaft. Halam's und Palgrave's Werke nähern sich mehr gelehrten Nachforschungen als eigentlichen geschichtlichen Arbeiten. Aber Gibbon's großes Werk bleibt fest und stark auf seiner Basis. Er hat sich sogar über Robertsons „Versuche“ erhoben, die man als Muster einer keuschen, zierlichen Zusammensetzung zu betrachten gewohnt ist. Seine Zeichnung

ist größer, sein Plan umfassender. Was er unternommen, wird man nie fortzusetzen im Stande sein. Niemand wird die von ihm eröffnete Sphäre, wie er mit gleichem Erfolg betreten. Es ist die alte Zivilisation, die stirbt. Es ist die erstehende neue Zivilisation; die zu Ende gehende alte, wie die beginnende neue Welt.

Um einen solchen Vorsatz in Ausführung zu bringen, bedurfte es eines Zusammentreffens ausserordentlicher Eigenschaften: einer unermüdlichen Geduld, einer beinahe grenzenlosen Gelehrsamkeit, eines eben so abwechselnden als tief erörternden Styls.

Wie ist der römische Koloß gefallen? Nachdem es so viele Republiken und Königreiche zertrümmert und verschlungen, wie ist dies gewaltige aus Trümmern erstandene Reich, endlich selbst ein Trümmerhaufe geworden? Wie hat seine Zerstückelung neue Republiken, neue Königreiche gebildet? Wie ist die Religion Griechenlands und Rom's zu Grunde gegangen? Welches sind die Fortschritte der beiden neuern Religionen gewesen, die sich den Erdball getheilt, und wie hat die Wiege des christlichen Europa in dem Sarge des heidnischen Europa Platz gefunden? — Bewunderungswürdiger doch schwieriger Gegenstand. Wo findet man eine so hohe Geistesfähigkeit, die im Stande wäre, alle diese einzelnen Umstände zu beherrschen, die aufgeklärt genug wäre, um sie mit ihrem Lichte zu durchdringen, mächtig genug, um sie ganz zu umfassen. Gibbon allein genügt dem Allem.

Niemand hat mit mehr Glück als er, die Gewandheit und Zierlichkeit des französischen Genies, mit

der ausdauernden, emsigen Gelehrsamkeit des Norden, mit der Gedrängtheit, der Solidität, der männlichen Kraft, die England karakterisiren, in sich vereint. Es ist etwas wahrhaft Merkwürdiges in jener Forschungs-Genauigkeit, in jener Tiefe der Unterscheidungskraft, verbunden mit jenem scharfen Spott, jenem voltairischen Gedanken, jener wundervollen Helle, wie man bei Gibbon sie bemerkt.

Wahr ist es, daß, um sein großes Denkmal zu beenden, der gelehrte Brite sich darin konzentrirt, sich so zu sagen demselben aufgeopfert hat. Seine Geschichte vom Verfall des römischen Reiches ist sein ganzes Leben. Liebe, Religion, Politik, Alles ist bei ihm seinen Studien untergeordnet. Er lebt nur durch sie und für sie. Die Schätze der Wissenschaft aufhäufen und vermehren: das ist sein Glück. Wenig kümmert er sich um den Ruhm des politischen Redners, um der Säle Eitelkeit. Man liest seine Schriften gern, weil sie getreue Bilder der Empfindungen und Genüsse des Studienmannes sind. Ohne Leidenschaft, ohne Kriecherei, ohne überspannte Forderungen würde er, seiner eigenen Aeusserung nach, lieber auf Alles verzichten, als auf das Vergnügen zu lesen und zu schreiben.

Was den Styl anbelangt, kann man dem Gibbons vielleicht den Vorwurf machen, daß es ihm an „Einfachheit“ gebricht. Alle seine Wortfügungen sind geschmückt. Sie reihen sich wie in einer Prozession an einander. Sie haben weder Natürlichkeit noch Dahingebung. Anderseits ist der Ausdruck immer thatkräftig, ergreifend, stark. Es gibt in seinen Darstellungen Pinselstriche, die an Rubens erinnern.

Selten verworren, nie langweilig, bleibt seines Gedankens eigentlicher Gehalt immer mächtig. Seine Beschreibungen sind belebt. Ihr Gang ist sicher und rasch.

Das Geheimniß von Gibbons Größe ist Beharrlichkeit, ist die Zusammendrängung aller Ideen, aller Arbeiten einem einzigen Zwecke, einem einzigen Herde zu. Seines Vermögens Mittelmäßigkeit, seine Furchtsamkeit und natürliche Kälte vergönnten ihm nicht, zu glänzen in der Welt. Unheilbarer Skeptizismus hatte ihn zwischen dem katholischen und protestantischen Glauben hin- und hergeworfen, wonach er, um zu ruhen, einem vollkommenen Unglauben sich in die Arme geworfen.

Die philosophische Zurückgezogenheit seines Aufenthals in Lausanne hatte ihm viel Muse gegeben, die er benutzt, um die bändereichsten Werke zu durchblättern, um bei allen Autoritäten, wo er hoffen durfte, einiges Licht über die Geschichte Roms zu finden, sich Raths zu erholen. Die geduldige, emsige Biene erbauet ihre Zelle mit größerer Ausdauer nicht. Täglich, stündlich vermehrte sich die Masse seiner verschiedenartigen Kenntnisse. Gibbon hatte Rom in den Dichtern, in den Rednern, in den Mährchen-Erzählern, selbst bei den Geometern und Astronomen des Alterthums gesucht.

Erst nachdem er alle diese Materialien erschöpft, alle diese Minen ausgebeutet, nachdem er alle diese Tiefen durchdrungen hatte, legte er Hand ans Werk. Sein Geist war geschwängert, beinahe übersättigt von der ganzen alten Wissenschaft. Sein Gedächtniß war angefüllt mit alle den Erinnerungen, die auf

Sitten, auf Gebräuche, auf einzelne Umstände des heidnischen Lebens sich bezogen. Seine philosopischen Vorurtheile endlich, seine dem Christenthum abgeneigten Vorurtheile, entflammten um so mehr den eifrigen Enthusiasmus, den er der unsterblichen Stadt, der Stadt des Romulus und der Vesta gewidmet.

Wie möchte man nicht bedauern, daß ein solcher Mann den politischen Stürmen, dem wüthenden Geschrei des öffentlichen Redestuhls, den Zänkereien der Flugschriften ein Leben überlassen, das sich tausendmal edler und nützlicher verwenden ließ? Durch seinen Eintritt ins Parlament hat er seine fernere Bestimmung ganz verfehlt. Als politischer Redner oder als verliebter Seladon, hat Gibbon etwas höchst Abgeschmacktes und Lächerliches. Vergessen wir diesen Theil seines Daseins, und denken wir an den Geschichtschreiber allein.

Als Gegner des Christenthums verdient Gibbon strengen Tadel. Er ist ein Sohn jener voltairischen Schule, die statt die große Bewegung der Zivilisation zu erkennen, welche der Welt durch Jesu Christi Auftreten verliehen worden, bei nichts anderem verweilen, als bei den vorübergehenden Uebeln, bei den traurigen aber unvermeidlichen Ergebnissen der großen Umgestaltung, die, mit Vernichtung des römischen Reiches, zugleich die Allgötterei gestürzt.

Es ist das eine sehr beschränkte Ansicht, die jedoch viele ausgezeichnete, aber mit Vorurtheilen gesättigte Geister mit Gibbon getheilt. Jede politische und religiöse Zuckung zieht nothwendigerweise schmerzliche Umstände nach sich, die jedoch nicht von Dauer

sind, und die man nicht mit den daraus entsprießenden heilbringenden Ergebnissen verwechseln muß. Solche Männer fragen sich gewöhnlich nicht, ob und wie das Menschengeschlecht dadurch gewonnen hat; ob die Fluth, nachdem sie alle Hindernisse überstiegen, ruhig ihren Lauf wieder fortgesetzt. Sie beschäftigen sich nur mit der verhängnißvollen Katastrophe, und mit den Verheerungen, welche sie nach sich gezogen.

Aus denselben Beweggründen haben auch mehrere Philosophen die Wohlthaten der Reformation abgestritten, und als Beweise ihrer Meinung die langen Bürgerkriege angeführt, deren Schauplatz Deutschland gewesen, wie die von der Ligue vergossenen Blutströme, und die fanatischen Szenen, von protestantischer und katholischer Unduldsamkeit erzeugt, von denen Europa so lange verheert worden.

Man mag ihnen immerhin zurufen: Beachtet doch den Gang der Zivilisation. Das Christenthum hat die Sklaverei beseitigt; folglich Fortschritt. Die Reformation hat den blinden Glauben vernichtet; also neuer Fortschritt. Die französische Staatsumwälzung hat die unumschränkten Monarchien erschüttert, und Niemand wird ableugnen, daß das nicht abermals ein Fortschritt der Menschheit sei.

Freilich haben alle diese Eroberungen theuer erkauft werden müssen. Bei jedem Schritte, den das Menschengeschlecht vorwärts gemacht, hat es im Austausche neuer Erwerbungen, deren es sich versichert, sein Blut, seine Thränen, seine Schätze, seine zertrümmerten Institutionen und Städte gegeben. In Mitte aller dieser Verheerungen war jedoch immer

Verbeſſerung und Fortſchritt. Die Uebel waren vorübergehend, die Fortſchritte waren unſterblich.

Nichts läßt ſich leichter beweiſen, als daß die franzöſiſche Revolution, mit ihrem Robespierre und Marat, nichts als ein Gemiſch von Blut und Verbrechen geweſen; daß Luthers Kirchen-Reformation, durch die wollüſtigen Verbrechen Heinrichs VIII (von England) und durch die blutigen Hinrichtungen Calvins unterſtützt, nur der Menſchen Abſcheu, nicht ihre Bewunderung verdienen; endlich daß die Einführung des Chriſtenthums, mit ſeinen feindſeligen und fanatiſchen Zerſplitterungen, nichts als eine grauſame Hintergehung geweſen. —

Demungeachtet beruhen alle dieſe angeblichen Beweiſe auf bloßem Schein, nicht auf der Sache ſelbſt, und unter ſolchem Geſichtspunkte hat Gibbon, nach Voltaire's Anleitung, die Geſchichte betrachtet. Alle Fehler der Chriſten werden von ihm herausgehoben und verſchlimmert. Alle ihre Tugenden werden geſchwächt und bekrittelt, um ihnen jeden Glanz zu rauben.

Seine Lobeserhebungen ſind allein den Erfolgen des Arabers und des Tataren, ſind allein Mahomet und Gengis Khan vorbehalten. Ihre Thaten werden von ihm dramatiſirt; ſeine lebhafteſten Farben ſind nur ihnen gewidmet. Das ſterbende Heidenthum iſt in ſeinem Werke, dem Sonnenuntergange gleich, in voller Herrlichkeit dargeſtellt.

Der neuen Religion Triumph iſt für ihn ein Gegenſtand der Spötterei, der Herabſetzung oder bloß kalter untheilnehmender Billigung. Begegnet er auf ſeinem Wege einen der erſten Kirchenväter, erhabene

Philosophen, die das Mittelalter heilig gesprochen, wie das Alterthum sie vergöttert haben würde, jene Männer, die ihren Glauben in Gegenwart der Henker bekannten, und die mitten in der allgemeinen Entartung eine unbefleckte Reinheit bewahrten, so macht er ihren frommen Lebenswandel lächerlich, so stellt er sie als beschränkte Geister, als furchtsame Seelen dar, er, der sie zu den Wolken erhoben hätte, wären sie heidnische, nicht christliche Philosophen gewesen, wären sie als Stoiker oder Peripatetiker, als Schüler von Plato oder Anaxagoras aufgetreten.

Solches ist (wie Guizot sehr richtig bemerkt) der auffallende, bedauernswürdige Verstoß, der Gibbons übrigens so vortrefflichem Werke zum Nachtheil gereicht. Wenn aber der britische Geschichtschreiber die erhabene Tendenz des Christenthums nicht nach ihrem wahren Werthe gewürdigt, hat der berühmte französische Schriftsteller, hat der Verfasser des Genies des Christenthums, hat Chateaubriand sie dagegen richtiger aufgefaßt? Wir glauben es nicht. Ein zweiter Artikel wird uns Gelegenheit darbieten, diese Voraussetzung, wie Talent und Karakter des genannten „Vertheidigers“ der christlichen Lehre, einer umständlichen Erörterung zu unterziehen.

Vergangenheit, Gegenwart und wahrscheinliche Zukunft Frankreichs.

Letzte Erwägung.

Die aus den Juli-Ereignissen hervorgegangene Regierung hat der Zukunft nicht Thür und Thor verschlossen. Es gibt in Frankreich Leute genug, die an eine ununterbrochene Fortsetzung der Geschichte der Menschheit glauben, worin der Dynastiewechsel von 1830 nur ein besonderer einzelner Fall ist. Es gibt noch Leute genug, die an eine Fortsetzung der Geschichte Frankreichs glauben, und die behaupten, daß dieses Land, nachdem es glücklicherweise in Europa seine erobernde und staatsumwälzende Initiative verloren, auf dem Punkte sei, in dem Schicksalsgange unsers Erdtheils eine viel ruhmvollere Initiative zu gewinnen, als es je gehabt. In Frankreich bemüht man sich jetzt auf Seiten der regierenden Macht den Grund zu legen zu einem neuen Bundes-Vertrage zwischen allen Interessen, allen Uebertragungen, allen Hoffnungen des menschlichen Geschlechts. Dies Bündniß soll weder offensiv noch defensiv sein. Sein alleiniger Zweck soll in Anwendbarmachung, in Verschlingung der großen gesellschaftlichen Kräfte bestehen.

Diese Bewegung, welche am meisten in den jungen Generationen bemerklich ist, schreibt sich in ihrer ersten theoretischen Ausbildung von Anfang unsers Jahrhunderts her, obgleich er seit gestern erst in das wirkliche Leben eingetreten ist. Der stärkste Beweis, daß sie noch ausser dem Gemeinrecht ist, liegt darin, daß sie noch keinen Namen hat.

Indessen kann man es als erwiesen betrachten,

daß der eigentliche „Neuerungsgeist“ nicht mehr in der republikanischen Meinung ist, die, nach Allem was sie bisher beurkundet, nichts denn alten, verabscheueten Wust wieder an Tag zu bringen vermag; die alle von Marat, St. Just, Robespierre und Couthon zum Verderben der Menschheit und zur Schande der französischen Nation in Ausübung gestellten Verruchtheiten nachahmungswürdige Beispiele nennt; die den Werken dieser Ungeheuer in menschlicher Gestalt ihre Moral entnimmt, und des Volkes „radikale Entsittlichung“ als Hauptaufgabe betrachtet.

Es ist in dem Allem auch nicht einmal die Ahnung einer möglichen Vervollkommnung, nicht einmal die Spur eines Strebens, den reinen Quellen der Vernunft die allein nützlichen Verbesserungsmittel, die allein den Bedürfnissen und Wünschen der zeitgenössischen Gesellschaft entsprechende Lösung der noch bestehenden politischen und moralischen Probleme zu entnehmen.

Die Ideen in unsern Tagen sind kühn, sind groß, sind ergreifend. Aber die Leute, welche sie in Ausführung zu bringen sich berufen glauben, sind jung, vereinzelt, wenig übereinstimmend mit dem „Klickengeiste“, der beinahe ausschließlich forthilft in der Welt, überdem wenig geneigt, künftiger Bereicherung eine Ueberzeugung aufzuopfern, die größtentheils ihr alleiniges Hab und Gut ist.

Anderseits sind die in Rede gestellten Fragen so umfassend, so verschürzt, daß es noch lange Zeit brauchen wird, bevor sie genügend in geistigen Umlauf gebracht, bevor sie in Mehrheit als allgemein gültig anerkannt worden. Füge man zu dem Allem

noch, daß hier und da schwere Irrthümer begangen worden, daß man entsetzlicher Ketzereien sich schuldig gemacht, und als feste Lehrsätze sie aufgestellt hat. Die Neuerung hat darin das Beispiel des verlornen Sohnes befolgt. Sie kehrt jetzt wieder in ihr väterliches Haus zurück, nachdem sie ihre Lauterkeit verloren durch ihre Berührung mit den Parteien. Sie kehrt zurück mit dem Entschlusse, das erkannte Uebel zum Besten zu wenden. Sie hat das Bewußtsein ihrer Schwäche und ihrer Stärke. Ihre ungestüme Kühnheit hat sich in beginnende Klugheit verwandelt. Indessen hat sie nichts verloren von ihrer That- und Willenskraft. Sie weiß, daß ihr noch ein großer Wirkungskreis offen steht.

Der unterscheidende Karakter aller Leute von diesem Schlage ist, daß sie die Politik als eine genaue Wissenschaft betrachten, und daß sie nach strengen Regeln darin zu verfahren nothwendig halten. Leider wird eine solche Voraussetzung nicht immer gerechtfertigt durch das Ergebniß.

Ihrer Arbeit allgemeiner Grundsatz ist nicht Ordnung und Freiheit, sondern Organisirung (Einrichtung), was das eine wie das andere voraussetzt; und diese Organisirung soll sich, ihnen zufolge, über alle Sphären des häuslichen, bürgerlichen, gewerbthätigen und religiösen Lebens erstrecken. Deshalb auch ist die von ihnen aufgestellte Frage vor Allem eine gesellschaftliche Frage. Sie umfaßt zugleich alle Elemente, alle Thatsächlichkeiten der menschlichen Gesellschaft. Unsers Erachtens läßt sich das Alles zu bequemerer Uebersicht in folgender Ordnung aufstellen:

I. In Beziehung auf die Gesammtheit des gesellschaftlichen Körpers drei Hauptsysteme:

1. Erzeugendes System. Gewerbthätigkeit, Kunst, Wissenschaft.
2. Bewahrendes System. Religion, Erziehung, Gesundheits-Pflege.
3. Vertheidigendes System. Regierung und Verwaltung; bürgerliche und bestrafende Gesetzgebung; Militärwesen.

II. In Beziehung auf das Individuum folgende Hauptpunkte:

1. Gewerbthätigkeit. Arbeit, Handel, Interesse.
2. Häusliches Leben. Ordnung, Sittlichkeit, Bedürfnisse.
3. Bürgerliches Leben. Eigenthum, Privatrechte.
4. Neigungen. Familie, Freundschaft, Geselligkeit.
5. Politisches Leben. Verhältnisse mit dem Staat; öffentliches Recht.
6. Religiöses Leben. Menschheit, Gott, allgemeine Pflichten.

Wir stellen diese Uebersicht nur aus dem Grunde auf, um in seiner Gesammtheit das zu bezeichnen, was wir eine gesellschaftliche Frage nennen, und damit man bei dem einfachen Anblick der weitumfassenden Sache ihren Werth ermesse, wie auch die Versprechen der republikanischen Zukunft und der angeblichen politischen Systeme der Publizisten oder der Staatswirthe.

Durch ihre Arbeiten, durch die von ihnen verkün-

deten Wahrheiten, wie durch ihre Verstöße und Irrthümer, haben mehrere Männer in Frankreich insbesondere beigetragen zur Erzeugung dieser neuen geistigen Bewegung. Wir nennen unter ihnen die bekanntesten: F. de Maistre, F. de la Mennais, Ballanche, H. de Saint-Simon, und in einer ganz eigenthümlichen Sphäre Karl Fourier. Fortgesetzt und mehr ausgebildet wurden ihre Arbeiten durch die Herausgeber des Producteur, durch die St. Simonisten, durch die Mitarbeiter am Avenir, an der Revue Européenne, am Européen, an der Réforme industrielle, an der Revue Encyclopédique seit 1331.

In allen diesen Zeitschriften findet man die manchmal noch sehr unförmlichen Keime des neuen gesellschaftlichen Gedankens. Werfen wir einen prüfenden Blick über diese Erscheinungen, unterziehen wir sie einer wo möglich umfassenden gegenseitigen Vergleichung.

Karl Fourier, den wir aus diesem Grunde von den übrigen Theoretikern abgesondert haben, ist der einzige, der ein wirklich neues Mittel andeutet, die Arbeit zu organisiren, und wodurch die entgegengesetztesten Interessen in Uebereinstimmung gebracht und verbündet werden könnten. Die „Verbündung“ dagegen ist in ihrer ganzen wissenschaftlichen Strenge eine transzendente Lösung des gesellschaftlichen Problems. Nicht allein bedarf sie noch größerer Entwickelung, Milderung und vorzüglich praktischer Erfahrung, sondern der menschliche Verstand steht auch noch an, sie so zu sagen offiziell zu erörtern.

In einer solchen Lage muß man seine Partei er-

greifen. Man muß den neuen Begriff verfolgen, vervollständigen in seinen Einzelnheiten, damit er nach und nach zur Wirklichkeit gelange. Um am besten und sichersten einen solchen Zweck zu erreichen, hat man nichts anderes zu thun, als den Zustand der zeitgenössischen Gesellschaft zu verbessern.

Nichts natürlicher und einfacher, als solch Verfahren. Welches ist das Ergebniß, das in der vorangedeuteten Uebersicht der gesellschaftlichen Umstände, und der Interessen, der Bedürfnisse, Rechte oder Pflichten des Individuums am augenscheinlichsten sich darstellt? Es ist kein anderes, als daß neben den Kräften, deren Bestehen immer von den politischen Parteien in Erörterung gestellt worden, daß neben den täglich für das Individuum geforderten persönlichen Interessen es andere Kräfte, andere Rechte, ein ganzes anderes Arbeitssystem gibt, das man bisher vollkommen unbeachtet gelassen. Auffallend genug sind die höhern Angelegenheiten der neuern Gesellschaft immer weit untergeordneteren Sachen nachgestellt worden. Man kann demnach mit Recht sagen, daß in Betreff der Politik die Hauptsache immer noch unter der Nebensache steht.

Jedermann wird unbedingt zugestehen, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke die Bildung der erzeugenden Kräfte in Frankreich von bei weitem größerer Wichtigkeit ist, als der Angriff gegen das bestehende Regierungs-System. Eben so gewiß ist es auch, daß für das Individuum die Interessen des gewerbtreibenden, des bürgerlichen und häuslichen Lebens den politischen Rechten bei weitem überlegen sind. Man könnte sagen, daß alle gesellschaft-

lichen Umstände herrühren von dem politischen Leben, wie von Ursach die Wirkung. Wir behaupten das Gegentheil, und was man die „Hintergehungen" der vertretenden Regierungen nennt, ist davon ein überführender Beweis. Der Zustand der Abgaben hängt mehr ab von dem Zustande des Einkommens, und von der Einrichtung der Arbeit, als der Zustand des Einkommens und die Organisirung der Arbeit von den Abgaben abhängen; um so mehr, als man über die Abgabenlast viel hin und hergestritten, ohne etwas anderes zu finden, als tausend Millionen Franken zu Befriedigung der Staats-Bedürfnisse, während alle Fragen, welche sich auf gesellschaftliche Oekonomie behufs der Besoldung und des Einkommens, gänzlich unerörtert geblieben sind.

Welches ist das wirkliche Gesetz des von allen Parteien in Frankreich angegriffenen christlichen Glaubens, das Gemeinschafts-Gesetz zwischen Katholizismus und Protestantismus, zwischen allen Sekten und allen verwaltenden oder dogmatischen Formen des Christenthums? Allgemeine Menschenliebe, Brüderlichkeit, Dahingebung, Aufopferung des Individuums zum Besten der Menschheit. Bedarf man eines andern Gesetzes in einem gesellschaftlichen Körper, wo die Interessen sich gegenseitig bekämpfen, wo die am stärksten sich beurkundende Neigung Eigennutz ist? Muß man nicht vielmehr ein solches Gesetz als unumgänglich nothwendig betrachten? —

In sittlicher Beziehung ist die Gesellschaft dergestalt geordnet, daß alle Leidenschaften durch und für das Familien-Gefühl geleitet werden. Soll man eine solche Moral vernichten, wenn alle übrigen Ver-

hältnisse durch Interesse-Anstöße zerrüttet werden, wenn das allein mögliche Dasein des Menschen, der arbeiten und in der Ordnung beharren will, das häusliche Leben, folglich die „Ehe“ ist? Im Gegentheil. Man muß hier erhalten, befestigen, nicht zerstören.

Beachten wir jetzt das Eigenthum. Es ist das Arbeits-Werkzeug der Gewerbthätigkeit. Die große Angelegenheit unsers Zeitalters ist also die Organisirung der Industrie. Glaubt man, das Eigenthum werde freiwillig zu seinen Unternehmungen die benöthigten Aerme in Anspruch nehmen, wenn es nicht gewiß ist, von diesen Unternehmungen sichere Vortheile zu gewinnen? Glaubt man, daß die Unternehmungen nicht um so leichter sein werden, je besser sie garantirt sind? In dieser Hinsicht ist noch wenig geschehen, selbst im Interesse der Erhaltung. Die Zivil- und Handelsgesetzbücher bieten noch mehr als eine Gelegenheit dar, den rechtschaffenen Mann zu Grunde zu richten, und den Schurken zu bereichern.

Das Eigenthum ist der materielle Ausdruck des gesellschaftlichen Werthes des Individuums. Wo es kein Hierarchie-Prinzip gibt, wo alle Handels-Verhältnisse nichts als Beziehungen gegenseitiger Ausbeutung sind, welche andere Sicherung der Unabhängigkeit und Freiheit kann man da haben, als den freien Besitz des Arbeits-Ertrages? Reichthum ist der nervus rerum gerendarum des gesellschaftlichen Krieges. Wer damit versehen ist, will sich nicht „entwaffnen,“ und er hat recht. Man muß auf dieser Seite den Kampf gleich zu machen sich bemühen, indem man

durch gute Gewerbthätigkeits-Anstalten den Eigenthumslosen den Erwerb des Eigenthums so viel als möglich erleichtert. Nichts ist also hier zu zerstören, sondern Alles zu erlangen.

Die verfassungsgemäß (konstitutionell) vertretende Regierung ist der politische Mechanismus, über den die Gesellschaft jetzt zu verfügen hat. Er kann zur Erzielung guter Gesetze dienen, insofern man gute Gesetzgeber hat. Alles hängt demnach ab von der politischen Erziehung der Vertreter und ihrer Bevollmächtigten. Keine Wahlreform könnte jetzt in Frankreich die zum gesellschaftlichen Fortschritte erforderliche Ideen- und Doktrine-Erneuerung geben. Eine Wahl-Reform kann jedenfalls vollbracht werden, ohne den Grundsatz des konstitutionell-vertretenden Systems zu verändern. Am allernothwendigsten wäre jetzt eine kräftige fortschreitende Initiative. Sie ist keineswegs unverträglich mit der vertretenden Regierung, um so mehr dann, wenn man ein gutes Gesetz über ministerielle Verantwortlichkeit hat.

Die zweckmäßigste Maßregel würde ein von der regierenden Macht in Ausübung zu stellendes Bemühen sein, den Ideen wieder eine feste Basis zu verleihen, durch positive Bestätigung alles Wahren und Guten, wie durch eine wohlverstandene Volks-Erziehung die geistige Anarchie und den schamlosen Verkehr der verkäuflichen Presse zu beseitigen. Das scheint uns das noch allein übrige Mittel zur radikalen Ausrottung des Uebels in seiner Wurzel. Unterdrückende und bestrafende Gesetze können und werden es nur noch mehr verschlimmern.

Alle dergleichen Institutionen vertragen sich sehr

wohl mit der Freiheit, während sie in Gefahr sich befinden dürfte, wenn man durch beschränkende Gesetze ihr ein Gegengewicht geben zu müssen glaubt. Darum auch wäre es für die wahre Freiheit am entsprechendsten, wenn sie, um der Ideen Fortschritte zu befördern, zu den zu ihrer Erhaltung nothwendigen Maßregeln thatkräftig mitwirken wollte. Der Handel mit Wahrheit und Lüge würde dadurch allein vernichtet werden. Und das würde, unsers Erachtens, ein so großes Uebel nicht sein.

Die der gesellschaftlichen Wissenschaft in Frankreich noch bevorstehenden Arbeiten lassen sich unter folgende Haupt-Rubriken begreifen:

Vervollkommnung des vertretenden Prinzips und Einrichtungsweise der zur Verwaltung erforderlichen Mittel und Wege;

Einführung und Anwendbarmachung dieses Prinzips und dieses Verfahrens in den noch nicht organisirten Sphären des gesellschaftlichen Lebens: in Kunst, Wissenschaft und Gewerbthätigkeit;

Stiftung von Handwerksschulen *), neben den Primar-Schulen, und Milderung der Verordnungen und Gebräuche zwischen Lehrlingen und Lehrmeistern;

Entwickelung der leitenden Räthe in Betreff der Landwirthschaft, des Handels und der Fabriken;

Einsetzung ähnlicher Anstalten in Bezug auf Wis-

*) Herr Emanuel Fellenberg, von Hofwyl, den man wohl als kompetenten Richter anführen darf, betrachtet dergleichen Anstalten in der Gesellschaft gegenwärtigem Zustande als unumgänglich nothwendige Hilfsmittel der Staatswissenschaft. M. s. den Aufsatz: „Emanuel Fellenberg und seine Gegner," im fünften Theile des laufenden Jahrgangs dieses Werks.

senschaft, Literatur, Kunst, Arzneikunde, den Lehrstand, ꝛc.;

Feststeuung eines übereinstimmenden Verwaltungs-Systems der Akademien, der gelehrten Gesellschaften und der Theater, den Munizipal- und Departements-Institutionen ähnlich;

Konstituirung desselben verwaltenden Einheits-Systems in Bezug auf die Vorsichts-Anstalten, die Banken, Sparkassen, Lebens- und Feuerschaden- ꝛc. Versicherungen, Armen- und Krankenhäuser, u. s. f.

Feststellung eines Finanz-Systems, welches alle diese Neugestaltungen in Ausführung zu bringen vergönnt, ohne den Abgabenpflichtigen neue Lasten aufzubürden, ein Punkt, der von entscheidender Wichtigkeit ist;

Gänzliche Umschmelzung des Rechts-Verfahrens;

Umschmelzung des Straf-Gesetzbuches und Einführung des Straf- und Besserungs-Systems im großen Maßstabe;

Vervollkommnung des Zivil-Gesetzbuches, vorzüglich in Betreff der Hypotheken, der Heiraths-Verträge, der Uebereinkünfte wegen Kauf und Miethe, wegen Verpachtungen und gegenseitige Verpflichtungen im Allgemeinen;

Vereinfachung der Handels-Gesetze und derselben Uebereinstimmung mit der Gesellschaft wirklichen Bedürfnissen, wie ihre Verwandlung in ein vollständiges System gewerbthätiger Gesetzgebung, welches die landwirthschaftlichen Arbeiten, das Manufakturwesen, das literarische, wissenschaftliche und künstlerische Eigenthumsrecht zu umfassen hätte;

Neugestaltung der Gesetzgebung über die Banken,

über Wechselbriefe und Verschreibungen, über den Kredit, die Zahlungs-Einstellungen und die Bankerotte.

Das ist ein Theil, vielleicht nur ein schwacher Theil der Arbeiten, welche der gesellschaftlichen Wissenschaft in Frankreich noch bevorstehen. Die darauf hinzielenden Studien können jedoch weder in den Wahl-Kollegien, noch in den politischen Klubs gemacht werden, eben so wenig als von kolumnenweis bezahlten Zeitungsschreibern, noch von weitschweifigen Parlaments-Rednern. Man bedarf zu diesem Zwecke Männer, die mit wirklicher Gelehrsamkeit, mit wirklicher Sachkenntniß einem solchen Unternehmen all ihre Zeit und Mühe widmen.

Unter seinen gegenwärtigen Verhältnissen scheidet sich die für die Zukunft wirkende Partei in Frankreich in zwei Klassen: in die der Umwälzungsmänner (hommes de révolution), und in die der Vervollkommnungsmänner (hommes du progrès). Von den ersten wird der alte politische Boden zerrissen, wird die Furche eingeschnitten, wird der Saame gestreut. Aber die Zeit ihres Wirkens ist kurz und verhängnißvoll. Den Vervollkommnungsmännern allein stehet die langsame, mühevolle Pflege der Grundsätze zu, das Studium der günstigen Zeiten zum Pfropfen dieser oder jener Idee, die ununterbrochene tägliche Arbeit, der jungen Pflanze Obhut, die Düngung des Bodens, die Erndte für alle.

Das Werk der Revolutionsmänner scheint jetzt vollendet. Sie haben im Juli 1830 ihre letzten drei Säetage gehabt. Seitdem hat das Werk der Vervollkommnungsmänner begonnen, zu dessen Fortsetzung vor Allem innere und äussere Ruhe erforderlich ist.

Mirabeau war ein Revolutionsmann; darum braucht man jetzt keinen Mirabeau mehr, eben so wenig als einen Robespierre und einen Napoleon. Man braucht einen Titus, einen Mark Aurel; angenommen daß Frankreich je solche Männer hervorbringen könne.

Aber bis zu eines solchen Mannes Auftreten suche man zu erhalten was ist. Freilich sind die meisten der gegenwärtigen Staatsmänner, denen das Schicksal dieses großen Landes anvertraut ist, ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Freilich gebricht es den großen Staatskörpern noch an umfassenden Ideen, an höherer Gleichstimmung. Freilich ist es betrübend, daß man so viel Zeit mit Arbeiten verschwendet, die, aller Mühe ungeachtet, dennoch fruchtlos bleiben müssen. Solches aber ist der menschlichen Vernunft Gang. Sie sucht das Bestehende so lang zu erhalten, bis sie endlich die Ueberzeugung gewinnt, daß es durchaus unerhaltbar ist. Durch langsames Verfahren, durch Zögern und Schwanken bemüht sich die staatswissenschaftliche und politische Vorsicht keinen Vortheil aufzugeben, so lange sie nicht durch einen andern von fast gleichem Werthe ihn zu ersetzen vermag.

Leider vergißt man darüber nur zu oft, daß die alleinige wahre Souveränetät die der Verstandeskraft ist, daß man vor Allem die Massen zu unterrichten, aufzuklären habe, und daß, wenn des Volkes Intelligenz zur Reife gediehen, es dadurch allein souverän sein wird. Indessen muß man sich immer erinnern, daß als 1814 erschien, die von der Revolution erzeugten Ideen noch sehr jung, sehr schwach waren, und daß die Restauration für sie keine gute Säugamme gewesen.

Die Gegenwart ist in Frankreich noch stürmisch und unsicher. Darf man nach ihr, und der Vergangenheit auf dieses Landes künftigen Zustand schliessen, würde ihm noch mehr als ein Unwetter bevorstehen, bis es endlich zu sicherer Ruhe und Ordnung gelangt. Die meisten Personen, welche jetzt zu regieren vorgeben, arbeiten im Finstern. Sie sehen und wissen nicht, was sie thun. Wenn einst, vielleicht bald, der große Tag der Erkenntniß anbricht, werden sie vielleicht erschrecken über ihr eigenes Werk. Ungewißheit und Unsicherheit sind jetzt noch vorherrschend in der politischen Wissenschaft. Wo ist der Kompas, dessen man sich unter solchen Umständen zu bedienen hat? Man ziehe die Vernunft, nichts als die einfache gesunde Vernunft zu Rathe, und steure dann getrost auf das unübersehbare Meer der Zukunft hinaus. Vernunft allein muß Frankreichs fernerweitiger alleiniger Leitstern sein.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Vor dem Zuchtpolizei-Gericht in Angers ist ein Hexen-Prozeß verhandelt worden, der eben keinen erfreulichen Beweis von der so hoch gerühmten Aufklärung der Bevölkerung Frankreichs gibt. Die von einem gewandten Betrüger hintergangene Person, hatte sich sieben Jahre ausbeuten lassen, ohne je den Gedanken zu fassen, daß sie von ihrer Leichtgläubigkeit nichts als reinen Verlust gewinnen könne.

Die vierzigjährige Frau Trouillard zu Angers, auf der Straße nach Paris wohnhaft, lies sich vor 7 Jahren überreden, daß sie durch eine Prieſe Schnupftaback behext worden. Ein gewisser Jauneau, mégeïcur (Vieh-Doktor) zu Soulaines, versprach ihr, sie zu kuriren. Zu diesem Zwecke verkaufte er ihr von Zeit zu Zeit allerlei Nichtswürdigkeiten, wie Pillen von Brotkrume, mit einer Pfefferrinde, Pulver von Kraftmehl, mit Zucker, Salz und Ingwer versetzt, Elixiere von verdorbenem Wein, stark gepfeffert oder gesalzen, Laxiere, Brechmittel ꝛc., wofür er sich jedesmal bald 24 oder 30, bald 50 oder 100 Franken bezahlen lies.

Er bezog auf solche Weise von der leichtgläubigen Frau nicht weniger als 1500 Fr. (696 fl. 5 kr. rhein.) und setzte durch seine Mittel die Betrogene oft der Gefahr aus, wirklich krank zu werden. Unter andern Hauptmitteln, wofür er sich am theuersten bezahlen lies, gab er ihr drei Flaschen mit Urin gemischtes Wasser. Aus einer dieser Flaschen mußte sie trinken, aus der andern mußte sie in die Nase einschnaufen,

mit der Flüssigkeit aus der dritten mußte sie sich von Kopf zu Fuß einreiben.

Man begreift nicht die Albernheit einer Person, die weder durch Geruch noch durch Geschmack sich belehren lies, daß sie betrogen sei. Sie mußte auch eine todte Kröte zuerst am Halse, sodann unter ihrer Nachtmütze tragen, um die Beherxung zu heben. Ein anderes Mal gab der Viehdoktor ihr lebendige Regenwürmer, welche sie hinter die Ohren legen, und um die Nase wickeln mußte. Man entnimmt diesem Beispiel, welche Abgeschmacktheiten, wie empörend sie auch sein mögen, das gemeine Volk in dem aufgeklärten Frankreich sich noch als unfehlbare Mittel anhängen läßt. — Der Hexenmeister wurde zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Aber die Betrogene erhielt ihr Geld nicht wieder.

Poudelet war noch nicht 16 Jahr alt, als er schon, eines Silbergeschirr-Diebstahls wegen, für 20 Monate ins Zuchthaus geschickt wurde. Kaum hatte er diese Strafe überstanden, so kehrte er auf 6 Monat in die öffentliche Verderbungs-Anstalt zurück, weil er gegen einen Vorsteher mit Worten und Geberden sich gröblich vergangen. Neuerdings erschien er zum dritten Male vor der Gerechtigkeit, mehrerer an seinem Vater verübten Mißhandlungen wegen.

Poudelet ist noch nicht 19 Jahr alt. Er ist ziemlich wohl gebildet, und scheint viel Entschlossenheit zu haben. Sein Benehmen vor Gericht war weder schüchtern noch frech. Er behauptete, daß man ihm Unrecht gethan, daß er Unrecht nicht ertragen könne, und daß er sich deshalb an dem zu rächen gesucht,

dem er die Ursach seiner ersten Verwahrlosung zuschreiben müsse.

„Hätte mein Vater mich strenger gehalten," sagte er, „hätte er mich nicht in allen meinen Fehlern bestärkt, würde ich nicht so verdorben sein, als ich es jetzt bin. Ich erkenne selbst meine Schlechtigkeit. Aber an wem ligt die Schuld, wo nicht an meinem Vater, der mit gutem Beispiel mir hätte vorangehen sollen? Durch seine verdammliche Schwäche und Nachsicht bei allen meinen Bubenstreichen, hat er gewissermaßen zum Verbrecher mich auferzogen. Ich habe jetzt die schreckliche Ueberzeugung, daß ich zu nichts anderem tauglich bin. Uebles zu thun, Unheil anzustiften, andern Schaden zuzufügen, ist mir zum Bedürfniß geworden. Wäre ich noch nicht ganz schlecht gewesen, mein langer Aufenthalt im Zuchthause hätte mich dennoch in den Abgrund des Verderbens gestoßen. Die Lehren, welche mir da zu Theil geworden, haben sich tief eingegraben in meine junge Einbildungskraft, und lassen anderen Vorstellungen keinen Raum. Ich bin verdammt, Böses zu thun, und kein Urtheilsspruch, wie streng er auch sei, wird je meine Besserung zu veranlassen vermögen."

Ungefähr in diesem Sinne, nur in einer gemeineren Sprache, räsonirte der junge Angeklagte vor den Assisen in Nantes. Seines letzten Vergehens besondere Umstände waren folgende:

Den 20. Oktober 1833 drang Poudelet in seines Vaters Haus, das verschlossen war, durch ein Fenster, welches er vorher zerschlagen. Er fand seinen Vater schlafend im Bette. Um ihn zu wecken, ver-

ſetzte er ihm mehrere Fauſtſchläge ins Geſicht. Er ergriff ſodann eine Flaſche, und arbeitete damit ſo lange auf dem Schädel des unglücklichen Mannes, bis ſie in Stücke zerſprang, und es dieſem, mit Blut überdeckt, und ſchrecklich zerfleiſcht, zu entrinnen gelang. Aber ſein Sohn holte ihm wieder ein, biß ihm tief in den Arm, und verſetzte ihm mit einer zweizackigen Gabel einen ſo nachdrücklichen Stoß in den Hinterkopf, daß ſie darin ſtecken blieb.

Einige Tage früher hatte er Vater, Mutter und Schweſter aus dem Hauſe getrieben, und ſie genöthigt, die Nacht in einem Graben zuzubringen. Mehr als einmal waren Mutter und Schweſter von ihm mißhandelt worden. Ein Zeuge berichtet, wie er dieſe letzte eines Abends im Hemde, hinter einer Hecke verborgen, angetroffen. Ihr Bruder hatte ſie in ihrem Bette überfallen, und dergeſtalt geſchlagen, daß beinahe kein unverletzter Fleck an ihrem ganzen Körper geblieben.

Bei dieſer Ausſage warf einer der Geſchwornen die Frage auf, ob der Angeklagte nicht verrückt ſei, oder ob er nicht vielleicht eine Verletzung am Kopfe erlitten, deren Folgen ihm manchmal die Fähigkeit nähmen, zu wiſſen, was er thue? Poudelet ſelbſt erhob ſich gegen eine ſolche Vorausſetzung mit ganzer Kraft. Er wiſſe ſehr wohl, was er beginne, ſagte er, wenn er ſeine Eltern und ſeine Geſchwiſter mißhandle. Sie ſeien ſeines Verderbens Urheber, und er räche ſich an Denen, welchen er alle ſein Unglück zuſchreiben müſſe.

Guichard, Maire von Sucé (dem Wohnort des Angeklagten) berichtete, daß Poudelet in ſeinem Dorfe

allgemein gehaßt und gefürchtet werde. Es gebe in dem ganzen Orte vielleicht nicht eine Person, die sich über ihn nicht zu beklagen habe. Sobald er das Wirthshaus betreten, verlasse es Jedermann, weil er nach wenigen Minuten mit dem Ersten Besten Händel anfange, und ihn mit seinem Messer bedrohe. Die Schuld einer so beispiellosen Verdorbenheit lige an den Eltern des Angeklagten, die dadurch, daß sie alle seine Jugendstreiche nicht blos ungestraft gelassen, sondern daran sogar ihre Freude gefunden, ihn aufs Aeusserste verwahrloset hätten.

Nachdem Poudelet am 20. Oktober seinen Vater aus dem Hause vertrieben, blieb er ganz ruhig in demselben, entkleidete sich, und legte sich in das Bett, welches er seinen Erzeuger so eben zu verlassen gezwungen. Als am andern Morgen die Gendarmen eintrafen, um ihn zu verhaften, fanden sie alle Thüren verschlossen und verrammelt. Ihre Aufforderungen, ihnen zu öffnen, blieben fruchtlos. Sie legten nun eine Leiter an, um durch's Fenster in's Innere zu gelangen. Poudelet warf Leiter und Gendarmen zu Boden. Diese letzten wiederholten ihren Ersteigungsversuch, und erreichten endlich das Fenster, der gegen sie geschleuderten Steine und Hausgeräthe ungeachtet. Nach langem Kampfe wurde der Angeklagte zu Boden geworfen. Aber noch ergab er sich nicht. Er zerriß seinen Gegnern die Kleider, und biß einen davon mit solcher Gewalt ins Bein, daß ihm Sohle und Absatz des Schuhes zwischen den Zähnen blieben. Schon gebunden packte er noch einen Gendarmen am Ohr und riß ihm mit den Zähnen ein Stück vom Ohrläppchen ab. Er wollte nicht von der Stelle, und

man brauchte 4 ½ Stunden, um ihn die Stunde Weges von Sucé bis Carquefou zu schleifen.

Nach seiner Ankunft im Gefängnisse war er ein ganz anderer Mensch. Er bat die Gendarmen um Verzeihung, seines hartnäckigen Widerstandes wegen, ergoß sich aber zugleich in Verwünschungen gegen seine Eltern, und sagte:

„Ich bedaure nichts, als daß ich nicht vorher Vater, Mutter und Schwester umgebracht. Mein Elend wäre dann vielleicht bald zu Ende. Gott verdamme die eigentlichen Urheber meiner Verdorbenheit. Ich könnte ein ordentlicher, rechtschaffener Mensch sein, wenn sie mich gut erzogen hätten, während ich jetzt nichts als ein Scheusal bin, das Jedermanns Haß und Abscheu erregt. Früher oder später muß ich dafür Rache haben, blutige Rache, und stirbt mein Vater nicht eher, als ich meine Strafe überstanden habe, so stirbt er gewiß durch meine Hand.“

Man hatte ihn schon früher einmal sagen hören, als er grade sein Messer schliff: „Es ist um meinem Vater die Revüe passiren zu lassen.“ — Einige Geschworne bezeugten aller dieser Umstände wegen eine gewisse Abneigung, den Vater als Zeugen gegen seinen Sohn aussagen zu hören. Da es jedoch unumgänglich nöthig war, aus dem Munde der Verletzten selbst die Hauptumstände, worauf die Anklage sich begründete, zu vernehmen, so mußten Vater, Mutter und Schwester erscheinen, und andeuten, worin die erduldeten Mißhandlungen bestanden hätten.

Der Vater befand sich noch in einem Zustande, der alle weitere Aussagen seinerseits überflüssig machte. Er hatte Kopf und Gesicht mit Pflastern bedeckt, und

konnte seinen Arm nicht bewegen. Es war den Geschwornen unmöglich, mildernde Umstände geltend zu machen, weshalb auf ihre Schuldig-Erklärung Poudelet zu zehnjähriger Einsperrung, und einstündiger Ausstellung an den Pranger verurtheilt wurde. Er sollte überdem während seiner ganzen übrigen Lebenszeit unter besondere Aufsicht der Polizei gestellt bleiben.

Die bekannte Abenteuerin Luise Herbez, genannt Gräfin Antonia Elisabeth von Bellefonds, angebliche natürliche Tochter Karls X, eigentlich aber gebürtig von Colombier, im Kanton Neuenburg (Schweiz), wo ihr Vater Winzer war, erschien vor Kurzem abermals vor dem Zuchtpolizei-Gericht in Fontainebleau, unter der doppelten Anklage des Diebstahls und der Landstreicherei *).

Unter dem Namen Herminia Gräfin von Olfermann, oder Adolfermans, hatte sie ihre letzte Verurtheilung erlitten. Ihre vorletzte war ihr unter der Bezeichnung einer verwittweten Prinzessin Abdulakam, Fürstin von Mysore, zu Theil geworden. Sie hatte Unterricht in der Sanskritsprache gegeben, nebenbei Weinproben verkauft, welche sie vorher bei Weinhändlern gefordert, und silberne Löffel gestohlen. Als Wittwe eines persischen Juden, Namens Nages Abdulazane, war sie der Entwendung eines Regenschirms

*) Man sehe über diese höchst sonderbare Person, die bereits mehr als zwölfmal vor Gericht erschienen, die verschiedenen Aufsätze: „Merkwürdige Rechtshändel," in den früheren Jahrgängen unseres Werkes.

wegen angeklagt, doch freigesprochen worden. Jetzt trat sie auf unter dem Namen Mathilde Bellenot, Wittwe des Baron von Wolfen, gewesenen Obersten des ersten Lanzenreiter-Regiments der ehemaligen kaiserlichen Garde. Rechts und links von Gendarmen flankirt, nahm sie auf der Verbrecherbank Platz, schauete mit verachtenden Blicken um sich, und verhüllte sodann ihr Gesicht mit einem dichten Schleier.

Aus der Anklagsakte ergibt sich, daß die angebliche Wittwe des Baron von Wolfen (ein Brief des Kriegsministers bescheinigt, daß es nie einen Offizier dieses Namens in den beiden Lanzenreiter-Regimentern der Garde gegeben) beschuldigt ist: 1. am 19. Juni 1833 sechs silberne Gabeln und Löffel bei dem Speisewirth Ledoux, in Versailles, entwendet zu haben; 2. am 20. September desselben Jahres 4 silberne Löffel und Gabeln bei dem Speisewirth Lefebvre, in Compiegne, gestohlen zu haben; 3. am 11. Oktober acht silberne Löffel und Gabeln bei Morlet-Bellot, Wirth im blauen Zifferblatt, in Fontainebleau, mitgenommen zu haben; 4. in dem Zustande der Landstreicherei sich zu befinden, und keinen bestimmten Wohnort zu haben.

Auf die von dem Präsidenten an die Angeklagte gerichteten Fragen, gab sie sich die vorangedeuteten Namen, doch wollte sie weder über ihren Wohnort, noch über ihr Gewerbe und ihre Existenzmittel irgend eine Auskunft ertheilen. Sie weigerte sich ebenfalls, ihren Schleier zu erheben.

„Ich bin kein Popanz," sagte sie, „den man nach Gefallen auf- oder zudecken kann. Ueberdem

will ich von diesem Lumpengesindel (auf das Publikum deutend) nicht gesehen sein, und wenn man den geringsten Begriff von Ehrgefühl hat, wird man meine Weigerung leicht begreiflich finden. Eine Frau von meinem Stande unter der Last einer Anklage zu erblicken, welche die Menschheit empört, das ist ein Schauspiel, worüber Engel weinen und Teufel lachen möchten. Ich wiederhole meinen festen Entschluß: ich erhebe den Schleier nicht, und bin bereit, alle Folgen meiner Weigerung zu erdulden."

Da alle Vorstellungen fruchtlos blieben, ertheilte der Präsident dem einen Gendarmen den Befehl, den Schleier wegzunehmen. Die Angeklagte warf sich ihm entgegen, versuchte es, ihm den Säbel aus der Scheide zu reissen, und als ihr Vorhaben nicht gelang, spie sie ihm ins Gesicht, versetzte ihm mehrere Fußtritte, und sank endlich erschöpft auf ihre Bank. Der Gendarme benutzte diesen Augenblick, und riß ihr den Schleier, der drei Dutzend Stecknadeln ungeachtet, womit er befestigt war, vom Gesicht.

Man erblickte nun eine ungefähr 50jährige Frau, mit starkgezeichneten, unangenehmen Zügen, einem schielenden, falschen Blicke, und heftig zuckendem Munde, woraus die Drohung hervorpolterte: „Wart, Schurke, das sollst du mir entgelten. Und Ihr, Richter, Euch bezüchtige ich einer willkürlichen That, eines Angriffes gegen die individuelle Freiheit, gegen Menschen- und Völkerrecht. Wisset, daß meine Person geheiligt ist."

Dieser Umstand hatte weiter keine Folgen. Auf alle an die Angeklagte gerichtete Fragen äusserte sie sich mit vieler Umsicht und Schlauheit. Indessen

waren der Zeugen Aussagen zu bestimmt, um noch irgend einen Zweifel über ihre Schuld lassen zu können. Mit Wuth erhob sie sich gegen alle sie betreffenden Beschuldigungen, nannte die Zeugen Elende, Schurken, Betrüger, Ungeheuer, die bald im Sklavenkerker zu Toulon die Kugel geschleift, bald von der Hölle gegen sie ausgespien worden.

Die Umstände, welche die drei ihr zur Last gelegten Diebstähle begleiteten, sind übereinstimmend ganz dieselben. Wie sie an dem einen Orte sich benommen, so auch an dem andern. Sie langt mit der öffentlichen Kutsche in einer Stadt an, miethet unverweilt in einem Bürgerhause eine Wohnung, wendet sich sodann an einen Speisewirth, und bestellt bei ihm ein Mittagsessen für 5, 6 oder 8 Personen, die in ihrem Zimmer speisen wollen. Der Tisch wird gedeckt, silberne Löffel und Gabeln werden aufgelegt. Es ist Zeit, sich zu Tisch zu setzen. Aber die Gäste erscheinen nicht. Die Dame geräth darüber in Verwunderung, wird ungeduldig und zürnt gegen die Ausbleibenden. Indessen weiß sie, wo sie zu finden sind, und eilt, sie zu holen. Sie verschließt mit Vorsicht das Zimmer, steckt den Schlüssel ein, und entfernt sich, um nicht mehr wieder zu kommen.

Die Reihe sich zu wundern, ist nun an den Hausherrn und an dem Speisewirth. Nach einigem Hin- und Herreden wenden beide sich an den Polizei-Kommissär, der, das Zimmer öffnen läßt. Man findet wohl noch das Essen auf dem Tische. Aber die silbernen Gabel und Löffeln fehlen. Sie sind verschwunden, insofern die Gendarmen sie nicht in dem Stricksack der Entflohenen wieder finden, wie das zu Melun,

nach dem von der Baronin von Wolfen in Fontainebleau gemachtem Coup, geschehen.

Die Angeklagte hatte ursprünglich zwei Vertheidigungs-Systeme angenommen, welche sie mit vieler Beharrlichkeit entwickelte. Das erste bestand darin, nicht blos die in Versailles und in Compiegne verübten Diebstähle gradezu abzuleugnen, sondern auch zu behaupten, daß die in Fontainebleau gestohlenen Löffel und Gabeln, welche man in ihrem Sack gefunden, ihr gehörten, daß sie dieselben von ihrer Base geerbt, aber durch einen Betrüger beraubt worden; sie in Fontainebleau wiedergefunden, und als ihr rechtmäßiges Eigenthum zu sich genommen habe, nach dem alten Lehrspruch: Man nimmt das Seinige, wo man es wieder erlangen kann. Ihre Tante, fügte sie hinzu, hieß Sophie Bellenot, und auf den Löffeln und Gabeln stehe ganz deutlich, und mit allen Buchstaben: Morlet-Bellot (Name des Speisewirths), folglich gehöre ihr das Silbergeschirr, und zwar von Rechtswegen.

Das Gericht theilte dies juridische Raisonnement nicht, und der Präsident machte ihr bemerkbar, daß sie dadurch nur sich kompromittire, statt sich zu rechtfertigen. Sie nahm nun ihre Zuflucht zu dem zweiten System, und erklärte, daß sie oft geistesabwesend sei, und nicht wisse, was sie in solchen Augenblicken thue. Es sei möglich, daß sie während einem Anfalle von Wahnsinn das Silbergeschirr des Speisewirths in Fontainebleau eingesteckt, doch habe sie davon nicht die mindeste Erinnerung. Als die Gendarmen zu Melun die Löffel und Gabeln in ihrem Strickſack fanden, erstaunte sie eben so sehr, wie die Söhne Fa-

kobs, da die ägyptischen Abgeordneten einen der silbernen Becher des Königs von Aegypten in ihren Säcken entdeckten....

Ueberdem habe sie mehr als einen Beweis von ihrer Geisteszerrüttung gegeben. So habe sie aus ihrem Gefängnisse die zärtlichsten Briefe an ihren verstorbenen Gemahl gerichtet, und dieselben folgendergestalt adressirt: An den Herrn Baron von Wolfen, Kavallerie-Oberst im Dienste des Erzengels Raphael, im Paradies, in der Sonnen-Region. Sie habe steif und fest sich eingebildet, daß diese Briefe an ihre Adresse gelangen würden durch die kleine Post, welche täglich um Mitternacht nach dem Paradiese abgeht.

Ein anderes Mal habe sie sich eingebildet, sie befinde sich im Wochenbett, und habe dem sie besuchenden Arzt eine hübsch herausgeputzte, mit Tüchern umwickelte Flasche dargeboten, glaubend es sei ihr Kind. Auf ihr Verlangen wurde der Doktor über diese Szene vernommen. Er äusserte, daß er sich nicht einen Augenblick über den angeblichen Wahnsinn der Angeklagten habe täuschen lassen, und gab ihr öffentlich das ihr wahrscheinlich sehr unwillkommene Zeugniß, daß sie geistig und körperlich vollkommen gesund sei, und ihrer intellektuellen Kräfte mit ganzer Freiheit sich bedienen könne.

Von nun an beobachtete die Angeklagte ein beharrliches Schweigen, verschloß die Augen, legte den Kopf in eine ihrer Hände, und schien zu schlummern. Erst als der königliche Prokurator Michaux eine Skizze ihres abenteuerlichen Lebens entwarf, sie als ein Proteus darstellte, der allen Nachforschungen ent-

schlüpft; als er, mit den verschiedenartigsten aristokratischen Titeln und Bezeichnungen geschmückt, diese Frau in Gegenwart der Gerichte schilderte, bald als Gräfin oder Prinzessin, bald als Wittwe eines Juden oder eines muselmännischen Fürsten, heute als Frucht eines königlichen Inzests sich bezeichnend, morgen als Schriftstellerin oder Erzieherin auftretend; als er, mit einem Worte, das ganze Gewebe der verschiedenen Betrügereien enthüllte, deren sie sich schuldig gemacht, herrschte sie plötzlich auf, und schrie ihm befehlend zu:

„Statt mich zu verläumden und mit dem Schmutz ihrer Beschuldigungen mich zu bedecken, sollten Sie vielmehr damit sich beschäftigen, den Dieben nachzuspüren, und die Betrüger zu entlarven.“

— Das thue ich auch so eben, entgegnete der königliche Prokurator; und beschloß sein Requisitorium, indem er begehrte, daß die Angeklagte zu fünfjähriger Gefängnißstrafe und zehnjähriger polizeilicher Bewachung verurtheilt werde. Das Gericht fällte seine Sentenz in diesem Sinne, wonach die Baronin nach Paris geschafft wurde, um eines im silbernen Löwen, in der Straße Bourg-l'Abbé verübten Diebstahls wegen, vor den Assisen zu erscheinen, wo die über sie ausgesprochene Verurtheilung um das Doppelte gesteigert wurde.

Unter den rohesten und wildesten Mitgliedern der ehemaligen Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers, nahm ein gewisser Vignerte vielleicht den ersten Rang ein. Höchst pöbelhafte Sprache, Flüche, Zoten, Beschimpfungen ꝛc., das waren die politischen

und juridischen Mittel, welcher dieser französische „Republikaner“ sich bedienen zu müssen glaubte, zur Erzielung seiner patriotischen Zwecke.

Ohne alles edlere Gefühl, illuminirte er mit seinen Kameraden an Lafayettes Todestage sein Fenster, um den übrigen Gefangenen seine Freude über dies traurige Ereigniß, wie seine moralische Verworfenheit auf die augenscheinlichste Weise zu beurkunden.

Und als dieser Barbarenstreich in den Zeitungen beurtheilt wurde, wie er es verdiente, bemühete er sich, nach seiner Art durch Gemeinheiten ihn zu rechtfertigen, indem er den erlauchten Verstorbenen durch Beschuldigungen herabzusetzen unternahm, ihn einen Aristokratenknecht, einen verkappten Blutsauger des Volks, einen beschränkten Menschen nannte, dessen Tod für die französischen Republikaner ein glückliches Ereigniß sei, weshalb sie sich herzlich darüber freueten, woran sie seines Erachtens sehr wohl thäten.

Unter der Anklage der Aufreizung zum Umsturz der Regierung, zum Haß gegen dieselbe, und zur Erregung des Bürgerkrieges, durch eine von ihm herausgegebene Schrift, erschien Vignerte vor den Assisen mit derselben höhnenden Haltung, die ihm, den Gerichten gegenüber, Nothwendigkeit scheint. Nachstehende Stelle seiner Schrift diente als Hauptgrund der gegen ihn gerichteten Anklage:

„Will man wissen, was man in den Sektionen (der Gesellschaft der Menschenrechte) sagt? Man höre:

„Nieder mit allen Vorrechten, selbst mit denen der Geburt und des Eigenthums! Nieder mit dem

Monopol des Reichthums! Nieder mit der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen! Nieder mit allen gesellschaftlichen Ungleichheiten! Nieder mit der verfluchten (infâme) Einrichtung, wo zahlreiche Schmarotzer sich nur die Mühe geben, geboren zu werden, um in Ueberfluß, in Müßiggang, von der Arbeit ihrer unglücklichen Brüder zu leben!

„Der Individualismus, der die Gesellschaft schmälert (rogne), mache endlich der Dahingebung Platz, die allein ihre Blüte sichern kann. Keine Faktionen, keine Quälereien (tiraillemens), keine Kasten mehr! Vivat Eintracht und politische Einheit! Vivat die mittelpunktseinige Republik! Vivat die allgemeine Stimmfähigkeit! Vivat das Volk! Von Rechtswegen Souverän, wird es bald auch durch die That Souverän sein!

„Dem Volke stehet die Gutheißung aller Gesetze zu, nachdem sie zuvor von seinen Bevollmächtigten erörtert worden. Das Volk allein kann nach Gutdünken seine Regierung einsetzen, und derselben Form verändern; es kann seine höchsten Magistratspersonen wählen, und sie absetzen, je nachdem es ihm gefällt; es kann sie bestrafen, wenn sie ihre Amtspflicht verletzen.

„Das Volk bewacht und bebauet den Boden, es befruchtet Handel und Industrie, es schafft alle Reichthümer: ihm also stehet das Recht zu, das Eigenthum zu organisiren, eine billige Vertheilung der gesellschaftlichen Lasten und Genüsse zu bestimmen, mit einem Worte, die öffentliche Ordnung auf die zum Besten aller entsprechendste Weise einzurichten.“

Weiter unten las man, als Antwort auf einen

Aufsatz im National (einer republikanischen Zeitung) folgende Worte:

„Wo sind denn die Umstände, die dem National ein so sonderbares Faktum haben eingeben können? Wäre es etwa das Benehmen der politischen Gesellschaften während den drei Tagen (im Juni 1832)? Wahrlich, die Gelegenheit wäre gut gewählt. Wir glauben, wir, daß der Republikaner Benehmen bei dieser Gelegenheit uns die schönsten Hoffnungen geben muß über den nahen Erfolg unserer herrlichen Sache.

„Zum ersten Male seit Juli (1830) hat diese Partei sich organisirt und disziplinirt gezeigt. Also hat in der Gesellschaft der Menschenrechte der Ausschuß den Sektionen geboten, in den bestimmten Oertlichkeiten versammelt zu bleiben, und alle Mitglieder waren auf ihrem Posten. Der Ausschuß, der den Eifer, die Dahingebung, den Heldenmuth der Sektionärs kennt, hat es nicht für entsprechend gehalten, dem 7. August (der Königswahl) gegenüber, diese für die Freiheit so leidenschaftlichen, gegen den Despotismus so erbitterten Männer zu stellen. Alle haben sich in die Verordnungen des Ausschusses gefügt, alle haben ihrem Hasse Schweigen geboten, und ihren Eifer vertagt. Nicht ein Sektionär ist bei der Revüe gegenwärtig gewesen. So ist ein trauriges Zusammenstoßen vermieden worden, und ohne die Verbündung, ohne die Organisation, welche Sie angreifen, wäre das republikanische Blut vielleicht zum zweitenmale geflossen.“

Da sich aus vorstehenden Stellen nicht gradezu die Punkte erweisen liessen, um die gegen Vignerte anhängig gemachte Klage durch sie vollkommen zu

rechtfertigen, welche Mühe in diesem Betrachte der General-Advokat Berville sich auch geben mochte, erklärten die Geschwornen den Angeklagten für nicht schuldig, der nun, zur Vollbringung des früher über ihn ausgesprochenen Urtheils, wieder in sein Gefängniß gebracht wurde.

Anton Pélissier und Reine Galy, sein Kebsweib, waren beschuldigt, eine Kirche beraubt und sodann Feuer angelegt zu haben. Der erste hatte schon mehrmals Verkehr mit der Kriminal-Justiz gehabt. Er war 1822 zu fünfjähriger, und 1828 zu 10jähriger Haft verurtheilt worden, hatte sich jedoch der Vollstreckung dieser letzten Sentenz durch die Flucht entzogen. Vor Gericht schien er sehr ruhig. Alle seine Antworten hatten etwas Geheimnißvolles. Auf die Frage nach seinem Namen, entgegnete er: Eigentlich heiße ich Germe David. Die unwissenden Leute in meiner Gemeinde aber, die nicht meine wirklichen Eigenschaften kennen, und von meiner hohen Mission auf Erden nichts wissen, nennen mich Johann Anton Pélissier.

Präsident. Ihr seid eines Brandstiftungs-Versuches und eines Kirchen-Diebstahls zu Montels wegen angeklagt. Was habt Ihr zu entgegnen?

Antwort. Ich bin für nichts in diesem Verbrechen. Aber ich wußte, daß es sich ereignen sollte. Die Bibel hatte es mir gesagt, und der unsichtbare Geist, der sich jeden Tag mit mir unterhält, hatte es mir verkündet.

Präs. Was versteht Ihr unter diesem angeblichen unsichtbaren Geiste?

Ant. Bald sehe ich ihn, bald sehe ich ihn nicht, wenn er zu mir spricht. Der ewige Vater sendet ihn mir, um mir zu offenbaren, was geschehen soll.

Er sagte das Alles, ohne eine Miene zu verziehen, und schien in seiner Rolle sehr eingeübt; denn nichts war im Stande, ihn ausser Fassung zu bringen. Er bat den Präsidenten, ein von ihm geschriebenes Heft zu durchsehen, das ein Kommentar der Bibel sein sollte. Auf dem Einband dieses Heftes befindet sich eine Kupferplatte mit dem eingegrabenen Worte: „Christ.“

Einige Monate vor Beraubung der Kirche in Montels, hatte Pélissier zu vielen Personen gesagt, sein Dämon habe ihm berichtet, daß die Kirche des Ortes unfehlbar bestohlen werden würde. Er bestimmte jedoch nicht den Tag, wie sehr man deshalb auch in ihn gedrungen war. Bald nachher fügte er zu obiger Prophezeihung noch die zweite, daß man die Kirche anzünden werde, und daß, wenn die Leute am nächsten Morgen aufständen, sie nichts als einen Trümmerhaufen erblicken würden.

Man beobachtete den Angeklagten von jetzt an sehr genau, um ihn, im Fall er wirklich die Absicht habe, die Kirche zu bestehlen und sie niederzubrennen, in seinem Vorhaben zu verhindern. Da jedoch mehrere Monate verstrichen, ohne daß man etwas Verdächtiges in seinem Benehmen bemerkte, hielt man seine Rede für albernes Geschwätz, und gab nicht weiter Acht auf ihn, bis auf einmal am 5. Mai 1833 seine Vorausfagung in Erfüllung ging.

Als man am nächsten Morgen die Kirchenthür öffnete, fand man des Gebäudes Inneres mit Rauch

angefüllt, und Alles darin in der größten Unordnun Man hatte die silbernen Kommunion-Gefäße und andere Gegenstände von Werth entwendet, den Kirchenstock erbrochen, und das darin befindliche Geld genommen. Vor dem Hochaltar waren eine Menge Stühle aufgehäuft und angezündet worden. Sie waren größtentheils verbrannt, eben so ein Gemälde über dem Altar, und ein Meßgewand, das man über die Stühle geworfen. Nach langem Suchen entdeckte man alle gestohlenen Gegenstände. Sie waren in hohlen Bäumen, in der Umgebung der Kirche, verborgen.

Die öffentliche Stimme beschuldigte Anton Pélissier des Begehens dieses Doppelverbrechens. Man hatte ihn am Abend vor demselben in Nähe der Kirche bemerkt, beschäftigt mit dem Betrachten eines Baumes, auf welchen der Uebelthäter geklettert zu sein schien, um das Kirchenfenster zu erreichen. Am andern Morgen sah man ihn bei Tagesanbruch in sein Haus schlüpfen, mit einem Korb am Arm, worin man später Schwamm und einen Feuerstein fand.

Alle diese Umstände, wie des Angeklagten häufige Widersprüche, zeugten gegen ihn, und alles Bestrebens seines Advokaten ungeachtet, ihn als einen schwachsinnigen, doch nicht bösartigen Menschen darzustellen, wurde er von den Geschwornen, mit mildernden Umständen für schuldig erklärt, und zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt. Reine Galy wurde freigesprochen.

Im Allgemeinen hat der Jury in Frankreich eine große Abneigung, ein unbedingtes „Schuldig“ abzu-

geben, wenn sich, nach dem Gehalte des verübten Verbrechens, voraussetzen läßt, daß ein Todesurtheil die Folge seines Ausspruches sein könne. Wie erwiesen also auch die reiflich erwägende Verworfenheit des Verbrechens sei, und selbst wenn die von ihm verübte Uebelthat mit allen erschwerenden Umständen des Vorbedachts, der Auflauerung und der Beraubung begleitet gewesen, ermangeln die Geschwornen dennoch selten oder nie, ausdrücklich ihrem Verdikt beizufügen, daß in der Sache mildernde Umstände zu Gunsten des Angeklagten vorhanden seien.

Man kann solch Verfahren (das im Allgemeinen jedoch der Gesellschaft mehr schädlich als nützlich ist, weil es den Verbrecher hoffen läßt, immer mit dem Leben den gegen ihn gerichteten Verfolgungen der Gerechtigkeit zu entgehen) nur durch eine entschiedene Abneigung der Geschwornen gegen die Todesstrafe, erklären. Nachstehender Rechtsfall, worin rechtskräftigerweise nicht der mindeste mildernde Umstand hätte geltend gemacht werden können, wäre man genöthigt gewesen, ihn ausdrücklich zu bezeichnen, scheint uns dazu einen auffallenden Beleg zu geben.

In der Nacht vom 6. zum 7. Mai 1833 brach Feuer aus im Weiler la Garenne, zur Gemeinde Grumenil, im Nieder-Seine-Departement, gehörig. Das von der Wittwe Dabancourt bewohnte Haus brannte gänzlich nieder. Alle Hilfe war vergebens; es war unmöglich, weder dem Feuer Einhalt zu thun, noch irgend etwas zu retten.

Man suchte des Hauses Eigenthümerin, fand sie jedoch nirgends, und mußte nun besorgen, daß sie in den Flammen umgekommen sei. Es wurden Nach-

forschungen angestellt, und auf einem halb verkohlten Bette fand man eine unförmliche Fleischmasse, die man als Ueberrest der Wittwe Dabancourt erkannte. Schon wollte man diese Masse verscharren, als der Maire es verhinderte, und eine ärztliche Untersuchung befahl.

Die Aussagen einiger Personen vermochten ihn zu diesem Verfahren. Sie behaupteten, bald nach Mitternacht einen Mann von hohem Wuchs gesehen zu haben, der von dem niedergebrannten Hause herkam, und mit Hilfe zweier Stöcke einen dem Anschein nach schweren Ballen auf dem Rücken trug. Sie hatten ihn angesprochen, er aber war mit verdoppelten Schritten stumm vorübergegangen. Ganz in der Nähe des Hauses der Wittwe Dabancourt hatte man auch ein Stück mit Blut bedeckter Leinwand gefunden, das von der Näherin der Verbrannten, als dieser ehemals gehörig, erkannt wurde.

Obgleich die Wittwe Dabancourt ziemlich kümmerlich lebte, und beständig von ihrer Armuth sprach, wurde sie dennoch allgemein für wohlhabend, wo nicht für reich gehalten. Man wollte viel baares Geld, Kleinodien und besonders sehr viel Wäsche bei ihr gesehen haben. Vergebens suchte man in der Asche nach Silber und Gold. Man fand nichts, als in einem entlegenen Winkel eine goldene Dose und eine silberne Uhr, nebst einer geringen Geldsumme, welche sie dort verborgen zu haben schien. An der Stelle dagegen, wo früher ein großer Schrank gestanden, worin, wie sie selbst geäussert, alle ihr Hab' und Gut war, entdeckte man durchaus keine Spur von Geld, oder von anderen Sachen von Werth. Es schien also

sehr wahrscheinlich, daß ein Uebelthäter daraus das Beste genommen, bevor er das Haus in Brand gesteckt. Aus dem mit Blut bedeckten Stück Leinwand ließ sich schließen, daß er die Unglückliche vorher ermordet, und daß er nur Feuer angelegt, um jede Spur seines Verbrechens zu verwischen.

Die Ueberreste der Wittwe Dabancourt wurden von einem Arzt genau untersucht. Das Feuer hatte daran so große Verheerungen angerichtet, daß man auf den ersten Blick in ihnen kaum noch einen menschlichen Körper erkannte. Die linke Seite des Kopfes jedoch, welche auf dem Kopfkissen gelegen, war von den Flammen unversehrt geblieben, des aus einer tiefen Wunde, die auf dieser Seite im Schädel sich befand, geströmten Blutes wegen.

Nach sorgsamer Abwaschung fand man hier den Kopf mehr zermalmt, als gespalten. Es war also erwiesen, daß die Unglückliche zuerst ermordet worden, bevor man es unternommen, sie zu verbrennen. Der Mörder hatte sein Opfer umgewendet, damit, wenn die Nachbarn herbeieilten, das Feuer zu löschen, sie nicht gleich die Spur des gewaltsamen Todes erkennen möchten. Diese Vorsicht aber, durch welche der Uebelthäter sich zu sichern geglaubt, enthüllte vielmehr der Gerechtigkeit sein Verbrechen, und verhinderte, daß es unbestraft bleibe.

Der Angeklagte war ein gewisser Thibeaudeau, der seit Langem in der Gegend in sehr übelm Ruf gestanden. Ohne arbeiten zu wollen, obgleich er jung, stark und gesund war, streifte er unstät umher, und war besonders das Entsetzen aller jungen Frauen

und Mädchen, die er an entlegenen Orten mit wahrhaft viehischer Wuth überfiel.

Daß er die Wittwe Dabancourt ermordet, um sie zu bestehlen, und daß er ihr Haus in Brand gesteckt, um sein Verbrechen zu verbergen, unterlag keinem Zweifel, seitdem man eine große Menge jener Unglücklichen gehörige Sachen in seinem Besitz gefunden, seitdem man seine mit Blut besudelten Kleider entdeckt, und er sich so sehr in seinen Aussagen widersprochen, daß sein beharrliches Leugnen selbst, als ein Beweis mehr der Vorausberechnung betrachtet werden konnte, womit er sein Verbrechen zuerst reiflich erwogen, sodann in Ausführung gebracht hatte.

Obgleich die Geschwornen ihn nun nicht anders als schuldig erklären konnten, fügten sie dennoch hinzu, daß zu seinen Gunsten mildernde Umstände vorhanden seien, wonach er auf Lebenszeit zu den Galeeren, und zur öffentlichen Ausstellung verurtheilt wurde.

Lequillet, wie sehr er sich auch bemühen möge, sein Gleichgewicht zu bewahren, beweißt durch seine Geberden und Schwankungen dennoch zur Genüge, daß er noch zum Theil unter dem Einflusse der Blaumontags-Libationen sich befindet, und daß er mehr als einen Bock und eine Elster dem Weingott als Opfer dargebracht. Man entnimmt aus seinem wie die keusche Luna glühenden Gesichte, wenn Phöbus sie geküßt, aus seinen sprühenden Augen, und dem Zucken seiner Gesichtsnerven, daß er coutumier du fait ist, und daß er, um vor Gericht zu erscheinen, keine Ausnahme von seiner gewöhnlichen Trunkenheits-

Regel gemacht. Seiner beschwerten Zunge ungeachtet, wollte er sich das Recht nicht nehmen lassen, seine Sache selbst vorzustellen. Alle Bitten seines Advokaten waren vergebens. Präsident und Gerichtsdiener verschwendeten umsonst ihren Eifer, ihn zum Schweigen zu vermögen.

„Es ist eine Abscheulichkeit von Abscheulichkeit," schrie er, und schlug so stark auf das Eisengitter, vor welchem er saß, daß Alles ringsumher erbebte „ es ist eine „Coalision" aller Empörungen, meine Prokuratoren, eine .... suffit, um mich strafbar zu machen. Der schlechte Kerl da, pardon, excuse, meine Prokuratoren, hat mir procès-verbal gemacht, warum, quoi? Einer Uebertretung wegen par rapport auf die Hafen, und weil ich ihn Lump und Schurke genannt, der er ist, obgleich nie ein Fluch oder ein Schimpfwort über meine Lippen kommt.

„Aber Gott verdamme mich, wenn ich den verfluchten Hallunken auch zerrissen hätte, er hätte es verdient. Warum, meine Prokuratoren, warum schimpft er mich, mit Respekt zu melden, Republikaner? .... Ich verlange, daß er abgesetzt werde. Die Regierung darf keinen Angestellten behalten, der einen rechtschaffenen Bürger Republikaner nennt. Ich bezahle mein Patent, meine Thür- und Fenstersteuer; meine Centimes additionnels u. s. w.; und wenn, was ich sage, nicht wahrhaftig wahr ist, will ich, daß man mir den Kopf abschneide. Mein Kopf ist da, und ich halte Wort, so gewiß ich Lequillet heisse."

Bei diesen Worten riß der Angeklagte sein Halstuch ab, schlug den Hemdekragen zurück, und legte den Kopf auf die Brustwehr vor seine Bank, um zu

zeigen, daß er auf Alles bereit sei. Während der durch diese mimische Vorstellung entstandenen Pause, nahm sein Advokat das Wort und sagte:

Lequillet ist ein angesessener Bürger....

Der Angeklagte einfallend: Der zwei eigene Pferde hat.

Advokat. Vater von drei Kindern...

Lequillet. Alle hier gegenwärtig und besondere Liebhaber ihres Erzeugers.

Advokat. Als Eigenthümer und ruhiger Bürger, der auf Ordnung und Gesetzmäßigkeit hält...

Lequillet. Der die Herren Proletarier unendlich respektirt, wenn sie ihm zehn Schritt vom Leibe bleiben, und seinen Geldbeutel unrevolutionirt lassen....

Advokat... mußte es ihm höchst unangenehm sein, sich als Republikaner bezeichnet zu sehen.

Lequillet. Republikaner, ich? Prosit die Mahlzeit, und vive le Roi!

Endlich, nach langen Vorstellungen bringt man es so weit, daß der Angeklagte seinen Advokaten allein sprechen läßt. Dieser bemühete sich nun zu beweisen, daß wenn der Kläger über ihm widerfahrne gröbliche Beleidigungen sich beschwere, er dieselben dadurch sich zugezogen, daß er den Verklagten zuerst beschimpft, indem er ihn Republikaner genannt.

Das Gericht fand jedoch nicht, daß dies letzte Wort eine genügende Beleidigung konstituire, um dadurch alle die F....., b....., m....., c....., u. s. w. zu entschuldigen, womit Lequillet in seinem monarchischen Eifer den Hafenbeamten, in Ausübung seiner Amtspflicht, regalirt. Er wurde demnach zu 50 Franken (23 fl. 12 kr. rhein.) Strafe verurtheilt.

Kaum vernahm er diesen Ausspruch, so verlangte er, daß man ihn auf der Stelle nochmals richte, weil er von dem gefällten Urtheil appellire. Mit Mühe konnte der Gerichtsdiener ihm begreiflich machen, daß er sein Appell nicht hier, sondern vor dem königlichen Gerichtshofe anbringen müsse. Lequillet faßte ihn nun unterm Arm, und rief: „Nun, so bringt mich dahin, braver Mann; nachher wollen wir eine Maß Wein mit einander trinken.“

Unter den neuen Mitteln, deren die Sippschaft der schlauen Betrüger in Frankreich (vorzüglich in Paris) sich bedient, verdient besonders nachstehendes angedeutet zu werden. Bei wohlhabenden Personen führen sich bei anbrechender Dämmerung Individuen ein, die vorgeben von einem Notar geschickt worden zu sein, bei dem sie arbeiten. Es seien sehr viele falsche Bankbillete im Umlauf, versichern sie, und Herr N. N. (Name des Notars), wissend, daß Herr oder Madam N. N. (Name der besuchten Person) eine gewisse Zahl Billete besitze, habe sie hergeschickt, um die Billete genau zu untersuchen, und den Eigenthümer vor Schaden zu bewahren.

Wehe dem Leichtgläubigen, der solchen Gaunern (die gewöhnlich sehr anständig gekleidet sind) seine Bankbillete zur Durchsicht anvertrauet. Einige davon werden immer verschwinden, ohne daß man im Stande wäre zu bemerken, auf welche Weise sie entwendet worden. —

Bei einem Juwelier in der Richelieustraße in Paris, erschien ein Individuum, bekleidet mit einem himmelblauen Ueberrock, mit vergoldeten Knöpfen be-

ſetzt, einen bordirten Hut in der Hand, und ſagte: „Mein Herr, ich bin der erſte Kammerdiener des Hrn. Baron von St. Prieſt. Mein Herr hat mir den Auftrag gegeben, zwei mit Diamanten beſetzte Ringe zu kaufen. Er möchte etwas Hübſches, was jedoch nicht über 700 bis 800 Franken (324 fl. 50 kr. — 371 fl. 15 kr.) rh. zu ſtehen käme. Der Herr will damit einer Dirne (grisette), deren Bekanntſchaft ſich von dem Ball am St. Martinsthor herſchreibt, ein kleines Geſchenk machen.“

Ohne Mißtrauen wickelte der Juwelier mehrere Diamantringe ein, legte ſie in eine Schachtel, nahm dieſe zu ſich, und folgte ſeinem Führer nach der St. Dominikſtraße, zur Wohnung des Herrn von St. Prieſt. Dort angekommen, ſagte der angebliche Kammerdiener zu dem Juwelier: „Es iſt weit von der Richelieuſtraße bis hierher. Ruhen Sie einen Augenblick bei dem Thürſteher, ich will indeſſen Ihre Ringe meinem Herrn zeigen.“ Nach einer Viertelſtunde kam er wieder. „Gehen Sie nur hinauf,“ ſagte er. „Die Ringe ſind dem Herrn anſtändig. Er wird ſie Ihnen ſogleich bezahlen.“ Der Juwelier eilte ſchnell die breite Treppe hinan. Oben wäre er beinahe gefallen über einen Hut, der ihm von ungefähr zwiſchen die Beine kam. Es war der des angeblichen Kammerdieners, der ihn hier gelaſſen, um bei ſeinem Zurückkommen den Kaufmann deſto ſicherer zu machen. Als dieſer den ihm zugefügten Betrug entdeckte, war der andere längſt über alle Berge.

Moralisch-finanzielle Erörterung des Abgaben-Systems in England.

Letzter Artikel.

Abgabe auf die Urstoffe.

Die Summe der Abgaben, welche man von den Urstoffen erhoben, deren sowohl die Manufakturen, als die verschiedenen Bau-Werkstätten bedürfen, hat sich während den letzten Jahren auf ungefähr sechs Millionen Pfund Sterling (72 Millionen rhein. Gulden) belaufen. Die ärmere Klasse wird dadurch nicht auf eine so unmittelbare Weise bedrückt, wie durch die Besteuerung der nothwendigsten Lebensmittel. Demungeachtet wirken die Folgen davon eben so nachtheilig auf das öffentliche Vermögen, weil dadurch der Kapitalien Umlauf verhindert wird. Je mehr ein gewerbtreibendes Land die ersten Stoffe wohlfeil erzielen kann, um so beträchtlicher auch ist die zu ihrem Ankauf verwendete Kapital-Summe. Die auf die Urstoffe lastende Steuer muß also, indem sie ihren Preis erhöhet, auf eine sehr bemerkliche Weise zurückwirken auf den Reichthum der gewerbtreibenden Länder, indem der Fabriken Zunahme wo der Menge des gekauften Urstoffes abhängt. Verminderung in der Bewegung des Kapitals, ist folglich ein Verlust für das öffentliche Vermögen.

Die Abgabe auf die Urstoffe hat auch noch einen andern sehr beachtungswerthen Mißbestand. Sie verhindert das Gedeihen der Ausfuhr, indem sie den Preis der Handarbeit erhöhet. Sie nimmt den Fabrikanten die Mittel, mit Erfolg die fremde Konkur-

renz zu bekämpfen. Jeder, der die Geheimnisse des Großhandels kennt, weiß sehr wohl, wie großen Einfluß eine geringe Preis-Verschiedenheit auf eine Handels-Unternehmung auszuüben vermag. Vermehren die Abgaben auf die ersten Stoffe den Fabrikpreis auch nur um 2 oder 3 Prozent, kauft man doch lieber fremde Waare, selbst wenn sie eben so theuer, und nicht besser ist, als die einheimische. Die Gewerbthätigkeit hat seit einigen Jahren in Europa große Fortschritte gemacht, und der britischen Handels-Ueberlegenheit droht mehr als eine Gefahr. Man braucht in dieser Hinsicht nur das Beispiel Hollands zu beachten. Es hat seine Industrie zu Grunde gerichtet, weil es sie zu hart bedrückt. So hat es selbst das Huhn geschlachtet, das ihm die goldenen Eier legte.

Abgabe auf die Fabriken.

In Bezug auf diese Abgabe kann man, obgleich sie dem Schatze nur zwei Millionen Pfund Sterling (24 Millionen rhein. Gulden) zuwendet, dieselbe Bemerkung aufstellen, wie in Betreff des Urstoffes. Der Verbrauch aller fabrizirten Gegenstände hängt im Allgemeinen von dem Preise ab, zu dem sie feilgeboten werden. Jede Steuer, die nun diesen Preis erhöhet, hemmt folglich den Verkehr, weil sie den Absatz der Produkte vermindert. Geben wir einen Begriff von der Art und Weise, wie dieser Zweig des öffentlichen Einkommens in England seine Rückwirkungen fühlbar gemacht auf einige Erzeugnisse der dortigen Fabriken.

In dem Zeitraum von 1793 bis 1823 ist die Abgabe auf Spiegel und Kristalle um die $\frac{5}{6}$ gesteigert

worden. Was hat sich daraus ergeben? Während den fünf Jahren, von 1789 bis 1793, hatte der Verbrauch dieser Gegenstände sich auf 190,000 Zentner belaufen, und während den fünf Jahren, von 1821 bis 1825, nur auf 165,000 Zentner. Die Verschiedenheit ist um so bedeutender, wenn man die Vermehrung der Bevölkerung und des Vermögens-Zustandes beachtet. In allen übrigen Industriezweigen, deren Erzeugnisse mit einer ähnlichen Abgaben-Vermehrung geschlagen worden, ist das Verhältniß ungefähr dasselbe gewesen.

Hält die Gesetzgebung es nicht für entsprechend, solche Steuern gänzlich abzuschaffen, sollte sie dieselben wenigstens erleichtern, und dadurch so viel als möglich ihren nachtheiligen Einfluß vermindern. Vor Allem sollte sie die Gegenstände zu unterscheiden wissen, für die jede Abgabe eine Art Verbot ist. Vergebens sagt man, daß die ausgelegten Steuern den Fabrikanten beim Verkauf wieder zurückgezahlt werden. Die Rückerstattung selbst ist ein Mißbestand, der gegen die Abgabe zeugt. So viel ist gewiß, daß auf solche Weise die Eintreibungskosten verdoppelt werden durch diejenigen, welche die Zurückzahlung nothwendig macht.

Abgaben von eingeführten Luxus-Gegenständen.

Von allen Abgaben entspricht keine so vollkommen allen Begriffen von Recht und Billigkeit, als die über fremde, im Lande eingebrachte Luxus-Gegenstände, die fast ausschließlich nur von Reichen gebraucht werden. Bedienen sich derselben auch die ärmeren Stände, ist es doch nur in einem schwachen Verhältnisse, und

in dieſem Fall müſſen ſie es gegen ſich ſelbſt verantworten, wenn ihre Eitelkeit beſteuert wird. Sie haben überdem einen nur ſehr untergeordneten Einfluß auf die nationale Gewerbthätigkeit, und hielte man ſie inner zweckmäßigen Schranken, würde es ungerecht ſein, auch nur die mindeſte Beſtreitung gegen ſie zu erheben. Indeſſen ſind ſie in England ſo übertrieben beſteuert, daß ſie, ſtatt dem Staate zum Nutzen zu gereichen, ihm vielmehr ſchädlich werden, indem ſie den Schleichhandel mit ſolchen Gegenſtänden ſehr vortheilhaft, folglich gewiſſermaßen nothwendig machen. Man weiß, wie lebhaft dieſer heimliche, widergeſetzliche Verkehr an den Küſten Großbritanniens iſt, und wie ungeheure Abgaben die Regierung zu machen genöthigt iſt, um ihn wenigſtens einigermaßen zu hemmen. Ein vor Kurzem dem Kanzler der Schatzkammer (Finanzminiſter) vorgelegter Bericht, ſchlägt dieſe Koſten auf eine Million Pfund Sterling (12 Millionen rhein. Gulden) jährlich an. Da der Schleichhandel nur vortheilhaft ſein kann, wenn die Abgaben, welche die einzuſchmuggelnden Gegenſtände betreffen, ſehr bedeutend ſind, und da es erwieſen iſt, daß alle Mühe, welche die Regierung zu ſeiner Unterdrückung ſich gegeben, nicht entſprochen, gibt es nur ein alleiniges Mittel, ihn zu beſeitigen: dieſe Abgabe zu vermindern.

Eine ſolche Verminderung, vorzüglich auf die franzöſiſchen Weine, wie auf andere Erzeugniſſe dieſes Landes, kann im Ganzen nur vortheilhaft ſein. Freier und häufiger Verkehr zwiſchen Frankreich und Großbritannien, würde für beide eine Quelle des

Wohlergehens werden. Beide scheinen durch ihre geographische Lage und durch ihres Bodens natürliche Beschaffenheit ausdrücklich berufen zu gegenseitigem Austausch ihrer Erzeugnisse. Beide in hohem Grade zivilisirt, nur durch einen schmalen Meerarm von einander geschieden, vereinigen sie in sich die verschiedenartigsten und kostbarsten Geschenke der Natur. Ist das eine Land reich durch seine Gewerbthätigkeit und durch die Wunder der mechanischen Kunst, so kann das andere stolz sein auf seines Bodens Fruchtbarkeit und auf die Mannigfaltigkeit seiner Natur-Erzeugnisse. Man muß also die übertriebenen Steuern, womit diese beiden Staaten ihre gegenseitigen Produkte geschlagen haben, einzig und allein dem Verfahren einer übelbegriffenen Politik zuschreiben. Wenn man, seitdem das verhängnißvolle System der hohen Besteurung eingeführt worden, Alles in Anschlag bringen wollte, was es den beiden Nationen gekostet, würde man die Ueberzeugung gewinnen, daß man, statt seinen Vortheil zu befördern, man ihn vielmehr arg beeinträchtigt hat.

Colbert wollte mit aller Gewalt aus Frankreich ein Fabrikland machen, und um es dahin zu bringen hielt er es für genügend, die Einführung aller fremden Fabrik-Artikel zu verbieten. Während einigen Jahren gewannen die französischen Manufakturen dadurch zwar einen künstlichen Schwung; aber nur zu bald machten sich des neuen Systems nachtheilige Folgen bemerklich. Der Preis aller seiner Verbrauchs-Artikel verdoppelte, verdreifachte sich, ohne daß der Zustand seiner Fabriken viel gedeihlicher geworden wäre. Holland bediente sich des Wiederverg.ltungs-

rechtes und verbot die französischen Erzeugnisse. Indessen war der Kampf zwischen den gegenseitigen Interessen beider Länder nur eben so nachtheilig für das eine wie für das andere.

Ohne durch solch Beispiel sich belehren zu lassen, neigte England ebenfalls dem Verbietungs-System sich zu, und lies bald alle Völker, die in dieser Bahn ihm vorangeschritten waren, weit hinter sich. Mit vieler Mühe bemühet es sich jetzt, einem Verfahren sich abzuwenden, dessen Verstöße es erkannt hat. Wir wünschen aufrichtig, daß die Regierungen der verschiedenen Staaten unsers Erdtheils, und Amerika's endlich in Betreff des gegenseitigen Verkehrs der Völker eine wohlwollendere Politik annehmen, und auf Besteuerungen verzichten mögen, die den Handel bisher nur gehemmt, folglich dem Gesammt-Wohlergehen der Nationen geschadet haben. Die Natur, indem sie jedem Lande seine besondere Temperatur, und seine eigenthümlichen Erzeugnisse gegeben, hat gewollt, daß das eine dem andern sich mittheilend und hilfreich erweise. Beseitigt man die Fesseln, welche die Gewerbsamkeit hemmen, und bald wird man sie in jedem Lande an Gegenständen sich üben sehen, für die des Bodens Beschaffenheit, oder das volksthümliche Genie ihm eine unbestreitbare Ueberlegenheit sichern.

Leider ist es nur zu wahr, daß alle Vorschläge, welche auf Abgaben-Verminderung hinzielen, von den Regierungen wenig oder nicht beachtet werden. Auf alle hat man immer eine und dieselbe Antwort bereit: „Die obwaltenden Umstände widersetzen sich jeder Verminderung.“ Eine solche allgemeine Abweisung ist

sehr bequem, indem sie es überflüssig macht, über Werth oder Unwerth der Vorschläge zu entscheiden. Bei alledem beruhet sie auf unrichtige Beurtheilung. Sie würde voraussetzen lassen, daß jede Herabsetzung der Abgabe unausbleiblich eine Verminderung in derselben Betrag veranlassen müßte, während grade das Gegentheil stattfindet.

Ein übertriebenen Steuern unterworfener Gegenstand kann nur von der reichen Klasse verbraucht werden, wonach sein Verbrauch immer sehr beschränkt bleiben muß. Verminderte man die Abgaben bis zu einem Punkte, daß auch die Mittelstände seiner sich bedienen könnten, würde sein Verbrauch sich ausserordentlich vermehren. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die von einem stärkeren Verbrauch zu erhebende Summe bedeutender sein würde, als die, welche jetzt der geringe Verbrauch einer privilegirten Klasse abwirft. Diese Voraussetzung ist keine bloße Spekulation. Wiederholte Erfahrung hat ihre Wahrheit erwiesen.

Die Thee-Abgabe wurde 1745 von 4 Schelling (2 fl. 24 Kr. rhein.) auf 1 Schl. (36 Kr.) herabgesetzt. Was ergab sich daraus? In den drei letzten Jahren vor 1745 hatte sich die Abgabe auf den Thee auf 444,659 Pf. Sterl. (5,335,908 rhein. Gulden) belaufen, und in den drei Jahren nach 1749 stieg sie bis auf 804,791 Pf. Sterl. (9,657,492 rhein. Gulden). Die Abgabe wurde nun wieder gesteigert bis 1784, wo sie 119 Prozent erreichte, wonach man sie plötzlich wieder auf 12 Prozent herabsetzte. Der Ertrag hätte sich also auch in dem Verhältniß von 119 zu 12 vermindern, das heißt, von 700,000 Pf.

St. auf ungefähr 73,000 ſinken ſollen. Aber der Theeverbrauch, der in den drei Jahren vor 1784 im Durchſchnitt jährlich 17,200,000 Pfund betragen, ſtieg in den drei Jahren nach 1788 bis auf 48,164,000 Pfund, ſo daß der Ertrag der Abgabe ſich nur in dem Verhältniß von 3 zu 1, d. h. von 700,000 auf 240,000 Pf. Sterl. verminderte.

Die Kaffee-Abgabe belief ſich 1808 auf 2 Schelling (1 fl. 12 Kr.) vom Pfund. Man ſetzte ſie 1826 auf 6 Pence (11 Kr. rhein.) herab. Von der einen zur andern dieſer beiden Epochen hat ſich der Verbrauch von 4 Millionen auf 14 Millionen Pfund erhoben, und der Abgaben-Ertrag, der 1808 nicht 144,000 Pf. St. (1,728,000 fl.) überſtieg, betrug 1829 bereits 485,000 Pf. Sterl. (5,820,000 fl.)

Man verminderte 1823 die Abgabe auf den irländiſchen Branntewein von 5 Schl. 6 P. (3 fl. 11 Kr.) auf 2 Schl. (1 fl. 12 Kr.) Die Gallonenzahl, wovon man 1822 Abgaben erhoben, belief ſich nur auf zwei Millionen, ſtieg aber 1824 bis auf 10 Millionen Gallonen, und die Abgaben erhoben ſich von 100,000 Pf. Sterl. (1,200,000 fl.) auf 1,400,000 Pf. Sterl. (16,800,000 fl.). Zu gleicher Zeit wurde auch der in Schottland diſtillirte Branntewein herabgeſetzt, und dieſelbe Vermehrung zeigte ſich im Verbrauch wie in dem Steuerbetrag.

Auch in England wurde 1827 die Abgabe von Branntewein von 12 Schl. (7 fl. 12 Kr.) auf 7 Schl. (4 fl. 12 Kr.) herabgeſetzt, und der Verbrauch, der jährlich auf 3½ Millionen Gallonen berechnet worden, ſtieg jährlich auf 7,700,000 Gallonen. Eben ſo erhob ſich der Abgaben-Ertrag von 2,300,000

Pf. St. (27,600,000 fl.) auf 2,700,000 Pf. Sterl. (32,400,000 fl.)

Die Abgaben auf die französischen Weine wurden 1825 von 11 Schl. 5 P. (6 fl. 45 Kr.) auf 6 Schl. (3 fl. 36 Kr.) vermindert. Statt der jährlich eingeführten 183,000 Gallonen, wurden nun auf einmal jährlich 382,000 Gallonen eingebracht, und die Abgabensumme erhob sich von 106,000 Pf. St. (1,272,000 fl.) auf 115,000 Pf. St. (1,380,000 fl.). Die verminderte Abgabe erzeugte also einen um 9000 Pf. St. (108,000 fl.) höhern Ertrag.

Aus allen diesen Umständen kann man entnehmen, daß wenn eine Abgabe zu übertrieben ist, ihre Herabsetzung, weit entfernt, die Abgaben zu vermindern, sie im Gegentheil vermehren muß. Es ist erwiesen, daß die durch Abschaffung oder Verminderung gewisser Steuern augenblicklich im Schatze verursachte Leere durch die steigende Vermehrung des Ertrags der übrigen Abgaben wieder ausgeglichen wird. Indessen darf man sich nicht verbergen, daß ein solches Ergebniß nicht unmittelbar statt finden könne. Einige Jahre werden vielleicht vergehen müssen, bevor die Wirkung der in Vorschlag gebrachten Herabsetzungen fühlbar werden dürfte. Es würde also unklug sein, darauf sich zu beruhen, um das Defizit auszufüllen. Beschäftigt man sich mit Verbesserungen im Finanzfache, so muß man vor Allem von einem Grundsatze wohl durchdrungen sein, nämlich von dem, daß der Dienst des Schatzes immer gesichert bleibe. Es ist also unumgänglich nothwendig, daß, indem man dem allgemeinen Wunsche durch Abschaffung oder Verminderung einiger Abgaben entspricht, man neue an

ihre Stelle setze, die zugleich auf Vernunft und Gerechtigkeit sich begründen, und die dem Schatze Hilfsmittel zusichern, welche im Verhältniß mit den Bedürfnissen des öffentlichen Dienstes stehen.

Man hat sich in England seit einiger Zeit sehr beschäftigt mit der Wahl einer Abgabe, deren Ertrag bedeutend genug sein könnte, um eine Verminderung der übrigen Steuern zu veranlassen. Gemäßigte Männer von allen Meinungen sind darin übereinstimmend, daß eine Abgabe auf das Eigenthum das beste Mittel zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes sein würde. Im Allgemeinen übertreibt man jedoch ihre möglichen Ergebnisse. Als sie 1814 auf 10 Prozent festgestellt wurde, warf sie 14 Millionen Pf. St. (168 Millionen rh. Gl.) ab. Seitdem hat der nationale Reichthum sich immer vermehrt. Die Pachtzinse sind freilich gesunken. Aber mehrere Umstände haben dennoch zur Vermehrung des allgemeinen Einkommens beigetragen. So ist der Miethbetrag vieler seit dem Frieden erbauter Häuser gestiegen, so hat sich der Theilungsbetrag des Ertrages der Kanäle, der Eisenbahnen u. s. f. sehr vermehrt. Man übertreibt also keinesweges, wenn man auf 3 Millionen Pf. St. (36 Millionen rh. Gl.) den Ertrag der Eigenthums-Steuer anschlägt, wenn sie auf 1½ oder 2 Prozent festgestellt würde.

Dagegen macht man nun folgende Einwürfe:

1. Jede Abgabe-Veränderung zieht große Mißbestände nach sich.

2. Die Abgabe auf das Einkommen würde keine Vermehrung des Verbrauches zur Folge haben, weil

die reiche Klasse, deren Einkommen man verminderte, auch ihre Ausgaben beschränken würde.

3. Besteuert man zu sehr die Reichen, so raubt man den Armen ihre Arbeit.

4. Die in Vorschlag gebrachte Steuer würde viele reiche Leute zur Auswanderung vermögen.

5. Die Eigenthumssteuer strebt zur Gleichmachung des Eigenthums hin.

Erwägt man diese Einwürfe, so erkennt man als unbestreitbar, daß man von einem Zustande des Unwohlbefindens zu einem bessern nicht übergehen kann, ohne sich ein wenig Mühe zu geben. Aber der umsichtsvolle Mann weiß im Voraus zu berechnen, ob er in Veränderung seiner Lage eine Ausgleichung seines Strebens und seiner Mühe finden könne oder nicht.

Man macht ferner den Einwurf, daß die angedeutete Veränderung nicht eine Verbrauchs-Zunahme veranlassen werde, weil die reiche Klasse, deren Einkommen man vermindert, auch verhältnißmäßig ihre Ausgaben beschränken werde. Diese Voraussetzung ist nur scheinbar richtig. Was ligt daran, ob die Verbrauchs-Zunahme herrühre von der reichen oder von der armen Klasse, in so fern sie nur wirklich stattfindet? Macht man gleichförmiger den Verbrauch aller Mitglieder der Gesellschaft, hat man wenigstens einen Wunsch der Vernunft und Gerechtigkeit erfüllt.

Ohne Grund behauptet man auch, daß man durch Besteuerung des Eigenthums dem Armen seine Existenzmittel rauben würde. Es scheint uns vielmehr, daß indem man dem Armen nicht durch eine mangel-

hafte Abgaben-Vertheilung seinen Arbeitslohn wieder nimmt, indem man den Reichen verhältnißmäßig nach seinem Vermögen beitragen läßt zu den öffentlichen Lasten, indem man, mit einem Worte, die Kapitalien in den Händen ihrer rechtmäßigen Eigenthümer läßt, die Ausgaben und Arbeiten in demselben Verhältniß bleiben.

Der vierte Einwurf hat etwas Beleidigendes für die reiche Klasse, und man darf voraussetzen, daß sie zuerst ihn mißbilligen würde. Sollte es wahr sein, daß aus Besorgniß zur Erleichterung der nothleidenden Klassen etwas beizutragen, die Kapitalisten auswandern würden? Wäre es möglich, daß sie nur unter der Bedingung ihr Vermögen im Lande lassen würden, daß der Arme alle Abgaben bezahle? Unter solcher Bedingung würde der Vertrag dem letzten wahrlich keine Vortheile darbieten. Man kann sich jedoch beruhigen. Die Kapitalisten werden nicht auswandern. Sie bleiben überall gern, wo eine rege Gewerbthätigkeit ihnen die Mittel darbietet, ihr Geld in Umlauf zu setzen.

Die Gleichmachung des Eigenthums endlich, die man als ein Schreckbild aufstellt, kann Niemand täuschen. Die Berechnungen, welche als Basis einer neuen Abgaben-Vertheilung dienen würden, sind im Voraus bekannt. Ueberdem müßten diese Berechnungen erst im Parlament erörtert werden, wo man ohne Zweifel berichtigen würde, was noch Mangelhaftes an ihnen sein könnte.

Physischer und moralischer Zustand der Eingebornen Australiens.

Schon mehrmals haben wir die Aufmerksamkeit unserer Leser hingeleitet auf die raschen Fortschritte der britischen Kolonie zu Botany-Bay. Zivilisation und Industrie dehnen dort täglich immer weiter ihre Eroberungen aus, und Alles läßt voraussetzen, daß die Küsten Neuhollands bestimmt sind, vielleicht in ziemlich naher Zukunft, die wundervollen Szenen wieder zu erzeugen, von denen das englisch-amerikanische Amerika ein so überraschendes Schauspiel dargeboten.

Muth und Beharrlichkeit des britischen Genies haben auch dort schon, wie anderwärts, die vorzüglichsten Hindernisse überstiegen, welche der Ansiedelung sich entgegengestellt. Sie haben von den europäischen Niederlassungen jene wilden Horden entfernt, von deren Zagayen (Wurfspießen) die Kolonisten früher dezimirt wurden.

Die Eingebornen haben der Weissen Ueberlegenheit anerkannt. Sie haben verzichtet auf ein Feindseligkeits-System, worin sie weder an Umsicht noch an Kraft ihren Gegnern gewachsen waren. Der Fährte des Känguru's und des Opossums folgend, haben sie von den englischen Kolonien sich weit zurückgezogen, und zwischen diesen und ihren Aufenthaltsorten große Wüsten und undurchdringliche Wälder gelassen.

Nur einige weniger rohe, weniger thatkräftige, schon mehr verweichlichte Stämme, an die künstlichen Bedürfnisse gewöhnt, welche sie von den fremden Gästen angenommen, sind freiwillige Sklaven geblieben in Mitte der englischen Wohnplätze, wo sie eine

Art Lazzaroni-Kaste bilden, die von Taglöhnerei und Almosen lebt. Solcher Individuen sieht man mehrere in den Straßen von Sidney, schmutzig, mager, halbnackt, Gegenstände des Mitleids und Entsetzens, die Mitte haltend zwischen Menschen und Vieh, welches letztern Nahrung sie oft theilen.

Man muß diese Elenden nicht verwechseln mit den Eingebornen im Innern des Landes. Kommen einige von diesen durch einen ausserordentlichen Umstand nach den britischen Niederlassungen, so wissen sie recht gut mit der Achtung, welche ihnen die physische und moralische Ueberlegenheit der Weissen abgedrungen, das Gefühl ihres eigenen Werthes und ihrer Unabhängigkeit zu bewahren.

Manchmal erscheinen Abgeordnete irgend eines weit entfernten Stammes in Sidney. Solcher Gesandtschaften Zweck besteht gewöhnlich darin, nach einer Störung des guten Verhältnisses zwischen den Kolonisten und den Eingebornen, dasselbe wieder herzustellen, und den frühern Freundschaftsvertrag zu erneuern. Denn obgleich die Kolonie nicht in immerwährender Feindschaft ist mit den Urbesitzern des Bodens, ist es dennoch unmöglich, daß zufälliges Zusammenstoßen nicht von Zeit zu Zeit einige bedauerliche Ereignisse veranlasse.

Man weiß, daß Diebstahl eine der Haupt-Leidenschaften der wilden Südseevölker ist, und bis jetzt hat man es bei den Eingebornen Neuhollands noch nicht dahinbringen können, daß sie ihr Unrecht einsehen, und ihre Spitzbübereien unterlassen. Alle Verletzungen des Eigenthumsrechtes, deren sie sich schuldig machen, werden von den Weissen durch Flinten-

schüsse bestraft, und nicht selten werden Eingeborne bei ihren Plünderungen verwundet oder getödtet.

In solchen Fällen führt der Stamm, wozu sie gehören, Klage bei dem General-Statthalter. Meistentheils wird die Sache beschwichtigt durch das Versprechen seinerseits daß man, in so fern sie nicht stehlen, auf sie nicht schiessen solle, und in der Verpflichtung ihrerseits, in Zukunft sich besser zu betragen. Sie halten Wort, so lange sie können. Aber wenn der Hunger sie treibt, vergessen sie Alles, und suchen sich der Nahrungsmittel zu bemächtigen, deren sie habhaft werden können.

Eine der Eigenthümlichkeiten, welche den Europäer am meisten betreffen, in seinen Beziehungen mit den Eingebornen, liegt in den Gesinnungen des Hasses und der Eifersucht, welche diese Völkerschaften, die einen gegen die andern, zu beseelen scheint. Jedesmal wenn einer derselben um eine Gunstbezeugung von Seiten der Kolonial-Regierung sich bewirbt, ist es weniger zu ihrem eigenen Besten, als vielmehr, um einem benachbarten Stamme zu schaden.

Die in Sidney rasch auf einander folgenden Deputirten, bieten gewöhnlich ihre ganze Beredsamkeit auf, um die Engländer zu vermögen, Antheil an ihren Zwistigkeiten zu nehmen, oder um wenigstens eine Unterstützung von Waffen und Munition von ihnen zu erhalten. Man kann sich leicht denken, daß ihre Forderung ihnen immer abgeschlagen wird. Sie begnügen sich dann, ihren Nachbarn alles mögliche Ueble nachzusagen, und alle Mittel in Anwendung zu bringen, um die Kolonisten zu verhindern, mit den

ihnen so verhaßten Stämmen ein Freundschafts-Bündniß abzuschließen.

Diese gegenseitige Erbitterung der eingebornen Völkerschaften, entspringt aus ihren unvermeidlichen Jagd-Rivalitäten, die immer feindseliger werden, um so mehr das Wild sich vermindert. Bedürfnisse, welche sie nach und nach von den Europäern annehmen, und zu deren Erzielung sie eine immer größere Menge Austauschmittel brauchen, rotten die Känguru immer mehr aus, die den Eingebornen bisher ihre vorzüglichsten Hilfsmittel dargeboten. In vielen Landstrichen vermögen sie sich jetzt kaum die nothwendigsten Lebensmittel zu verschaffen, und Reisende, die weit in das Innere Neuhollands vorgedrungen, versichern, daß sie auf ganze Volksstämme gestoßen, die langsam Hungers starben.

Opfer ihrer eigenen Wuth, und der daraus entspringenden schrecklichen Uebel, vermindert sich die dortige schwarze Race sehr schnell, und der Augenblick ist vielleicht nicht fern, wo sie, zu gleicher Zeit von Zivilisation und Hungersnoth bedrängt, um so sicherer von beiden vernichtet, gänzlich verschwinden wird, wie das Geschlecht der kupferfarbenen Wilden bereits in einem großen Theile des amerikanischen Festlandes erloschen ist.

In dem Zustande der Natur ist der Eingeborne Australiens einfach, abergläubig, thätig und getreu. Wie die Wilden aller übrigen Länder, überläßt er sich jedoch ohne Rückhalt der ganzen Heftigkeit seiner Leidenschaften, vorzüglich der Rachsucht. Ist er beschimpft, beleidigt worden, so verzeihet er nie, und weder Zeit noch Ort sind im Stande seine Wuth zu

vermindern. Wir brauchen in solchem Betrachte nur das Ereigniß anzuführen, welches im verflossenen Jahre der Gegenstand aller Unterhaltungen in Sidney gewesen.

Man weiß, daß die Kolonial-Regierung im Innern des Landes, in bestimmter Entfernung von einander, landwirthschaftliche Niederlassungen gegründet, wovon einige, durch ihre weit vorgeschobene Lage, in häufiger Berührung mit den Eingebornen sind. Eine dieser Ansiedelungen hatte unter ihren Aufsehern einen gewissen Vane, einen sehr thätigen, durchaus rechtschaffenen, aber zugleich übertrieben strengen Mann. Als Unterbeamter hatte er sehr oft Gelegenheit, seinen Neigungen sich zu überlassen. Denn wie bereits gesagt haben die Neuholländer für den Diebstahl einen beinahe unwiderstehlichen Trieb.

Die Zeit der Maiserndte war also ein besonders kritischer Augenblick. Die Wilden haben eine ausserordentliche Vorliebe für die noch nicht ganz reifen Maiskolben, und da die Felder der Niederlassung unter Vane's Aufsicht ihnen eine beständige Versuchung darboten, hatten sie die Kraft nicht, ihr zu widerstehen. Indessen war des genannten Briten Wachsamkeit so unermüdlich, daß er alle ihre Plünderungs-Versuche hintertrieb, und die Qualen des Tantalus für sie erneuerte.

Während einer Nacht gelang es indessen einigen Wilden, durch das Gehäge in das Maisfeld zu dringen, wo sie ihre aus Rinde verfertigten Netze, welche sie immer am Halse tragen, und worin sich ihre Lebensmittel befinden, mit der bei ihnen so beliebten Frucht anfüllten. Sie entfernten sich eben mit Beute

beladen, als Vane eintraf. Um ſie zu ſchrecken, ſchoß er ſeine mit kleinem Schrot geladene Flinte auf ſie ab. Da ſie jedoch die Vorſicht gehabt, mit ihren langen Schilden ſich zu bedecken, wurde keiner von ihnen verwundet. Sie machten ſich deshalb über den Aufſeher luſtig, indem ſie ſich ſchnell entfernten. Das war mehr als hinreichend, um den leicht reizbaren Briten auſſer ſich zu bringen. Er ſchwor ſich beſſer zu verſehen, und hielt Wort. In der folgenden Nacht lud er ſeine Flinte mit einer Kugel, verbarg ſich, ſchoß auf die Plünderer, und ſtreckte einen derſelben zu Boden, der tod auf dem Flecke blieb.

Der Stamm, wozu der Getödtete gehörte, hatte einen in allen europäiſchen Niederlaſſungen ſehr bekannten Vorſteher, Namens Bremeba. Er war ein ſonderbarer Mann, und nicht allein ſeines auffallenden Benehmens, ſondern auch ſeines großen Einfluſſes auf die benachbarten Stämme wegen, bemerkenswerth. Sein Aeuſſeres hatte gar nichts Ausgezeichnetes. Er war nur von mittlerem Wuchs. Sein Geſicht trug die karakteriſtiſchen Züge ſeines Geſchlechts: eine enge, zuſammengedrängte Stirn, und breite, hervorſpringende Augen. Obgleich er immer ſchweigend, zurückhaltend, mürriſch war, verrieth dennoch das aus ſeinem ſchwarzen Augapfel ſprühende Feuer, eine unter dem Anſchein der Untheilnahme ſehr eifrige Seele. Vielleicht brachten es auch ſeine Verrichtungen als Karadſchie (Zauberer) mit ſich, daß er ſein mußte, wie er war. Wie dem auch ſei, hatte er bei ſeinen Landsleuten dadurch ſich dennoch den Ruf der Heiligkeit erworben. Sie glaubten, daß er einen geheimen, vertrauten Umgang mit Bappo,

und andern guten oder bösen Geistern habe, die von diesen Völkerstämmen über Alles verehrt und gefürchtet werden.

Am Morgen nach dem vorerwähnten blutigen Ereignisse, erschien Bremeba selbst in der Niederlassung. Er brachte Vane einige todte Vögel, weil dieser sich mit Ornithologie beschäftigte. Der Brite saß eben bei Tische, und empfing ihn mit seiner gewöhnlichen barschen Manier. Ermüdet, und wahrscheinlich hungrig von seiner Jagd, näherte sich der Vorsteher dem Tische, und nahm, ohne dazu vorher die Erlaubniß erhalten zu haben, ein Stück Brot. Sogleich sprang Vane auf, warf ihn zu Boden, und schlug ihn mit Heftigkeit. Der Eingeborne schien diese Beleidigung wenig zu empfinden, und keinesweges gesonnen, weder dafür noch für den Tod seines Landsmannes, sich zu rächen. Er erhob sich, verlies ruhig das Haus, und zu dem Briten gewendet, sagte er mit der ihm eigenthümlichen Kälte: „Es ist gut, es ist gut; wir werden uns wiedersehen.“

Drei Jahre waren seit diesem Doppel-Ereigniß verflossen. Bremeba hatte in langen Zwischenräumen in der Niederlassung sich wieder eingefunden, und nichts lies vermuthen, daß er das Verlangen sich zu rächen immer noch nähre. Um diese Zeit erhielt die Anstalt einen andern Oberaufseher (Kommandanten). Gleich nach seiner Ankunft auf der Station, beschäftigte sich der neue Offizier mit der Bildung eines naturhistorischen Kabinets. Vane bot zu diesem Zweck seine Dienste an. Da er das Land und der Eingebornen Gewohnheiten ziemlich genau kannte, war er, besser als jeder andere, zu einer solchen Verrichtung

geeignet, und sein Erbieten wurde mit Dank angenommen. Er nahm Munition und Lebensmittel auf 14 Tage mit, und machte sich wohlgemuth auf den Weg. Vor allem wendete er sich gegen das Gebirg, weil er wußte, daß in den wilden Schluchten desselben die schönsten und seltensten Vögel, unter andern der herrliche Riffelmann, dies Wunder Australiens, sich aufhalten.

Am zweiten Tage seiner Wanderung vernahm er gegen Abend eine Art Pfeifen, worin sein geübtes Ohr sogleich den Ruf eines Eingebornen erkannte. Da es grade seine Absicht war, einen Volksstamm aufzusuchen, beantwortete er das Zeichen, und bald sah er einen Knaben, Namens Billy, erscheinen, den er oft in der Niederlassung gesehen. Er erfuhr, daß eine beträchtliche Horde in der Nähe kampire, und daß Bremeba, nebst zweien seiner vertrauten Freunde bei derselben sei.

Ohne die mindeste Besorgniß folgte Vane dem Knaben, und nach etwa einer Stunde erreichten sie das Lager. Der Brite wurde gut aufgenommen von den Wilden, unter die er einige Lebensmittel vertheilte, und brachte die Nacht bei ihnen zu. Am andern Morgen machte Bremeba ihm den Vorschlag, mit der Horde weiter in des Landes Inneres vorzudringen, indem dort viele schöne Vögel seien. Der Weiße zeigte sich dazu sehr geneigt.

Nach einem langen, beschwerlichen Marsche, kam man gegen Abend in eine wilde, tiefe Schlucht, deren es so viele in dieser Gegend gibt. Weit entfernt das ihm nahe bevorstehende schreckliche Schicksal zu ahnen, hatte der Brite seine Flinte dem Kna-

ben Billy zu tragen gegeben. Er befand sich an des Zuges Spitze. Hinter ihm kam Bremeba, gefolgt von den übrigen Vorstehern. Man gelangte bald an eine frische Quelle, beschützt von einem dichten Gebüsch, wo man über Nacht zu bleiben beschloß.

Auf beiden Seiten der Schlucht erhoben sich steil abgerissene Felsen, deren Gipfel man nicht zu sehen vermochte. Ihre riesige Massen verbreiteten schon ein gewisses Halbdunkel in der Tiefe. Gegen Abend, wo die Schlucht sich öffnete, vergönnte der untergehenden Sonne Feuer dem Auge über Ebenen hinauszuschweifen, die von undurchdringlichen Wäldern bedeckt, und in der Ferne durch eine lange, bläuliche Reihe hoher Berge, mit gleichförmig sich dahin ziehenden Rücken, begrenzt wurden.

Gegen Osten wurde die Aussicht durch wilde Klüfte beschränkt, zwischen denen einige Nachzügler des Stammes sich hindurchwanden. Hier und da thürmten die ungeheuern Felsmassen sich auf, welche man kurz vorher überstiegen. Männer mit wilden Gesichtern, nackt, den Kopf mit einer spitzen Mütze bedeckt, auf der linken Schulter Schild und Streitaxt, und in der rechten Hand ein Bündel langer Zagayen tragend; Weiber, an ihrem fliegenden Haar erkenntlich, zur Hälfte bekleidet mit einem Känguru-Mantel; Kinder, mit kurzen Wurfspießen bewaffnet, welche sie von Zeit zu Zeit nach einem Ziele schleuderten, um sich zu üben: das war die Gesellschaft, in deren Mitte Vane ganz vereinzelt und unbewaffnet sich befand. Es war eine zugleich großartige, wilde und malerische Szene.

Das Wetter, welches bisher ruhig und heiter ge-

wesen, veränderte sich plötzlich. Alles verkündete eines jener furchtbaren Gewitter, welche unter diesem glühenden Himmelsstrich so häufig sind. Der Wind erhob sich aus Westen. Seine heftigen Stöße krümmten der Bäume Wipfel, und stürzten sich mit schrecklichem Geheul in die zerklüftete Schlucht. Die Sonnenscheibe, die strahlend ihrem Untergange sich genähert, wurde von Dünsten umschleiert, und blickte nur noch wie ein röthliches Meteor zwischen düsteru Tannenzweigen hervor. Ihr letzter Schimmer verbreitete sich über drohende Wolken, die sich immer dichter zusammenzogen. Vom Sturm fortgerissen, hatten sie bald den ganzen Gesichtskreis bedeckt. Auf einmal zerriß ein glühender Blitzstrahl den schwarzen Schleier, und füllte den Raum mit seinem elektrischen Strahl, begleitet von einem Krachen, das den Einsturz der Erde selbst zu verkünden schien.

Der Stamm hatte sich indessen versammelt. Gruppenweis suchten die Frauen trockene Zweige, und zündeten Feuer an. Die Männer schälten Rinde von den Zweigen, und baueten in Eil Hütten, um gegen den drohenden Gewitterregen sich zu schirmen. Vane saß auf einem umgestürzten Baumstamm, zwischen Bremeba und einem andern Eingebornen, ruhig die Anstalten betrachtend, welche man zum Uebernachten traf. Er war ohne alles Mißtrauen, als der von ihm vor drei Jahren beleidigte Wilde ihn starr betrachtete, wie wenn er mit seinen Blicken ihn durchbohren wollte, während er wie für sich die Worte ausstieß: „Mein der bleiche Mann, mein der bleiche Mann!“ Sodann sprang er schnell auf, und versetzte dem Briten, ehe dieser es verhindern konnte, einen

so gewaltigen Streich, daß er besinnungslos zu Boden stürzte, wonach des Vorstehers Freund ihn vollkommen tödtete.

Kaum war dies Rachebegehen vollendet, als die Mörder einen Wurfspieß über sich hinfliegen sahen. Sie ergriffen schnell ihre Schilde und Waffen, um zum Kampfe bereit zu sein. Drei Eingeborne, die aus der Ferne den weißen Mann hatten fallen sehen, eilten herbei, ihn zu rächen. Man wurde handgemein mit einander, verständigte sich jedoch bald. Bremeba erzählte den Männern seines und der andern Stämme, auf welche Weise er von dem Erschlagenen beleidigt worden. Bei einem Volke, das nur Naturgesetze kennt, war eine solche Antwort mehr als genügend. Banes Vertheidiger gestanden, daß sein Tod recht und billig gewesen.

Der Leichnam wurde entkleidet und in eine Vertiefung geworfen. Die ganze Nacht hindurch erschallte der schreckliche Todtengesang der Weiber, vom Echo des Waldes wiederholt. Am nächsten Morgen, nachdem die Horde weitergezogen, vernahm man in der einsamen Schlucht nichts als das Geschrei der Raubvögel und der wilden Hunde, die um einige zerfleischte menschliche Ueberreste sich stritten.

Genaue Topographie der Sandwich-Inseln und eigentliche Rechtschreibung ihrer Benennungen.

Es ist dem Kultur-Zustande unserer Zeit, wie der im Bereiche der geographischen Wissenschaft immer mehr sich verbreitenden Aufklärung angemessen, allmählich die barbarischen, größtentheils falsch aufgefaßten oder ausgesprochenen topographischen Namen zu beseitigen, welche nach der eigenthümlichen Rechtschreibung fremder Völker, welche dieselben zuerst bekannt gemacht, weniger befremdend klingen, als wenn wir dieselben buchstäblich in der unsern nachschreiben, und nach den Regeln unserer Sprachgebräuche betonen. Für jetzt wollen wir davon nur ein Beispiel in Beachtung stellen.

Jedermann weiß, wie von den Briten (die nebenbei gesagt durch ihre Rechtschreibung fremde Benennungen am meisten entstellen) die Namen der eilf Inseln des Sandwich- (Sandwitsch-) Archipels geschrieben, doch nicht wie sie ausgesprochen werden, und wie wir sie schreiben und aussprechen sollten.

Owhyhee wird von den besten deutschen Geographen Owaihi oder Hawaii geschrieben. Aber dieser Insel wirklicher Name ist Oahi, wie wir ihn folglich schreiben und aussprechen sollten.

Tahoorowa schrieb man bisher im Deutschen Taburowa, obgleich man eigentlich Tahojilua aussprechen muß.

Mowee muß nicht Mauwi, sondern Mohieh geschrieben und betont werden.

Ranai heißt keine der Inseln; dagegen gibt es eine des Namens La-na-ih.

Morotoi schreibt man unrichtig im Deutschen Morotai. Man muß in Zukunft Molokaih schreiben und sprechen.

Woahoo heißt nicht Woahu oder Owahu, sondern ganz einfach Oahu.

Atooi spricht sich keinesweges Atowai oder Tawai aus, sondern Ataoih.

Oneehow betont man eben so wenig Onihau oder Nihau, sondern Onihaih.

Die vorstehenden acht Inseln sind bewohnt, je nach ihrer Größe und Fruchtbarkeit. Ihre Bevölkerung beläuft sich auf beinahe hundertsechszigtausend Seelen, die dort angesiedelten Europäer und Nordamerikaner nicht mit inbegriffen. Die folgenden drei Eilande sind unbewohnt:

Morokinne muß nicht Morotinne sondern Molokini geschrieben werden.

Oreehua spricht man nicht aus Orehua oder Oriua, sondern Onekula.

Tahoora ist nicht Tahura zu betonen, sondern Tahula.

Jede der acht bewohnten Inseln hatte bis Ende des vorigen Jahrhunderts ihre eigene Regierung. Um diese Zeit unterwarf sich Tammeamea, Beherrscher von Oahi, der größten und bevölkertsten Insel, die übrigen sieben nach langen, blutigen Kämpfen, die endlich der ganzen Gruppe unumschränkten Besitz ihm sicherten. Oahi blieb des Archipels Hauptinsel bis zu dieses Monarchen Tode, im Mai 1819. Sein

Sohn und Nachfolger Liolio (nicht Reho Reho, wie einige Geographen schreiben) verlegte seinen Aufenthalt nach der Insel Oahu, und wählte zur Residenz die Stadt Honolulu, die jetzt eine Bevölkerung von mehr als 5000 Seelen, und einen prächtigen Hafen hat.

Der gegenwärtige König der Sandwichinseln heißt Koih Keuhli (Ko-ih Ke-uhli). Er ist der jüngste Sohn Tammeamea's und bestieg nach seines Bruder Liolio Tode 1828 den Thron in einem Alter von acht Jahren. Er ist jetzt 14 Jahr alt, groß, stark, wohlgewachsen, von gutem Karakter und ziemlich unterrichtet.

Die übrigen ausgezeichneten Personen auf den Sandwichinseln sind folgende: Tahmanu, Tochter des alten Königs von Oahi, Tammeamea's Wittwe. Sie ist 50 Jahr alt, sehr dick, von beharrlichem Karakter, der ihr einen bedeutenden Einfluß auf die Regierung ausüben läßt. Bocki, Regent des Landes, gebürtig von Oahi und naher Verwandter der Königin Tahmanu. Er ist 40 Jahr alt, und hat Liolio auf seiner Reise nach England begleitet. Kakienakea ist des regierenden Königs Base. Sie ist 10 Jahr alt und sehr gebildet.

Kuakini, der Königin Bruder, 52 Jahr alt, ist Statthalter von Oahi. Er ist einer der schönsten, aufgeklärtesten und gerechtesten Männer des ganzen Archipels. Seine Tochter Kini wurde im Januar 1830 mit dem jetzigen König vermählt. Klimaku, Bockis Halbbruder, war Liolio's erster Minister und Regent des Landes, während dieses Fürsten Abwe-

senheit. Er starb im Mai 1828, in einem Alter von 70 Jahren. Manuia, Statthalter von Oahu, ist 30 Jahr alt. Er war ebenfalls mit Liolio in England. Seiner überlegenen Verstandeskraft allein verdankt er seinen hohen Rang, seiner niedrigen Herkunft ungeachtet. Kahiewa, Statthalter von Atoaih, ist einer der achtungswürdigsten Männer. Er ist von kolossaler Gestalt und sehr dick. Tamuli, ehemaliger König von Atoaih, lebt als Verbannter in der Insel Oahu, die er unstät durchirrt. Oft bemerkt man bei ihm Anfälle von Wahnsinn.

Don Francisco de Paula y Marin, ein andalusischer Edelmann, bewohnt die Sandwichinseln seit 1795. Tammeamea erhob ihn zu den ersten Staatswürden; jetzt scheint er viel von seinem Kredit verloren zu haben, und nimmt keinen direkten Antheil mehr an den Staats-Angelegenheiten. Bei wichtigen Umständen wird er jedoch immer zu Rathe gezogen. Die verwittwete Königin scheint großes Vertrauen in ihm zu haben. Er ist sehr reich, und besitzt ausgedehnte Ländereien, die er mit Sorgfalt bebauen läßt. Gewöhnlich bewohnt er Oahu, wo er Pflanzungen von Orangen-, Zitronen-, Tamarinden- und Granatäpfel-Bäumen angelegt. Er hat auch einen Weinberg, und kultivirt alle mögliche Pflanzenarten.

John Coffer Jones, Konsul der Vereinstaaten Nordamerika's im Sandwich-, Gesellschafts- und Markisen-Archipel, wohnt seit 1822 zu Honolulu. Er und drei seiner Landsleute sind die alleinigen angesessenen Kaufleute in diesen Gruppen, wo sie das Monopol des Handels sich zu verschaffen gewußt, was

andern Fremden, vorzüglich den Mexikanern, Anlaß zu häufigen Beschwerden gibt. In die politischen Angelegenheiten des von ihm bewohnten Landes mischt sich John Jones selten oder nie.

Richard Charlton, englischer Konsul, bewohnt Oahu seit 1826. Er hat sich in Honolulu ein Haus ganz auf europäische Weise bauen und einrichten lassen. Uebrigens treibt er keinen Handel, hat dagegen großen Einfluß auf den König, die verwittwete Königin und den Regenten. Alle Eingebornen haben einen hohen Begriff von seinen Kenntnissen und von seinem Karakter.

Die Regierung der Sandwitsch-Inseln besteht aus einem Staatsrath, gebildet aus der verwittweten Königin, dem Regenten Bocki und allen Statthaltern der verschiedenen Inseln. Der König hat den Vorsitz. Er diskutirt nicht mit den übrigen, und begnügt sich die Erörterung zu leiten.

Die Handelsverbindungen, welche einige Kaufleute von Bordeaux mit dem Sandwitsch-Archipel unter Vermittelung ihres Landsmannes Rives (der lange in diesen Inseln gewohnt und den König Liolio auf seiner Reise nach England begleitet) anzuknüpfen gehofft, sind gänzlich fehlgeschlagen. Auf Antrag des nordamerikanischen und des englischen Konsuls ist ihnen jede Niederlassung, jeder Verkehr in der ganzen Gruppe, von der Regierung derselben streng verboten worden. Man hatte nämlich die Ueberzeugung erlangt, daß sie mehrere verkleidete Jesuiten mitgebracht, die sich bemühen sollten, als Missionäre den katholischen Glauben zu verbreiten. Dadurch

wurde die Eifersucht der bereits lehrenden protestantischen Missionäre aufgeregt, die von religiöser Konkurrenz nichts als Unheil besorgen mochten.

Aufferordentliche britische Gerichtsverhandlungen und tragische Ereignisse.

Ein achtzigjähriger Greis, Namens Georg Bodle, starb plötzlich zu Plumstead, in der Nähe von London. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, daß er von seinem Enkel, Johann Bodle, umgebracht worden. In Begleitung des Untersuchungs-Jury begab sich der Coroner Carter nach dem Wirthshaus zum Federbusch. Die Verhandlungen dauerten drei Tage, der aufferordentlichen Schwierigkeit der sich darbietenden Umstände wegen. Bisher betrachtete man Arsenik als ein Gift, welches mehr oder weniger bemerkliche Spuren zurückläßt. Indessen überzeugte man sich bei der in Rede stehenden Sache, daß auch Fälle eintreten können, welche mit einer solchen Voraussetzung im Widerspruch stehen.

Die den Angeklagten am meisten belastende Aussage war die der Maria Higgins, im Dienst bei seinem Vater. „Am Sonntag," sagte sie, „habe ich mich vor 6 Uhr Morgens (es war zu Anfang Novembers v. J.) in die Küche begeben. Ich erstaunte nicht wenig, John vor dem Feuer sitzen zu sehen. Schon auf den Beinen? fragte ich ihn. — Was willst du schon? entgegnete er barsch. Ich füllte den Kessel mit Wasser, um Kaffe zu kochen, wonach ich zu meiner andern Arbeit ging. Eine halbe Stunde nachher kam ich wieder in die Küche. John fragte

mich, ob es Tag sei? Nach einer Viertelstunde ging er in den Garten, um Milch zu holen. Bald darauf benachrichtigte man uns, daß der alte Bodle in den letzten Zügen liege, und daß er, nebst allen seinen Hausgenossen, vergiftet worden. Es entstand dadurch bei uns eine große Bestürzung. John öffnete die Thür, und fragte, was es gebe? Man hat uns so eben gesagt, entgegnete ich, daß Ihr Großvater und seine ganze Familie vergiftet worden. Er murmelte etwas zwischen den Zähnen und entfernte sich."

Coroner. Hat einige Tage vorher John Euch nicht Dinge gesagt, die Euch befremdend geschienen?

Mary Higgins. Am Sonnabend, dem Tag vor dem Ereignisse, sagte John, indem er mit seiner Mutter Thee trank, daß er sich kein Gewissen daraus machen würde, Jemand zu vergiften, über den er sich zu beklagen hätte. — Was sagst du da, entgegnete Frau Bodle, ich möchte meine Seele nicht aufs Spiel setzen, um mich zu rächen. — Könnte man es, ohne entdeckt zu werden, fuhr er fort, was würde man da wagen? — Seine Mutter bezeugte ihr ganzes Mißvergnügen über solche Grundsätze, und bemühete sich der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben. — Wenn der Großvater nur bald sterben wollte, und der Vater nachher, sagte er, würde ich tausend Pfund Sterling (12,000 fl. rh.) besitzen. — Schweig, schweig, rief Frau Bodle heftig. Man sollte von dergleichen Dingen nie sprechen. — Immerhin, wiederholte er nochmals, möchte ich gern meinen Großvater heute und meinen Vater morgen sterben sehen.

Solly, Professor der Anatomie im St. Thomas-Spital, legte Rechnung ab über die Sezirung

des Körpers des verstorbenen Bodle, dessen Magen und Eingeweide in seiner Gegenwart von den beiden Aerzten Bonney und Butler untersucht worden. Wohl hatten sie eine ziemlich starke Entzündung, dagegen keine Spur von Gift bemerkt. Indessen ergab sich aus vielen anderweitigen Andeutungen und Zeugen-Aussagen, daß eine Vergiftung des alten Bodle und seiner Familie wirklich, und zwar mit Arsenik, statt gefunden. Man hat noch solches in dem Kaffesatz gefunden, wie in dem übrig gebliebenen Kaffe, wovon der Greis getrunken.

Noch größerer Verdacht ergab sich aus den in John Bodle's Sachen angestellten Nachforschungen. Gleich nachdem man ihn beschuldigt, seinen Großvater vergiftet zu haben, verschwand er, und man wußte ziemlich lange nicht, was aus ihm geworden. Endlich entdeckte man ihn, durch einen Brief, den er an seine Schwester geschrieben, in London, wo er sich in einer entlegenen Gasse verborgen. Als er den Konstable Morris bei sich hereintreten sah, bekleidet mit den Zeichen seines Amtes, war sein erstes Wort:

„Sie werden in meinem Kasten eine Medizinflasche und zwei Päckchen Arsenik finden, die ich bei einem Apotheker in Woolwich gekauft habe, um Rattengift davon zu machen.“ Aus einem der Pakete fehlten mehr als die zwei Drittel (78 Gran) des nach der Aussage des Apothekers Evans von Woolwich verkauften Arseniks. John Bodle konnte oder wollte nicht sagen, wozu er das fehlende Gift verwendet.

Vor den Assisen zeigte sich die Sache unter demselben Gesichtspunkte, wie vor dem Coroner und sei-

nem Jury, doch wurde der auf dem Angeklagten haftende Verdacht durch mehrere Widersprüche der Zeugen, besonders der Maria Higgins, wesentlich vermindert. In der Ungewißheit, ob das ihm zu Schuld gelegte Verbrechen von ihm wirklich begangen worden, oder nicht, wurde er freigesprochen.

Ein ziemlich befremdender Vorfall ereignete sich vor Kurzem auf dem Polizeiamt in Edinburg. Es erschien nämlich auf demselben ein sehr sonderbar gekleideter Mann, der sich für einen Chinesen ausgab. Seine Frau, die keine andere Sprache als Schottisch redete, war, nebst zwei Kindern und einem jungen Kerl, dem Bruder der Frau, ebenfalls chinesisch oder indisch gekleidet. Die ganze Gesellschaft war unstät im Lande herum gezogen, und lebte theils von Gaukeleien, theils von Betrug, Marktschreierkünsten und andern ähnlichen Mitteln.

Das Haupt dieser Familie läßt sich Immanuel Antonio nennen. Man erfuhr, daß er kein Chinese, sondern ein Brite sei, daß er ziemlich lang auf Malta, wie in den jonischen Inseln sich aufgehalten, wo er, wie in Großbritannien, als ein schlauer Betrüger übel berüchtigt war. Seine Frau ist gebürtig aus der Grafschaft Perth, und läugnet es nicht. Sie schrie aus allen Kräften, um den angeblichen Chinesen zu vermögen, auf gut Englisch zu antworten, was er wohl könne. Er schauete sie groß an, verzog jedoch keine Miene und blieb vollkommen ruhig. Aus einigen seiner Phrasen hatte der Polizei-Inspektor indessen vernommen, daß er Italienisch

ſpreche, weshalb ein Dollmetſcher gerufen wurde, der ihn folgendergeſtalt anredete:

¡Signor, siete voi uno Sinese? (Herr, ſeid Ihr ein Chineſe)? Er entgegnete darauf:

— No, sono più Sinese; sono un'Indiano, nativo di Bombay nell'Idustany (nein, ich bin kein Chineſe mehr; ich bin ein Indier, gebürtig von Bombay, in Hindoſtan.)

Nachdem der Dollmetſcher dieſe Worte überſetzt, ſagte er mit triumphirendem Blick zu der präſidirenden Magiſtratsperſon: „Sie ſehen, daß ich mit Hilfe der lingua franca den Kerl genöthigt habe, zu geſtehen, daß er kein Chineſe ſei. Er gibt ſich jetzt für einen Indier aus, ich wette aber, daß er ein Brite oder ein Irländer iſt. Sie werden ihn bald ganz vernehmlich wie Unſereins ſprechen hören.“ Zu dem Landſtreicher: Questo è differente; ma Signor Indiano, perche siete voi vestito in questa bizarra faccione (das iſt etwas anderes. Aber, Herr Indier, warum ſeid Ihr auf eine ſo ſonderbare Weiſe gekleidet)?

— Perche è questo il costumo del mio paese, erwiederte der Andere. Sono vestito e parlo come li abitanti di rivi di Gange (weil ſolches die Tracht meines Landes iſt. Ich bin gekleidet und ſpreche wie die Bewohner der Gangesufer).

Dem Polizei-Inſpektor, obgleich er nicht genau wußte, welche Sprache die Einwohner von Indien eigentlich redeten, wollte es dennoch nicht ganz begreiflich vorkommen, daß ſie eines verdorbenen Italieniſch ſich bedienten, und chineſiſch gekleidet ſeien. Er ließ Don Antonio, nebſt ſeinem Schwager, ab-

treten, und verhörte des erstern Frau, die eine lange Geschichte zu erzählen begann, welche man beim dritten Kapitel abbrechen mußte, falls man die Sache nicht ins Unendliche verzögern wollte. Uebrigens waren ihre Angaben von ganz anderer Tendenz, als die ihres Mannes. Der Schwager wollte ebenfalls seine Geschichte erzählen. In seinen Antworten bemerkte man viele Widersprüche. Zum zweiten Male befragt, gab auch Antonio mehr als eine Blöße, und bestärkte durch ungeschickte Ausflüchte den gegen ihn erhobenen Verdacht mehr, als er ihn beseitigte.

Es waltete beinahe kein Zweifel mehr ob, daß man eine Familie vor sich habe, die aus Betrügerei ein Gewerbe mache, die keinen festen Wohnort habe und zigeunerartig das Land durchstreife. Da diese letzte Lebensweise vom englischen Gesetze jedoch nicht ausdrücklich verboten wird, und Niemand persönlich über Betrug oder Hintergehung von Seiten des angeblichen Chinesen Klage führte, sah der Polizei-Inspektor sich genöthigt, nach kurzer Berathung mit seinen Beisitzern, ihn freizusprechen.

Obgleich Don Antonio behauptete die englische Sprache weder zu verstehen, noch sie zu sprechen, begriff er doch recht gut, daß er dießmal mit heiler Haut davonkomme, weshalb er eine tiefe Verbeugung auf morgenländische Weise machte, und mit vieler Würde sagte: Jo vi ringrazio, signor giudice; tutto il mio paese sarà satisfatto da vostra sentenza (ich danke Ihnen, Herr Richter. Mein ganzes Land wird zufrieden sein mit Ihrem Ausspruch).

— Nehmt Euch nur in Acht, rief der Dollmetscher ihm nach, daß Ihr nicht zum zweitenmale in

eine ähnliche Verlegenheit gerathet. Man könnte Euch wohl irländiſch ſprechen lehren, falls Ihr es vergeſſen hättet, Herr Aufſchneider von Cork oder Drogheda.

Es gibt in London eine Diebsbande, die ſich betäubender Mittel bedient, welche den bezeichneten Perſonen vorgehalten, oder ins Geſicht geworfen werden, wonach man ſie in den erſten beſten Schlupfwinkel trägt, ſie rein ausplündert, und ſie ſodann, oft ganz nackt oder im Hemde, vor irgend eine Hausthür legt.

Ein ſolches Schickſal hatte unter andern Miß Pedlow, die von der Polizei-Streifwacht im traurigſten Zuſtande gefunden wurde. Der Konſtable Doving vermuthete anfänglich, daß ſie berauſcht ſei. Als ſich jedoch bei ihr keines der Anzeichen der Trunkenheit beurkundete, gewann man die Ueberzeugung, daß ſie auf die oben angedeutete Weiſe betäubt worden. Von einer Magiſtratsperſon befragt, ſagte ſie:

„Ich habe mich geſtern nach einem Hôtel garni in Jermyn Street begeben, um bei einem dort wohnenden Fremden, der einige Tage früher von Oporto angekommen war, nach einem nahen Verwandten mich zu erkundigen, der ſich im Dienſte der Königin Dona Maria befindet. Man hatte mich benachrichtigt, daß der Fremde meinen Vetter kenne, weshalb ich einige Nachrichten von ihm zu erhalten wünſchte. Im Gaſthauſe ließ ich mir ein kleines Glas Likör geben, um es mit vielem Waſſer zu vermiſchen, und die Ankunft des Fremden im großen Saale erwarten zu können. Ich hatte indeſſen mit dem Getränk noch

nicht die Lippen benäßt, als der Erwartete hereintrat. Nachdem ich von ihm erfahren, was ich zu wissen wünschte, entfernte ich mich auf der Stelle, um ohne Aufenthalt nach Hause zurückzukehren. Es ist mir unmöglich, zu sagen, ob mir etwas unterwegs zugestoßen ist. Ich weiß nicht einmal, wo dieses geschehen sein könnte. Mit den erlangten Nachrichten beschäftigt, schritt ich rasch fort, und kann mich durchaus nicht erinnern, wann und auf welche Weise ich die Besinnung verloren habe, oder was mit mir geschehen ist. Man hat mir einen theuern Mantel, meine Kleider, einen goldenen Ring, alle mein Geld, und noch mehrere andere Sachen gestohlen.

Conant, Polizeichef: Sie sind gewiß, nichts getrunken zu haben?

Miß Pedlow. Vollkommen gewiß. Seit ich meine Wohnung verlassen, habe ich nicht das Geringste genossen.

Es ergab sich aus den Mittheilungen der Beraubten nichts, was der Polizei irgend eine Spur hätte andeuten können, um zu einer etwaigen Entdeckung zu gelangen. Man gewann bloß die Gewißheit, daß es eine Bande Einschläferer gebe, die anderer Mittel sich bediene, als ihre Vorgänger im verflossenen Jahrhundert.

Im zweiten Theile 1834 dieses Werkes haben wir in dem Artikel unter gleichem Titel, wie der gegenwärtige, die Geschichte einer schottländischen Blutrache mitgetheilt, die vor den Assisen in Dundalk durch die Verurtheilung von vier Personen zum Tode, und von vier andern zur lebenslänglichen Deportation

beendet wurde. In Irland führen die Streitigkeiten zwischen den Eigenthümern und ihren Pächtern oft noch viel weiter, als die von uns angedeuteten Familien-Kämpfe zwischen den Sharkey und den Finegan. Wollte man ein genaues Register halten über alle Grausamkeiten, welche aus bloßem Geldinteresse auf dem irischen Eilande begangen werden, würde man von Entsetzen befallen, zweifeln, ob dort noch Menschen gegen Menschen auftreten, oder ob nicht vielmehr Hyänen wüthen in den Eingeweiden einer Bevölkerung, deren Elend, deren moralische Herabwürdigung vielleicht auf dem ganzen Erdenrund nicht Ihresgleichen hat.

Candra, Pächter zu Cumm, in der Nähe von Castlebar, hatte von dem unsichtbaren Hauptmann (Befehlshaber einer starken Bande White-Boys), dessen Einschärfungen immer pünktlich befolgt werden müssen, die bestimmte Weisung erhalten, dem Eigenthümer der beträchtlichen Ländereien, welche er in Pacht hatte, sein jährliches Pachtgeld nicht zu entrichten. Er gehorchte vier Jahre lang, und bot allen Drohungen, wie allen Verfolgungen von Seiten des Eigenthümers Trotz. Seine Pacht wurde ihm endlich aufgekündigt, und er mußte einem andern Meier, Namens Mac Hugh, den Platz räumen.

Dieser letzte kehrte sich weder an die Zureden seiner Nachbarn, noch an des unsichtbaren Hauptmanns despotische Befehle, die er von Zeit zu Zeit unter seiner Hausthür, oder an andern Orten fand. Leider sollten die gegen ihn ausgestoßenen Drohungen nur zu bald in Erfüllung gehen. Den 20. November v. J. um Mitternacht umschlossen mehr als 50 bewaff-

nete Individuen des Pächters Wohnhaus. Während von einigen ein falscher Angriff gegen die Hausthür gerichtet wurde, kletterten andere zum ersten Stock empor, zerschlugen die Fenster, und überraschten den unglücklichen Mac Hugh in seinem Bette. Er wurde aus demselben gerissen, an den Haaren herumgeschleift, und sehr übel zugerichtet. Seine Frau und sein Sohn hatten ein gleiches Schicksal. Die Frau besonders befand sich in einem höchst traurigen Zustande. Man hatte ihr einen Arm zerschmettert, und den Schenkel mit einer großen eisernen Gabel durchbohrt. Es blieb fast keine Hoffnung sie zu retten.

Die Bande des unsichtbaren Hauptmanns entfernte sich nach Vollbringung dieser That, ohne das Geringste zu entwenden, und ohne während der ganzen Exekution ein einziges Wort zu sprechen.

Zwei Frauen in Dublin, von denen die eine seit Langem eifersüchtig über die andere war, begegneten sich am 6 Dezember v. J. auf dem Marktplatze dieser Stadt, nachdem sie sich gegenseitig seit beinahe einem Monat vermieden. Ihr gegenseitiger Haß war so groß, daß beide besorgten, demselben freien Lauf zu lassen. Es war, wie wenn sie vorausgesehen hätten, daß ein gewaltsames, schreckliches Ereigniß ihrer Feindschaft ein Ziel stellen werde.

Jetzt, als sie plötzlich sich einander gegenüber befanden, vergaßen sie alle guten Vorsätze, sich zu mäßigen, und fielen wie Furien über einander her. Nach einer erhaltenen Ohrfeige trat die eine zurück, forderte die andere förmlich und feierlich zum Zwei-

kampf heraus, indem sie ihr die Wahl der Waffen überlies.

Vier Tage darauf wurde der Coroner (erster Untersucher jedes begangenen Todschlags) gerufen, um den Leichnam eines Frauenzimmers zu untersuchen, die, kaum in ihrer Wohnung angekommen, niedergestürzt und verschieden war. Er entdeckte unter der linken Brust eine 3 ½ Zoll tiefe Wunde, die in schräger Richtung bis zum Herzen reichte. Er lies den Präsidenten des Kriminalgerichts von diesem Vorfall unterrichten, und alle anwesenden Personen wurden sogleich verhört.

Thomas Brayne sagte aus, daß Margaretha Sylvian (die Verstorbene) von ausserordentlich reizbarem und jähzornigem Karakter gewesen, und daß sie sehr oft heftige Zänkereien mit ihren Nachbarn und Nachbarinnen gehabt.

Jenny Bulky bestätigte diese Aussage, und fügte hinzu, daß nachdem die Sylvian eines Tages dem Hunde einer ihrer Freundinnen die Pfote zerbrochen, sie, statt ihr Bedauern zu erkennen zu geben, von nun an (wie alle kleinliche und schlechte Menschen) keine Gelegenheit unbenutzt lies, um die, welche sie durch verächtliche Anerbietungen und grobe Worte beleidigt hatte, noch mehr zu beeinträchtigen, ihr auf jede Weise zu schaden, sie zu verläumden, und ihren Zorn an ihr auszulassen. So schrieb sie unter andern am 15. Januar 1833 einen Brief ohne Namens-Unterschrift an den Lordmajor von Dublin, und benachrichtigte ihn, daß ihre Feindin, die Frau Naddy, einen Diebstahl begangen. Die Magistratsperson, die ihre Schrift schon kannte, lies sich durch solche Vor-

spiegelung nicht irre leiten, sondern schickte ihr den Brief mit Verachtung zurück.

Mehrere andere Zeugen sprachen über die Gewaltthätigkeiten der Verstorbenen, gegen alle Personen ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, gegen welche sie Veranlassung zu irgend einer Beschwerde zu haben glaubte. Der einen hatte sie Gläser, Flaschen, oder Teller und anderes Geschirr an den Kopf geworfen; die andere hatte sie mit Ohrfeigen, Rippenstößen, Fußtritten und Anspeiungen regalirt. Wenige nur waren unverletzt ihren Händen entgangen. James Davy kannte sie seit 30 Jahren. „Als ihr Mann noch lebte, sagte er, zankte sie sich mit ihm nicht nur am Tage, sondern auch während der Nacht, und regelmäßig jeden Tag prügelten sich die Eheleute ein- oder zweimal. Man erfuhr endlich, daß Jessy Rosa Craubey die Ursach des Todes der Wittwe Sylvian sei, weshalb sie vor den ausserordentlichen Assisen erschien.

Die Angeklagte ist eine starke, 5 Fuß 4 Zoll große Frau, mit männlicher Stimme, viereckigen Schultern von ungleicher Höhe, einem dicken, kurzen Halse, rundem Kinn, sprühenden Augen und blondem Haar. Sie antwortete barsch, doch ohne Unverschämtheit auf die an sie gerichteten Fragen.

Präsident. Wie alt seid Ihr?

Angeklagte. Die Frage ist nicht galant.

Präs. Es ist hier nicht um Galanterie zu thun. Der uns beschäftigende Gegenstand ist sehr ernsthaft. Antwortet also kurz und bestimmt.

Angek. Da man auf solche Frage keine Ant-

wort erzwingen kann, bitte ich um Erlaubniß, sie zu übergehen.

Frage. Ihr wollt mir also Euer Alter nicht wissen lassen?

Antw. Ich will es nicht gradezu verbergen; das habe ich nicht gesagt. Aber ich sehe nicht die Nothwendigkeit, es in Gegenwart aller dieser Neugierigen zu proklamiren. Schickt mir Euern Schreiber, ich will es ihm in's Ohr sagen.

Um der Angeklagten sonderbare Laune zu befriedigen, erhob sich der Gerichtsschreiber auf einen Wink des Präsidenten, empfing das wichtige Alter-Geheimniß, und theilte es halblaut dem Präsidenten mit, der es niederschrieb. Das Verhör wurde sodann fortgesetzt.

Fr. Von wo seid Ihr gebürtig?

A. Von Crawfurd, in Schottland.

Fr. Seit wann bewohnt Ihr Dublin?

A. Seit 20 Jahren.

Fr. Welches Gewerbe hat Euer Mann?

A. Der Tagedieb hat keines.

Fr. Er wird sich doch mit etwas beschäftigen?

A. Nein, er beschäftigt sich mit durchaus nichts, in so fern Ihr nicht das Herzeleid, welches er mir verursacht, und die Aufmerksamkeit, welche er für andere Frauen hat, als eine Beschäftigung betrachten wollt.

Fr. Euer Mann liebt also die Frauen?

A. Mehr, Herr, als sich aussprechen läßt.

Präs. Das ist nicht recht. Heinrich Craubh tretet näher.

Auf diese Vorladung trat ein etwa 40jähriger,

ziemlich gut gekleideter Mann hervor, an den der Präsident folgende Fragen richtete.

Fr. Wie lebt Ihr in Dublin?

A. Ich lebe von meinem Einkommen.

Fr. Hat Eure Frau Ursach, über Euch sich zu beschweren?

A. Es ist wohl möglich.

Fr. Findet Ihr Eurer Frau Beschwerden begründet?

A. Ich bekümmere mich wenig darum.

Fr. Schlagt Ihr sie manchmal.

A. Ich habe nicht nöthig, Euch das zu sagen. Das sind häusliche Geheimnisse, die nicht an den Tag zu kommen brauchen. Wenn ich mir beikommen liesse, Euch zu fragen, Hr. Präsident, ob Ihr Eure Frau manchmal prügelt, würdet Ihr ohne Zweifel mir eben so wenig antworten.

Fr. Ist Eure Frau nicht eifersüchtig über Euch?

A. Das ist wahr. Sie hat mehr als einmal Leute bezahlt, um mir zu folgen, und zu beobachten, wohin ich gehe.

Es entstanden nun ziemlich heftige Debatten zwischen dem Advokaten der Angeklagten und dem Präsidenten. Der erste machte dem letzten das Recht streitig, seiner Klientin Ehegatten als Zeugen auftreten zu lassen, und Fragen an ihn zu richten, die Geheimnisse ihrer häuslichen Verhältnisse betrafen. Er verlangte demnach, daß alles bisher Verhandelte für null und nichtig erklärt, und die Prozedur von neuem begonnen werde. Das Gericht entschied jedoch, daß da des Zeugen Aussagen weder zu Gunsten noch

zum Nachtheil der Angeklagten gewesen, die Sache ohne Anstand fortgesetzt werden könne.

Rosa Craubу sagte aus: Die Verstorbene und ich haben uns nie leiden können. Sie that alles mögliche, um meinen Mann, der, wie Ihr sehet, nicht besonders zartfühlend ist, von mir abzuwenden. Alle Mühe, welche ich mir gegeben, sie auf andere Gedanken zu bringen, war vergebens. Mein Mann wurde immer kälter gegen mich, und ging oft sogar nach Mitternacht aus, sie zu besuchen. Das brachte mich zur Verzweiflung, und in einem Augenblick der Ueberspannung gelobte ich mir selbst, an meiner unwürdigen Nebenbuhlerin für die vielen und bittern Thränen, welche ich um ihretwillen vergossen, mich zu rächen. Ich wollte sie nöthigen, die Stadt zu verlassen, oder sie umbringen; doch wußte ich nicht auf welche Weise.

Ihre Aussage wurde hier unterbrochen, um zwei Zeugen, die von dem ganzen Hergang der Sache unterrichtet zu sein vorgaben, zu vernehmen. Ein Gerichtsdiener rief mit lauter Stimme: „Im Namen des Gesetzes und durch des Königs Willen, Jamie Nick (Jakob Nikolaus) Hervey und Georg Arthur Ned Dickson erscheinet.“ Die beiden aufgerufenen Zeugen traten hervor, und der erste äusserte sich folgendermaßen:

Vom 15. Dezember 1832 an bezeugte Craubу seiner Frau nicht mehr dieselben Liebkosungen, womit er sie früher, vorzüglich in Gegenwart Anderer, überhäuft. Er hängte sich öffentlich an die Wittwe Sylvian, die nicht im besten Rufe stand. Ich wohnte mit ihm in einem Hause, und konnte leicht bemerken,

welchen Eindruck sein Betragen auf seine Frau machte. Bis dahin war er spätestens um 10 Uhr Abends nach Hause gekommen, von nun an kam er um 2 oder 3 Uhr Morgens, manchmal sogar erst am andern Tage Mittags. Ich begegnete ihm mehrmals auf dem Lande in Gesellschaft der Sylvian, mit der er überall herumstreifte. Die Eifersucht seiner Frau wurde dadurch aufs Höchste gesteigert. Sie stieß schreckliche Drohungen aus gegen ihres Mannes Verführerin, zankte sich häufig mit ihr, und beide kamen oft zu Thätlichkeiten.

Eines Tages, während einer solchen Szene, forderte die Crauby ihre Nebenbuhlerin zum Zweikampf heraus. Ihr versteht mit dem Degen umzugehen, und habt fechten gelernt, sagte sie. Ich habe keine Uebung darin, aber meine Verzweiflung wird mir Muth und Kraft geben, Euch die Spitze zu bieten. Der Himmel wird mir beistehen, weil meine Sache gerecht ist. Morgen früh erwarte ich Euch auf dem Pfahlfelde, ¼ Stunde von Leixlip. Ich beschwöre Euch, zu kommen. Ihr könnt alle Eure Geschicklichkeit aufbieten, mir den Sieg streitig zu machen. Aber kommt Ihr nicht, so schwöre ich Euch zu Gott, daß ich Euch ermorde, wann und wo ich Euch finde. Ich bin zu Allem fähig und bereit; richtet Euch danach.

Präsident zu dem Zeugen: Warum, wenn Ihr diese Unterredung gehört, seid Ihr nicht vermittelnd aufgetreten? Es würde Euch vielleicht nicht schwer geworden sein, den Zweikampf zu hintertreiben.

Zeuge. Hättet Ihr die beiden Weiber gesehen, wie ich, Ihr würdet so nicht sprechen. Jedes dazwischen geworfene Wort wäre Oel in's Feuer gewesen.

Präs. Ihr kanntet den Ort, welchen sie sich zum Zusammentreffen bestimmt; warum habt Ihr Euch nicht dahin begeben, um sie zu trennen?

Zeuge. Ihr habt gut reden, Herr. Was ich gethan, war Alles was ich thun konnte. Ich bin wirklich hingegangen. Aber sei es, daß sie sich eine andere Stunde bestimmt, sei es, daß meine Uhr nicht richtig ging, ich fand Niemand mehr an Ort und Stelle.

Präs. Wenigstens hättet Ihr die Obrigkeit benachrichtigen sollen.

Zeuge. Ihr habt Recht; ich habe daran nicht gedacht.

Nach dieser Aussage wurde die Angeklagte wieder hereingeführt. Sie hatte rothe, verweinte Augen. Der Präsident lud sie ein, sich zu beruhigen, und fragte, wie sie auf den Gedanken gekommen, mit der Sylvian sich zu schlagen. Sie entgegnete:

Die Männer schlagen sich oft um lächerliche Kleinigkeiten, um Dinge, worüber eine Frau sich nicht einmal ärgern könnte, und die oft so albern sind, daß man nicht zu begreifen vermag, wie man sie ernsthaft nehmen kann. Warum, sagte ich in meiner Verzweiflung zu mir, sollten die Frauen, besonders wenn es um ihr ganzes Lebensglück zu thun ist, nicht auch der Waffen sich bedienen dürfen? An Muth fehlt es ihnen nicht; die Sonderbarkeit der Sache allein setzt sie in Erstaunen, und erschreckt sie. Der Tod selbst stellt sich ihnen nicht schrecklicher dar, als den Männern. Mir schien der Zweikampf das allein mir übrigbleibende Mittel, mich zu rächen, falls ich nicht ein Verbrechen begehen wollte.

Fr. Ihr habt also fechten gelernt?

A. Nein, Herr. Ich verstehe nicht im Geringsten mit dem Degen umzugehen.

Fr. Demungeachtet habt Ihr Euch mit dem Degen geschlagen?

A. Ja, Herr. Ich hatte keine Pistolen, und fürchte mich auch dafür.

Fr. Wie konntet Ihr aber eine Waffe wählen, deren Ihr Euch nicht zu bedienen wißt.

A. Wenn man den Tod empfangen oder geben will, braucht man nichts als Kraft und Unerschrockenheit.

Fr. Ihr habt eben gesagt, daß Ihr den Tod empfangen oder geben wolltet, und doch fürchtet Ihr Euch vor Pistolen. Erklärt Euch darüber.

A. Was soll ich sagen? Ich fürchte den Tod nicht. Aber Feuerwaffen sind mir zuwider.

Fr. Wer hat angegriffen?

A. Ich weiß es nicht mehr; ich war zu sehr aufgeregt.

Ich glaube, wir haben beide zu gleicher Zeit angefangen. Anfänglich schlug mir das Herz gewaltig. Es wurde mir schwarz vor den Augen, und ich schlug auf Gerathewohl mit dem Degen um mich herum. Aber nachdem ich eine ziemlich tiefe Wunde in der linken Schulter erhalten, gewann ich meine ganze Entschlossenheit wieder, und stürzte mich mit Wuth auf meine Feindin, die mir nun einen Stich in die rechte Hand versetzte. Ich drang um so heftiger in sie ein. Sie wollte mich entwaffnen, führte dadurch meine Klinge gegen ihre Brust, stieß einen heftigen

Schrei aus, und fiel rücklings zu Boden. Ich glaubte sie getödtet zu haben, und lief so schnell ich laufen konnte, ohne hinter mich zu blicken. Wie ich meine Wohnung erreicht habe, weiß ich noch heute nicht.

Der Präsident erklärte die Verhandlung geschlossen. In einer zweistündigen Rede entwickelte der General-Prokurator alle der Angeklagten zur Last fallenden Umstände. Er bemühete sich zu beweisen, daß der von ihr verübte Todschlag freiwillig und mit Vorbedacht in Ausführung gebracht worden, indem Rosa Crauby selbst gestanden, daß sie seit Langem die Absicht gehabt, um jeden Preis der Wittwe Sylvian sich zu entledigen, welche sie als die Verführerin ihres Mannes, als die Störerin ihres Hausfriedens betrachtete.

Der Angeklagten Advokat machte ihre offenen Geständnisse, wie alle zu ihren Gunsten sprechenden Umstände geltend. Er bewies, daß sie es sich selbst schuldig war, zu handeln, wie sie gethan, und daß sie auf keinen Fall eines Todschlags wegen verurtheilt werden könne:

1. Weil sie sich eben so viel, und mehr als ihre Nebenbuhlerin der Gefahr ausgesetzt, indem diese letzte über sie den großen Vortheil gehabt, daß sie fechten gelernt, während die Angeklagte mit dem Degen gar nicht umzugehen verstand;

2. Weil man sie nur eines Zweikampfs beschuldigen könne, und da das Gesetz denselben unter Frauen nicht verboten, könne man sie unmöglich schuldig erklären.

Die Geschwornen theilten des Advokaten Meinung. Nach kurzer Berathung wurde Rose Crauby, mit einer Mehrheit von 10 Stimmen gegen 2, für nicht schuldig erklärt. Kaum wurde dieser Ausspruch der ausserhalb dem Saale harrenden Menge bekannt, als ein Vivat nach dem andern erschallte. Acht starke Männer erwarteten die Freigesprochene, setzten sie auf eine Bahre, ihres Widerstandes ungeachtet, und trugen sie, unter dem Beifallgeschrei der Menge, im Triumph nach ihrer Wohnung. Ihr Mann wurde ausgezischt, und wäre vielleicht noch übler mitgenommen worden, wenn er sich nicht über Hals und Kopf aus dem Staube gemacht hätte.

Ausserordentlicher Verkehr der Presse in England.

Unter allen Zweigen der Gewerbthätigkeit, welche während den letzten Jahren die größten Fortschritte gemacht, ist die Buchdruckerei ohne Widerspruch derjenige, wo diese Entwickelung am auffallendsten gewesen. Man zählte 1793 nicht 120 Buchhandlungen in London, und jetzt giebt es in dieser Stadt deren über 900. Im ersten Zeitraum überstieg der Bücher-Verkauf in England nicht 100,000 Pf. St. (1,200,000 fl. rhein.), und 1833 erhob sich der Ertrag dieser Industrie (die Zeitungen nicht mit inbegriffen) auf mehr als 1,520,000 Pf. Sterl. (18,240,000 fl. rh.) Der eigentliche Verkehr der englischen Presse ist in den letzten Jahren folgender gewesen:

Erſchienene neue Werke.

Jahre.	Zahl d. Werke.	Bändezahl.	Mittler Preis jedes Bandes. Schilling.	fl.	kr.
1828 . . .	842	1105	12	7	12
1829 . . .	1064	1413	12	7	12
1830 . . .	1142	1592	11	6	36
1831 . . .	1105	1619	11	6	36
1832 . . .	1152	1525	10	6	—
1833 . . .	1180	1567	10	6	—

Es würde ſchwer geweſen ſein eine ſelbſt oberflächliche Schätzung der neuaufgelegten Werke zu geben. Durch nachſtehende Ueberſicht von den Erzeugniſſen der britiſchen Preſſe, kann man ſich jedoch einen Begriff machen von dieſes Gegenſtandes Wichtigkeit. Sagen wir nur, daß von der Bibel jährlich in Schottland 100,000 und in England 250,000 Exemplare gedruckt werden. Der Druck der täglich erſcheinenden Zeitungen beläuft ſich auf 40 Millionen Bogen jährlich. Theilen wir jetzt eine Schätzung der Erzeugniſſe der engliſchen Preſſ im Laufe des Jahres 1833 mit:

		Pf. Sterl.
1180	neue Werke, wovon bisher von jedem im Durchſchnitt nur 500 Exemp. verkauft worden	415,300
	Verkauf neuaufgelegter Werke . .	200,000
21	täglich erſcheinende Zeitungen; Verkauf von 300,000 Exempl. . . .	100,000
21	Monatsſchriften; Verkauf id. . .	100,000
12	andere Schriften, Bildergallerien, Bücher mit Kupferſtichen; Verkauf von 600,000 Exempl.	150,600

		Pf. Sterl.
208	Magazine, Revüen ꝛc. . . .	150,000
35	Vierteljahrs-Erscheinungen . .	75,000
15	Jahrbücher	30,000
	Taschenbücher (Almanache) . .	50,000
	Kupferstiche, Lithographien, Musik ꝛc.	100,000
	Bekanntmachungen in Schottland und Irland	50,000
	Zusammen . .	1,420,900

oder 17,050,800 fl. rhein.

Während dem Jahre 1833 hat die amerikanische Presse 275 neue Werke und 143 neu aufgelegte bekannt gemacht. Die französische Presse hat in dem gleichen Jahre 2665 neue oder neuaufgelegte Werke in Umlauf gesetzt.

Durchaus entgegengesetzte Phänomene, die man auf den hohen Bergen der nördlichen und südlichen Halbkugel bemerkt.

Ein im höchsten Grade auffallendes Phänomen, das bereits von mehreren Personen bestätigt, dessen Ursachen jedoch bisher von Niemand genau angedeutet worden, besteht darin, daß die Reisenden, bei Ersteigung eines Berges in der Austral-Hemisphäre, ganz denen entgegengesetzte Wirkungen verspüren, welche man beim Berganssteigen in der entgegengesetzten Halbkugel empfindet.

Auf bedeutenden Höhen der nördlichen Hemisphäre (wie auf dem Gipfel des Mont-Blanc) verspürt man eine starke Blutanhäufung gegen den Kopf, die durch Anschwellen des Gesichts, durch seine bläuliche Farbe, durch Neigung zum Schlaf und Hervordringen des Bluts durch Nase, Mund, Augen und Ohren angedeutet wird. Auf ungefähr gleicher Höhe beurkundet sich in der südlichen Halbkugel eine ganz entgegengesetzte Aufhäufung, die sich durch Blässe und Erschlaffung der Gesichtszüge, Schlaflosigkeit, Betäubung, Ohnmachten und Erbrechungen bemerklich macht. Schlagflüssige Anzeichen sind sehr häufig im ersten Falle, während im zweiten die des Versinkens in sich selbst, oder der Ohnmacht, vorherrschend bleiben.

Die Mittel, zu denen man in diesen beiden Fällen seine Zuflucht nimmt, sind gleichermaßen sehr verschieden. Denn mit Ausnahme der wagerechten Lage, welche in beiden die entsprechendste ist, sind reizbare

Getränke und erregende Auflegungen auf verschiedenen Körpertheilen, wie auf Mund, Nase und Ohren, die auf den Bergen der Südseite so großen Nutzen darbieten, äusserst schädlich auf denen gegen Norden.

Der Reisende, welcher die Alpen besucht, überzeugt sich, daß die gebrannten Wasser, die er aus Vorsicht immer bei sich hat, statt ihm die Kräfte wieder zu geben, welche ihn zu verlassen scheinen, die schlagflüssige Neigung nur noch vermehren. Man schreibt diese Phänomene, die so ausserordentlich fühlbar sind auf allen Bergen der nördlichen Hemisphäre, der großen Luftverdünnung zu, weshalb die weichen Theile des menschlichen Körpers ausgedehnt werden durch die Verminderung des Druckes der atmosphärischen Luft auf dieselben. Da man jedoch ganz entgegengesetzte Wirkungen auf den Anden Südamerikas verspürt, muß man ihnen folglich eine von der Luftverdünnung unabhängige Ursach anweisen.

Man kennt in Südamerika zwei verschiedenartige Zufälle, von denen Personen, welche an das Ersteigen hoher Berge nicht gewöhnt sind, heimgesucht werden. Der erste besteht in jener Schwierigkeit, Athem zu holen, veranlaßt durch die Verdünnung der Luft, und die man im Allgemeinen auf allen Bergen verspürt. Der zweite, viel gefährlichere, ist der, dessen wir so eben gedacht, und der, wie General Miller in seinen Denkschriften berichtet, für Bolivar's Armee, bei ihrem Zuge über die Anden, so verhängnißvoll gewesen.

Der erste ist den Peruanern unter dem Namen Punya bekannt, und der zweite unter dem So-

roche, weil sie ihn einem Sirocco, oder ungestümem Winde, zuschreiben. Diese Meinung des großen Haufens beruhet jedoch auf keiner zuverlässigen Beobachtung. Der geschickte englische Ingenieur Scott, der die Arbeiten der großen Wasserleitung zu Tocha, in Peru, leitet, schreibt das Entstehen dieser Zufälle der Wirkung der Elektrizität zu. Seine Meinung begründet sich auf die von ihm angestellten Beobachtungen auf verschiedenen Punkten der Kordillera, woraus sich ergibt, daß die in Rede stehenden Zufälle weit heftiger sind an einigen Orten, als an andern, und daß die ersten nicht immer zu den höchsten gehören, während der Elektrizitäts-Messer auf denselben bedeutend gefallen war.

Die verschiedenen von uns angedeuteten Wirkungen, durch eine dem Anschein nach gleichförmige Ursach erzeugt, lassen sich leicht erklären durch den merkwürdigen Umstand, daß die elektrischen Pole ganz verschiedene Punkte des Körpers in den beiden Hemisphären einnehmen. Dieser Umstand wurde zuerst angedeutet von dem Lieutenant Lecanut, der, während Napoleons Gefangenschaft auf St. Helena, den Berg der Himmelfahrts-Insel erstieg.

Da nun also die Elektrizität den oberen Körpertheil auf der nördlichen, und den unteren auf der südlichen Halbkugel einnimmt, ergibt sich daraus, daß auf der ersten das Blut gegen den Kopf, und auf der letzten gegen die Füße gezogen wird, weshalb es dort Schlagflüsse, hier Ohnmachten veranlaßt. Man erklärt sich nun auch leicht, wie die wagerechte Lage beinahe augenblicklich so verschiedenartige Anzeichen zu beseitigen vermag durch das Gleichgewicht, welches sie in

der Elektrizität der verschiedenen Körpertheile wieder herstellt.

Ein anderer Umstand bietet sich noch dar zur Unterstützung dieser Meinung. Er besteht darin, daß die Reisenden, welche über die Anden ziehen, beinahe keinen Zufall, keine Unbequemlichkeit verspüren, so lange sie zu Pferde bleiben, weil sie da abgesondert sind von des Erdballs elektrischem Einfluß durch die Schaafhaut, welche man in Peru unter den Sattel legt, und die, wie Jedermann weiß, der Elektrizitäts-Leitung mehr hinderlich als beförderlich ist.

Dr. Cunningham berichtet, daß als er im Juli 1833, in Gesellschaft des Kapitän Hope, und mehrerer anderen Personen, einen Ausflug nach der Wasserleitung gemacht, die in der Ebene von Chinchillan, auf einer Höhe von ungefähr 14,000 Fuß überm Meere, angelegt wurde, Niemand irgend ein Unwohlbefinden verspürte, bis zu dem Augenblicke, wo die Reisenden, auf einer wenig gangbaren Stelle, abzusteigen genöthigt waren. Kaum hatten sie den Boden berührt, als alle, mit Ausnahme eines Einzigen, vom Soroche befallen wurden.

„In demselben Augenblicke," sagt unser Gewährsmann, „wo meine Füße auf der Erde standen, verspürte ich eine starke Betäubung. Meine Augen verdunkelten sich. Es stelte sich Neigung zum Erbrechen ein, worauf ein allgemeines Zittern folgte. Ich befand mich in einem solchen Zustande der Schwäche, daß ich mich nicht auf den Beinen erhalten konnte. Ich bestieg mit Mühe mein Maulthier wieder, senkte den Kopf, und setzte solchergestalt meinen Weg fort bis zu dem Orte, wo wir zu Mittag speisen sollten."

Wie die Menschen, leiden auch die Thiere vom Soroche. Das erste Anzeichen, welches Maulthiere und Pferde verspüren, ist ein heftiges Zittern, worauf ängstliches Schnaufen, sodann die Neigung unbeweglich zu bleiben folgt. Läßt man sie in diesem Zustande, so fallen sie bald, und zwar manchmal, um nicht wieder aufzustehen. Bemerkt deshalb der Reiter die ersten Zeichen eines solchen Uebelbefindens, so läßt er die Zügel fahren, damit das Thier den Kopf so lange senken könne, bis es sich wieder erholt hat.

Die Maulthiere kennen so wohl der Kopfsenkung heilsame Wirkungen, daß sie, sobald sie die mindesten Anzeichen vom Soroche verspüren, gleich den Kopf so niedrig als möglich halten, wonach der Zufall bald vorüber geht. Die Behandlung, welche man mit dem meisten Erfolg bei Ohnmachten in Anwendung bringt, ist auch beim Soroche die entsprechendste, d. h. wagerechte Lage, mit Wasser gemischter Branntewein, in's Gesicht gespritztes kaltes Wasser, starkriechende Salze ꝛc.

Die Peruaner vergleichen den Soroche mit der Seekrankheit, womit er in der That einige Aehnlichkeit hat, eben so wie mit dem Zustande der Personen, die einen heftigen Blutsturz gehabt. Bewußtlosigkeit, Pulsschwäche, gänzliche Erschlaffung, Reizbarkeit des Magens, Blässe des Gesichts und kalter Schweiß, sind dem einen wie dem andern eigenthümlich.

Wie wenig Uebereinstimmung haben die Anzeichen, welche man auf dem Mont-Blanc, und auf anderen hohen Bergen der nördlichen Hemisphäre verspürt, mit den eben beschriebenen! Eine so auffallende Ver-

schiedenheit deutet zur Genüge an, daß in jeder Erdhälfte eine besondere Ursach vorhanden ist, die sich durch die grade entgegengesetzten Wirkungen, welche sie erzeugt, beurkundet.

Frühlings-Andacht der schönen Philippine Welser.

Eine Reliquie aus ihrem geschriebenen Gebetbuche, das in der berühmten Ambraser Sammlung zu Wien aufbewahret wird; welche der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, ihr kunstliebender Gemahl, stiftete. Vielleicht war die geistreiche Frau, eine Perle ihres Geschlechts, Verfasserin dieser zart frommen Betrachtungen. Wohl mochten religiöse Gemüther in jenen Tagen orthodoxen Haders ansprechendere Erbauung und Trost in Gottes heil'gem Tempel der Natur finden, als in dem wilden Lehr-Streite und der Verkehrtheit der meisten Zions-Wächter. Als der Todesengel (im Jahre 1580) Philippinen nahte, sah sie die Himmel offen, zu denen die Verklärte glaubend, liebend und hoffend emporstieg. In der silbernen Kapelle zu Insbruck ist ihr Grabmahl. Die guten Tiroler verehrten ihre Fürstin gleich einer Heiligen, obschon sie Rom nicht kanonisirte.

Ein schön gebet zur zeytt des Glentzen. (Lenz.)

O Herr Jesu Christe: allmechtiger ernewerer aller Ding. der du dise schöne welt vnns zu guettenn erschaffen. die Himmel mit so mancherlay gestirn zu gebrauch des tags. vnnd tröstung der nacht geziert hast. die Erden (welche du gewölet. das sy aller lebenn-

digen Thier. neben welchen auch des menschen. ain gnadenreiche Speiserin seye.) mit vnderschidlichen Zeitten. vnd stunden thailest. vnd ytzo mit dir lebendigen alle Ding. von newem erwachen. vnd vnns die Hoffnung der von dir zugesagten vrstenndt bekrefftigen. Die Wisen so vorhin wüst. grüenen wider mit newem graß. die gräslein werden mit allerlay farben der blümlein geziert. die Frücht wachssen auf. die vnder geegten Sämlein entspringen aus den grüeblein. die verstorbene Baum sprossen herfür mit newen Zweiglein. vnd also mit newen blümlein zierlich beelaidet. erweckchen in vnns ain zuuersicht künftiger fruchtbarkait. Die Sonn sterckcht iren gnadenreichen schein. vnd das angesicht aller natur. welche ytz widerumb zu leben anfangt. Bekennet an allen ortten dein göttliche guetigkeit, gegen dem menschlichen Geschlecht. mit welcher du vnns. die wir straff halben aus dem Paradeyß vertriben. das verdient ellend mit vilem trost sennftigst. verleihe vnns. die wir ainmal in dir durch den tauff new geborn. den altten menschen ausgezogen. vnd newe Creaturn worden sind. das wir nit mer zu dem alter der sünden zurückfallen. sonder durch den gnedigen windt deines geistes mit ewiger vnschuldt grüenen. auf das wir täglich mer vnd mer mit den blümlein aller Tugent geziert. zur wirdigen frucht deß Euangely zunemen. durch dich Jesu Christ. Der du mit dem vatter vnd heiligen geist regierst in ewigkeit. Amen. —

Kritische Revüe.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, von dem Ende des großen Kampfes der europäischen Mächte wider Napoleon Bonaparte, bis auf unsere Tage, durch Ernst Münch. Sechs Bände in 8. Leipzig und Stuttgart, 1833 und 1834. J. Scheible's Verlags-Expedition.

Es ist eine schwierige Aufgabe, die Geschichte einer Zeit zu schreiben, in der man, von ihren Leidenschaften und Vorurtheilen umschlossen, lebt. Mit Ruhe, mit Unparteilichkeit, mit voller Wahrheit das darzustellen, dessen Augenzeuge man gewesen; die Ereignisse, welche man getheilt, zu beurtheilen; über ein politisches und moralisches Dasein, das man selbst gelebt, richtig abzusprechen: wahrlich, das ist ein Problem, welches nicht viele Schriftsteller zu lösen im Stande sein dürften.

„Die Zeit dringt so rasch und mächtig vor," sagt der Verfasser der „Allgemeinen Geschichte der neuesten Zeit" in seinem Vorwort, „und der Strom der Ereignisse schwellt in steigendem Verhältniß so riesenhaft an, daß selbst denjenigen, welche Theil daran genommen, oder durch die unmittelbaren Folgen auf irgend eine Weise berührt worden, von all' dem Einzelnen, was an ihnen vorüberging, kaum eine bleibende Erinnerung sich bewahren, oder von dem Ganzen eine vollständige Uebersicht gewinnen mögen, ohne schriftliche Verzeichnung der vorzüglichsten Thatsachen, kritische Sichtung des Wesentlichen vom Ausserordentlichen, und klare, lebendige Aufstellung der mannigfachen Gruppen von Epochen, Systemen,

Revolutionen und Reaktionen, Parteien und Parteihäuptern, Kämpfen und Tragödien, Friedensschlüssen und Kongressen, und von den hervorstechendsten Karaktern im Guten wie im Schlechten, und deren Werkzeugen und Opfern."

Von einem höheren Standpunkte, als dem des alltäglichen Lebens, Ereignisse und Wirren seiner Zeit betrachtend, verleihet des vorliegenden Werkes Verfasser seiner Darstellung eine durchaus unbefangene, leidenschaftslose Tendenz; schildert er mit ernsten, kräftigen Zügen der Begebenheiten bald ruhig-wohlthätigen, bald konvulsivisch-erschütternden Gang; malt er mit breiten, mathematischen Pinselstrichen das geschäftige Leben und Treiben und Verlangen der Kabinets- und Partei-Politik; kolorirt er mit karakteristischen Farbenschlägen des Gemäldes Vorderszene und Hintergrund; überhaucht er mit den zartesten Schattirungen die einzelnen Motive seiner großen Staffelei, deren Gesammt-Eindruck zugleich ergreifend und befriedigend ist.

Aber ausser der ersten schöpferischen Aufgabe, hatte der Verfasser noch eine zweite, eine durchaus individuelle, zu beachten. Er durfte nicht vergessen, daß er mehr als Zuschauer, daß er Theilnehmer gewesen bei einigen der einflußreichsten Ereignisse unserer Zeit. Darum konnte, darum durfte er nicht mit jener Kälte sie schildern, die der nur durch Hörensagen Unterrichtete selbst wider Willen in seine Berichtabstattungen legt. Er konnte, er durfte nicht immer und überall vergessen, daß er diesen oder jenen Szenen mit Vorliebe oder Begeisterung sich beigesellt, daß er von anderen mit Abscheu oder Unwillen sich

abgewendet. Persönliche Erfahrung, Gefühl, Auffassungsweise mußte in logischer Anwendbarmachung seinem Werke grade die individuelle Eigenthümlichkeit verleihen, welche es von andern ähnlichen, zeitgleichen Erscheinungen durchaus abzusondern im Stande war.

So entstand ein geschichtliches Denkmal, das durch seines Baues Originalität immer ein selbstständiges Werk bleiben, das als Muster des historischen Begriffs-Vermögens unserer Zeit, als Spezimen der intellektuellen Richtung des Jahrhunderts, als Zeugniß der Reife eines schönen Talentes bestehen wird. Wir wünschen uns Glück, ein solches Urtheil über die „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit", mit voller Ueberzeugung aussprechen zu dürfen.

Handbuch der Geographie, von Dr. W. F. Volger. Dritte stark vermehrte Auflage. Zwei Theile in 8., von 1250 Seiten. Hannover 1833. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Schon früher haben wir über die zweite Auflage dieses Handbuches unsere Meinung ausgesprochen. Die dritte verdient in einem noch höhern Grade vernünftiges Lob. In wissenschaftlicher Beziehung kennen wir kein geographisches Werk, welches das vorliegende übertrifft. In literarischem Betrachte ist es wohlverstanden, angenehm verfaßt. In pädagogischer Hinsicht halten wir es für eine der vorzüglichsten, beachtungswerthesten Erscheinungen unserer Zeit. Es ist reich und gediegen, richtig und befriedigend, gedrängt und umfassend, unterrichtend und unterhaltend zu gleicher Zeit.

Die „Einleitung" ist ein Meisterstück, worin alle

die vortheilhaften Eigenthümlichkeiten, deren wir so eben gedacht, in einem hohen Grade sich vereinigen. Das Verhältniß der Erde zu den andern Himmelskörpern; die Bewegung derselben; die mathematische Geographie sind befriedigend darin erörtert. Vom Sonnensystem zu dem individuellen unsers Erdkörpers übergehend, erklärt der Verfasser der Reihe nach der Erde Bewegung, ihre Längen- und Breitegrade, ihren Horizont, ihre Weltgegenden, Jahreszeiten, Zonen, ꝛc.

Die „physische Geographie“ umfaßt der Erde Oberfläche, ihre Gebirge, Höhlen, Gewässer, Meere und Quellen; ihre Atmosphäre, Schneelinie und Meteore; ihre Erzeugnisse, wovon der Mensch den ersten Rang einnimmt. — Die „politische Geographie“ handelt vom Menschen im Staate, seiner Religion, ꝛc.

Des Verfassers geographische Uebersicht beginnt mit Europa. Seine Angaben über diesen Erdtheil sind richtig und befriedigend. Er verfährt in der Einleitung zu diesem Abschnitte mit derselben Umsicht und Genauigkeit, wie in der zu dem ganzen Werke. Deutschland ist das erste europäische Gebiet, welches er in Rede stellt. Seine verschiedenen Staaten werden in ihren Gesammtmassen, wie in allen ihren Einzelnheiten, mit seltener Bestimmtheit beschrieben. Bei den westdeutschen Ländern allein, dürfte vielleicht ein wenig mehr Umständlichkeit wünschbar scheinen.

Die Niederlande sind in der dritten Auflage schon in zwei unabhängige Staaten, Holland und Belgien, geschieden. Die Schweiz verdient in einer

vierten Auflage eine entsprechende Berichtigung. Wir bemerken hier noch dieselben Mängel, welche wir schon in unserer früheren Erörterung umständlicher angedeutet haben. Auch Italien bedarf einer sorgsamen Durchsicht, vorzüglich was die sardinischen Staaten (vor Allem Savoien) anbelangt. Der Artikel Spanien hat durch Berichtigungen nach Hausmann, wie durch Vergleichungen mit Minano, sehr gewonnen. Man kann dasselbe auch von Portugal sagen. Die Angaben über die azorischen Inseln können nach einem Aufsatze im Jahrgang 1833 der Bibliothek der neuesten Weltkunde berichtigt werden. Der Republik Andorra, in den Pyrenäen, ist ein besonderer Abschnitt zu widmen, weil sie ein durchaus unabhängiger dreimal bedeutenderer Staat ist, als S. Marino, und auf keinen Fall als ein bloßes Anhängsel von Spanien betrachtet werden kann.

Ueber Frankreich möchte in einer vierten Auflage des Handbuches Manches zu ergänzen sein, was theils aus der neuesten Volkszählung (mitgetheilt im zweiten Theile des Jahrgangs 1833 unserer Bibliothek) sich ergeben, theils durch umfassende geographische und statistische Bekanntmachungen, als genau und wahr festgestellt worden. Ueberhaupt kann hier noch manches wirklich Nützliche beigefügt werden. Es ist beinahe dasselbe auch mit Bezug auf England, vorzüglich in Betreff der Ortsbevölkerung, die seit einigen Jahren großen Veränderungen unterworfen gewesen ist. Die Uebersicht im zweiten Theile der Bibliothek gibt dazu den Beleg. Dänemark und Island sind befriedigend, eben so Schweden, Norwegen und Preussen. Die allgemeine Uebersichs

von den europäischen Staaten und dem deutschen Bunde, beschließt auf eine würdige Weise den ersten Band.

Der zweite beginnt mit Rußland, dessen ungeheurer Ausdehnung Polen beigefügt ist. Krakau und Galizien sind zwischen dieses und die ungarischen Staaten gedrängt. Die Türkei, Jonien und Griechenland machen der europäischen Staatenreihe Beschluß.

Mit der gleichen Scharfsicht und Emsigkeit, welche man bei Erwägung der Bearbeitung des europäischen Theiles in Volger's vortrefflichem Werke bewundert, sind auch die übrigen, Asien, Afrika, Amerika und Australien betreffenden, behandelt. Ueberall beurkundet sich tiefe, gründliche Kenntniß der geographischen Wissenschaft; überall zeigt sich topographischer Takt, jener Oertlichkeits-Instinkt, der den Verfasser immer sich leicht zurechtfinden, richtig sich orientiren läßt, was als eine nicht gar vielen erdbeschreibenden Gelehrten von Natur und vernunftgemäßem Studium verliehene Eigenschaft betrachtet werden kann.

Volger's Handbuch der Geographie ist eine wahre Zierde der deutschen Literatur, die auf eine augenscheinliche Weise den Hauptkarakter deutscher Eigenthümlichkeit hat. Dies Werk ist das Erzeugniß beharrlichen Fleißes, solider Gelehrsamkeit, richtiger Auffassungskraft und seltener Uneigennützigkeit. Es ist ein Denkmal deutschen National-Genies, deutscher Thatkraft und deutscher Einfachheit.

Erzählungen und Phantasiestücke. Von Eduard Duller. Frankfurt am Main, 1834.

Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. Zwei Bände von 796 S.

Vom Ernsten zum Angenehmen, vom Tiefen zum Leichten überzugehen, ist im menschlichen Leben oft Bedürfniß, wo nicht Pflicht. Der mit Geschäften überhäufte Mann, gleichviel ob erwägender Politiker oder spekulativer Fabrikant, ob forschender Gelehrter oder schaffender Arbeiter, fühlt mehr als einmal sich gedrungen, der Last seines täglichen Wirkens sich zu entziehen, Zerstreuung, Ruhe, Erheiterung zu suchen, ausser dem gewöhnlichen Kreise seines Denkens und Thuns. Nichts scheint meistentheils zu solcher Erholung entsprechender, als eine geistreiche, interessante Lektüre, welche Herz und Einbildungskraft angenehm beschäftigt, wobei physische oder intellektuelle Kraft, durch zu große Anstrengung erschöpft, sich allmählich wieder sammeln und zu neuer Thätigkeit sich ausbilden könne.

Duller's Erzählungen und Phantasiestücke, scheinen uns zu solchem Zwecke in mehr denn einer Hinsicht sehr entsprechend. Sie sind ausserordentlich mannigfach, zudem höchst originell, neue Bahnen eröffnend, welche bald mit noch grotteskeren Fiktionen sich zu bevölkern versprechen. „Der Auferstehungsmann" betrifft einen England eigenthümlichen Gewerbthätigkeitszweig, der schon mehr als einmal zu gräßlichen Verbrechen geführt. „Der Poet und die Muse", ist ein humoristischer Scherz, dem es weder an treffendem Witz, noch an bunter Laune fehlt. „Pagliazzo" ist eine Novelle in dem genere furiosissimo der aus der französischen auch auf die deutsche Literatur sich vererben zu wollen scheint. „Die Wiener im Jahre

1809“ bieten ächte Lebensbilder dar, welche man mit steigender Theilnahme die Revüe passiren läßt. „Die Quintandeira von Rio-Janeiro“ ist eine recht hübsche Skizze. Das Mährchen aus Wales: „Königin Forelle,“ ist nicht ohne Moral. Auch das Frühlingsmährchen: „Waldvögelein,“ ist unter gleichem Betrachte rund und hübsch.

Das zweite Bändchen enthält: „Bettelmanns Umkehr,“ Novelle, deren Schlußstein nur anders geformt zu werden brauchte, um ein wahres Sittengemälde mancher häuslichen Vorhölle zu sein. Die Humoreske: „Die drei schwarzen Könige von Haimburg,“ reihet sich an das ihr vorhergegangene recht gut. Entsetzen über Entsetzen ist der „geheimnißvollen Reise“ Hauptmotiv. „Herr Chamäleon,“ ist eines jener Phantasiestücke, die durch die sonderbarsten Schattirungen sich auszeichnen. Die Erzählung: „Aussen roth, innen tod,“ hat einige Aehnlichkeit mit Zschokke's steinernem Gast. „Der alte Spieler und sein Geselle,“ zeigt uns eine Szene, der es an Ernst und ergreifendem Nachdruck nicht fehlt. „Der Nimmersatt,“ besteht aus Arabesken in Mosaik, die weder der Wirklichkeit noch der Phantasie anzugehören scheinen, so originell und paradox ist ihr Gehalt. „Passauer Kunst“ schildert eines alten Aberglaubens sonderbare Wirkungen, und beweiset, wie tiefgewurzelt alte Mährchen beim Volke immer noch sind. „Das Gespenst des Selbstmörders“ beschließt die Reihe der Erzählungen und Phantasiestücke, welche auch vom umsichtsvollen Verleger mit Korrektheit und Zierlichkeit des Druckes nach Verdienst ausgestattet worden sind.

Mannigfaltigkeiten.

Neue britische Kolonie in Oberkanada.

Die Zeitungen der nordamerikanischen Union sprechen neuerdings sehr viel von dem raschen Gedeihen einer neuen englischen Kolonie in Ober-Kanada. „Im Mittelpunkte unserer Seen“, sagen sie, bildet sich unter unsern Augen ein neuer Staat, der bald im Stande sein wird, im Handel und Wandel uns das Gleichgewicht zu halten, und der über lang oder kurz als mächtiger Nebenbuhler auf unserer nördlichen Grenze auftreten dürfte. Eine zahlreiche, kräftige Bevölkerung, bedeutende Kapitalien, ein fruchtbarer Boden, ein vortheilhafter Handel und viel Unternehmungsgeist, das sind die Garantien des Gedeihens dieser Kolonie. Die Ortschaft York hat bereits über 7000 Einwohner, und Kingston hat deren zwischen 5000 und 6000. Die blühenden Niederlassungen von St. Katharina, Queenston und Niagara, im Distrikt der Wasserfälle, Hamilton, am Ontariosee, Coburg, Brockville und mehrere andere, vorzüglich die schönen Ortschaften an der Quintabucht, die man bis jetzt nur als Dörfer betrachten kann, werden in Kurzem zu Städten angewachsen sein, und lassen eine starke Bevölkerung dieser Gegend voraussehen. Man behauptet, daß die neue Kolonie durch die ersten Wechselhäuser Europas, an deren Spitze die von Rothschild und Baring stehen, mit den nothwendigen Kapitalien, bis zur Konkurrenz von zehn Millionen Dollare (25 Millionen rhein. Gulden) unterstützt werde. Fünfundzwanzig dieser Kolonie gehörige Dampfschiffe befahren den Ontariosee, die Quintabucht und den St. Lorenzstrom. Einige dieser Fahrzeuge sind sehr groß und haben Maschinen von

40 bis 50 Pferdekraft. Man erbaut jetzt drei andere, die hinter den besten der Vereinstaaten nicht zurückstehen sollen.

Eisenbahn zwischen St. Etienne und Lyon.

Lyon und Saint-Etienne sind zwei der wichtigsten Städte Frankreichs, sowohl ihrer Bevölkerung, als vorzüglich ihrer ausserordentlichen Gewerbthätigkeit und ihres großen Verkehrs wegen. Das erste hat, mit Inbegriff der dazu gehörigen Ortschaften la Guillotière, la Croix-Rousse, Vaise, Serein, Fourvières ꝛc., 172,000 Einwohner und das letzte 36,000. Die Entfernung zwischen beiden Städten beträgt 56 Kilometer (11 1/5 geogr. Stunden), welche man bisher auf einer sehr schlechten Landstraße mit dem gewöhnlichen Eilwagen in 7 Stunden zurückgelegt. St. Etienne ligt 400 Meter (1231 Fuß 4 1/2 Zoll) höher als Lyon, was also auf jede Wegstunde ein mittleres Ansteigen von 112 Fuß machen würde, falls nicht noch eine ziemlich hohe Bergkette zu übersteigen wäre, wodurch des Weges Senkung bis auf 406 F. diesseits und jenseits für die Wegstunde vermehrt wird. Man entnimmt daraus, wie schwierig die Anlegung einer Eisenbahn auf dieser Strecke war. Demungeachtet ist sie über alle Erwartung glücklich in Ausführung gebracht worden.

Von St. Etienne geht die Eisenbahn in grader Richtung gegen die Hauptkette des Gebirges, durchschneidet dieselbe mit Hilfe einer 15 Meter (4618 Fuß) langen Gallerie, gelangt diesseits in das vom Janonbache bewässerte Thal, folgt demselben und weiter unten dem Flüßchen Gier, verläßt dieses bei Givors, und wendet sich direkt Lyon zu. Die Eisenbahn ist nur um 2 Kilometer (24 Min.) länger, als die gewöhnliche Landstraße. Von St. Etienne bis Rive-de-Gier beträgt die Entfernung, der Eisenbahn nach, 21 Kilometer (4 1/5 St.), und der Hang 14 Millimeter (6 Linien) auf jeden Meter (3 Fuß 11 Linien). Von Rive-de-Gier bis Givors 17 Kilometer (3 2/5 St.), Hang 6 Millimeter (2 1/2 Linien) auf

den Meter. Von Givors bis Lyon 18 Kilometer (3 3/5) St.), Hang beinahe wagerecht.

In Betreff des Plans und der Ausführung ist die Eisenbahn zwischen St. Etienne und Lyon der zwischen Manchester und Liverpool weit überlegen. Sie ist viel besser und einfacher angelegt, lange nicht so kostspielig, und in Betreff des Transports vortheilhafter für die Unternehmer, indem sie 12 Prozent des verwendeten Kapitals abwirft, während jene nur 6 1/2 Prozent gibt.

Wissenschaftliche Reise in Amerika.

Von seiner 1826 begonnenen wissenschaftlichen Reise in Amerika vor Kurzem zurückgekehrt, hat darüber der gelehrte Naturforscher d'Orbigny der Akademie der Wissenschaften zu Paris einen umständlichen Bericht abgelegt, woraus wir nur die Hauptpunkte andeuten wollen.

Nach kurzem Verweilen in Rio-Janeiro begab sich der Reisende nach Monte-Video, und von dort längs dem östlichen Ufer des la Plata (Silberstroms) nach Buenos-Ayres. Von hier drang er bis zu den Grenzen Para-Guay's vor, besuchte die Provinzen Corrientes, Santa-Fe, der Missionen und Entre-Rios, und kehrte nach Buenos-Ayres zurück. Er brach sodann nach Patagonien auf, und verweilte acht Monate in diesem beinahe gänzlich unbekannten Lande. Er umschiffte später das Vorgebirg Horn, und kam nach Chili (Tschile). Zu Anfang 1830 verließ er diese Republik, besuchte Arica und Cobija, erstieg den westlichen Abhang der Anden bis zur Eisregion, und durchreisete die Hochebene zwischen der östlichen und westlichen Kordillera. Diese 40 Stunden breite Landstrecke ist der bevölkertste Theil von Peru und Bolivia. Auf ihr befindet sich der große Titikaka-See, ehemals berühmt der Sonnen- und Mondtempel wegen, welche die alten Inkas auf seinen Inseln hatten erbauen lassen.

Ueber die östliche Kette der Anden gelangte d'Orbigny,

nach einer Reise von mehr als hundert Stunden nach Koscha Bamba und Santa Cruz de la Sierra. Er besuchte einerseits die Provinzen Schikitos und Mochos (Moxos), bis zum Para-Guaystrom und bis zur Stadt Mato Grosso, anderseits bis zum Madeirafluß, dem Hauptarm des Amazonenstroms. In dieser Gegend machte er viele Beobachtungen über die verschiedenen Striche und Höhen des Fortkommens der Thiere und Pflanzen. Er verweilte auch in den Silberdistrikten Potosi und Schukisaka, und schiffte sich ein zu Arika mit den zahlreichen Gegenständen, welche er eingesammelt. Ihm zufolge sind alle Landkarten in Bezug auf die innern Theile Amerika's durchaus unrichtig. Er hat über 27 Provinzen topographische Materialien gesammelt, die mit Nutzen verwendet werden können, und die mehr als eine Lücke ausfüllen dürften.

Die Hochebenen der Anden sind reich an Versteinerungen und Seeüberresten jeder Art. Ihre mittlere Höhe über die Meeresfläche ist 12,000 Fuß. In Betreff der Menschengattungen bemerkt d'Orbigny, daß durchaus keine Uebereinstimmung herrscht zwischen dem Patagonier, dessen mittlere Größe 5 Fuß 4 Zoll mißt, und dem Quischna oder Inkas-Nachkommen, der nicht über 4 Fuß 9 bis 10 Zoll groß wird. Der Reisende hat 60 gedruckte Wörterbücher und viele amerikanische Handschriften gesammelt. Von den 157 Säugethier-Gattungen, welche er beschrieben, sind einige noch gänzlich unbekannt. Seine Beobachtungen haben sich ebenfalls auf 786 Vögel-Gattungen, 119 Gattungen kriechender Thiere, 116 Fischgattungen und 700 Schleimthier-Gattungen erstreckt. Von allen seltenen oder unbekannten Gattungen hat er wohl erhaltene Exemplare mitgebracht. Seine Thiersammlung besteht aus 4855 Individuen. Pflanzen-Gattungen hat er 2370 beschrieben. Ueberhaupt ist das Ergebniß seiner Reise sehr befriedigend ausgefallen.

Vertheilung der Abgabenlast in Großbritannien.

Von allen Problemen der gesellschaftlichen Oekonomie ist unstreitig das der Abgaben-Vertheilung dasjenige, worüber sich am schwersten ein entscheidender Ausspruch aufstellen läßt. Wie viele Systeme hat man nicht seit Adam Smith vergebens aufgestellt, um zu einer solchen Lösung zu gelangen? Unsere Absicht kaun es also nicht sein, darüber eine Entscheidung geltend machen zu wollen. Wir wollen nur auf eine einfache und bestimmte Weise darstellen, wie die Abgabenlast sowohl zwischen den verschiedenen Abtheilungen der vereinten Königreiche, als zwischen den verschiedenen Ständen ihrer Bevölkerung vertheilt ist. Der Gesammtbetrag aller in den drei Königreichen erhobenen direkten und undirekten Abgaben beläuft sich auf 50 ½ Millionen Pfund Sterling (606 Mill. rh. Gulden). England, das durch seine Oberfläche und Bevölkerung nur die Hälfte des britischen Reiches bildet, bezahlt davon die ⅘, Schottland 1/10, und Irland ⅛, wie sich aus nachstehender Uebersicht ergibt:

	Oberfläche in engl. Gev. Mln.	Bevölkerung.	Abgabensumme. rhein. Gl	Abgaben für 1 Indiv.
England	50,210	13,889,876	488,923,360	35 fl. 12 kr.
Schottland	29,167	2,364,030	62,603,352	26 fl. 29 kr.
Irland .	30,372	8,183,472	55,108,284	6 fl. 44 kr.
	109,749	24,437,378	606,634,996	

Nach Montgomery und Thomson ist die Abgabenlast folgendermaßen unter die verschiedenen Klassen der Bevölkerung vertheilt:

		Pf. Sterl.	Auf d. Kopf.
2 ½ Millionen	reiche Einw. zahlen	11,530,000	92 Schell.
8 id.	wohlhabende „	25,440,000	63
14 id.	arme id. „	13,530,000	21 „ *)

Es ergibt sich daraus, daß die armen Stände verhältnißmäßig bei weitem mehr Abgaben bezahlen, als die reichen,

*) Ein Pf. Sterl. ist gleich 12 fl. rhein., und 1 Schilling gleich 36 kr rh.

weil dieser letztern Einkommen im Allgemeinen als zehnmal bedeutender angeschlagen werden kann, ohne daß sie deshalb mehr entrichten, wie die ersten.

Die belgischen Festungen.

Nach einem offiziellen Aktenstücke hat die Erbauung oder Ausbesserung der belgischen Festungen, welche man nach dem Frieden von 1815 als Schutzmauern gegen etwaige Einfälle von Seiten Frankreichs, wie zur Sicherung der diesseitigen Staaten aufgeführt, und die sich nun, durch die neueste Staatsumwälzung in den Niederlanden, so zu sagen in den Händen Frankreichs befinden, von 1815 bis 1827 folgende Summen gekostet:

	Holl. Gldn.		Holl. Gldn.
Mästricht . .	3,125,000	Ostende . . .	5,537,000
Lüttich . . .	2,885,000	Antwerpen . .	3,000,000
Huy	509,000	Tournay . . .	4,039,000
Namur . . .	5,165,885	Termund . .	2,989,057
Dinant . . .	425,000	Audenarde . .	3,378,000
Marienburg .	265,000	Gent	3,317,500
Philippeville .	304,000	Die Ausgaben für das Artillerie-Material und die Bewaffnung dieser Festungen beläuft sich auf .	13,500,000
Bouillon . . .	50,000		
Charleroy . .	6,540,000		
Mons . . .	55,423,427		
Ath	5,388,000		
Menin . . .	3,993,000		
Ypres . . .	3,958,497		
Nieuport . . .	4,530,000	Im Ganzen:	84,364,366

Riesiges Fernrohr.

Während zu London das Sonnen-Mikroskop in einem hohen Grade aller Gelehrten und Neugierigen Aufmerksamkeit fesselt, hat man zu München, in der Manufaktur optischer Instrumente des Herrn von Utzschneider ein äusserst merkwürdiges Stück beendet. Es ist ein riesiges Fern-

rohr, nach Frauenhofers Verfahren erbauet. Seine Länge mißt 15 Pariser Fuß, und seine Oeffnung 10½ Zoll. An Größe und Kraft übertrifft es die größten, während Frauenhofers Lebzeiten verfertigten Fernröhre. Die Professoren der Astronomie bei der Universität zu München, die es mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit geprüft haben, erklären es als ein vollendetes Meisterstück. Mit dem von Frauenhofer erbaueten Fernrohr von Dorpat verglichen, das 13 Fuß lang ist und 9 Zoll Oeffnung hat, bietet jenes folgende Resultate dar:

Klarheit und Reinheit eines himmlischen Körpers, durch seine Linse gesehen, sind im Vergleich mit dem Fernrohr zu Dorpat, wie 21 zu 18, und die Lichtintensität wie 136 zu 100. Es vergrößert alle Gegenstände mehr als tausendmal, und man kann buchstäblich sagen, daß es sie nähert. Also, wenn Saturn von der Erde in seiner geringsten Entfernung sich befindet, die noch 165 Millionen geogr. Meilen beträgt, scheint er, durch das Fernrohr betrachtet, das ihn 816 mal vergrößert, nur noch 192,000 geographische Meilen entfernt. Auf gleiche Weise vergrößert, wenn er der Erde am nächsten steht, scheint der Mond nur noch 68 geographische Meilen entfernt, eine Distanz, die nicht beträchtlicher ist, als in gerader Richtung die von Athen bis Konstantinopel.

Die Königin Elisabeth ein Mann.

Es handelt sich nicht von dem männlichen Geiste und Karakter der Nebenbuhlerin und Mörderin der unglücklichen Maria Stuart, sondern über ein höchst sonderbares Beispiel politischer Monomanie, welches in England sich ereignet hat. Daß in Frankreich eine Menge angeblicher Republikaner die Tavernen-Brutus spielen, daß sie in sich neue Robespierre, St. Jüst, Marat, Danton und andere Helden von demselben Gewicht erblicken, läßt ohne viele Mühe sich erklären. Aber daß in dem kalten, bedächtigen England, in unsern Tagen

ein Mann für die Königin Elisabeth sich halte, ist etwas nicht so Alltägliches, als die Marius- und Sulla-Parodie in dem heutigen Frankreich.

Der junge Brite, welcher sich für die Königin Elisabeth hält, heißt Forster. Er ist ungefähr 26 Jahr alt, gehört zu einer anständigen bürgerlichen Familie, und ist ziemlich wohlhabend. Er bereiset gerade jetzt sein angebliches Königreich in allen Richtungen, „weil", sagt er, „seine Minister ihn hintergehen können, und er mit eigenen Augen sich überzeugen will, ob sein treues Volk zufrieden und glücklich ist."

Bei Tilbury (Fort in der Nähe von London) kampirt, seiner Versicherung zufolge, eine kampflustige Armee von 60000 Mann, um die auf der „unüberwindlichen Flotte" gegen ihn abgesendeten Spanier wacker zu empfangen, und dem König von Spanien und Indien, der ihm den Krieg erklärt, weil er sich geweigert, mit ihm sich zu verheirathen, Mores zu lehren. Zu York hat er einem Irländer eine 20 Pfundnote (240 fl. rhein.) gegeben, nachdem dieser auf seine Ehre sich verpflichtet, ihm den Kopf des Grafen von Tyrone zu bringen.

Forster hat vielen Personen hoch und theuer versichert, daß er nie die geringste wirkliche Liebe weder für Essex noch für Leicester gehabt, und daß alle Gerüchte, welche man über diesen Punkt verbreitet, durchaus unwahr, verläumderisch und beleidigend für seine königliche Person seien. Er hat öffentlich bekannt gemacht, daß er demjenigen, welcher ihm den Kopf des bekannten Daniel O'Connell, oder eines der übrigen Unruhestifter Irlands bringe, 100 Pfund Sterling (1200 fl. rhein.) auszahlen lassen wolle. So verwechselt er Zeiten und Menschen, doch beharrt er bei alledem fest bei der Idee, daß er die Königin Elisabeth sei.

Er ist sehr zuvorkommend und gütig gegen Arme und Nothleidende, die ihn als ihre Mutter betrachten. Er vertheilt das Geld mit vollen Händen, und wird bald seines Beutels Grund erreichen, falls man sich nicht noch zu rech-

ter Zeit seiner erbarmt, und ihm einen Vormund ernennt. In allen von ihm besuchten Werkstätten, Fabriken, Krankenhäusern, ꝛc., hat er seine königliche Freigebigkeit bewährt, und überdem Befehle zur Vertheilung noch größerer Summen zurückgelassen. Alle seine Bons sind an seinen ersten Schatzmeister Burleigh gerichtet, und mit großer Schrift „Elisabeth“ unterzeichnet. Eine tiefe Schwermuth bemächtigt sich jedesmal seiner, wenn man von Schottland spricht. Die Hinrichtung der Königin Maria Stuart gereuet ihm bitterlich, und er würde die Hälfte seines Königreichs darum geben, wäre es möglich, sie ins Leben zurückzurufen.

Inhalt des sechsten Theiles.

Seite.

Spaniens gegenwärtiger moralisch-politischer Zustand 3
Ausflug nach der Allée Blanche. (Letzte Mittheilung.) 17
Handels-Freiheit. England in Bezug auf die übrigen europäischen Staaten. (Erster Artikel.) ----- 46
Des Alters Fortschritte und ihre Wirkungen auf des Menschen körperlichen Zustand. ---------- 67
Mathematisch-astronomische Polemik über unser Sonnen-System. Von J. W. Schmitz. ---------- 81
Moralische und intellektuelle Parallele zwischen einigen der ausgezeichnetsten Personen der neuesten Zeit. Gibbon. — Burke. — Châteaubriand. (Erster Artikel.) 107
Vergangenheit, Gegenwart und wahrscheinliche Zukunft Frankreichs. (Letzte Erwägung.) ---------- 125
Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich ---------- 139
Moralisch-finanzielle Erörterung des Abgaben-Systems in England. (Letzter Artikel.) ---------- 166
Physischer und moralischer Zustand der Eingebornen Australiens. ---------- 178
Genaue Topographie der Sandwich-Inseln und eigentliche Rechtschreibung ihrer Benennungen ---------- 189
Ausserordentliche britische Gerichtsverhandlungen und tragische Ereignisse. ---------- 194
Ausserordentlicher Verkehr der Presse in England. -- 213
Durchaus entgegengesetzte Phänomene, die man auf den hohen Bergen der nördlichen und südlichen Halbkugel bemerkt. ---------- 216
Frühlings-Andacht der schönen Philippine Welser --- 221
Kritische Revüe ---------- 223
Mannigfaltigkeiten:
Neue britische Kolonie in Ober-Kanada ---------- 231
Eisenbahn zwischen St. Etienne und Lyon ---------- 232
Wissenschaftliche Reise in Amerika ---------- 233
Vertheilung der Abgabenlast in Großbritannien ------- 235
Die belgischen Festungen ---------- 236
Riesiges Fernrohr ---------- 236
Die Königin Elisabeth ein Mann ---------- 237

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei solcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang besteht also aus vier starken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man sich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 18 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlassen. Man abonnirt sich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Postämtern in ganz Deutschland und der Schweiz.

Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neuesten Weltkunde bestehen darin, rasch, treu, wahr, unparteiisch in ihren Rahmen Alles zu umfassen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges sich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt ist unter folgenden Rubriken begriffen:

Philosophie. — Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Statistik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. — Naturgeschichte. — Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen (Astronomie, Physik, Chemie, Arzneikunde ꝛc. ꝛc.). — Biographien. — Literarische Abhandlungen. — Ausländische Literatur. — Kunst-Erzeugnisse. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1834.

Siebenter Theil.

Aarau.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bemerkungen einer Dame auf ihrer Reise aus der Schweiz nach Rußland, im Frühjahr 1834.

Mit Schaffhausen verlies ich mein Vaterland. Es war 10 Uhr Abends, als wir durch das Thor der alten Stadt der letzten schweizerischen Ortschaft, Merishausen, zu rollten. Mühsam war die Ersteigung des Randenberges. Erst nach Mitternacht erreichten wir das badische Zollhaus, wo die Pferde gewechselt wurden. Schneller ging es nun durch Donaueschingen nach Villingen. In Hornberg stand unser Frühstück schon bereit. Rasch, wie eine freundliche Theater-Dekoration, flogen die einzelnen malerischen Partien des Kinzigthales: Gutach, Hausach, Eschau, Haßlach, an unsern Blicken dahin.

Der Feste Hohen-Geroldseck gegenüber, begrüßte uns das Städtchen Zell, am Eingange des Harmersbach-Thales, nahm Biberach uns zuvorkommend auf, zeigte Gengenbach uns die weitläufigen Gebäude seiner ehemaligen Benediktiner-Abtei, seinen Garten, mit dem alten Jupiters Altar, seine Ueberbleibsel eines römischen Kastells.

Die Gegend, an der Mündung des Kinzigthales in die Rheinebene, ist ein englischer Garten im größten Styl. Burghaupten, Ohlsbach, Ortenberg sind die Hauptruhepunkte, worauf am längsten und innig-

sten der Blick verweilt. Herrliche Weinlauben, Dome von Nuß- und Kastaniengrün, schroffe Felsen und smaragdene Wiesenteppiche mit Häusern, Heerden, Kanälen, Landstraßen bunt durchwebt; altes Gemäuer auf den Höhen, üppiges Leben im Thalgelände, der riesige Straßburger Münsterthurm in der Ferne, wie ein Deutschland bedrohendes Gespenst: Ansichten, Empfindungen, Träumereien vielleicht, Alles schien auf dieser Erdscholle vereinigt für mich.

Noch einige Minuten, und wir betraten Offenburg. Von dem reichsstädtischen Dasein dieses Ortes ist nichts übrig geblieben, als seine Wohlhabenheit. Wälle, Mauern und Thore sind verschwunden. Hübsche Spaziergänge, zwischen bürgerlichen Nutzgärten, haben den Panzer des Mittelalters ersetzt. Die Stadt scheint neu. Sie ist schön und regelmäßig gebaut, hat jedoch wenig über 3000 Einwohner, dagegen alle Anstalten eines Ortes von 12,000 Seelen: ein vortreffliches Gymnasium, mittlere und Primarschulen, ein reiches Spital, ein Waisenhaus, eine Bibliothek, ein Theater, eine Art Zeitung, Offenburger Wochenblatt genannt. Unter den vielen schönen Gebäuden zeichnen sich Kirche und Thurm, Rathhaus, Stadtkanzlei, Ritterhaus und Königshof aus. Durch ihre herrlichen Gärten scheint die Stadt ganz von Rosenhecken umsponnen. Wir speiseten hier im schwarzen Adler zu Mittag. Vielleicht dürfte der Gasthof zur Fortuna vor dem ebengenannten den Vorzug verdienen.

Durch die Marktflecken Willstädt und Kork, die nichts besonders Beachtungswerthes haben, führte uns die vier Stunden lange Straße mit großen Umschwei-

fen nach Kehl. Es ist beinahe lächerlich, zu sehen, welche Mühe in einer vollkommen wagerechten Ebene man sich gegeben, der Straße so viele Winkel und Bogen als möglich vorzuzeichnen. Die Strecke von Offenburg bis Kehl könnte um eine starke Stunde kürzer sein, hätte man den Weg, statt über Sand, Willstädt ꝛc., über Weier, Hesselhurst, Eckartsweier und Sundheim geführt. Am ungeduldigsten wird man auf der Strecke von Neumühl bis Kehl, die der Straße nach ¾ Stunden beträgt, während man auf dem Fußwege in 20 Minuten von dem einen Orte zum andern gelangen kann.

Ich blieb drei Tage in Kehl. Mein Wunsch, einige Freunde, die Straßburg bewohnten, noch einmal, vielleicht zum letzten Male in meinem Leben, zu sehen und zu sprechen, wurde erfüllt. Die drei glücklichen Tage schwanden schnell, zu schnell. Ich schied mit blutendem Herzen. Eine große Reise nach einem rauhen, kaum halbzivilisirten Lande stand mir bevor...

Was soll ich Ihnen einzeln, umständlich die verschiedenen Orte und Gegenden beschreiben, welche ich berührt? Im Allgemeinen hat Deutschland bei mir durch Herz und Gemüth einen angenehmen Eindruck gemacht. Ich verlies mein herrliches Vaterland, die Schweiz, und doch schien Deutschland mir schön. Und glauben Sie nicht, daß es mir nur so *geschienen*. Ich fand es wirklich reizend, je nach seiner eigenthümlichen Individualität: dort in den dunkeln Schattenschlägen des Schwarzwaldes, wie in der wundervollen Neckar- und Main-Perspektive; hier in den karakteristischen Landschafts-Bildern von Eisenach,

Gotha, Erfurt, Leipzig und Potsdam, wie in der städtischen Regelmäßigkeit von Karlsruhe, Darmstadt, Hanau und Berlin.

Ich habe Weinberge gesehen bis über Fulda hinweg, überall ein emsig bebautes Land, fast keine Spuren mittelalterlicher Barbarei. Ich habe viele Fruchtbäume bemerkt längs den Straßen und zwischen den Feldern, was nicht blos ein Land ungemein verschönert, was auch einen vortheilhaften Begriff von der geistigen Kultur seiner Bewohner gibt.

Besonders freundlich haben die Neckarufer mich angesprochen. Die des Rheins, wenigstens die bei Kehl, und weiter bis Mannheim oder Mainz, sind nicht schön. Ich kann mir im Gegentheil nichts Prosaischeres, nichts Gemeineres denken, als ihren Anblick. Ein von einem ungezügelten Strome in hundert Kanälen durchbrochenes Land, unübersehbare Kiesbänke und niedrige Inseln, mit Weiden-Gestrüpp spärlich bedeckt, Ufer, die eine Stunde von einander entfernt sind, während sie bis auf 500 Fuß sich genähert werden könnten, eine Landstrecke von 100 Geviertstunden auf eine Länge von beinahe 90 Stunden, von Basel bis Bingen, die für Ackerbau, Viehzucht und Gewerbthätigkeit verloren ist, die von einer halben Million Menschen bewohnt werden könnte, und die jetzt eine traurige Wüste darbietet — welch ein Vorwurf für die diesseitigen und jenseitigen Regierungen, die bisher nicht einmal den Segen begriffen zu haben scheinen, welchen der Rhein ihnen gewähren könnte. Werden sie in solchem Betrachte nicht von der Regierung des ägyptischen Paschas beschämt, der

beſſer den befruchtenden Nil zu ſeinem und ſeiner Unterthanen Beſten zu benutzen weiß?....

Heidelberg iſt ein wirklicher „Regent“ in der Demantkette, welche der Neckar von Wimpfen bis Mannheim aneinanderreihet. Nichts anziehenderes als die Roſetten von Neckarelz und Zwingenbach, als die Solitäre von Eberbach, Neckar-Steinach und Neckar-Gemünd. Dagegen hat die berühmte Bergſtraße nicht ganz meinen Erwartungen entſprochen. Nur bis Schriesheim oder Groß-Sachſenheim vereinigt ſich landſchaftlicher Reiz mit üppiger Fruchtbarkeit. Ladenburg ſeitwärts, und Mannheim in der Ferne, erhöhen des Bildes Ton. Dagegen hat mir Weinheim, obgleich maleriſch, nicht ausnehmend gefallen. Heppenheim, Bensheim und Zwingenberg ſind ſchmutzige Orte, die kaum Flecken, geſchweige denn Städte genannt zu werden verdienen, ſo elend und düſter ſind ſie. Bei Heppenheim iſt die Gegend noch recht hübſch; die Ruine Starkenburg feſſelt lange den Blick. Aber der Geſammteindruck iſt nicht befriedigend.

Die Neuſtadt des großherzoglich heſſiſchen Haupt- und Reſidenzplatzes Darmſtadt iſt regelmäßig, aber ſtückweis, zerſtreut gebaut. Man erkennt daran, wie in Karlsruhe, die Laune eines Fürſten, der mehr begonnen, als er beim beſten Willen zu vollbringen im Stande war. Große Städte eben ſo wenig als große Geiſter erheben ſich wie durch einen Zauberſchlag. Darmſtadt ſoll 17,000 Einwohner haben. Auf den erſten Blick glaubt man das nicht, ſo öde und traurig ſind die Straßen. Nichts lächerlicheres und betrübenderes zu gleicher Zeit, als das ungeheure Exerzierhaus und das prächtige Opernhaus für einen

Staat von 700,000 Seelen, dessen Gesammt-Einkommen nicht vier Millionen Thaler übersteigt, und dessen öffentliche Schuld sich auf fast 9 Millionen Thaler beläuft.

Frankfurt am Main hat mir gefallen. An Regelmäßigkeit der Bauart ist hier nicht zu denken. Die Stadt hat vielleicht nicht eine einzige grade Straße. Dagegen findet man Leben und Bewegung überall. Die auf den ehemaligen Festungswerken angelegten Spaziergänge und englischen Garten-Partien sind sehr freundlich. Hanau und Fulda sind hübsche Städte. Das Schloß Philippsburg bei dem ersten steht verödet. Das Wilhelmsbad wird wenig besucht. Hanau selbst scheint in den letzten Jahren viel gewonnen zu haben. Seine Fabriken beleben sich, sein Handel erhebt sich aus der bisherigen Lethargie. In Fulda ist das Schloß, mit seinen Nebenanlagen, recht anziehend. Auch der Dom, vor dem ein ansehnlicher Platz sich befindet, ist sehenswerth.

In Eisenach gebrach es mir an Zeit, die Wartburg zu besuchen. Man zeigte mir das Schloß und den Jubelhain. Ich weiß nicht, was das mit einander gemein haben soll. Gotha ist großartig gebauet. Man sieht es ihm an, daß es Wohnort einer vortrefflichen Fürstenfamilie gewesen, deren Erlöschen noch tief betrauert wird. Das Schloß Friedenstein, auf einer Anhöhe, überblickt die Stadt, und zieht den Fremden an, sowohl durch seine Lage, als der reichen Kunst- und Bücherschätze wegen, welche darin aufbewahrt werden.

Schade, daß Erfurt keine stärkere Bevölkerung hat, es würde durch seine Lage eine der angenehmsten

Städte Deutschlands sein. In den letzten Jahren hat es freilich sehr an Wohlstand und Seelenzahl zugenommen, doch lassen seine 26,000 Einwohner es immer noch still und öde erscheinen, weil es, wie schon einmal zu Ende des 16. Jahrhunderts, mit Leichtigkeit deren 60,000 in sich aufnehmen könnte. Die Stadt wird von zwei Zitadellen beherrscht, dem Petersberg und der Zyriaksburg, die beide auf fast gleich hohen, bei 800 Fuß über dem Thalgrunde sich erhebenden Hügeln liegen.

Weimar ist noch immer die alte freundliche Stadt, welche sie während dem Lebzeiten der größten deutschen Dichter, die hier ihren Aufenthalt gewählt, gewesen.

In Leipzig bin ich einen Tag geblieben, während dem ich viel und doch nicht viel gesehen habe. Es war grade Meßzeit, und wenn ich nicht irre, noch Wochenmarkt überdem. In dem dichten Menschengewühl, mehr fortgeschoben als freiwillig sich bewegend, hatte ich kaum Gelegenheit zu bemerken, daß die Stadt im Allgemeinen hübsch gebauet ist, viele große Gebäude, 2 oder 3 schöne Kirchen, und ein Schloß, die Pleissenburg, hat, das ich jedoch nicht besucht habe.

Handel und Gewerbthätigkeit scheinen in Leipzig zu einem hohen Punkt der Entwickelung gediehen zu sein. Ueberall ist Thätigkeit, kaufmännischer Eifer, Geschwindigkeit des Verkehrs vorherrschend. Die Geschäfte gehen wie ein Uhrwerk, immer regelmäßig, bestimmt, richtig in einander greifend. Die 40.000 Einwohner wimmelten mit den 30,000 Gästen, welche Messe und Wochenmarkt herbeigezogen, wie Ameisen

in den Straßen. Alle schienen sich um den Preis des Fleißes, der Emsigkeit zu bewerben, und schwer würde es gehalten haben, zu bestimmen, wem er ausschließlich zustehe.

Von Leipzig bis Potsdam kommt man durch wenig bemerkenswerthe Orte. Wittenberg ist, meines Erachtens die alleinige Stadt, welche einer besondern Aufmerksamkeit würdig ist. Ohne groß zu sein, da ihre Einwohnerzahl nicht 7000 Seelen übersteigt, enthält sie mehrere Gegenstände, die Stoff zu den mannigfachsten Erinnerungen darbieten: hier das ehemalige Augustinerkloster, worin Luther als Mönch gelebt, dort der Marktplatz, mit seiner und Melanchthons kolossaler Bildsäule von Bronze, wo er die päbstliche Bulle verbrannt, weiterhin des muthigen Reformators und seines bescheidenen Famulus Grabmäler in der Schloßkirche. Durch die Vereinigung seiner Universität mit der in Halle, hat Wittenberg einen fühlbaren Verlust erlitten, den es bis jetzt noch nicht ganz zu verschmerzen im Stande gewesen.

Die Umgebungen Potsdams gehören unstreitig zu den schönsten Gegenden des nördlichen Deutschlands, und verdienen sogar einzelnen Partien der mittlern Rhein- und Neckargegenden zur Seite gestellt zu werden. Früher auffallend durch ihre Einsamkeit, ist die Stadt jetzt ziemlich belebt, und man merkt es ihr wohl an, daß ihre Bevölkerung seit 20 Jahren sich beinahe verdoppelt hat. Indessen scheinen mir zur Anfüllung der breiten, schnurgraden Straßen Potsdams, 32,000 Einwohner noch nicht genügend, und erst mit 50,000 glaube ich, wird man an der lebhafteren Bewegung bemerken, daß man in einer

wirklich bedeutenden Stadt sich befindet. Bis dahin werden die eisernen Brücken, die herrlichen, großen Plätze, die schönen Lustgarten in und ausser der Stadt mehr landschaftliche Gegenstände oder Ueberflüssigkeiten, als nothwendige Spielräume einer zusammengedrängten Volksmenge scheinen.

Die vier Meilen von Potsdam bis Berlin legt man, auf einer prächtigen Straße, mit einer Leichtigkeit zurück, die beinahe etwas Wunderbares, jedenfalls etwas wirklich Erstaunliches hat. Noch glaubten wir die Denkmäler eines großen Genies, das berühmte Sans-Souci und den Marmorpalast zu sehen, noch schwebte die Orangerie, der mit 840 Glasfenstern bedeckte Weinberg, der Fasanengarten, die Pfauen-Insel, die Bilder-Galerie vor unsern Blicken, als wir schon am Brandenburgerthore hielten, ohne zu wissen, wie wir Potsdam verlassen, und bis hierher gelangt waren.

Der Eintritt durch das Brandenburgerthor in Berlin ist unstreitig sehr großartig. Der durch das Potsdammerthor, obgleich schön, ist doch weniger überraschend. Das mächtige auf zwölf 44 Fuß hohen korinthischen Säulen ruhende 200 Fuß breite und 64 Fuß hohe Bauwerk, mit seinen fünf Durchgängen, und seinem mit vier Pferden bespannten Siegeswagen, ist eine der imposantesten Triumphpforten, welche ich gesehen. Sie übertrifft bei weitem die in Paris auf dem Karusselplatze und an den Boulevarts von St. Martin und St. Denis.

Ueberhaupt fällt der Vergleich zwischen Berlin und Paris nicht zu Gunsten dieser letztern Stadt aus. Paris ist groß, volkreich, glänzend, reich. Aber

wie viel Kleinliches erblickt man neben dieser Größe, wie viel Elend neben diesem Prunk, wie viel Schmutz und Erbärmlichkeit neben Luxus und Zierlichkeit. Die Tuilerien, der Louvre, das Palais-Royal, der Luxemburg sind, es ist wahr, große und schöne Gebäude. Leider sind die Tuilerien noch nicht ganz ausgebauet, der Louvre steht verödet, das Palais-Royal ist ein Bazar und noch etwas anderes, was man nicht nennen darf. Nach meinem Geschmack ist das königliche Schloß in Berlin imposanter, als irgend ein Gebäude in Paris.

Ich bin fünf Tage in Berlin geblieben, und habe während dieser Zeit Alles gesehen, was mir zu sehen möglich war. Alle Straßen, ohne Unterschied (und ich habe fast die ganze Stadt durchschritten) sind breit, reinlich, mit schönen, festgebaueten Häusern besetzt. Ich habe nicht ein einziges schmutziges Winkelgäßchen gesehen, wie es deren in Paris so viele gibt. Alles in Berlin beurkundet recht auffallend den eigentlichen deutschen Karakter: Einfachheit und Kraft, guter Geschmack und nützliche Verwendung.

Anfänglich bin ich fast auf jedem Schritte stehen geblieben, als ich meinen Gasthof unter den Linden verlassen, um allein, ungestört einen Spaziergang zu machen. Den ersten überraschenden Anblick bot mir die Friedrichsstraße dar, die über ¾ Stunden lang, schnurgrade rechts und links wie in dämmernder Perspektive sich zu verlieren schien. Weiterhin reihet sich Prachtgebäude an Prachtgebäude. Auf dem gewaltigen Platze vor der Universität erblickt man zu gleicher Zeit diese, das Museum, den Opernsaal, die runde katholische Kirche, die griechische Hauptwacht, das

große Zeughaus, die Privatwohnung des Königs und seiner Familie, die kolossale Bildsäule Blüchers von Bronze, die ungeheure Lübecker-Kanone und in der Ferne das königliche Schloß, mit dem Lustgarten, einem mit Bäumen besetzten Platze, der zu militärischen Uebungen dient.

Berlin ist im wahren Sinne eine Königsstadt, weil Alles in ihr groß, herrlich, überraschend ist. Jeder neue Spaziergang gab mir neue Genüsse. Die Straßen, wie lang sie auch sein mochten, ermüdeten mich nie. Am meisten bewunderte ich die Leipzigerstraße, die neue Friedrichsstraße, die Wilhelmsstraße, und viele andere, deren Namen mir entfallen sind. Auch die Plätze sind fast durchgängig groß und schön. Von den Kirchen habe ich nur den Dom, die Werdersche- und die katholische Kirche gesehen. Die auf dem Gendarmen-Markt waren verschlossen, und ich konnte den Kirchenhüter oder Küster nicht finden. Dafür entschädigte ich mich mit dem Schauspielhause, das durch seine Bauart ein wahres Meisterstück ist. Die lange Brücke schien mir sehr kurz. Man würde besser thun, sie die große Kurfürstbrücke zu nennen, der schönen Bildsäule des Kurfürsten Friedrich Wilhelm wegen, die auf ihr steht.

Ich würde nicht enden, wollte ich Alles beschreiben, oder auch nur oberflächlich andeuten, was ich in Berlin gesehen. Die Zeit war mir zu kurz zugemessen, und ich mußte schon wieder fort, als ich erst anfangen wollte zu beobachten. Von Berlin kam ich durch Küstrin, regelmäßig gebauete etwas traurige Festung, deren gemauerte Wälle, steil abgerissenen Felswänden gleich, nackt und schwärzlich aus den

Fluthen der Oder und Warte sich erheben, und durch Landsberg, wenig hübsche aber belebte Stadt von 10,000 Seelen, die viele Fabriken, überhaupt vielen Handel und Gewerbsverkehr zu haben scheint. Sie ligt an der Warte. In ihrer Nähe bemerkte ich blühende Kolonien in den Niederungen, wo durchgehends viel Wohlstand herschen soll.

Von hieraus gewinnen Land und Leute einen andern, doch leider keinen angenehmeren Anstrich. Deutschland scheint sich zu entfernen, zu fliehen, wie gerne man es auch zurückhalten möchte. Schon im Großherzogthum und Kurfürstenthum Hessen hatte ich einzelne Dörfer gesehen, deren Anblick sich keineswegs mit dem der größern Städte vertrug, so unansehnlich, so schmutzig, so elend waren sie. Ich glaubte mich wieder nach Champagne und Franche-Comté versetzt, wo der Landmann mehr wie das liebe Vieh denn als Mensch lebt. Auch in den sächsischen Fürstenthümern fand ich noch viel Armuth und Unreinlichkeit auf dem offenen Lande; ja selbst im Preussischen gewahrte ich noch Ortschaften, die des Reisenden ganzes Mitleiden in Anspruch nehmen dürfen.

Was aber ist das Alles im Vergleich mit den polnischen Dörfern, Flecken und kleinen Städten, wie sie nach und nach immer trauriger, immer zurückstoßender sich uns darstellten! Von Landsberg bis Posen ist das Land öde, unangenehm, wild. Man war eben mit Erbauung einer neuen Landstraße beschäftigt, die allem Anschein nach sehr gut werden wird. Da sie jedoch noch nicht beendet war, mußte die Schnellpost, mit der ich fuhr, bis Sierakow

abscheuliche Nebenwege einschlagen, wo wir mehr als einmal auf dem Punkte waren, Arm und Bein zu brechen. Wir sind durch weite Lachen, durch Sümpfe, durch fliessendes Wasser gekommen, und oft konnte ich des leisen Gedankens mich nicht erwehren, daß man gesonnen sei, uns mit armes et bagage zu ersäufen. Aus dem flüssigen Element gelangten wir endlich in beweglichen Sand, in welchen Rosse und Räder eben so tief versanken, als vorher in den Morast. Ich wundere mich noch jetzt, wie wir gesund dem Allem entgangen sind.

Welch armseliges und zugleich schreckliches Land! Keine der mannigfachen Landschafts-Szenen, die sich sogar im nördlichen Deutschland immer noch darbieten. Keine Abwechslung, kein allmähliges Emporwachsen irgend eines freundlichen Anblicks, wie eine in Wellenform fliehende Gegend ihn darbietet. Alles hier ist wagerecht, einförmig, ermüdend, ohne Reiz und Mannigfaltigkeit.

Je weiter ich vorwärts drang, um so elender, um so scheuslicher wurden Städte, Flecken und Dörfer. Die ersten schienen mit den letzten in Häslichkeit und Armuth wetteifern zu wollen. Ich glaubte mich in einen andern Welttheil versetzt, und ich vermuthe so ganz unrecht hatte ich nicht. Polen scheint nicht mehr zu Europa zu gehören. Seine Bewohner haben auf den ersten Blick ein wildes, asiatisches Ansehen. Ihre Wohnungen scheinen Hütten oder Zelte, aufgeschlagen in Mitte eines weit ausgedehnten stinkenden Sumpfes. Die Straße durch jedes Dorf, durch jede kleine Stadt ist eine lange Mistlache, wo, wenn man nicht im Schlamm versinkt, man auf den unor

deutlich nebeneinandergeworfenen Baumstämmen, welche Brücken oder Dämme vorstellen sollen, in allaugenblicklicher Gefahr ist, den Hals zu brechen.

Die Wirthshäuser, deren Eigenthümer fast durchgehends Juden sind, scheinen Hölen des Elends und der Verzweiflung. Ich erinnere mich nicht, je etwas Aehnliches gesehen zu haben. Die schmutzigsten Sennhütten in der Schweiz und in Savoien sind im Vergleich mit diesen „Hotellerien" reinlich und schön. Sehr viele Leute, vorzüglich vom untersten Stande, haben etwas auffallend Hartes, Drohendes in ihren Gesichtszügen. Ich will es nur gestehen: ich fürchtete mich ein wenig bei dem Allem, und wünschte mich in die Schweiz zurück. Wäre ich nicht gewissermaßen eine Gefangene der Schnellpost gewesen, vielleicht würde ich hier wieder umgekehrt sein, wenn auch nur, um auf Deutschlands Grenze wieder aus voller Brust Athem schöpfen zu können.

In Posen habe ich, ausser den vielen Nachkommen Judas, von denen es in dieser Stadt wimmelt, nichts besonders Merkwürdiges gesehen. Nichts zudringlicheres, als diese Menschen. Wie gierige Raubvögel stürzen sie sich auf den Fremden, den sie gewissermaßen als bonne prise betrachten, und den sie so viel als möglich auszubeuten sich bemühen. Kein Abweisen hilft.

In einer zum Drittel polnischen, zum Drittel deutschen und zum Drittel ebräischen Sprache, überschreit ein polnischer Jude den andern mit seinen Anerbietungen, seinen Aufforderungen. Ihre Monologe scheinen mir äusserst karakteristisch, indem sie sich selbst als zweite und dritte Person aufstellen, und

solchergestalt Frage und Antwort an sich selbst richten. Man kann sich danach denken, welchen Zungenlärm ein Paar hundert Israeliten anstellen, in deren Mitte ein armer Gojim (Christ oder Heide) sich befindet, auf dessen „Nippes“ oder „Schauſches“ sie begierig sind.

Der polnische Jude unterscheidet sich wie die Nacht vom Tage, von seinem Glaubensgenossen in Deutschland und Frankreich. Die Frankfurter „Bocherche“ und „Schickselche,“ wie sie auf den Promenaden oder nach Bornheim stolziren, würden von den Posener Israeliten nicht für „unsere Lait“ anerkannt werden. In Polen trägt die männliche Nachkommenschaft Jakobs noch lange Bärte, schwarze, weite Gewänder, unter der Brust durch einen breiten gleichfarbigen Gürtel festgehalten, hohe Pelzmützen, größtentheils von Bärenfell, im Sommer wie im Winter.

Dazu rechne man den nothwendigen Schmutz, einen Uebelkeit erregenden Geruch, eine seltsam zusammen gestoppelte Lumpen-Montur bei der ärmeren Klasse, und man kann sich einen oberflächlichen Begriff machen von dem zurückstoßenden Anblick eines solchen Menschen, besonders, wenn er sich nicht begnügt, uns zehn Schritte vom Leibe zu bleiben, sondern wenn er uns vielmehr so nahe als möglich rückt, entweder um uns etwas zum Kauf anzubieten, oder etwas von uns zu erhandeln, wobei er mit gellender Stimme, wie mit unermüdlicher Sprach-Geläufigkeit seine Aufforderungen und Anerbietungen dem Fremden in die Ohren schreiet.

Dem allen ungeachtet muß man sich wohl oder übel

an die Juden in Polen gewöhnen, weil ihre Zahl in diesem Lande sehr groß ist, weil sie allein Handel und Verkehr in Händen haben, und man ohne sie so zu sagen nicht leben kann. Ihre Menge scheint noch viel bedeutender, als sie wirklich ist, dadurch, daß sie fast beständig in den Straßen und auf den Plätzen verweilen, daß sie unaufgefordert sich in Alles mischen, jede an eine andere Person gerichtete Frage beantworten, überall ihre Dienste aufdringen, unter der Voraussetzung, dadurch etwas zu gewinnen; daß sie Gastwirthe, Metzger, Bierbrauer, Bäcker, Wagner, Krämer jeder Art sind, und daß man bei jeder Sache, die man braucht, bei jedem Bedürfnisse, das man hat, unumgänglich sich an sie wenden muß.

Ihre anscheinende Unterwürfigkeit und Kriecherei gegen gutgekleidete Personen, von denen sie irgend etwas verdienen zu können glauben, wird von ihnen bis zum Eckel gesteigert. Ueberhaupt wird solche knechtische Bezeugung in Polen Höflichkeit genannt, und man gewöhnt sich bald, nicht mehr zu erschrecken, wenn Individuen beiderlei Geschlechts, statt wie in Deutschland und in der Schweiz: „guten Morgen,“ oder „guten Abend“ zu sagen, sich beinahe niederwerfen, nach des Kleides Saum greifen und denselben mit ihren Lippen berühren.

Im Anfang gab mir jede solche Bezeugung ein höchst peinliches Gefühl, und selbst jetzt, obgleich ich schon mehr daran mich gewöhnt, verspüre ich immer noch ein so großes Mißbehagen, daß ich mich abwenden, und an mein Vaterland denken muß, wo der Mensch auf eine menschliche Weise Seinesgleichen die Hand reicht, wenn er ihn ehrenvoll bewillkommen

will, wo selbst der Hund an den Bekannten hinanspringt, statt im Staube vor ihm zu kriechen.

Eine andere Abweichung von der Regel vernunftgemäßer gesellschaftlicher Einrichtung, wovon ich in Polen am meisten betroffen worden, ist die ausserordentliche Habgier der öffentlichen Beamten, die sich mir nur in den Postbüreaux gezeigt, die aber allgemein sein soll. Niemand antwortet auf eine Frage, ohne die Hand zu öffnen, oder die Mütze hinzuhalten. Freilich begnügen diese Leute sich oft mit Kleinigkeiten, die man in andern Gegenden vielleicht nicht einem Straßenbettler anbieten möchte. Indessen wird dadurch doch endlich die Geduld erschöpft, in dem Maße als der Beutel sich leert. Hundert Raben fressen mehr, als ein Adler, und hundert Silbergroschen Bettelsteuer Tag für Tag, machen endlich auch eine große Summe.

Nach Allem, was ich bis jetzt von Polen gesehen, ist das Land nicht überall durchaus eben und einförmig. Es gibt hier und da Hügel auf der Straße von Posen bis Warschau, vorzüglich aber große und schöne Wälder, die einen sehr fruchtbaren Boden zu bedecken scheinen. Die Gegend von Landsberg bis Posen ist wahrscheinlich die ärmste und elendeste, die man sehen kann. Hoffentlich wird die neue Straße auch dort mehr Wohlhabenheit verbreiten, wenigstens gibt die preussische Regierung zu diesem Zwecke sich sehr viele Mühe. Man bemerkt das am meisten in Posen, wo die engen, schmutzigen Winkelgassen sich nach und nach erhellen, wo die traurigen Hütten durch mehr menschliche Wohngebäude ersetzt werden. Die Messen tragen auch dazu das Ihrige bei. Handel

und Gewerbthätigkeit heben sich. Die Einwohner werden etwas mehr europäisch, als rückwärts.

Bei Stupce betrat ich das russische Polen. Mein Paß wurde hier zum ersten Male einer langen Prüfung unterzogen. Man hatte mir ihn auf der ganzen Reise nur einmal abgefordert, in Frankfurt am Main. In Berlin hatte ich ihn aus freiwilligem Antrieb visiren lassen, obgleich man mich versichert, daß es nicht nothwendig sei. Auch meine Sachen wurden von den Mauthbedienten durchsucht, die mir zu verstehen gaben, daß ich gegen ein kleines Geschenk sie und mich dieser Mühe überheben können. Auch der Einnehmer, der Kontrolleur und der Inspektor machten mir eine Reverenz, die ich jedoch nur mit einem dito zu erwiedern mich begnügte.

Nachdem Alles in Ordnung war fuhren wir weiter durch Kleczewo, Wilczyn, Sempolno, Babiack, Klodawa, und eine Menge anderer kleiner Städte, die an Schmutz und Häslichkeit mit einander zu wetteifern schienen. Hier und da fanden wir steinige oder sandige Stellen, die mit Moorland oder fruchtbarem Boden abwechselten. Wenn die Gegend manchmal auch öde scheint, ist ihr Anblick im Ganzen doch ziemlich erträglich, und ist sie noch nicht so kultivirt, wie sie es wohl sein könnte, so liegt gewiß die Schuld nicht an der Natur, sondern an dem Menschen, der vielleicht zu träg, oder zu wenig unterrichtet ist, um alle die Güter zu benutzen, welche die Vorsehung ihm dargeboten. Auf der von mir bereiseten Strecke sind wenigstens die zwei Drittel dessen, was man Menschenwerk nennen kann, äusserst unvollkommen.

Ueberall zeigt sich ein greller Kontrast, ein seltsames Gemisch von Luxus und Elend. Schöne Schlösser und prächtige Landhäuser, mit Kunstgärten, Parks, chinesischen Häuschen, gothischen Kapellen, zierlichen Brücken für Spaziergänger; und ringsum armselige, halb zerfallene Hütten, unwegsame Landstraßen, Fuhrten durch tiefes Wasser, das sind die Wechselszenen, deren Zeuge der Reisende täglich in diesem Lande ist.

Den einzigen angenehmen Eindruck, den ich von Posen bis Warschau gehabt, verdanke ich einem liebenswürdigen Greis, den ich anfänglich, seiner Kleidung nach, für einen Postknecht hielt, und den ich Tags darauf in einer recht hübschen Wohnung erblickte, wo er mit Anstand und zuvorkommender Güte sehr befriedigend seinen Platz einnahm. Er war ehemals Hauptmann und jetzt Postmeister, dazu von Adel, wie sich das von selbst versteht.

Mit Vergnügen erinnerte ich mich bei dieser Gelegenheit des freundschaftlichen Benehmens des Posthalters in Kehl, der mit so vieler Gefälligkeit mir vergönnte, ohne irgend einen Verlust, einige Tage in Straßburg zuzubringen, obgleich mein Platz schon von Schaffhausen bis Frankfurt bezahlt war, und ich gleich hätte weiter reisen müssen, wenn er es gewollt, weil meine Vorausbezahlung dabei auf dem Spiele stand.

Zu Warschau war, bei meiner Durchreise, noch eine sichtbare Traurigkeit vorherrschend. In den Vorstädten lagen Trümmerhaufen neben Trümmerhaufen; doch bauete man viel. Die meisten Häuser werden, wie man mich versichert, auf Kosten der Re-

gierung wieder aufgeführt. Die Stadt ist genöthigt für Beseitigung des Schuttes zu sorgen, und überhaupt täglich eine gewisse Zahl Arbeiter zu stellen.

Im Innern der Stadt habe ich sehr schöne Häuser und prächtige Gärten bemerkt; doch schien mir Alles vernachläßigt, und das Meiste in übelm Zustande. Ich habe vielleicht nicht ein einziges Haus gesehen, das auf der Aussenseite nicht einer Ausbesserung bedürftig wäre. Und was mich glauben läßt, daß der Zeitpunkt, in welchem ich diese Stadt gesehen, nicht die alleinige Ursach der ebengedachten geringen Sorgfalt sein könne ist, daß ich überall in dem ganzen Lande denselben Umstand, denselben Verstoß gegen Ordnung, Sorgsamkeit, wohlverstandene Oekonomie bemerkt habe.

Ich habe gefunden, daß in Allem, im Größten wie im Kleinsten, immer etwas vorhanden ist, was das Auge eines an Häuslichkeit und regelmäßige Lebensart gewöhnten Reisenden beleidigt. Man braucht nicht mit besonderer Beobachtungsgabe versehen zu sein, um immer und überall in Polen denselben auffallenden Verstoß zu gewahren. Die Gebäude scheinen hier nicht fest, solid und dauerhaft aufgeführt, wie in Deutschland, sondern nur aus den verschiedenen dazu erforderlichen Materialien zusammengeflickt. Alles hängt, oder fährt herum, statt seinen sichern Ruhepunkt zu haben, und der Balken, der anderswo gut eingefügt ist, scheint hier schwebend, und drohet jeden Augenblick einzustürzen.

Da ich einige Tage in Warschau zubringen mußte, indem die Post nach Augustowo jede Woche nur

zweimal abgeht, lies ich meine Sachen nach dem Gasthofe bringen, wo ich meine Wohnung genommen. Am Tage der Abreise rief der Gastwirth den Hausknecht, um meinen Koffer zu der nur etwa 300 Schritte entfernten Post zu tragen. Kaum hatte ihn aber der Mensch auf seinen Schultern, und kaum hatte er 10 oder 12 Schritte damit gemacht, als er ihn auf den Boden setzte, und stöhnend rief, er sei für ihn viel zu schwer, und er könne ihn unmöglich tragen.

Mit Erstaunen betrachtete ich den Mann, der weder ein krankes noch ein schwächliches Ansehen hatte. Er war höchstens 25 Jahr alt, hatte ein gesundes, kräftiges Aeussere, helle Augen, breite Schultern, und Fäuste um einen wilden Stier zum Stehen zu bringen. Ueberdem war mein Koffer höchstens 60 Pfund schwer, so daß ich selbst im Nothfall ihn hätte forttragen können. Demungeachtet geberdete sich der große, starke Mensch wie ein kleines Kind. Er ächzte, strich sich den Rücken, und betrachtete seine nervigen Hände, wie wenn sie durch das Heben eines 60 Pfund schweren Kastens zerbrochen und für immer untauglich zur Arbeit gemacht worden.

Dies Benehmen schien mir zu karakteristisch, als daß ich mit der bloßen Angabe des Mannes mich hätte begnügen sollen. Ich kehrte wieder um, und zog nähere Erkundigungen darüber ein. Da erfuhr ich nun, daß mein Merkur an einer gewissen Krankheit leide, die bei den jungen Leuten in Frankreich jetzt ziemlich allgemein zu sein scheint, nämlich an der Trägheit. Alle Genüsse ohne Mühe sich zu erwerben, ohne Arbeit leben zu wollen, das ist die

schreckliche Sucht, die in Polen, wie in Frankreich, in den letzten Jahren nur zu sehr überhand genommen hat. Theile ich Ihnen dies Geschichtchen mit, so ist es aus dem Grunde, weil kleine Beispiele oft mehr sagen, als große Beweisführungen, die nicht selten auf leere Voraussetzungen gestützt sind.

Lassen Sie mich noch eine andere Anekdote erzählen. Es war etwa 7 Uhr Abends, als ich in Augustowo ankam. Von da bis Bala, wohin ich wollte, behauptete man seien nur 5 bis 6 Stunden. Um schneller dahinzugelangen, lud man mich ein, Extrapost zu nehmen, indem man alle nur erdenklichen Versicherungen verschwendete, daß ich um 10 spätestens um 11 Uhr dort eintreffen würde.

Der Reise in dem wenig angenehmen Lande von Herzen überdrüssig, zudem gleichgiltig, ob ich am Tage oder während der Nacht reise, da ich doch nichts zu sehen hoffen durfte, was mich angenehm hätte zerstreuen können, willigte ich endlich in das mir gemachte Anerbieten. Bemerken muß ich noch, daß man in den Posthäusern, falls man in denselben über Nacht bleiben will oder muß, keine Betten, sondern nur eine Art Kanapee findet, das sehr hart ist, in dem Gemache steht, wo alle Reisende zu verweilen das Recht haben, und daß, wenn man auf eine bequemere Weise ruhen will, man sein Bett mit sich führen muß. Hat man dagegen nichts, so findet man auch nichts. Man muß sich behelfen, wie die Soldaten, d. h. man bedeckt sich mit einem Mantel, und schläft, wenn man kann. Dazu kommt noch die Unannehmlichkeit, daß Frauen und Männer bunt neben-

einander kampiren müssen, was ich für die ersten eben so unschicklich als wenig beruhigend finde.

Alles das machte einen befremdenden Eindruck auf mich, und sowohl dieser Ursachen als anderer wegen, die sich nicht näher andeuten lassen, war es mir sehr darum zu thun, so bald als möglich meiner Reise Ziel zu erreichen. Ich machte mich demnach gegen 9 Uhr Abends auf den Weg, in einem Wagen, der durch Gestalt und Farbe viele Aehnlichkeit mit einem Holzkohlenkarren hatte, nur daß er kleiner war. Das Gefäß wird aus einem Bund Heu zurecht gemacht, und man muß sehr zufrieden sein, wenn man weder von Sonnenschein, noch von Wind oder Regen heimgesucht wird. Denn der Wagen ist ganz offen und unbedeckt. Man hat mir gesagt, daß im Innern Rußlands alle Postkaleschen so beschaffen sind, und daß es, ausser zwischen Petersburg und Moskau, keinen einzigen regelmäßigen Eilwagen im ganzen Reiche gibt.

Ich befand mich also unterweges mit zwei tüchtigen Pferden und einem Postknecht, der kein Wort deutsch oder französisch verstand, während ich noch kein Wort polnisch sprechen konnte. Der Schnelligkeit der Pferde ungeachtet, brauchten wir zwei starke Stunden, bevor wir den dichten, finstern Wald, den wir nahe bei Augustowo betraten, hinter uns hatten. Mehr als einmal gelangten wir an Kreuzwege, bei deren Anblick ich bange war, daß mein Kutscher den einen für den andern nehmen könne, wonach wir die ganze Nacht im Gestrüpp hätten herum irren müssen.

Nirgends war ein Wegweiser zu erblicken, nirgends ein Haus, oder sonst ein Gegenstand, der zum Zurechtfinden hätte dienen können. Glücklicherweise hatten wir herrlichen Mondschein, und mein Postknecht blieb immer auf dem rechten Wege. Von Räubern war nirgends eine Spur. Ich glaube, man lachte mich aus, als ich eine leise Besorgniß darüber in Augustowo äusserte. Wie dem auch sei, konnte ich mich beim Anblick der schwarzen weithin sich verbreitenden Waldschatten eines Schauders nicht erwehren, und war herzlich froh, als ich die ersten Häuser des Fleckens gewahrte, wo die Pferde gewechselt werden sollten.

Plötzlich stiegen vor, neben und hinter uns mehrere Männer wie aus dem Schooße der Erde empor. Einige derselben fielen den Pferden in die Zügel, andere griffen in die Räder, noch andere streckten ihre Hände aus gegen uns, und hielten den Wagen mit Gewalt zurück. Nachdem sie jedoch das Postblech gesehen, welches mein Kutscher an seinem Rocke trug, und dieser ihnen die nothwendige Erklärung gegeben, ließen sie uns weiter fahren. Wir hatten jedoch kaum einige Schritte gemacht, als wir uns von Soldaten und Pferden auf allen Seiten umschlossen sahen. Ohne es zu wissen, befanden wir uns mitten in einem russischen Lager.

Ein Offizier, der das Rasseln des Wagens gehört, verlies seine Hütte, und wollte wissen, wer ich sei, woher ich komme, wohin ich gehe, zu welchem Zwecke ich reise? Leider verstanden wir uns nicht. Er war nun höflich genug, mir das Posthaus anzudeuten, und dahin mich zu begleiten. Denn ich erfuhr

jetzt erst, daß man unvorsichtig genug gewesen, mir einen Postknecht zu geben, der diesen Weg noch nie gefahren war. Hätte ich das gewußt, um wie viel mehr würde ich im Walde mich gefürchtet haben, wo es so leicht war sich zu verirren, und vielleicht in einen Sumpf oder in eine tiefe Lache zu gerathen.

Nach meiner Ankunft im Posthause erkannte ich erst, daß die Höflichkeit des mich begleitenden Offiziers nichts gewesen, als ein Mittel, desto einfacher meiner Wenigkeit sich versichern zu können. Der russische Hauptmann (oder was er sonst war) hielt mich für einen als Frauenzimmer verkleideten französischen Spion, für einen jeune France, der seine Zwickelbärtchen abgeschnitten, und sich wahrscheinlich sehr glatt rasiert habe. Man erwies mir die unverdiente Auszeichnung, als ein Mitglied der republikanischen Propaganda mich zu betrachten, weshalb man mich mit 8 oder 10 Soldaten umringte, und mit dieser Eskorte mich zum Kommandanten führte.

An dem Hause dieses letztern wurden wir von 5 oder 6 großen Hunden empfangen, die mit entsetzlichem Geheul sich uns entgegenstürzten. Sie bemerken, wie schwer es mir gewesen sein würde zu entfliehen, wäre ich auch wirklich gewesen, wofür man mich hielt. Mit meinem Gewissen aber konnte ich der Sache Ausgang ruhig abwarten; was ich denn auch that. Zum ersten Male in meinem Leben hatte ich das Vergnügen, für gefährlich gehalten zu werden, und eine Wache zu haben.

Glücklicherweise für mich sprach die Frau des Posthalters deutsch. Sie verdollmetschte meine Ant-

worten, überſetzte meinen Paß, und machte dazu einen nothwendigen Kommentar, der den Kommandanten zu befriedigen ſchien. Ich war von Offizieren und Soldaten umringt, die mich alle mit ſtieren Blicken betrachteten. Da ich jedoch demungeachtet ganz ruhig blieb, meine Geſtalt, mein Geſicht und meine Sprache auch gar nichts Männliches hatten, entlies man mich in Gnaden, indem man mir jedoch den Rath ertheilte, nicht weiter zu fahren, ſondern im Poſthauſe über Nacht zu bleiben. Tags darauf, gegen Abend, langte ich in meinem Beſtimmungsorte an. Ein anderes Mal ſchreibe ich Ihnen, wie ich mich hier befinde, und was ich bereits zu beobachten, zu prüfen, zu erfahren Gelegenheit gehabt.

Sittengemälde der vorläufigen Verhaftshäuser in London.

Zweites Bild.

Bisher haben wir nur die äusseren Zugänge und Umrisse des Gefangenhauses gesehen. Betreten wir jetzt auch sein Inneres, werfen wir einen Blick auf das dort übliche Leben, und prüfen wir die einzelnen Theile, woraus es zusammengesetzt ist. Es scheint schon an und für sich wenig vernunftgemäß, ein Individuum, das seinem eigenen Geständniß zufolge, ausser Stand ist, seine Schuld zu bezahlen, der Habgier eines unersättlichen Kerkermeisters zu unterziehen. Wir werden bald aber noch größere Unbilligkeiten sehen. Treten wir ein.

Welche Vorhölle! Welcher Sammelplatz von Banditen, Seeräubern und Betrügern jeder Art. Welchen Empfindungen muß man Raum geben, wenn man sich mit diesem Abschaum des Lasters und der Pöbelhaftigkeit vermischt sieht! Welche ungerechte, unsinnige Herabwürdigung für einen Menschen, der kein anderes Verbrechen begangen, als daß er am bestimmten Tage eine Schuldverschreibung von 10 oder 15 Pfund Sterling (120 oder 180 fl. rhein.) nicht zu bezahlen im Stande gewesen. Alle europäischen Länder theilen noch diese Barbarei.

Marshalsea, eines der ältesten Gefangenhäuser in London, ist auch eines der zerfallensten, die man irgend sehen kann. Es sind hier nur Trümmer über Trümmern. Vor Kurzem ist die Decke eines Zimmers eingestürzt über die Unglücklichen, welche

darin sich befanden. Den Sälen gebricht es nicht blos an aller Ausschmückung, sondern auch an aller Reinlichkeit. Der leichenähnliche Anblick der Verhafteten, Elend, Laster und Schmutz, die hier überall vorherrschend sind, erfüllten gleich bei seinem Eintritt den Spanier Trueba mit Abscheu und Entsetzen. Er konnte sich nicht leicht an seine neue Lage gewöhnen, bis er endlich in Mitte aller dieser Elenden, eine Bewohnerin entdeckte, die eines bessern Schicksals würdig war. Man würde erstaunen, wollten wir durch ihren Namen sie bezeichnen, den jedoch die Achtung, deren sie in so vielfacher Beziehung würdig ist, zu nennen uns verhindert.

Diese merkwürdige Person war Niemand anders, als eine der ausgezeichnetsten Schriftstellerinnen unserer Zeit, eine Frau, deren Talent eines rauschenden Beifalls sich erfreuet, und deren Werke, selbst in fremde Sprachen übertragen, ihren eigenthümlichen Reiz nicht verloren haben. Eine Schuld von 6 Pfund Sterling (72 fl. rhein.), sehr bedeutend angeschwellt durch die Rechnungen der Advokaten, durch die Habgier der Gerichtsdiener und anderer Leute dieser Art, hielt sie fest in ihrer Gefangenschaft, welche sie nicht bald verlassen zu können hoffen durfte.

Trueba fand sie demungeachtet ruhig und gefaßt. Sie hatte in der großen Welt gelebt. Sie hatte viel gesehen und beobachtet; viel zu ihrem Nutzen auf sich selbst zurückgeführt. Man hatte sie früher mit Lobeserhebungen und Schmeicheleien überhäuft; jetzt wollte sie Niemand mehr kennen, und ihre leidenschaftlichsten Bewunderer hatten sie vergessen. Ohne besonders sich zu beschweren ertrug sie die vom Geschick ihr auf-

erlegte harte Strafe. Sie war ganz ohne Geld, und schien kaum zu bemerken, wie viel sie dadurch entbehren mußte.

„Ich habe sie zu ihrem Mittagessen mit einer Stelle aus dem „Zuschauer“ sich begnügen sehen,“ erzählte Trueba, „und zum Frühstück am andern Morgen mit einem der Mährchen aus Tausend und einer Nacht.“

Sie hatte sich in dem Genre der zergliedernden, alle Einzelnheiten beschreibenden Romane, worauf ihre Berühmtheit sich begründete, vollkommen erschöpft, und seither geschichtlichen Gegenständen sich zugewendet. Die Buchhändler schienen dabei nicht ihre Rechnung zu finden. Denn sie wurde von ihnen sehr ruhig gelassen. In ihrer Einsamkeit beschäftigte sie sich mit der Bearbeitung eines Werkes, das ihr wenig Hoffnung eines vortheilhaften Geldertrages lies. Es war die Geschichte ihres Vaterlandes, der Insel M a n.

Je weniger wirkliche Wichtigkeit ein Land hat in der Liste der Nationen, um so mehr Anhänglichkeit und Liebe flößt es seinen Kindern ein. Vaterlandsliebe ist in umgekehrtem Verhältniß mit des Gebietes Ausdehnung. Als Rom die ganze bekannte Erde war, hätte der römische Bürger für sein Vaterland nicht eine Unze Blut, oder eine Handvoll Sesterzien aufgeopfert. Das Rom des Servius Tullius dagegen, ein Rom von wenigen Geviertmeilen, fand eben so viele bereitwillig dahinsichgebende Opfer und Märtirer für sein Heil und Wohlergehen, als es Bewohner hatte.

Die Nationalität hat sich in den Kantonen der

Schweiz erhalten, die alle von nicht sehr großer Ausdehnung sind. Je weniger schwer ein Volk in der politischen Wagschale wiegt, um so stolzer ist es. Die Schotten, als sie noch sehr arm waren, nannten sich eine Nation von Königen. Irland, das noch keine großen Fortschritte in der Zivilisation gemacht, ist noch hochmüthiger als Schottland, während die Bewohner des Fürstenthums Wales, an die Niemand in Europa denkt, sich für alleinige Nachkommen der Druiden ausgeben, und noch eitler als die Irländer sind. -

Nach allen diesen Regeln der Mathematik und des Gesetzes der Verhältnisse, muß der Patriotismus der Insel Man noch etwas eifrigeres, ausschließlicheres haben, als der von Wales, wenigstens bewies das die verhaftete Schriftstellerin auf eine augenscheinliche Weise durch ihren beinahe komischen Enthusiasmus für eine übrigens ganz unbedeutende Insel, wo jedoch sie das Licht der Welt erblickt.

Die Geschichte der zwei oder drei Ortschaften dieses Eilandes, sollte, ihrer Berechnung nach, 4 bis 5 dicke Oktavbände füllen, doch glaubte sie, daß es unumgänglich nothwendig sein würde, einen sechsten Band als Nachtrag zu geben, um darin die Ergänzungen aufzunehmen, welche, der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, unumgänglich nothwendig scheinen möchten. Des Werkes Inhalt umfaßte die Geographie, die Naturgeschichte, die Kosmogonie (Weltentstehungslehre), ja selbst die Theologie ihrer angebeteten Insel. Sie vermuthete sogar, daß die Insel Man, wie das schon ihr Name andeute, des Menschengeschlechts eigentliche Wiege, des Paradieses Mittel-

punkt ſein dürfte. Ein langes Kapitel war dieſer ſinnreichen Vorausſetzung gewidmet.

Das Leben dieſer armen Schriftſtellerin war durchaus vereinzelt, in Mitte der ſie umgebenden ſeltſamen Republik. Sie bewohnte eine Art Hütte, ein elendes Gebäude, das einem großen Hundeſtalle nicht unähnlich, das jedoch im Innern ziemlich reinlich war.

Eines Tages, als Trueba auf einer Bank im Hofe ſitzend, der Wohnung unſerer Geſchichtſchreiberin gegenüber ſich befand, wo er einen prüfenden Blick auf die ihn umgebenden Menſchen und Gegenſtände warf, wurde er von jener bemerkt. Das einnehmende Aeuſſere dieſes Fremdlings, der ſo ganz verſchieden war von ſeinen Unglücksgefährten, und deſſen nachdenkende, beobachtende Miene ihr nicht entging, feſſelte ihre Aufmerkſamkeit und Theilnahme auf ihn. Sie verlies ihren Palaſt und durchſchritt den Hof. Der Spanier bemerkte ſie erſt, als ſie dicht vor ihm ſtand.

Er erhob das Geſicht, und erblickte eine kleine ſchwarzgekleidete, ſchon etwas ältliche, doch wohlgebildete Frau, deren anſtändige Haltung, wie die Truebas, mit den Galgen-Phyſionomien der eigentlichen Naturbewohner dieſes Landes einen auffallenden Kontraſt bildete. Freilich waren die Kleider der Dame nicht nach der neueſten Mode, doch ſehr reinlich. Der Spanier ſeinerſeits war mit großer Zierlichkeit gekleidet. Sie redete ihn mit Anſtand und Grazie an:

„Ich bedaure, mein Herr,“ ſagte ſie, „nicht meinet- ſondern Ihretwegen, eine Perſon hier zu

finden, deren Aeusseres so wenig in Uebereinstimmung ist, mit Allem was uns umgibt."

Trueba stand auf, und beantwortete mit Höflichkeit die an ihn gerichtete Höflichkeit. Eine lange Vereinzelung, Langeweile, Mangel an Gesellschaft liessen der unglücklichen Schriftstellerin alle Vorzüge des Spaniers in ihrem glänzendsten Lichte erscheinen. Er wurde ihr selbst gefährlich aus diesem Grunde. Romanhaft und überspannt, zudem in strenger Haft, an die auserlesenste Zartheit des Gefühls gewöhnt, schätzte sie sich im höchsten Grade glücklich, als sie in Trueba eine Art Geistes-Verwandtschaft erkannte, wodurch ihr Enthusiasmus auf's Aeusserste gesteigert wurde.

Leider setzte diese Zuneigung den undankbaren Spanier mehr in Verlegenheit, als sie ihm schmeichelhaft schien, und er war bald recht froh, wenn er ihrem Kabinet, ihrem Thee, und der Sündfluth ihrer Lobpreisungen, der Lauine ihrer Bewunderung entgehen konnte, die immer ungeheurer, immer zermalmender wurde, je weiter sie sich fortwälzte. Was anfänglich seine Eigenliebe geschmeichelt hatte, beleidigte am Ende seine Bescheidenheit, und wurde für ihn eine wirkliche Last.

Am ersten Tage seiner Bekanntschaft mit dieser Frau, näherte sich ihm der Speisewirth des Gefangenhauses, und unterbrach die Unterhaltung mit der dem Iberier durchaus unverständlichen Frage, weil sie nach den Sprachregeln der Oertlichkeit modellirt war:

„Schneidet der Herr mit den andern Gentlemen?"

— Was wollt Ihr sagen? fragte Trueba.

Die Geschichtschreiberin der Insel Man, die schon mehr in der in Marshalsea gebräuchlichen Sprache bewandert war, verdollmetschte ihm jene Worte durch die leichter verständlichen: „Wollen Sie mit der Gesellschaft an der Wirthstafel speisen, oder allein?“

„Freilich ist es noch nicht meine gewöhnliche Stunde zum Mittagessen,“ entgegnete der also Unterrichtete. „Aber man muß sich bemühen, an neue Sitten sich zu gewöhnen. Ich werde an der Wirthstafel essen.“

— So beliebe Euer Ehren mir zu folgen, sagte der Speisewirth, und schritt dem neuen Gaste so ernst. und feierlich voran, als einer der Kammerherrn Wilhelms IV, der bei Sr. Majestät einen fremden Gesandten einzuführen die Ehre hat. Trueba lies sich mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt in Mitte der ausgezeichnetsten Honoratioren von Marshalsea nieder.

Das Mittagsessen war gut zubereitet und überflüssig, obschon nichts Unnützes, nichts blos zu den Augen Sprechendes, oder den Gaumen Kitzelndes aufgetragen wurde: keine französischen Ragouts, sondern vortreffliche Hammel-Koteletten, mit frischem Speck und schmackhaftem Kohl; eine am Spieß gebratene Hammelkeule und Kartoffeln ohne Zahl, nebst Bier, so viel man trinken mochte, und das Alles für zwei Schelling (1 fl. 12 kr.) was in einer Stadt wie London, und noch dazu in einem Gefangenhause, äusserst billig ist. Wahrlich, der Speisewirth von Marshalsea ist ein rechtlicher Mann. Denn er könnte eben so gut 5 Schelling (3 fl.) auf die Person für

daſſelbe Eſſen fordern, und gern oder ungern müßte man ſie ihm wohl zahlen.

Das Alles, wird man ſagen, iſt für ein Gefängniß ſo übel nicht. Freilich wohl. Aber wie kann man in ſeiner ganzen rohen Integrität Benehmen, Sprache, Sitten der Tiſchgenoſſen, der ausſchließlichen Ariſtokraten dieſes Ortes wiedergeben? .... Man redete eine durchaus ſpezielle Sprache, wovon Bulwer in einem ſeiner minder guten Romane einige merkwürdige Proben mitgetheilt. Es war keine andere, als die eigentliche Gaunerſprache. In dieſer Mundart erzählten ſich die Gentlemen ihre Thaten. Geſtehen muß man, daß ſie etwas recht ausdrucksvolles hat, wovon man im gewöhnlichen Leben ſich keinen Begriff machen kann. Nicht blos die Zunft aller Diebe und Betrüger in Englands Hauptſtadt bedient ſich dieſer an Metaphern und ſelbſt an Poeſie reichen Sprache, worin es an Spitzworten und metaphyſiſchen Anzüglichkeiten nicht fehlt, ſondern auch die untern Bewohnerklaſſen der ungeheuern Stadt.

Wenn ein Dieb von Geld ſprechen will, ſo bedient er ſich dazu der Bezeichnung „Palmöl.“ Iſt das nicht ein zugleich ſonderbares und ausdrucksvolles Bild, das eine ganze Ideenfolge erweckt? —

Mit Verwunderung hörte der Spanier dieſe für ihn ganz neue Unterhaltung. Er erfuhr, daß Klapps (tap) in dieſer Sprache ſo viel bedeutet als Gin (Wachholder-Branntewein); daß Blauer Ruin gleichbedeutend iſt mit demſelben Worte; daß Betrügerkopf ſo viel heiſſen will als Galgen; daß *Bob* ein Schelling, *Guid* eine Guinee, *Lag* Fortſchaffung von einem Orte zum andern iſt; daß „einen

Penny machen," sagen will: einen Diebstahl mit Einbruch begehen; daß unter dem Namen *Flash* alle Dandys der ehrsamen Diebszunft bezeichnet werden; daß *Cove* ein Industrieritter von gutem Ton ist; daß der *Prig* noch über, und der *Toby-man* unter ihm stehen; endlich daß man *Blowen* das schöne Geschlecht dieser geheimnißliebenden Bevölkerung nennt.

Durch die Gefälligkeit seines Tischnachbars, eines jungen Gentleman von St. Giles (dem Diebs-Stadtviertel in London) hatte er bald einen ziemlich vollständigen Katalog von den meisten ihm unbekannten Worten, deren die Gesellschaft sich bediente. Gebürtig aus der Grafschaft Devon, Sohn eines Gastwirths, und bei den Blowen sehr beliebt, war Trueba's Gewährsmann höflich, galant, ein wohl erhaltenes Nachbild des eigentlichen britischen Spitzbubengenies, genannt Ned-Long-Face, der damals zu London an der Spitze aller Leute seines Gewerbes sich befand.

Die „Damen" von Sadler's Stadtviertel hatten ihm eine Art Kultus gewidmet. Niemand gab ein vollständigeres *Fad* (Gastmahl), einen Sprung, oder einen *Hop* (Ball), bei dem es anständiger und zierlicher hergegangen wäre, als er. Sein *Lingo* (Branntewein) war immer von erster Qualität, und sein Ganznackt (stark-naked) oder Gin war erhaben über alles Lob.

Dieser Galgenheld hatte sein eigenes *Gig* (Pferd) und sein Kabriolet. An Glanz (Geld: bustle) fehlte es ihm nie, und wenn durch zu große Verschwendung sein Beutel unversehens einmal leer wurde, unternahm er sogleich einen Toby (Straßenraub), ohne sich durch die Furcht vor der Gerechtigkeit da-

von abhalten zu lassen. In gewissen gemischten Gesellschaften, die er gewöhnlich besuchte, hätte man nie dem Gedanken Raum geben mögen, daß er nichts als ein Buzz-Gloak (Dieb) sei.

Schon alt in seinem Gewerbe, eine alte Feile (wie solche Leute in der Kunstsprache genannt werden), war es ihm bisher immer gelungen, in den gefährlichsten und recht eigentlich „kitzlichen" Angelegenheiten, worin es um den Strick zu thun war, den offenen Armen der Gerechtigkeit sich zu entziehen, und seinen gebornen Feinden, den Richtern und ihren Helfershelfern, nur seine am wenigsten verwundbare Seite darzubieten. Wie viele *Peters* (Mantelsäcke), wie viele Fleischtöpfe (Westentaschen) hatte er nicht in weniger als zwei Stunden ausgebeutet?....

Trueba war am Ende der Mahlzeit unterrichteter in der ihm neuen Sprache, bewanderter in den ihm bisher unbekannten Sitten, als er nach sechsjährigem Unterricht in den Sitten der Römer und in ihrer Sprache es nicht gewesen. Niemand hatte ihn nach dem Beweggrunde seiner Verhaftung gefragt, und seinem zierlichen Aeussern nach, hielt man ihn ganz natürlich für einen Federbusch-Cove (Dieb vom guten Ton). Nur mit vieler Mühe vermochte er sich der Zudringlichkeit seiner neuen Freunde zu entziehen, die mit aller Gewalt mit ihm Brüderschaft trinken wollten. Er flüchtete sich über Hals und Kopf zu der Schriftstellerin, die ihn zum Nachtisch mit den drei ersten Kapiteln ihrer Lieblingsgeschichte der Insel Man, ehemals Mona genannt, regalirte.

Es ist eine an und für sich immer sehr peinliche Aufgabe, genöthigt zu sein, einen Verfasser geduldig

anzuhören, der sein Manuskript in der Hand, uns zu leidendem Gehorsam, zum Schweigen, wo möglich sogar zur Bewunderung zwingt. Trueba war gefangen, niedergeschlagen, verwirrt. Er ergab sich in sein Schicksal, und lernte alle Meinungen der Philosophen und Geschichtschreiber über Mona's Alterthum kennen, über seine traditionellen Erinnerungen, über den Druiden-Kultus, wie über die dort gelandeten römischen Truppen.

Auf dem Punkte, nach dieser Folter ersten Grades, wie jener unglückliche zu dem Tische des Tirannen Dionysius zugelassene Philosoph auszurufen: „Führt mich in den Steinbruch zurück," erhob er die Augen gegen eine in einem Winkel des Kabinets hängende hölzerne Uhr, und sah in demselben Augenblicke seine Gattin Luzilia hereintreten, mit der er seit 4 Jahren verheirathet war, und auf deren sanften Züge er einen Anflug von Schwermuth, vielleicht sogar von Mißvergnügen gewahrte, als sie ihres Mannes vertrauliches Beisammenleben mit einer ihr unbekannten Frau bemerkte.

Die Geschichte der Insel Man hatte den Spanier übel gestimmt, weshalb er sich begnügte, die Verfasserin derselben kalt zu grüßen, den Arm seiner Frau zu ergreifen, und mit dieser, die noch betrübter war als er, die jedoch in ihrer Zärtlichkeit Kraft genug fand, ihn zu trösten, ihm Hoffnung und Seelenstärke wieder zu verleihen, lange im innern Hofe des Gefangenhauses sich zu ergehen.

Um acht Uhr Abends näherte sich ihm ein kleiner buckliger Mann, ein Schneider seines Standes, an der Spitze einer Deputation, von 2 oder 3 Indivi-

duen seines Gelichters, um Trueba offiziell einzuladen, den Verhandlungen des „freien, lustigen Klubs“ beizuwohnen, der von den ersten Tonangebern von Marshalsea gestiftet worden. Eine solche Anstalt an einem solchen Orte war gewiß etwas Merkwürdiges, das beobachtet zu werden verdiente. Der Iberier folgte dem Ex-Kleiderkünstler in den Speisesaal, den man so gut als möglich in eine Parlaments-Arena verwandelt hatte.

Der Präsident nahm einen erhöheten Platz ein; die übrigen Mitglieder saßen oder standen in bunten Gruppen. Es war ein wirklich auffallendes Schauspiel. Neben zusammengeflickten Lumpen erblickte man blendende Wäsche, schöne Kleider und keine Halsbinden, lederne Schurzfelle, weiße Schürzen, und ächte Galgengesichter. Der Präsident war ein Neger, Namens Jakob Read, Trommelschläger in den Gardes-du-corps, großer Musiker, dessen Finger durch lange Uebung, wie die Paganini's, doch nicht auf den Violinsaiten, sondern auf den Taschen Anderer, eine für seine Freiheit und sein physisches Wohlergehen nachtheilige Gelenkigkeit erlangt hatten.

Der kleine Schneider Andreas Thomson war ein großer Politiker, immer in Bewegung, wie der Aufwiegler O'Connell, die Taschen beständig mit Bittschriften angefüllt, wie John Wilkes, und mit unerschöpflicher Beredsamkeit begabt, wie Cobett.

Unter den Anwesenden befand sich auch Red-Long-Face, dessen bereits oben erwähnt worden; ein Eisenhändler, der einen betrügerischen Bankerott gemacht; ein ungetreuer Haushalter, dessen Herr es sich ganz unerwartet hatte einfallen lassen, seine Rechnungen

etwas genauer zu prüfen als bisher, und ein armer Schiffs-Kapitän, den Trueba von Herzen beklagte, weil sein ganzes Verbrechen darin bestand, Schiffbruch gelitten zu haben, weshalb des Schiffes Eigenthümer, unwillig über den ihnen widerfahrnen Verlust, den unglücklichen Seemann einer schuldigen Nachlässigkeit wegen verklagt, die, wahr oder ungegründet, durch seine vorläufige Verhaftung, die ihn sehr niederzubeugen schien, so viel als thunlich, ausgeglichen war.

Um sich zu zerstreuen brüllte er aus vollem Halse alle Volkslieder zu Ehren Großbritanniens, der Marine und des Seedienstes, obgleich er darüber mit Fug und Recht sich hätte beschweren können. Die merkwürdigste Person in der ganzen Versammlung war ein ehemaliger Beamter des Handelsgerichts, der einer Schrift-Verfälschung wegen eingekerkert worden, und der seine Sentenz mit stoischem Gleichmuthe zu erwarten schien. Der Himmel ist gerecht.

Eine dicke Rauchwolke füllte das Zimmer, und verdüsterte alle Gegenstände. Jedes Mitglied hatte vor sich sein Maß Bier und seine Tabackspfeife. Durch den Nebel vermochte man kaum alle diese seltsamen Gesichter zu unterscheiden. Die Diebe in Gil Blas, die Banditen der Mistriß Radcliffe, die Bons vivans in der Oper les Gueux, sind nicht im Vergleich mit den Mitgliedern des freien und lustigen Klubs von Marshalsea. Seine Aerme übereinanderschlagend, konnte Trueba nicht umhin, an den Vers von Shakspeare sich zu erinnern: „Ich war einst Hamlet, und was bin ich jetzt?“

Beinahe alle Mitglieder des Klubs waren große

Politiker und Radikale erster Sorte. Man mußte sie über die Minister absprechen, das Verfahren der Regierung beurtheilen, vorzüglich aber die allgemeine Unabhängigkeit und die individuelle Unverletzlichkeit ausrufen hören. Der Spanier bemerkte eben keine große Verschiedenheit zwischen ihrem Geschwätz, ihrer Beredsamkeit, ihren Beweisgründen und denen mancher Parlamentsredner oder Zeitungsschreiber, deren Namen ihm auf der Zunge schwebten, die er jedoch aus Selbstachtung wieder verschlang.

Die Utopie verfolgte indessen ihren Weg. Die britischen Finanzen wurden von anerkannten Dieben und Betrügern wieder hergestellt, und für alle Zukunft festbegründet. Die Staatsschuld wurde von Leuten, die aus den Taschen Anderer zu leben gewohnt waren, bei Heller und Pfennig bezahlt. Mit Duos, Trios, Operarien, und einer mehr lärmenden als gehaltreichen Unterhaltung untermischt, wurde die Sitzung plötzlich unterbrochen durch die Ankunft des Thürschließers, der seiner Rechte sich bewußt, von jedem Maß Bier einen tüchtigen Schluck als Zehnten erhob.

Man bemerke, daß jemehr man der materiellen und positiven Vollstreckung der Gerechtigkeitspflege sich nähert, um so schreiendere Ungerechtigkeiten enthüllen sich. Jedes Gefängniß ist ein Treibhaus der Verderbung, und unter allen Personen, deren das Gesetz als Werkzeuge bedarf, gibt es vielleicht nicht zwei, deren Hände vollkommen rein seien.

Während der Thürschließer den ihm gebührenden Tribut aus den Bierkrügen erhob, stimmte man im Chor das bekannte Lied an: „Nein der Brite kann

kein Sklave sein!“ Schon war man bei der zweiten Strophe, als jener, sein Schlüsselbund, das Zeichen seiner Macht, erhebend, durch die That bewies, indem er ohne Umstände den Saal zu leeren gebot, daß auch der Engländer recht gut ein Sklave sein könne, und daß er vor Allem gehorchen müsse.

Des Gefangenhauses ganze Bevölkerung verschwand solchergestalt wie der Schatten, nach Entfernung des Lichts. Jeder hatte sein bestimmtes Nachtquartier, nur Trueba hatte daran nicht gedacht, weshalb er allein die ihm unbekannte Region durchirrte, ohne zu finden, was er suchte. Die Höflichkeit in den Gefängnissen geht nicht so weit, daß man sich um die Wünsche oder Bedürfnisse Anderer bekümmert. Man lies also den Spanier allein, dem nichts übrig blieb, als seinen schwermüthigen Träumereien im Hofe von Marshalsea sich zu überlassen.

Dabei verging die Zeit, und schon war es Mitternacht, ohne daß er es bemerkte. Die Ankunft zweier neuen Gefangenen schreckte ihn auf. Er gesellte sich zu ihnen, weil er hoffen durfte, durch gemeinschaftliches Suchen wenigstens ein Mittel zu finden, die Nacht nicht unter freiem Himmel zubringen zu müssen.

Einer der Ankömmlinge war ein recht höflicher schottischer Handelsmann, der auf eine höchst sonderbare Weise kauderwelschte, und dessen Gehirn durch Weindünste benebelt schien. Ohne diesen Umstand hätte er ein recht angenehmer Schlafkamerad sein können. Der andere, ein blasser, magerer Tanzmeister, befand sich in demselben Zustande, wie der Schottländer, und hätten die Regeln seiner Kunst ihn nicht das Gleichgewicht bewahren helfen, würde

er große Mühe gehabt haben, seinen Schwerkrafts-Mittelpunkt zu bewahren. Der schwache Verstandesfunke, welcher diesen beiden Individuen geblieben, erleuchtete sie noch genug, um Trueba's Vorstellungen Gehör zu geben, unter einen Schoppen zu kriechen, wo man am Tage Wein und Lebensmittel verkaufte, und wo sie, wenigstens geschirmt, die Nacht zubringen konnten.

Schon bestand zwischen diesen beiden Männern und dem Spanier, der sie nie zuvor gesehen, eine gewisse instinktartige Brüderlichkeit, die immer die Frucht gemeinsamen Unglücks ist. Die Tannenbretter, woraus das Gebäude aufgeführt war, liessen auf allen Seiten der Zugluft Raum, und wäre die Nacht nicht warm gewesen, würden die Kampirenden sich sehr übel befunden haben. Der Schottländer streckte sich auf einem langen Tische aus. Trueba bemächtigte sich eines alten Strohsessels, und der Tanzmeister nahm eine Bank in Beschlag.

Man kann sich leicht denken, daß die Unterhaltung der drei Verhafteten weder lang, noch interessant, noch abwechselnd war. Müdigkeit verschloß des Spaniers Augen, wie unbequem seine Lage immerhin sein mochte. Er schreckte empor, als um 5 Uhr Morgens eine Stentorstimme vor seinem Ohr brüllte: „Zu den Waffen; auf, auf!“

Die drei Schläfer starrten zu gleicher Zeit das Individuum an, welches sie so unsanft erweckt. Sie erblickten vor sich eine Art Herkules, mit blutrothem Angesicht, der ihnen die Hand entgegenstreckte, und ziemlich barsch sein „Trinkgeld“ forderte. Er war der Nachtwächter des Gefangenhauses, gewöhnt wie

alle Aufseher, Kerkermeister, Gerichtsdiener und Häscher, seinem Mitchristen so viel als möglich abzuzwacken. Die Verhafteten waren zu umsichtige Politiker, um ihm zu verweigern, was er forderte, wonach sie die Hütte verließen, die zu Marshalsea die Rose genannt wird. Ein Morgen-Spaziergang im Hofe dehnte ihre Sehnen wieder aus.

Mit seinem Gesellschafter sich unterhaltend, sammelte Trueba eine Menge Andeutungen über die bemerkenswerthesten Personen der Szene, worauf sein Mißgeschick ihn versetzt. Auch hier war, wie überall, Unglück mit Laster, Unvorsichtigkeit mit Verbrechen vermischt. Ein gewisser Kapitän Gerard, dessen Vergehen nicht einmal näher angedeutet war, und der sich vor allen Blicken verbarg, schien ihm am interessantesten. Groß, schön von Gesicht, mit zierlichem Benehmen, oft von seiner Mutter und seinen beiden Schwestern besucht, dagegen alle übrigen Gefangenen ängstlich vermeidend, schien er durch eine bloße Laune, ein unerklärliches Unglück hierhergeführt.

Nach ihm nahm ein gewisser Andreas Thorpayne des Spaniers Aufmerksamkeit in Anspruch. Er war ein unermüdlicher Projektenmacher, Erfinder sonderbarer Maschinen, Hintergeher leichtgläubiger Narren, denen er bald das Geheimniß der Quadratur des Zirkels, bald des Steins der Weisen verkaufte; mathematischer Betrüger, der drei Jahre lang mit einem jungen Lord an einem perpetuum mobile gebauet, und einen so sinnreichen Mechanismus erdacht, daß alle Guineen des Muttersöhnchens in seine Tasche gefallen waren. Die Gerichte fanden

später sein Verfahren so überaus bewunderungswürdig, daß sie, zur Beförderung der Fortschritte der Zivilisation in Australien, ihn nach Botany-Bay zu deportiren verordneten.

Auch Kapitän Purvoise verdiente beachtet zu werden. Ein Kriegsgericht hatte ihn zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er ein falsches Manöver gemacht, wodurch sein Schiff gescheitert war. — Es war mit einem Worte in diesem Verhaftshause ein Gemisch von armen Teufeln, welche eine geringe Schuld, von der Geschicklichkeit der Rechtsgelehrten gewaltig angeschwellt, hierhergeführt, und von Dieben, Betrügern, Lumpen jeder Art, die ihren Tag lebenslänglicher Verbannung oder öffentlicher Hinrichtung mit vollkommener Gelassenheit erwarteten.

Wie groß war Trueba's Erstaunen, als er am Abend desselben Tages ein junges, hübsches Mädchen mit fliegendem Haar erscheinen sah, das von dem Wächter ohne Schonung mitten in den Hof geschleudert wurde. Es war die arme Sally, mit der er sich schon in ziemlich naher Berührung befunden, und die der Eigenthümer des Spunging-House, weil sie die ihm schuldige geringe Summe nicht bezahlen konnte, endlich dem weltlichen Arm von Marshalsea überlieferte. Seine Hoffnung, wie er selbst gegen Sally sich geäussert, war es immer gewesen, daß irgend ein Gefangener, von ihrer Schönheit verführt, für sie bezahlen werde, da dieser Fall jedoch nicht eingetreten, suchte er ihrer so bald als möglich sich zu entledigen.

O menschliche Gesetze, wenn euer Zweck darin

bestehet, die Verletzungen wieder auszugleichen, welche unsere Leidenschaften und Laster der öffentlichen Sittlichkeit beigebracht, wie übel erreicht ihr diesen Zweck. Der Häscher stiehlt, der Advokat hintergeht, der Gefangenwärter betrügt; und das Gefängniß, das ein Ort der Reue und Besserung sein sollte, ist nichts als eine Schule aller Laster und Schlechtigkeiten.

Sally's Mittheilung, die lange Geschichte, welche sie dem Spanier erzählte, der die einzige Person im ganzen Gefangenhause war, welche sie je gesehen, hätte als Stoff dienen können, nicht blos zu einem interessanten Roman, sondern auch zu einer philosophischen Predigt. — In einem letzten Bilde wollen wir auch diesen Gegenstand einer nähern Beleuchtung unterziehen.

Peru's jüngste Staats-Umwälzung.

Nichts Traurigeres, als der sittliche, politische und gesellschaftliche Zustand eines von entgegengesetzten Parteien zerrütteten Landes. Es ist eine Art intellektueller Babel-Thurmbau, wo der Freund nicht mehr den Freund, der Bruder nicht mehr den Bruder versteht. Vernunft, Recht, Ordnung, Billigkeit sind geächtete Undinge. Leidenschaft allein regiert. Wild und ungezügelt treibt sie ihr verderbliches Spiel. Alle niedrige Neigungen werden genährt. Kleinliche Ehrsucht, Habgier, Selbstsucht sind die allgemein verehrten Götzen. Menschen ohne alle Tugend, ohne ausgezeichnetes Talent, ohne Thatkraft für das wahrhaft Gute und Nützliche bemächtigen sich der öffentlichen Angelegenheiten Leitung, deren Verwirrung, nächst der Kompromittirung der ersten, heiligsten Interessen des Landes, ihres Strebens alleiniger Zweck zu sein scheint.....

Das betrübendste Schauspiel eines solchen Zustandes der Dinge, bietet uns Südamerika dar. Alle die neuen Staaten, welche aus den Trümmern der spanischen Kolonien sich gebildet, befinden sich in einem Zustande der Anarchie, der gesellschaftlichen Zerrüttung, der selbst in den alten griechischen Republiken nicht Seinesgleichen findet. Am längsten hatte das schlaffe P e r u einer Ruhe genossen, deren Dauer durch den vorherrschenden Karakter seiner Bewohner, der sie nur Behagen an sinnlichen Genüssen finden läßt, erklärt werden kann. Mit Ausnahme der zeitweise Zerwürfnisse dieses Staats mit seinen Grenznachbarn Kolumbia und Bolivia, verstrichen a ch t

Jahre, während denen Perus innere Ruhe durch kein besonders merkwürdiges Ereigniß gestört wurde.

Aber endlich erschien auch für diese Republik die Stunde, wo sie aus ihrem Schlummer aufgerüttelt werden sollte. Das amerikanische Gomorra, das in Laster und Ueppigkeit versunkene Lima, sollte endlich auch seine Epoche des Entsetzens, des Bürgerkrieges, der Gewaltherrschaft haben. Der Satan der Anarchie, der seit Langem in Buenos-Ayres und Mexiko herrscht, macht sich seit Kurzem auch in Peru geltend, ohne daß man voraussehen kann, wenn er es wieder verlassen wird.

Freilich sind die „Helden" dieser neuen Staats-Umwälzung (wenn man anders einen macht- und geldgierigen Raufhandel also nennen darf) Individuen, die weder mit ihrem Verstand noch mit ihrem Muth Luxus treiben können; doch sind sie mächtig genug, um ein entnervtes Volk mit Furcht und Entsetzen zu schlagen. Die peruanische Armee ist so zu sagen ein Diminutiv der Eigenschaften ihrer Anführer, d. h. auf deutsch eine Bande elenden Raubgesindels, das von Ruhm, Ehre und Vaterlandsliebe nicht den geringsten Begriff hat. Aber unter Hasen ist der Fuchs bekanntlich immer noch ein sehr tapferes und gescheutes Thier.

Seiner nördlichen Grenzen wegen, war Peru 1829 im Kriege mit Kolumbia begriffen. Der Zeitpunkt, wo der damalige Präsident der Regierung, General Lamar, seine Stelle niederzulegen hatte, war nahe. Sein Nebenbuhler Gamarra, der die Armee befehligte, bot Alles auf, dieser hohen Stelle sich zu be-

meistern, indem er sein Vaterland dem Feinde desselben aufopferte. Durch einen geheimen Vertrag verpflichtete er sich, die peruanische Armee zu Bolivar's Verfügung zu stellen, unter der Bedingung, daß dieser, zum zweiten Male Meister des Geschickes von Peru, ihn mit der höchsten Staatswürde zu bekleiden habe.

Der entehrende Vertrag wurde von beiden Theilen pünktlich in Ausführung gebracht. Ein erniedrigender Friedens-Vergleich stellte den Kongreß von Peru unter kolumbianischen Einfluß, Gamarra wurde am 20. Dezember 1829 zum Präsidenten erwählt, während zu gleicher Zeit das Amt eines Vize-Präsidenten dem General La Fuente anvertrauet wurde.

Wie man sich leicht denken kann, war Gamarra, nach dreijährigem Genusse einer Macht, deren er auf Kosten seiner Ehre sich versichert, keinesweges gesonnen, dieselbe ohne Widerstand fahren zu lassen. Unmittelbar nach seiner Einsetzung bemühete er sich vielmehr, der öffentlichen Meinung zum Trotz, seine Autorität lebenslänglich zu machen.

Seine erste Sorge bestand darin, der unbedingten Ergebenheit der Armee sich zu versichern, indem er nur Offiziere anstellte oder beibehielt, die bereit waren, seinen Launen zu gehorchen. Alle durch ihr Ehrgefühl und ihre früheren Dienste ausgezeichneten Männer wurden verabschiedet, und durch Spanier ersetzt, deren Gegenwart im Lande man bisher kaum geduldet, oder durch Individuen, die er aus einer in Lima überaus zahlreichen Menschenklasse wählte, welche ohne alles Ehrgefühl, in Schulden Ausschweifungen und Abscheulichkeiten jeder Art versenkt, zu

allen und jeden Uebelthaten nur zu geneigt ist. So durfte der Präsident darauf rechnen, im Nothfall würdige Helfershelfer in seinen Offizieren zu finden. Wie wenig er sich in seinen Voraussetzungen geirrt, kann nachstehendes Beispiel, unter mehreren anderen, beweisen.

Bei einem Buchdrucker in Lima war eine Flugschrift erschienen, worin einzelne Verwaltungs-Maßregeln gerügt wurden. Sogleich begaben sich fünf Obersten, nachdem sie vorher sich wie Männer von der untersten Volksklasse verkleidet, zu dem Buchdrucker, nöthigten ihn halb durch Zureden, halb mit Gewalt, sie ausserhalb der Stadt zu begleiten, wo man ihn später, von Dolchstichen durchbohrt, in seinem Blut schwimmend fand.

Nach solcher Zensur kann man sich leicht alles Uebrige denken. Um seiner Anhänger noch sicherer zu sein, hatte Gamarra eine Art Maurerloge gestiftet, wo jedes Mitglied sich durch einen schweren Eid verpflichten mußte, aus allen Kräften behilflich zu sein, ihn an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten zu erhalten. Seinerseits versprach ihnen der Präsident, bei Besetzung der ausgezeichnetsten und einträglichsten Aemter, sowohl im Zivilstande als in der Armee, auf sie allein Rücksicht zu nehmen.

Damit noch nicht zufrieden, versetzte er das ganze Kriegsgeräth der Republik nach Cuzco, bildete daraus eine Art Zeughaus, weil er den Widerstand der Bewohner Limas fürchtete, und bemühete sich, die erste Stadt zum Mittelpunkt seiner Operationen zu machen, falls er genöthigt wäre, seine bevorstehende Macht-Usurpation mit den Waffen zu vertheidigen.

Gamarra wurde kräftig unterstützt durch seine Gattin, die an und für sich allein so viel wirkte zu seiner Behauptung auf seinem Posten, als seine übrigen Anhänger zusammengenommen. Dona Francisca Subiaga, oder blos Dona Panchita, wie man in Peru sie nennt, ist eine junge, schöne Frau, die in einer weniger prosaischen Zeit als die unsrige, Veranlassung zu mehr als einem Roman hätte geben können. So äusserst reizbar und nervos, daß sie oft, dem Gerüchte nach, an der fallenden Sucht leidet, gibt diese Krankheit ihren Gesichtszügen einen überaus schmachtenden Ausdruck, von dem alle jungen Offiziere unwiderstehlich angezogen werden, um so mehr, da, wie man versichert, ihre Huldigungen der Schönen Herz nicht ungerührt lassen.

Ihres hohen Standes ungeachtet, ist es nichts Seltenes, sie zu Fuß in den Straßen zu begegnen, bekleidet mit der Saya, die ihren geschmeidigen Wuchs sehr vortheilhaft heraushebt, das Gesicht halb verschleiert mit dem Rebozo, der einem Auge immer die Freiheit läßt, mit allem Feuer und aller Koketterie sich geltend zu machen. Ihr größtes Vergnügen besteht darin, Fremde, welche sie noch nicht kennen, hinter sich herzulocken bis zu ihrem Palaste, wo sie sich plötzlich entschleiert, in Gegenwart der sie mit Ehrfurcht empfangenden Bedienten, indem sie mit lautem Gelächter in das Innere ihrer Prunkzimmer verschwindet.

Dona Panchita ist überdem noch eine unerschrockene Reiterin. Im Pistolenschießen hat sie in Lima nicht Ihresgleichen. Eben so wenig wird sie im Tanz des Huachamba und im Guitarrespiel übertroffen. In

Staats-Umtrieben gleich bewandert wie in gesellschaftlichen Intriguen, hat sie von ihrer Geschicklichkeit in den ersten mehr denn ein Beispiel aufgestellt.

Unter andern hatte sie sich über den Vize-Präsidenten La Fuente zu beschweren, der sie nicht, wie sie gewünscht, in ihren Entwürfen unterstützt hatte. Im April 1831 benutzte sie die Abwesenheit ihres Mannes, der eine Reise nach dem Innern des Landes unternommen, stellte sich persönlich an die Spitze eines Regiments, dessen Oberst ihr gänzlich ergeben war, und marschierte gegen La Fuentes Palast.

Der arme Vize-Präsident, der eher des Himmels Einsturz, als solch ein Ereigniß erwartet hätte, wurde gefangen genommen, und an Bord eines auf der Rehde von Callao vor Anker ligenden Kriegsbricks gebracht, wonach Dona Panchita seinen Platz einnahm. Die Republik hatte solchergestalt während einigen Tagen das Vergnügen, die Zügel ihrer Regierung in den Händen einer über Alles lachenden Frau zu erblicken.

Indessen machte Gamarra's öffentliches und geheimes Verfahren bei allen Verwaltungs-Maßregeln, seine ehrgeizigen Absichten immer augenscheinlicher. Der Zeitpunkt, wo nach der Staatsverfassung seine Machtausübung ihr Ende erreichte, kam immer näher. Um auf seinem Posten sich zu erhalten, wollte er jedoch, bevor er zu Gewalt seine Zuflucht nahm, die gesetzlichen Formen nicht unversucht lassen. Ein erstes Unternehmen, die Wahl-Kollegien zu verführen, schlug fehl, obgleich man dabei alle nur erdenklichen Mittel in Anwendung gebracht.

Gamarra äusserte nun, daß er seiner Stelle müde sei, und brachte den General Bermudez als den alleinigen Mann, der ihn zu ersetzen im Stande wäre, in Vorschlag. Dies Manöver täuschte mehrere Personen, die zu seiner Beförderung die Hand boten. Indessen erfuhr man bald, daß Bermudez sich verpflichtet habe, mit dem bloßen Präsidenten-Titel sich zu begnügen, und seinem Gönner den Oberbefehl der ganzen Armee, folglich die eigentliche Gewalt, wie Bolivar während seinem Aufenthalt in Peru sie ausgeübt, zu überlassen. Dadurch wurde Bermudez, der bis dahin ziemlich beliebt gewesen, eben so unpopulär als Gamarra. Von ihren Schmeichlern hintergangen schienen beide indessen den Erfolg ihrer Unternehmungen nicht zu bezweifeln, und erwarteten ruhig den Zusammentritt der Konvention, die im Dezember 1833 stattfand.

Mehrere Mitglieder der Versammlung, den Präsidenten derselben, Luna Pizarro, an der Spitze, zeigten unverholen eine Unabhängigkeit, die Gamarra für seine Pläne fürchten lies. Er hielt es demnach für zweckmäßig, die Attribute der Konvention auf eine alleinige Durchsicht der Staats-Verfassung zu beschränken, was ihm zugleich vergönnte, jede seinen Interessen entgegengesetzte Wahl zu verwerfen. Vor Allem sondirte er jedoch den Boden, worauf er sich befand. Die Deputirten ihrerseits brachten List gegen List in Anwendung, indem sie öffentlich Gamarra beistimmten, unter der Hand aber Luna Pizarro von allen Umtrieben unterrichteten, zu denen man ihrer sich bedienen wollte.

So geschah es, daß der erste die Stimmen-Mehr-

heit für seinen Schützling Bermudez gewonnen glaubte, während sie gegen ihn war. Er erkannte nun, durch eine offizielle Depesche, der Konvention das Recht zu, ihm einen Nachfolger zu bezeichnen, und lud sie zur Ernennung desselben ein. Alles wurde mit vollkommener Ordnung verrichtet. Die Versammlung umringte sich mit allen gesetzlichen Formen, um dem Uebelwollen jeden Vorwand zur Verwerfung ihrer Wahl zu nehmen, und am 20. Dezember wurde General Obregoso mit überwiegender Mehrheit zum Präsidenten erwählt.

Gamarras und seiner Freunde Wuth, als sie solchergestalt sich hintergangen sahen, überstieg alle Grenzen. Die Entschlossensten machten den Vorschlag, der Einsetzung des neuen Präsidenten gradezu sich zu widersetzen. Ihres Häuptlings Unentschlossenheit verhinderte sie allein daran. Er hielt es noch für möglich, Obregoso dieselben Bedingungen annehmbar zu machen, die er Bermudez auferlegt. Er hoffte, daß von der Gefahr seiner Lage erschreckt, jener mit dem Schatten der ihm anvertrauten Macht sich begnügen werde. Da jedoch der neue Präsident in keinerlei Unterhandlung eintreten wollte, wurde sein Tod beschlossen, und die Ausführung des Komplotts auf den 3. Januar 1834 festgestellt.

Obregosos Lage war in der That äusserst kritisch. Wohl hatte er für sich die Mehrheit der Bevölkerung und der Konvention; dagegen war der größte Theil der Armee seinen Gegnern ergeben, die ausserdem noch Callao besetzt hielten, das man als den Schlüssel von Lima betrachten kann.

Unter solchen Umständen nahm der neue Präsident zur List seine Zuflucht. An dem Tage, wo die Verschwornen ihn ermorden sollten, lud er den Oberst-Kommandanten der Besatzung von Callao zum Mittagessen ein, und unter dem Vorwande, besonderer Angelegenheiten wegen mit ihm sich zu unterhalten, vermochte er ihn zu einer Spazierfahrt. Auf Hälfteweges gegen Callao nahm Obregoso ein geladenes Pistol aus der Tasche, setzte es seinem Begleiter auf die Brust, und drohete ihn zu erschiessen, wenn er ihn nicht auf der Stelle die Festung überliefere, und den Truppen als Präsident vorstelle. Zitternd fügte sich der Oberst in Allem, was der andere von ihm verlangte. Einmal Meister des Platzes, setzte Obregoso unverweilt alle den Verschwörern ergebene Offiziere ab, und erwartete ruhig die Ereignisse der nächsten Nacht.

Mit Anbruch derselben begaben sich die Verschwornen nach dem Regierungs-Palaste, um des Präsidenten sich zu bemächtigen. Sie fanden ihn nicht, und erfuhren, daß er sich in Callao befinde. Noch hofften sie, daß die Truppen ihn ausliefern würden. Aber jede Aufforderung dazu wurde zurückgewiesen, weshalb sie unverweilt die Festung zu belagern beschlossen.

Bermudez legte sich den Titel eines obersten Staats-Vorstehers bei. Die Konvention wurde aufgelöset. Mehrere ihrer Mitglieder wurden verfolgt. Alle Pressen wurden mit Beschlag gelegt, und die Verläumdung, der nun das Feld vollkommen frei stand, beschuldigte den General Obregoso, daß er Peru den Fremden habe überliefern wollen.

Die Bevölkerung Lima's begnügte sich, durch ihr Stillschweigen gegen eine so schreiende Verletzung der Landesgesetze zu protestiren. Ueberall zeigte sich die öffentliche Meinung übereinstimmend zu Gunsten Obregoso's. Dieser bewaffnete zu Callao einige Handelsschiffe, und erklärte alle Punkte der Küste, wo die Gewaltanmaßung seiner Gegner anerkannt worden, in Blokade-Zustand. Eine Menge unternehmender Männer begab sich zu ihm, und bald sah er sich in den Stand gesetzt, eine bewaffnete Abtheilung nach der Küste abgehen zu lassen, um Truppen auszuheben, und die Verbindungen zwischen Lima und dem Innern des Landes zu verhindern.

Gamarra brach sogleich an der Spitze von 400 Mann seiner besten Soldaten auf, um das drohende Ereigniß zu beseitigen, und eine Kompagnie Infanterie an sich zu ziehen, die in Gefahr war, von dem Feinde gefangen zu werden. Indessen war die öffentliche Meinung überall gegen ihn. Guerillas bildeten sich auf allen Seiten in der Umgebung der Hauptstadt, und die Verbindung zwischen Gamarra und Bermudez wurde durch sie unterbrochen. Am 27. Januar verbreitete sich in Lima das Gerücht, daß der erste von einem seiner Offiziere verrathen worden, der ihn dem General-Kommandanten der konstitutionellen Truppen zu Huacho überliefert habe.

Bermudez hatte seit mehreren Tagen durchaus keine Nachrichten von seinem Mitschuldigen erhalten. Am 28. Morgens rissen viele seiner Leute aus, und begaben sich nach Callao. Gegen 2 Uhr Nachmittags vernahm man Kanonendonner und Freudengeschrei in der Festung. Bermudez zweifelte nun nicht mehr an

Gamarras Gefangennehmung, und in der Besorgniß, sein Schicksal theilen zu müssen, oder von allen seinen Truppen sich verlassen zu sehen, beschloß er plötzlich die Belagerung aufzuheben, die Hauptstadt zu verlassen, und sich in des Landes Inneres zurückzuziehen.

Er begab sich nach dem Lager, um zu diesem Zwecke seine Befehle zu ertheilen. Der Chef seines Generalstaabes blieb mit etwa 30 Mann, zur Bewachung des Gepäckes und Geldes, im Palaste zu Lima. Bald sammelte sich eine große Volksmenge, die durch Pfeifen und Geschrei ihre Abneigung gegen die Truppen und derselben Anführer bezeugte. Dadurch aufgebracht, glaubte der wachthabende Offizier den lärmenden Haufen durch Flintenschüsse zerstreuen zu können. Er befahl auf das Volk zu schiessen, und ein Kind wurde schwer verwundet.

Die Entrüstung stieg nun aufs Aeusserste, und ein allgemeiner Angriff gegen den Palast begann. Die Soldaten hatten sich auf das flache Dach des Schlosses begeben, und richteten von dort ihre Gewehre gegen den dicksten Haufen. Die in der Stadt anwesenden Franzosen und Nordamerikaner griffen zuerst zu den Waffen. Die Bewohner Lima's befolgten ihr Beispiel, und das Gefecht wurde bald sehr bedeutend, indem die ganze Division unter Bermudez Befehl, die 600 Mann stark war, daran Antheil nahm. Man verfolgte sich von Dach zu Dach, von Altan zu Altan, bis endlich die nächtliche Dunkelheit das Scharmützel beendigte, und den Soldaten vergönnte, ihren Rückzug zu nehmen. Man zählte etwa 20 Tode und bei hundert Verwundete auf beiden Seiten.

Stolz auf ihren Sieg, waren die Bewohner von Lima jedoch billig genug, einen großen Antheil an demselben den Fremden zuzuschreiben, welche das erste Zeichen zum Kampfe gegeben. In den Zeitungen, auf den öffentlichen Plätzen, auf den Kanzeln sogar lobte man sie, ihres Muthes und ihrer Dahingebung wegen. Zu besorgen steht jedoch, daß wenn Gefahr und Furcht einmal vorüber sind, die natürliche Gesinnung der Einwohner, die ihnen alles Fremde verachten und verabscheuen läßt, wiederkehre, indem das ein Erblaster ist, gegen welches bei dem Peruaner kein Weihwasser hilft.

Wie dem auch sei, hatte diese starke Erschütterung bei einem Volke, dem es sonst an aller Thatkraft gebricht, dennoch einen so ausserordentlichen Enthusiasmus erzeugt, daß eine geschickte Regierung davon den größten Nutzen hätte beziehen können. Statt dem hielt Obregoso sich nicht in Sicherheit in des Landes Hauptstadt, und zitterte so lange, bis er erfuhr, daß Bermudez und Gamarra jenseits der Cordillera sich befänden, wo der erste Tarma, der zweite Cerro de Pasco mit einer starken Kriegssteuer und einer beträchtlichen Tuchlieferung geschlagen.

Statt nun den Feind mit Nachdruck zu verfolgen, sank Alles wieder in die vorige Schlaffheit zurück. Hätte der Handel nicht durch die letzten Unruhen einen starken Stoß erlitten, wären die Verbindungen mit dem Innern des Landes nicht unterbrochen, hätte man, dem Verfahren der Regierung nach, voraussetzen mögen, daß der Friede nie unterbrochen gewesen, und daß man in der vollkommensten Ruhe leben dürfe.

Unglücklicherweise war dem nicht also. Tag für Tag liefen neue Nachrichten ein von der Defektion einzelner Truppen-Abtheilungen, auf verschiedenen Punkten der Republik. Der seit mehreren Jahren vorbereitete Empörungs- oder vielmehr Beherrschungsplan, wurde so gut geleitet, daß, mit Ausnahme von 300 Mann Reiterei, die ganze Armee sich zu Gunsten des Aufstandes erklärte, und daß von dem zahlreichen Generalstaabe Perus der General Nieto der einzige war, der es unternahm seines Vaterlandes Gesetze ohne Rückhalt, wie ohne Zweideutigkeit zu vertheidigen.

Cuzco, wo die Kriegsvorräthe der Republik sich befanden, Puno, Ayacucho, Truxillo, das ganze Land erklärte sich gegen die gesetzlich bestimmte Macht, während die Regierung immer noch zu warten schien, daß der Himmel ein Wunder zu ihrem Gunsten thue. So war der Umstände Verschürzung, als glücklicherweise für Peru der General Miller erschien. Ohne in Lima verweilen zu wollen, brach er sogleich mit 107 Mann Infanterie und 25 Mann Kavallerie gegen den Feind auf. Man sah nun die Nothwendigkeit ein, nach Kräften ihn zu unterstützen, und die Maßregeln der Regierung gewannen eine größere Thätigkeit. Ein unerwarteter Umstand begünstigte ihr Bemühen. Eine bedeutende Truppen-Abtheilung nämlich, die auf dem Wege war, zu Gamarra zu stoßen, lies durch dringende Vorstellungen sich bewegen, Miller's Korps zu verstärken, das solchergestalt bis auf 700 Mann vermehrt wurde.

Auf diese Streitmacht beruhet jetzt der Republik Peru ganzes zukünftiges Geschick. Die öffentliche

Meinung erklärt sich immer mehr für den Präsidenten Obregoso. Indessen sind Gamarras Hilfsquellen zu beträchtlich, als daß dieser Kampf, ohne irgend ein ausserordentliches Ereigniß, in Kurzem sein Ende erreichen dürfte. Es ist vielmehr zu besorgen, daß der Bürgerkrieg seine Verheerungen über das ganze unglückliche Land verbreite, das, dem Karakter seiner Einwohner nach, von einem solchen entsetzlichen Uebel immer verschont bleiben zu sollen schien.

Der Indier verläßt nie seine Wohnung. Mit Gewalt allein vermag man ihn derselben zu entreissen, in welchem Falle Weib und Kinder ihm folgen. Anhänglichkeit für die Fahne, zu welcher man ihn gezwungen zu schwören, ist ihm gänzlich unbekannt. Er verläßt sie, sobald sich dazu eine Gelegenheit darbietet, und kehrt auf dem gradesten Wege in seine Heimath zurück. Mannszucht und kriegerische Gewohnheiten finden ihn gleich unbeugsam. Als Soldat ist er unerschrocken. Er schlägt sich mit vielem Muthe, doch hat er nicht den geringsten Begriff von dem, was man Ruhm und militärische Ehre nennt. Seine Mäßigkeit ist beinahe unglaublich. Er erträgt die größten Mühseligkeiten und Entbehrungen ohne zu murren, und begnügt sich mit einer Kost, die kein europäischer Soldat anrühren würde.

Nach dieser getreuen Schilderung kann man beurtheilen, ob solche Menschen, unter den Händen sicherer Offiziere nicht die besten Werkzeuge eines Despoten sein könnten, wie sie auch anderseits die ruhigsten, die am leichtesten zu regierenden Bürger sein würden, unter einem Oberhaupte, welches die getreue Vollstreckung der Landesgesetze sich zur ersten Pflicht gemacht.

Nicht der Bevölkerung also darf man die Verantwortlichkeit hinsichts aller der Staats-Umwälzungen zur Last legen, welche fast unaufhörlich die Republiken zerrütten, die aus den ehemaligen spanisch-amerikanischen Kolonien sich gebildet haben. Häuptlinge, meistentheils militärische Glücksritter, ohne alle Talente, wie ohne alle Sittlichkeit, sind die eigentlichen und alleinigen Urheber aller Unordnungen und Bürgerkriege in diesen Staaten.

Auffallend ist es überdem noch, daß die eifrigsten Anhänger, die thätigsten Vertheidiger und Lobredner des militärischen Despotismus in diesen Gegenden, sogenannte liberale Spanier, gewesene Mitglieder der Kortes, ehemalige Angestellte der konstitutionellen Regierung in der Halbinsel sind, die unermüdlich darauf hinarbeiten, in Amerika das festzustellen, was sie in Spanien bekriegt, die ihre frühere Ueberzeugung gegen eine derselben ganz entgegengesetzte vertauscht, aus dem ganz einfachen Grunde, weil jene früher, und diese jetzt, ihrem persönlichen Interesse am meisten entsprechend zu sein scheint.

Neueste Reise im Innern Afrikas durch den Kuarra oder Niger.

Bekanntlich bestand die Expedition, welche, unter Richard Lander's Leitung, zur Erforschung des Laufes des berühmten Niger, oder Kuarra (dessen Mündung Lander entdeckt hatte), bestimmt war, aus zwei Dampfschiffen, dem Kuarra und dem Alburka, nebst einem Brick, die vollkommen ausgerüstet worden auf Kosten einer Handelsgesellschaft von Liverpool. Man hoffte solchergestalt Handels-Verbindungen anknüpfen zu können mit Inner-Afrika. Der Kuarra, von 150 Tonnen Last, war von Holz erbauet. Der Alburka war von Eisen, trug jedoch nur 56 Tonnen Last, und zog nur 3 Fuß Wasser. Der Brik, von 150 Tonnen Last, sollte an der Mündung des Niger vor Anker gehen, um die von den Dampfschiffen ihm zuzuführenden Waaren aufzunehmen.

Dies Geschwader verlies England gegen Ende Juli 1832, und befand sich an der Mündung des Rio Nun (eines der Aerme des Kuarra) am 19. Oktober desselben Jahres. Von den Losinseln war man immer längs der Küste von Guinea gefahren, hatte Sierra Leona, Liberia, das Küstenkap, und andere Komptore berührt, wo man sich mit Lebensmitteln versehen, und einige Neger eingeschifft. Diesem Verfahren muß man wahrscheinlich die Krankheiten zuschreiben, welche später auf dem Kuarra ausbrachen, und ihm den Kapitän Harris und zwei Matrosen raubten.

Gleich nach Ankunft der Expedition an der Niger-Mündung, bestand Lander's erste Sorge darin, für

das Brick einen sichern Ankerplatz zu finden, und an Bord der Dampfschiffe eine hinlängliche Menge Waaren zu bringen, um damit einen ersten Handelsversuch im Innern Afrikas unternehmen zu können. Den 27. arbeiteten die beiden Dampfschiffe dem Strom entgegen, obgleich der König von Boy es versucht, ihr Vordringen zu verhindern, indem er, unter großen Versprechungen, den Steuermann eingeladen, die Fahrzeuge zum Scheitern zu bringen.

Auf eine Strecke von etwa 13 Stunden war des Landes Anblick keinesweges erfreulich. Man gewahrte nichts als öde angeschwemmte Sandbänke, weitausgedehnte Sümpfe, wo nur niedriges Gesträuch wuchs, und stehende Lachen, wo einige Wasservögel sich zeigten. Nach und nach wurde jedoch der Boden fester und höher. Die Fluth stieg bis auf 17 Wegstunden von der Mündung, mit einer Schnelligkeit von vier Faden (1 ⅓ Stunden) auf die Stunde.

Die Expedition gelangte den 7. November nach Eboe, ohne daß die Mannschaft Verluste erlitten, obgleich man ein äusserst sumpfiges, ungesundes Land durchschifft, und mehr als einmal der Eingebornen feindselige Angriffe zurückzuschlagen genöthigt gewesen. Bei einem ungefähr 10 Stunden unterhalb Eboe gelegenen Dorfe war der Widerstand so heftig, daß die Briten sich genöthigt sahen, des Beispiels wegen, alle Häuser der Erde gleich zu machen.

Dieser Gewaltmaßregel ungeachtet wurden die Reisenden von dem König von Eboe sehr gut aufgenommen, und von beiden Seiten wurden die Geschenke mit vielen Freundschafts-Bezeugungen ausgetauscht. Das gesellschaftliche System ist nämlich

durch den Sklavenhandel längs den Ufern des Kuarra so zerrüttet, daß alle und jede von Städten wie Eboe, Atta, Funda ꝛc., auf die benachbarten Gegenden ausgeübte Beherrschung, in nichts als in Gewaltthätigkeiten besteht. Der Schwache wird hier ungestraft von dem Stärkeren unterdrückt, und Niemand denkt daran, seinen Nächsten beizustehen. Aus diesem Grunde war auch mit keinem Worte die Rede von dem zerstörten Dorfe, obgleich man in Eboe sehr genau davon unterrichtet zu sein schien.

Man verlies Eboe, wo man Lebensmittel eingenommen, den 9. November, und befand sich bald auf dem Punkte, den Richard Lander auf seiner ersten Reise für einen großen See gehalten, dem drei Flüsse entströmten. Man überzeugte sich jetzt, daß der Kuarra sich hier nur bedeutend ausbreite, dagegen keinen See, sondern vielmehr eine von zwei Aermen umschlossene Insel bilde, und daß ein dritter Arm nirgends vorhanden sei. Der Fluß war auf dieser Stelle über 9000 Fuß (32 Minuten) breit. Seine mittlere Tiefe maß 14 Fuß. Nach diesem Umstande läßt sich nicht begreifen, woher die ungeheure Wassermenge rühren mag, welche die zahlreichen Mündungen in den Meerbusen von Benin ergießen. Unwahrscheinlich ist es auf jeden Fall, daß alle diese Gewässer vom Niger oder Kuarra herkommen können, indem desselben mittlere Breite nicht 1500 Fuß übersteigt.

Zwei Tage nach der Abreise von Eboe zeigten sich sehr bedenkliche Krankheitsfälle auf beiden Schiffen, und am 5. Dezember hatte der Kuarra bereits 14, der Alburka dagegen nur drei Mann verloren. Diese

Verschiedenheit in der Sterblichkeit auf beiden Fahrzeugen wird der Frische zugeschrieben, welche das Eisen erhielt, woraus der Alburka erbauet war.

Um diese Zeit legte das Geschwader an bei Atta, einer ziemlich bedeutenden Stadt von ungefähr 15,000 Seelen, malerisch gelegen auf einem Hügel am linken Nigerufer. Die Bevölkerung von Eboe überstieg nicht 8000 Individuen.

Man befand sich hier schon im Kong-Gebirg, dessen Gipfel sich auf beiden Seiten bis zu einer Höhe von 2000 bis 2500 Fuß erhoben. Die Gegend war gesund, und übte einen wohlthätigen Einfluß auf die Bemannung der europäischen Schiffe aus. Der Berge höchste Theile waren steil abgerissen. Auf ihren Gipfeln schienen kleine Hochebenen sich auszudehnen. Des Gebirges untere Theile hatten ebenfalls flache Gipfel, doch waren einige auch von zugespitzter Gestalt.

Das Ganze schien aus zwei gleichlaufenden Reihen zu bestehen, die der Fluß, in der Richtung von Nordwest nach Südost durchschnitt. Einzelne Ketten erstreckten sich direkt nach Ost und Nordost, besonders von dem Zusammenflusse des Schadda mit dem Kuarra. Ein solcher Zweig trennt augenscheinlich das Becken des Schadda von dem der Kudomia. Die Hauptsteingattung des Kong-Gebirgs scheint besonders aus Glimmer-Schiefer zu bestehen.

Die britischen Reisenden wurden von dem König oder Volksvorsteher von Atta lange nicht mit denselben Freundschaftsbezeugungen und derselben Zuvorkommenheit aufgenommen, als von dem von Eboe. Alle Mühe die sie sich gaben, im Austausch gegen ihre

Waaren Elfenbein oder Goldstaub zu erhalten, waren vergebens; sei es, daß er die von ihm verlangten Gegenstände nicht in bedeutender Menge besaß, sei es, daß er von Uebelwollen oder Verdacht sich beherrschen lies, er zeigte sich nicht nur keinesweges gefällig gegen die Reisenden, sondern bemühete sich noch überdem, ihnen allen möglichen Schaden zuzufügen.

Die Priester ahmten sein Beispiel nach. Da es ihnen jedoch an Macht gebrach, um bis zu offenen Feindseligkeiten zu gelangen, nahmen sie ihre Zuflucht zu geheimen Umtrieben, welche sie durch allerlei vermeintliche Zaubereien zu befördern glaubten. Ihr Hauptzweck bestand darin, die Briten an ihrer Reise Fortsetzung zu hindern, weshalb sie ihrem Götzen sogar einen Mann zum Opfer brachten, dessen Körper sie in Stücke zerschnitten, und mit beschwörenden Worten in den Fluß warfen. Dieser erbärmlichen Neckereien endlich müde, verlies Lander die Stadt Atta, deren barbarische Bewohner mit Erstaunen seinen dampfenden Schiffen nachblickten, als diese, aller Zaubersprüche und Mittel der Priester zum Trotz, der Strömung ruhig entgegenfuhren.

Die Expedition kam nun nach Bocka, einer kleinen Stadt, die während Lander's letzter Reise am rechten Nigerufer gelegen, die man jetzt aber, nachdem sie durch einen feindlichen Völkerstamm verheert worden, auf dem linken Ufer erblickte. Die neue Stadt hatte, ebensowohl als die alte, einen Markt am Flusse.

Ein Umstand, der bemerkt zu werden verdient, und der beweiset, wie nahe in Barbarei und Zivilisation die Extreme sich kommen, ist der, daß ein

Markt ein durchaus neutraler Boden, eine Art Freihafen ist, wo die verschiedenen Völkerstämme, wenn gleich sie Königen unterthan sind, welche sich gegenseitig bekriegen, dennoch in Frieden mit einander Tauschhandel treiben, und ohne alle Gefahr ihre Waaren feilbieten.

Die Kaufleute von Egga, Kottom, Korsi, und aus andern kleinen Städten am Ober-Kuarra, treiben in voller Sicherheit Verkehr mit den Bewohnern von Atta, Eboe, und aller Ortschaften am untern Theile desselben Flusses. Die vorzüglichsten Austausch-Artikel bestehen in Mänteln, Pferden, Ziegen, Schafen, Reis ꝛc. Mehr aus dem Innern des Landes kommende Fahrzeuge bringen auch sehr gute doch ungesalzene Butter, indem das Salz überall in diesen Gegenden äusserst selten ist. Statt desselben bedient man sich einer bittern, krystallisirten Potasche.

Oberhalb Atta wird die Schifffahrt auf dem Niger äusserst beschwerlich, weil sein Thalweg, soweit er durch das Konggebirg sich zieht, sehr rauh, uneben und abschüssig ist. Weiter oben wird des Stromes Lauf wieder viel gleichförmiger, bis Bussa, wo mehrere Schnellströmungen sind, und wo, aller Wahrscheinlichkeit nach, Mungo Park nebst seinen Gefährten umgekommen ist.

Das Dampfschiff Kuarra stieß mehrmals gegen Sandbänke, weil es nicht genug Wasser hatte, und blieb endlich auf eine derselben so fest sitzen, daß man es, während sechs Monaten, aller angewandten Mühe ungeachtet, davon nicht zurückziehen konnte. Der Alburka, der nur drei Fuß Wasser zog, war glück-

licher, und gelangte ohne Anstos bis zum Zusammenfluß des Schadda mit dem Niger.

Man hätte leicht noch weiter vordringen können, doch hätte man dazu die nächste Jahreszeit abwarten müssen. Die Sterblichkeit erneuerte sich jetzt auf beiden Schiffen. Glücklicherweise blieben die Neger, welche man zu Sierra Leona an Bord genommen, von aller Krankheit verschont, und beharrten unerschütterlich in ihrer Treue. Es waren Leute von dem Stamme der Krumen, der seiner guten Eigenschaften wegen auf der Goldküste sich einen wohlverdienten Ruf erworben.

Im Februar 1833 starb der Wundarzt und Naturforscher Briggs, an Bord des Kuarra. Lander hatte sich unterdessen nach Fernando Po begeben, um dort neue Mannschaft, und andere ihm nothwendig gewordene Gegenstände, einzunehmen. Während seiner Abwesenheit unternahm der Lieutenant Laird einen Ausflug nach der nahe am Schadda gelegenen Stadt Funda, die ihrer Wichtigkeit und ihres bedeutenden Handels wegen, eine große Berühmtheit im Innern Afrikas hat.

Laird hatte ein so festes Vertrauen in der Eingebornen friedliche Gesinnungen, oder er verlies sich so sehr auf seine Ueberlegenheit als Weißer, daß er nur einen einzigen europäischen Matrosen mit sich nahm. Der Ueberrest seiner Mannschaft bestand allein aus Negern. Auch nahm er eine ziemlich beträchtliche Menge Kaufmannswaaren mit sich.

Er fand den Schadda breiter als den Kuarra, doch nicht so tief. Der Grund war nirgends über neun Fuß, und schien ziemlich fest und eben. Sein

Wasser war ebenfalls um 5 Grad kälter, als jenes des Kuarra, was anzudeuten scheint, entweder daß er direkt vom Hoch-Gebirg kommt, oder daß er viele Zuströmungen aus demselben in sich aufnimmt. Sein Lauf ist im Allgemeinen viel schneller, als der des andern Flusses, mit dem er sich später vereinigt.

Die Eingebornen versicherten dem Lieutenant Laird übereinstimmend an verschiedenen Orten, wo er Erkundigungen einzog, daß der Schadda ein Ausfluß des großen Schadsees sei, und daß man auf ihm binnen vierzehn Tagen ganz bequem nach Kuka gelangen könne. Demungeachtet bezweifelt der Brite die Wahrheit dieser Angabe, weil er sich mehr auf das beruhet, was sein Landsmann Denham anzugeben für gut befunden, als was gewissermaßen der Augenschein, und die jedenfalls sehr auffallende Aehnlichkeit zwischen den Namen des Schadsees und des Schaddaflusses zu beweisen scheint.

Denham gibt vor, einige Tagreisen weit einem sehr ruhig strömenden, ungefähr 500 Fuß breiten und 10 bis 15 Fuß tiefen Flusse gefolgt zu sein, den er Shary (Schäri) nennt, der von einem entfernten Gebirg herabkam, und sich in den Schadsee ergoß. Dieser Schäri nun scheint kein anderer zu sein, als der Schadda, der sich also nicht in den Schadsee ergießen, sondern vielmehr aus demselben kommen würde. Wir haben diesen Umstand bereits ausführlicher erörtert in dem Aufsatz: „Wirklicher Lauf des Kuarra oder Niger“ im 12. Theile des Jahrgangs 1832 dieses Werkes.

Ungefähr 10 Stunden oberhalb dem Zusammenflusse des Schadda mit dem Kuarra, fand der Lieu-

tenant Laird, am rechten Ufer des ersten, die kleine Stadt Dgammahar, die man, während der trockenen Jahreszeit, als den Hafen von Funda betrachten kann, weil alsdann der Flußarm, welcher gegen dies letzte sich zieht, nicht mehr schiffbar ist.

Funda ligt 8 Stunden nördlich vom eigentlichen Schaddastrom. Dgammahar krönt einen steilen Hügel, und gewährt einen recht hübschen Anblick. Die Schlucht zwischen dem Hügel und der Ebene bildet einen natürlichen Graben, der durch eine 50 Fuß hohe sehr gut und dauerhaft erbauete schräg abfallende Mauer durchschnitten wird, über welche der Weg führt. Dies Bauwerk, wie die 20 Fuß hohen Mauern von Funda, wie die Basteien dieser Stadt, die von maurischer Bauart sind, wie die 30 Fuß tiefen Graben, und mehrere andere Werke, lassen voraussetzen, daß diese Gegend früherhin, vielleicht in einer noch nicht besonders fernen Vergangenheit, von einem in Zivilisation ziemlich fortgeschrittenem Volke bewohnt gewesen.

Funda ist eine sehr bedeutende Stadt, und wenigstens eben so groß als Liverpool. Seine Bevölkerung beläuft sich auf 60,000 bis 70,000 Seelen. Laird verweilte hier zwei Monate, während denen seine Gesundheit sehr zu leiden hatte. Es war ihm nicht möglich, in dieser Stadt ein Komptor anzulegen.

Der König von Funda ist, der Behauptung des britischen Reisenden zufolge, ein roher, wilder Mensch, mit dem man nur schwer sich verständigen dürfte. Sein Harem zählt wenigstens 1500 Frauen. Indessen darf man sich nicht denken, daß er einen großartigen

Palast bewohne, wie etwa der Sultan in Konstantinopel. Seine Residenz besteht aus einer Gruppe zirkelrunder Hütten, die von Palissaden umschlossen sind.

Laird erhielt eine dieser Hütten, die ihm zum Gefängniß diente, indem es ihm verboten war, sie ohne Erlaubniß zu verlassen, oder mit den Bewohnern der andern Hütten Umgang zu pflegen. Er mußte seine ganze Entschlossenheit aufbieten, um eine so unangenehme Lage zu ertragen. Man weigerte sich endlich sogar, ihn wieder ziehen zu lassen, doch mißhandelte man ihn nicht. Alle Bitten, ihn frei zu geben, blieben unbeachtet. Man entgegnete beständig, daß die Götter zu seiner Abreise ihre Einwilligung noch nicht gegeben.

Der Brite bediente sich nun eines Mittels, das den gewöhnlichen Erfolg hatte, und ihn seiner peinlichen Lage entriß. Er äusserte nämlich, daß er selbst einen Boten zu den Göttern schicken, und sie befragen wolle. Sodann nahm er eine Rackete, zündete sie an, und warf sie in die Höhe. Unmittelbar darauf warf er eine Leuchtkugel nach, und sagte, wenn die Götter wollten, daß man ihn frei lasse, man eine bläuliche Flamme in der Luft erblicken werde.

Das vorausverkündete Licht zeigte sich wirklich, und man zweifelte nun nicht mehr, daß die Götter ihm günstig seien. Er erhielt demnach die Erlaubniß, sich wieder zu entfernen; auch wurden ihm alle seine Waaren zurückgegeben. Wahrscheinlich hielt man den weißen Mann für einen großen Zauberer; denn man benahm sich von nun an gegen ihn mit eben so vieler Ehrfurcht als Scheu, und der Lieutenant Allen, welcher nach ihm Funda besuchte, konnte sogar einen

drohenden Ton annehmen gegen den alten König, der ihn nicht zurückzuhalten wagte.

Die Einwohner von Funda scheiden sich beinahe zu gleichen Theilen in Muselmänner und Fetisch-Anbeter. Der König befolgt die religiösen Gebräuche beider Theile, die keinesweges unduldsam und fanatisch zu sein scheinen. Das Land nördlich von Funda steht unter der Botmäßigkeit der Fellaten, die, während Laird's Aufenthalt in der genannten Stadt, einen Ausflug gegen den Kuarra unternahmen, über den sie bei Rabba setzten.

Obgleich diese Expedition kaum aus tausend Mann bestand, lies es sich doch Niemand beikommen, den geringsten Widerstand zu leisten, und Alles ergriff bei ihrer Näherung die Flucht. Eine natürliche Folge davon war die gänzliche Verheerung des von der Raubhorde durchzogenen Landes. Mehrere Orte wurden dem Boden gleich gemacht, unter andern Addakodda, ganz in der Nähe des Ortes, wo die beiden Dampfschiffe lagen.

Diese Stadt hatte früher eine große Färberei, in der man folgendermaßen zu Werke schritt. Man grub in den Thonboden 4 Fuß lange und 8 Fuß tiefe Löcher, füllte dieselben 9 Zoll bis einen Fuß hoch mit kleinen Indigokügelchen, von 3 Zoll im Durchmesser, und von sehr geringer Güte, schüttete sodann Asche und Wasser darauf, wonach man das Ganze gähren lies. War die Gährung vorüber, so tauchte man die Stoffe in diese Flüssigkeit, und lies sie an der Luft trocknen. Man wiederholte dies Verfahren so lange, bis man die Schattirung erhalten, welche

man zu haben wünschte. Endlich wurden die Zeuge auf die von Clapperton beschriebene Weise geglättet, nämlich durch Hitze. Die Farbe ist ziemlich glänzend, dagegen wenig haltbar. Das Zeug färbt ab, sobald man es berührt. Diese Färberei wurde von den Fellaten gänzlich zerstört, weil der Zweck ihres Raubzuges nur darin bestand, Beute zu machen und Sklaven aufzutreiben. Uebrigens ist die Färbekunst im Innern Afrikas ziemlich verbreitet.

Die Bewohner von Funda verfertigen auch grobe Baumwollen-Stoffe, und legen wenig Werth auf die von Manchester, die für sie zu fein und zu leicht sind, obgleich sie den bunten, glänzenden Farben dieser Gewebe ihre Bewunderung nicht versagen konnten. Es gibt unter ihnen auch gute Schmiede. Sie verfertigen sehr wohl gearbeitete kupferne Tabackspfeifen, die so lang sind, daß man dieselben, wenn man reitet, auf den Fuß stellen, und in solcher Haltung rauchen kann.

Man versteht hier auch das Leder zu bearbeiten, und gutes Bier zu brauen. Branntweinbrennerei ist den Eingebornen unbekannt, und sie scheinen keinen sonderlichen Geschmack am Rhum zu finden. Leider dürften sie vielleicht nur zu bald dieses Getränkes verhängnißvolle Wirkungen kennen lernen.

Die Pferdegattung in diesem Theile Afrikas ist klein, doch kräftig und voller Feuer. Alle Eingebornen sind gute Reiter. Sie halten sich geschickt auf ihren sehr hohen maurischen Satteln, und geben allen Bewegungen des Pferdes nach. Man bedient sich des arabischen Gebisses. An den Festtagen beklei-

den sich die Eingebornen mit so vielen Gewändern, daß sie sich kaum bewegen können. Die Kühe sind sehr klein und schwächlich. Schafe und Ziegen sind von mittlerer Größe. Das Geflügel ist sehr klein.

Im Kuarra wimmelt es von Fischen jeder Art. Eine Gattung kommt dem Lachs nahe, doch ist ihr Fleisch weißer. Dieser Fisch wiegt ungefähr neun Pfund. Es gibt auch zwei Arten Krokodille. Die eine, mit rundem Rachen, ist sehr gefräßig und äusserst gefährlich. Dies Krokodill hält sich gewöhnlich auf in den Sümpfen an der Mündung des Flusses, und macht auf Menschen Jagd. Die andere Gattung, welche man auf dem obern Theile des Flusses findet, hat einen langen Rachen, und ist nur gefährlich, wenn sie sich angegriffen sieht.

Die Eingebornen bemächtigen sich dieser Thiere auf dieselbe Weise, wie die Aegypter im Nil, indem sie ihnen ein breites, kurzes, an beiden Seiten zugespitztes Stück Holz in dem Augenblick in den Rachen werfen, wo sie, ihn aufgesperrt, auf sie zustürzen. Andere greifen das Krokodill mit Lanzen an, was jedoch weit gefährlicher ist.

Am Kuarra wird das Krokodillfleisch als ein Leckerbissen betrachtet. Mehrere Eingeborne sind Fischer von Profession. Um ihr Gewerbe mit möglichst größter Bequemlichkeit treiben zu können, bauen sie während der trockenen Jahreszeit runde Schilfhütten auf den Sandbänken im Flusse. Laird vermuthet, daß sie nebenbei sich auch mit dem Sklavenhandel beschäftigen, der in dieser Gegend noch äusserst lebhaft betrieben wird. Diesem Umstande muß man denn auch das Nichtgelingen der Handels-Unternehmungen zu-

schreiben, welche die Expedition unter Landers Leitung zu eröffnen bestimmt war.

Nach seiner Rückkehr von Funda fand Laird die Mannschaft des Dampfschiffes Kuarra in der traurigsten Lage. Von allen englischen Matrosen waren nur noch zwei am Leben, und auch diese waren gefährlich krank. Glücklicherweise gelang es, das Fahrzeug wieder flott zu machen, wonach Laird den Entschluß faßte, stromabwärts zu fahren, und sich zu Richard Lander, an der Mündung des Rio Nun, oder nach Fernando Po, zu begeben. Man brach in Mitte August 1833 auf, und begegnete Lander, der auf dem Flusse wieder nach Bussa zurückkehren wollte, auf der Hälfte Weges.

Des kläglichen Zustandes ungeachtet, worin die Mannschaft sich befand, wurden die Reisenden zu Eboe mit derselben freundschaftlichen Zuvorkommenheit aufgenommen, als früherhin. Nach Uebersteh ung mannigfacher Gefahren und Mühseligkeiten gelangte man endlich nach Fernando Po, wo mit Ausnahme Richard Lander's, der bald nachher starb, die Gesundheit der übrigen Europäer, die sodann nach England zurückkehrten, bald wiederhergestellt wurde.

Laird bedauert sehr den Entschluß, die englische Niederlassung auf der Insel Fernando del Po aufzugeben. Sowohl in Hinsicht auf den Handel mit dem Innern Afrikas durch den Kuarra, als zur Unterdrückung des Sklavenhandels, könnte ihre Lage unmöglich vortheilhafter sein. Sie beherrscht den tiefsten Winkel des Meerbusens von Benin, und ist durch ihre natürliche Bildung ganz geeignet zur Wiederherstellung des Gesundheitszustandes derjenigen europäi-

schen Schiffe, welche genöthigt sein dürften an den Mündungen des Nigers zu verweilen, oder in das Innere Afrikas durch diesen Strom vorzudringen. Es gibt nämlich auf Fernando Po einen Berg, der sich bis auf 11,000 Fuß über die Meeresfläche erhebt, und wo man folglich gewissermaßen alle Zonen, wie alle Temperaturen finden kann.

Die europäischen Staats-Verfassungen des Mittelalters, im Vergleich mit denen unserer Zeit.

Europa's Staats-Verfassungen im Mittelalter sind uns schon so sehr entfremdet, daß wir kaum einen schwankenden Begriff davon haben, der selbst größtentheils noch aus verfälschten Uebertragungen und andern willkürlichen oder unwillkürlichen Irthümern zusammengesetzt ist. Seit länger als zwei Jahrhunderten besteht von diesen Verfassungen keine Spur mehr. Es ist also ein in jeder Hinsicht arger Verstos, zu behaupten, daß, vor den Juli-Ereignissen in Frankreich, dieses Land, wie mehrere andere Staaten unsers Kontinents nach ihren Grundsätzen regiert worden.

Die Staatsverfassungen des Mittelalters bestanden von Anfang des 12. bis Ende des 15. Jahrhunderts. Schwer läßt sich im Grunde freilich bestimmen, wann dies sogenannte „Mittelalter“ begann, und wann es sein Ende erreichte. Doch bezeichnet man im Allgemeinen den obenangedeuteten Zeitraum unter diesem

Namen; wir mögen nicht umſtändlicher erörtern, in wiefern er dafür paſſend oder unpaſſend iſt.

Das von der zeitgenöſſiſchen Literatur in Frankreich ausgebeutete Europa, das eigentliche alte dramatiſche Europa, war — man glaubt es kaum — ein beinahe rein-konſtitutionelles Europa. Erſt nach ihm machte des Zepters Ueberlegenheit ſich geltend. Faſt alle Staats-Verfaſſungen jener Zeit verſchwanden in dem Wirbelſtrom gegenſeitiger Gewalt-Anmaßungen, unter den Thronen der herzoglichen, königlichen oder kaiſerlichen Familien. Wenige Ueberreſte nur blieben noch hier und da. Mehr als zwei Jahrhunderte unbeſchränkter Beherrſchung ſind ſeitdem auf dieſe Periode gefolgt. Es ergibt ſich alſo, daß, da die alten Verfaſſungen Folge der Feudalität geweſen, ſie nicht den Uebergang gebildet haben zu den neuen Konſtitutionen unſerer Zeit, ſondern vielmehr zur unumſchränkten Gewalt. Die feudalen Gebrechen und Verſtöße, womit ſie noch behaftet waren, konnten nur zu einem ſolchen Ziele führen.

Dieſer Verfaſſungen erſter Keim war die Bildung der Gemeinweſen, der freien oder Geſetzes-Städte. Die Bewegung, wodurch dieſe Städte organiſirt wurden, war eine europäiſche Bewegung. Sie entſtand in Italien, wo die Erinnerung der römiſchen „Städte-Ordnung“ ſich erhalten, ſodann gewann ſie Spanien, folgte den Geſtaden des Rheinſtroms, denen der Nord- und Oſtſee, drang in das Innere Deutſchlands, und ging auf zwei Punkten, zuerſt im Süden, ſodann in Norden, durch Flandern und Brabant, nach Frankreich über.

Auf ſolche Weiſe bildeten und befeſtigten ſich im ganzen Europa die Gemeinweſen. An Macht und Reichthum zunehmend, zertrümmerten ſie die Burgen des Raubadels, umſchloſſen ſie ſich mit Mauern, Graben und Thürmen, kauften ſie Ländereien und Wälder verſchuldeter Zwingherren oder Klöſter, bewaffneten ſie eine Bürgermiliz, hatten ſie Flotten und Heere, eine regelmäßig organiſirte Obrigkeit, ſchlugen ſie Münze, übten ſie alle Rechte der Selbſtherrlichkeit aus, während, von ihren Gebieten umſchloſſen, Herzoge, Grafen und Ritter auf ihren feſten Schlöſſern hauſeten, mit Hilfe ihrer Lehensleute und Leibeigenen Jagd auf die Bürger machend, und Schritt vor Schritt den Boden Europas gegen die Eroberungen der Freiheit vertheidigend.

Dieſe Einrichtung der Gemeinweſen, den Wirkungen derjenigen der Feudal-Organiſation genähert, die damals noch in voller Kraft beſtand, erklärt auf eine eben ſo neue als befriedigende Weiſe, wie dies Feudalweſen ſelbſt zu den Generalſtaaten, und in der Folge zu den Verfaſſungen des Mittelalters führte.

Das Feudalweſen hatte die eigentliche Nation vernichtet, das Land zerſtückelt, alle gemeinſamen Anſtalten beſeitigt, gewiſſe Ländereien von anderen abhängig gemacht, die Individuen ſich einander untergeordnet, und zur Lehenspflicht genöthigt, während es die Leibeigenen zu Immobilien herabgewürdigt, womit man ſchalten und walten konnte, wie man es für gut erachtete.

Was jedoch der Feudalität Hauptkarakter ausmachte, war nicht, wie man wohl vorausſetzen möchte, die Leibeigenſchaft, ſondern die aufeinanderfolgende

Verkettung der Ländereien und der Personen, durch die man vom Bürgerboden zum Unterlehen, von diesem zum kleinen Lehen, sodann zum großen und immer weiter gelangt, wie man vom Leibeigenen zum Hintersassen, von diesem zum Lehnsmann, darauf zum Herrn und Oberherrn emporsteigt; dergestalt daß ein hierarchisches Netz, ein eisernes Netz der Unterdrückung, Menschen und Land umschlossen hielt.

In den nordischen und östlichen Ländern, in Schweden und Norwegen, in Polen, Ungarn und Böhmen, bestand die Feudalordnung nicht, obgleich in den drei letzten Staaten die Leibeigenschaft allgemein war, doch ohne Hierarchie. Es gab nur Leibeigene und Herren, die unter sich vollkommen gleich waren. Von den südeuropäischen Ländern war nur Spanien zum größten Theile von der Feudalität verschont geblieben. In allen übrigen hatte sie ihre Herrschaft festgestellt.

Die Bildung der Gemeinwesen sprengte einen der Ringe der hierarchischen Kette der Feudalität, und schuf in der Gesellschaft eine neue Klasse, den Bürgerstand. In den Ländern, die keine feudale Hierarchie hatten, war der Bürgerstand nichts desto weniger eine Wohlthat, weil er Platz nahm, als Uebergangspunkt, zwischen den Herren und den Leibeigenen.

Sehen wir nun, wie die Anstalt der Generalstaaten dadurch herbeigeführt wurde. Die Versammlungen auf freiem Felde, mit den Waffen in der Hand, wurden von den nordischen Männern eingeführt. Die Feudalität hatte sie in Gerichtshöfe der Freiherren und der Lehenträger verwandelt, indem jeder Vasall

schuldig war, für seinem Lehensherren Gut und Blut aufzuopfern.

Als die Städte frei geworden, unmittelbare Untergebene des Kaisers oder des Königs, waren sie, wie Herzöge und Grafen, nach demselben Feudalgesetze gleichfalls ihm, wie jeder andere Vasall, Rath und Hilfe schuldig. Dadurch fanden sie Aufnahme an seinem Hofe, oder der Vereinigung der Getreuen, und diese Zulassung des Bürgerstandes, die den Karakter der feudalen Höfe veränderte, verwandelte sie in Stände-Versammlungen, eine Anstalt, die, wie jene der Gemeinwesen, sich über ganz Europa verbreitete. So erhielten die verschiedenen unsern Erdtheil bewohnenden Völker eine National-Vertretung, die, man sieht es, auf Feudalität sich begründete, und die folglich alle Verstöße ihres Ursprungs bewahrte.

Bei alledem hatte das Feudalwesen dadurch eine nicht geringe Beeinträchtigung erlitten, und die Aera der alten Konstitutionen hatte begonnen. Man kann sie in drei Systeme scheiden. Das erste besteht aus einer Menge kleiner von einander gänzlich unabhängiger Republiken, deren Italiens. Das zweite stellt drei Verbündungen dar: eine feudale, die des deutschen Reiches; eine kaufmännische, die der Hanse; eine Eidsgenossenschaft, die der Schweizerkantone. Das dritte System zeigt uns Wahl-Königreiche, mit Stände-Versammlungen. Würdigen wir mit wenigen Worten jedes dieser politischen Systeme, und beginnen wir mit dem der italischen Republiken.

Wie aus einem mächtigen Stamme, dessen Wurzeln abgestorben sind, und den längst alles Leben ver-

lassen zu haben scheint, manchmal mit den letzten Säfte-Ueberresten eine bald vorübergehende Vegetation hervorbricht, einige hundert dünne Zweige, aus denen nichts werden kann, so auch entsproßten dem umgestürzten Stamme der Republik Rom alle kleinen Republiken Italiens im Mittelalter.

Die auf dem Forum versammelte Volks-Souveränetät war dieser Republiken lebendiges Prinzip. Aber wie zu Rom, unterdrückte eine reiche oder patrizische Aristokratie den großen Plebejerhaufen. Einige Familien theilten unter sich die regierende Macht. Räthe, dem Senat ähnlich, beherrschten und leiteten die öffentlichen Versammlungen. Die jährlichen Konsulate oder Podestate erhielten sich in einem Hause, und nur von Zeit zu Zeit beurkundete das Volk seine Souveränetät, indem es Verhaue (Barrikaden) erbauete, unter dem Geschrei: eh viva il popolo! indem es seine Obrigkeit absetzte, seine Gesetze und Tirannen auf einige Tage beseitigte, um bald wieder in ein neues Joch sich zu schmiegen, neuen Tirannen zu gehorchen.

Neben den Parteien der Patrizier und Plebejer, erhob sich noch die der Welfen und Gibellinen, jener politische Feuerbrand, der bald in dem ganzen Italien die Städte- und Familienkriege entzündete, der jenen entsetzlichen Haß, jenen Bluthaß erzeugte, dessen Geschichte den Dichtern und der tragischen Szene so vielen Stoff zu fürchterlichen Dramen dargeboten.

Der vorzüglichste Todeskeim dieser Republiken war das Band der Unterwürfigkeit, das Italien an den deutschen Kaiser gefesselt, und die Nominal-Anerkennung dieser Oberherrlichkeit, wozu die Städte sich

verstanden in den Staats-Urkunden, welche sie angenommen hatten. Diese Oberherrlichkeits-Ansprüche haben Jahrhunderte durchschritten, und von Monarch zu Monarch sind sie bis zu uns gelangt. Oesterreichs Kaiser kann sie jetzt noch eben so geltend machen, als seine Vorfahren.

Mangel an Einheit und Uebereinstimmung, das zu lockere Bundesband, und die Schwäche dieser zahlreichen Republiken, wovon die meisten als Gebiet, Vermögen, Heer, Einkommen nichts hatten, denn die Kräfte einer einzigen Stadt, waren eben so viele Verstöße, die unumgänglich ihren Fall herbeiführen mußten. —

Deutschlands Verbündung hatte, als physisches Band, die Macht der großen Lehensmänner und der Massen unbedingten Gehorsam, wodurch die Völkerschaften erhalten wurden unter dem Joche der Reichsglieder, die gleich interessirt waren, ihre Herrschaft durch gegenseitige Hilfsleistungen zu vertheidigen.

Das Bundesband war, als vollstreckende Macht, der Kaiser, Haupt des Bundes, erwählt von sieben Kurfürsten, denen das Recht dieser Wahl ausschließlich zustand. Unter ihm war, als berathende Macht, der Reichstag, bestehend aus einem Fürsten-Kollegium, und aus einem solchen der freien Städte, die nur berathende Stimmen hatten, dergestalt, daß das Recht der Vertretung und der öffentlichen Berathung nur auf einige Fürsten und Städte beschränkt war, die unter dem Titel „Stände," den sie ausschließlich sich beigelegt, mit der feudalen Kette Last alle Bewohner der Gauen Deutschlands erdrückten.

Unter der Bundes-Regierung befand sich in jedem

Staate, des Bundes Mitglied, die herrschaftliche Regierung, gemildert hier und da durch besondere Stände, wie durch die Freiheiten und Rechte gewisser Städte und Flecken. —

Trägt man dieselben Beobachtungen auf die kaufmännische Verbündung der Hanse über, so sieht man, daß ihr physisches Band „Handel“ war, wie das Bedürfniß, sich gegen See- und Straßenräuber zu vertheidigen, oder was auf eins herauskommt, gegen den Burgadel, der in seinen respektiven Gebieten Weglungerei trieb, die Karavanen überfiel, und gegen sie ganz auf dieselbe Weise verfuhr, wie jetzt noch Araber und Kirgisen in ihren Wüsteneien.

Der Hanse gesetzgebendes Band war der Kongreß, bestehend aus den Abgeordneten der verschiedenen Hansestädte, und bekleidet mit der höchsten Gewalt. —

Die Gebirgs-Verbündung der Schweizerkantone ihrerseits war physisch festgeschürzt durch des Bodens und der Menschen natürliche Beschaffenheit. Von hohen Bergen umschlossen, in engen Thälern und wenig ausgedehnten ebenen Geländen wohnend, größtentheils mit Viehzucht, dagegen wenig mit Ackerbau beschäftigt, gewöhnt Tage und Nächte im Freien mit ihren Heerden zuzubringen, steile Felsen zu überklettern, eisige Bäche zu durchwaten, mit Wölfen, Bären und Wildschweinen zu kämpfen, auf Gemse und Steinbock Jagd zu machen, mußten alle diese Uebungen und Gewohnheiten den alten Schweizern eben so viel Muth als Unerschrockenheit geben, und ihnen einen ganz eigenthümlichen Karakter der Thatkraft und Beharrlichkeit verleihen.

Die schweizerische Eidsgenossenschaft hatte kein an-

deres Prinzip, als das der Verbündungen jener Zeit, welches die deutschen Städte gegen der Oberherren Bedrückungen gebildet, indem sie ihren Unabhängigkeits-Handlungen Worte der Ehrfurcht und der Achtung gegen die herrschaftlichen Rechte beigesellten. Es bestand keinerlei Gleichförmigkeit zwischen den Kantonen, keinerlei enges und starkes Band, sondern das unbeschränkte Recht für jeden, in voller Freiheit sich zu bewegen, zu thun oder zu lassen, was ihm gut bedünkte. Nur bei gemeinsamen Unternehmungen berieth und verständigte man sich zuvor.

Sechs Kantone, Uri, Schwyz, Unterwalden, des Schweizerbundes Gründer, und mit ihnen Glarus, Zug und Appenzell hatten eine durchaus volksthümliche Verfassung. In sogenannten „Landsgemeinden," oder Versammlungen der ganzen stimmfähigen männlichen Bevölkerung, unter freiem Himmel, berieth sich das Volk unmittelbar über seine innern und äussern Angelegenheiten, ernannte es seine Obrigkeit, hielt es öffentlich Gericht, traf es überhaupt alle Verfügungen, welche einem unumschränkten Souverän zustehen.

Die sieben andern Kantone, deren Hauptorte kaiserliche Städte waren, hatten mehr oder minder aristokratische Regierungen. Die Aristokratie war zuerst äusserlich, zwischen den Städten und dem offenen Lande. Denn jede Stadt hatte allein die Souveränetät ihres Kantons. Die Stadt allein war frei, und das dazu gehörige Gebiet, aus einer kleineren oder größeren Zahl Dörfer, Flecken und kleinen Städten bestehend, war Unterthanenland.

Im Schooſe jeder ſouveränen Stadt herrſchte ſodann eine innere Ariſtokratie, die hier adelich, dort induſtriell war, und die untern Stände unterdrückte. Einzelne Kantone endlich, ſowohl demokratiſche als ariſtokratiſche, beherrſchten als Unterthanenlande gewiſſe Gebiete, welche ſie erobert oder gekauft. Dadurch entſtand ein ſeltſames Gemiſch von Beherrſchungen, das der Eidsgenoſſenſchaft weder Ehre noch Vortheil brachte. —

Die Königreiche mit Stände-Verſammlungen, das dritte Syſtem der alten Verfaſſungen bildend, waren die von Schweden, Norwegen, Dänemark, Polen, Böhmen, Ungarn, Spanien, Portugal, England und Frankreich. In den ſechs erſten erhielt ſich die Wahlfähigkeit der Krone bis zum 16. Jahrhundert, in den vier andern wurde ſie bald durch Erbfolgerechte erſetzt.

Alle dieſe Regierungen haben denſelben Urſprung. Sie rühren alle von den Barbaren her. Ihre am meiſten auffallende konſtitutionelle Anſtalt war die der Stände-Verſammlungen. Studium der Elemente, woraus dieſe Verſammlungen beſtehen, beweiſet, daß ſie im ganzen Europa dieſelben waren, nämlich: Geiſtlichkeit, Adel, Städte oder Flecken, offenes Land, und daß die Verſchiedenheiten zwiſchen dieſer oder jener Oertlichkeit allein davon herrühren, daß gewiſſe dieſer Elemente bald vereinigt, bald geſchieden, hier mehr entwickelt, dort beinahe vernichtet, verändert oder gänzlich ausgeſchloſſen waren.

Die verſchiedenen Berathungsweiſen dieſer Stände, je nachdem ſie, in Folge der Sitten oder beſonderer Umſtände, gemeinſam oder vereinzelt ſich verſammel-

ten, um ſich zu berathen und abzuſtimmen, verbunden mit der Beſchaffenheit, wie mit ihrer größeren oder geringeren Macht-Ausdehnung, haben weſentliche Verſchiedenheiten in den Verſammlungen erzeugt, woraus die beſonderen Organiſations-Syſteme der geſetzgebenden und berathenden-Macht entſtanden ſind:

In Schweden, wo dieſe Macht auf den Reichstagen anerkannt war;

In Deutſchland und Ungarn, wo die Stände die Gelegenheit der Zwiſchen-Regierungen benutzten, um dem Kaiſer oder dem Könige, den ſie wählen wollten, Uebereinkünfte in Vorſchlag zu bringen, die er als Bedingungen ſeiner Wahl annehmen mußte;

In Spanien, Portugal und Frankreich, wo ſie nur noch Bitten und Klagen geltend machen konnten, um dadurch wo möglich wünſchenswerthe Verbeſſerungen zu veranlaſſen;

Endlich in Polen, Böhmen und England, die alle drei mehr als oberflächlich beachtet zu werden verdienen.

Wir bedauern ſehr, aus Mangel an Raum hier nicht die merkwürdige Parallele dieſer drei Syſteme entwickeln zu können, in denen die Vereinigung einiger Stände unter ſich, wie die Scheidung anderer, die Vertretung in mehrere Kammern zerſtückelt, verſchiedene politiſche Körper geſchaffen, und wo ein eigenthümlicher Mechanismus ein gewiſſes Gleichgewicht der Gewalten eingeführt hatte. Von dieſen drei Syſtemen ſind zwei verſchwunden, das Böhmens und das Polens. Ihre Erinnerung ſelbſt iſt wo nicht erloſchen, doch ſehr entſtellt. Dagegen hat das Syſtem

Englands, die Regierung der drei Gewalten, des Königs, des Ober- und des Unterhauses des Parlaments, das der Jahrhunderte Umwälzungen überlebt, den ausgedehntesten Einfluß auf die neuern Staats-Verfassungen ausgeübt.

Wenn die alten Versammlungen durch Stände nur eine ungleichartig vertheilte und ausgeübte gesetzgebende Macht in den verschiedenen Königreichen hatten, gibt es doch Punkte, auf denen alle die Souveränetät in Händen gehabt. So haben alle unbedingt über die höchsten Angelegenheiten entschieden, über Thronfolge, über Regentschaften, über Land-Abtretungen, vor Allem aber über die Abgaben.

Denn vom Norden zum Süden Europa's, in der Verfassung Schwedens, wie in der Arragoniens, in den Dekreten Polens und Ungarns eben so wohl, als in der großen Staats-Urkunde, und in den Statuten Englands, in den Gebräuchen Spaniens, wie in denen Frankreichs, überall findet man als Gesetz geschrieben, oder als unbestrittener Gebrauch angenommen die Maxime des öffentlichen Rechtes, „daß keine Steuer auferlegt werden kann, ohne Zustimmung der Steuerpflichtigen.“ Darum auch scheuete sich Philipp von Commines selbst am Hofe Ludwigs XI nicht auszurufen in seiner alten Sprache:

„Es gibt weder König noch Herren auf Erden, der ausser seinen Domänen das Recht hat, einen Pfennig zu begehren von seinen Unterthanen, ohne daß derselbe zugestanden worden von Denen, die ihn zu bezahlen haben. Ausserdem ist Tirannei und Gewalt.“

Das Recht des Widerſtandes gegen den König, und ſelbſt das der Abſetzung, wenn er die öffentlichen Freiheiten verletzte, war allgemein angenommen durch Thatſachen, durch Gebräuche, oft ſogar durch geſchriebene Geſetze. Man kann bei dieſer Gelegenheit den Eid anführen, den der König von Polen bei ſeiner Einſetzung abzulegen hatte:

„Und wenn es geſchiehet (was Gott verhüten wolle), daß ich in irgend einer Art meinen Eid verletze, ſollen die Bewohner des Königreichs, und aller Provinzen, mir nichts mehr ſchuldig ſein, ſondern durch dieſen Umſtand allein, erkenne ich ſie aller Treue, alles Gehorſams los und ledig.

Das Dekret Andreas II, die ungariſche Staats-Verfaſſung, beendet ſich mit nachſtehenden Worten:

„Und wenn es geſchiehet, daß wir, oder unſerer Nachfolger einer, nicht dieſen Verfügungen Beiſtimmung leiſten wollte, ſollen, in Folge dieſes Dekretes ſelbſt, die Biſchöfe, Freiherren und Edelleute des Königreiches, jetzt oder in Zukunft, alle zuſammen oder jeder im Beſondern, auf ewige Zeiten frei und befugt ſein, ſowohl gegen uns als gegen unſere Nachfolger, zu widerſprechen und zu widerſtehen.“

Durch jene Verſammlungen Kaſtiliens und Arragoniens, Hermandades genannt, von denen die des erſten durch ein Geſetz Alphons X, und die des Zweiten durch einen Freibrief Alphons III eingeſetzt waren, wurde ausdrücklich feſtgeſtellt: „In dem Fall, wo der König gegen die Freiheiten des Landes ſich vergehe, oder ungeſetzlicher Gewaltſtreiche ſich ſchuldig mache, ſie das Recht haben, ihn und ſeine Nach-

folger des Thrones verlustig zu erklären, und einen andern König zu erwählen."

Bewaffneter Widerstand war ein alter Gebrauch, den der polnische und ungarische Adel, der Kastiliens, Arragoniens, und anderer Königreiche, als ein seit undenklichen Zeiten ihm zustehendes Recht, zur Ausgleichung der vom Thron begangenen Unbilden, geltend machte.

Wollte man von dem Ueberblick dieser Grundsätze zu ihrer Anwendbarmachung übergehen, könnte man in Mitte einer rohen Zivilisation, in Mitte des Lehenwesens, des Bürgerlehens und der Leibeigenschaft, in verschiedenen Zeiträumen und in verschiedenen Ländern, in Schweden, Dänemark, Polen und Deutschland, das Schauspiel von Versammlungen des Mittelalters anführen, den Monarchen absetzend, weil er seinen Eid gebrochen und die Freiheiten des Staats oder der Stände verletzt. Man könnte verweilen bei den beiden so merkwürdigen Staats-Umwälzungen, wo das englische Parlament in den Jahren 1327 und 1399 Eduard II und Richard II absetzte, und jedesmal eine neue Dynastie auf den Thron erhob.

Aber neben diesem Begehen nationaler Gerechtigkeitspflege müßte man auch das gewöhnliche Gefolge jener Jahrhunderte aufstellen. Man müßte zeigen, wie Heinrich von Lankaster, das Erbrecht mit dem Wahlrecht vermischend, sich in Mitte der Stände erhob, und im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, mit Begleitung vieler Kreuzschlagungen, das Königreich zurückforderte, in seiner

Eigenschaft als naher Verwandter des abgesetzten Königs, und durch den Willen der Stände, das Alles beendigt durch eine Predigt, zu welcher der Erzbischof von Canterbury den Text gewählt: „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme," wie sein Nachfolger die Staatsumwälzung von 1399 ebenfalls mit einer Predigt beschloß, deren Text folgender war: „Vir dominabitur in populo (ein Mann wird das Volk beherrschen oder bändigen)."

In einer zweiten Erwägung wollen wir die Verstöße und Gebrechen der alten Verfassungen, deren allgemeinen Mechanismus wir vorstehend angedeutet, wie die der dadurch regierten Gesellschaft, in Rede stellen.

Die geistige Bewegung und ihre Fortschritte in England, mit Bezug auf die in andern europäischen Gegenden.

Letzte Erwägung.

Während die neuen Lehrsätze der französischen Staats-Umwälzung alle Gemüther beschäftigten, lebte unbekannt in Schottland ein ganz gewöhnlicher Gerichtsschreiber, erzogen in einem alten Schlosse, der, wie der Waverley des Romans, alle alte Scharteken durchblättert, alle verschimmelte Pergamente aufgerollt, alle poetische Bruchstücke, deren er nur irgend habhaft werden konnte, abgeschrieben und kommentirt hatte. Sobald der junge Gerichtsschreiber es so weit gebracht, daß ihm mehr Zeit übrig blieb, machte er sich zum Alterthumsforscher, ergänzte und frischte er vergessene Balladen wieder auf, fühlte er in sich selbst den poetischen Drang erwachen, und versuchte sich in ritterlichen Heldengesängen, nach der Weise der alten Reimer. Er erkannte indessen bald, daß dergleichen Erinnerungen und Bilder am vortheilhaftesten in leichter, einfacher, freimüthiger Prosa sich würden darstellen lassen, wonach er Romane über denselben Gegenstand verfaßte, die seine Berühmtheit begründeten. Dieser Mann war Walter Scott.

Der größte Einfluß dem seine Einbildungskraft je unterzogen gewesen, ist der des Alterthums-Studiums, das grade in seiner Jugend sehr beliebt war. Burn's Genie hatte Schottland und seinen ländlichen Sitten des englischen Publikums Aufmerksamkeit zugewendet. Crabbe und Cowper hatten den Leser an volks-

thümliche Bilder, an einfache Personen, den untersten Ständen angehörig, gewöhnt.

Alle diese verschiedenen Karakter: Alterthum, Volksthümlichkeit, schottische Nationalität findet man wieder bei Walter Scott. Was jedoch ihm allein angehört, ist seine Beobachtungsgabe, seine Philantropie, seine genaue Kenntniß der geheimen Sprungfedern, die Menschen in Bewegung zu setzen, endlich auch sein beschreibendes Talent. Auf der von ihm durchschrittenen langen Laufbahn findet man alle diese Eigenschaften in bewunderungswürdiger Mischung: natürliche Schilderungen, alte Sitten, sprechende Landschaften, Karakterbilder von Soldaten und Bauern, die eben so richtig gezeichnet, eben so wahr schattirt sind, als Rembrandts Köpfe.

Des 18. Jahrhunderts Philosophie hatte nur einen untergeordneten Einfluß auf W. Scott's Talent ausgeübt. Ihr Skeptizismus hatte ihm nicht Haß, sondern Untheilnahme eingeflößt, Gefühl, das auch noch eines der Ergebnisse des Skeptizismus ist. Wenig kümmerte er sich um die politischen Bewegungen, um die Krisis der Staaten. Jakobit ohne Enthusiasmus, durch Gewohnheit Aristokrat, durch die Gewohnheiten seiner Jugend, wie durch persönliche Neigung am meisten den untern Ständen und der Natur zugeneigt, liebte er, mit Ausnahme der Wälder und Berge seines Geburtslandes, durchaus nichts mit Leidenschaft.

J. J. Rousseaus Ueberspannung, Fielding's Satire, Richardsons ermahnende Moralität wurden bei ihm durch kältere, ruhigere Beobachtung ersetzt, durch getreue, lebendige Schilderung der Oertlichkei-

ten, Verwendung von Volkssagen, alten Trachten, Gebrauch sinnreicher Legenden und geschichtlicher Begebenheiten. Das wurden für ihn die Quellen, denen er neues Interesse entnahm.

Shakspear's Bildsäule, die bereits Samuel Johnson wieder aufgerichtet, wurde immer strahlender. Auch Walter Scott hatte den großen Dichter studiert. Er verdankte ihm jene wirklich karakteristische Geschicklichkeit, in der wir zugleich sein Talent und seine Fruchtbarkeit bewundern. Vor allen andern zeitgenössischen Schriftstellern besaß er in einem hohen Grade die Kunst, einen Karakter mit allen seinen Halbschattirungen, seinen Eigenthümlichkeiten, in seiner ganzen Stärke und seiner ganzen Schwäche darzustellen.

W. Scott ist nicht blos ein geschickter Alterthumsforscher, er ist auch der Shakspear des Roman's. Gil Blas schildert die gesellschaftlichen Laster. Richardson zeichnet etwa ein Dutzend in einem Familienkreise gruppirte Personen. Cervantes hat ungefähr eine gleiche Zahl Schauspieler, die er in seinem philosophischen und komischen Drama auftreten läßt. Bei W. Scott kann man mehr als tausend verschiedenartige wohl durchdachte Karakter zählen. Mehrere Kritiker haben die Unvollkommenheit der Entwürfe dieses letzten Schriftstellers herausgehoben. Die Shakspears waren nicht besser ersonnen. Die ganze große Kunst des einen wie des andern lag in Karakterschilderung allein.

Ohne alle die verschiedenen Wechsel des literarischen Lebens eines Mannes erwägen zu wollen, der so viele Bände geschrieben, als Voltaire, wenden wir

unsern Blick nur auf seine geistige Sphäre. Was wurde aus der Dichtkunst? Auf welche Weise hatte die französische Staats-Umwälzung der französischen Muse Genie gemildert? Welchen Eindruck machte auf dies Genie jene Verzweiflungs-Begeisterung, deren Organ Godwin gewesen?

Throne stürzen zusammen. Ein Eroberer verheert Europa. Die Freiheit hat sich nur gezeigt, um als ein blutiger Schatten zu verschwinden. Die Glaubensmeinungen sind erstorben. Erhalten Englands Aristokratie und Handel noch das alte Gebäude der britischen Konstitution, scheint es doch Jedermann gewiß, daß es auch bald in Trümmer fallen müsse. Der Kampf selbst, den Großbritannien gegen Bonaparte streitet hat etwas Erzwungenes, etwas Uebertriebenes, das nicht von langer Dauer sein kann. Die Völker sind zermalmt, verstümmelt, zertheilt; bald von dem mächtigen Krieger, der Menschenleben als ein Spiel betrachtet, bald von den Fürsten, die sie als Austauschmittel betrachten, worüber sie willkürlich verfügen können.

Und dennoch gebricht es der Gesellschaft an Luxus und Vergnügungen jeder Art nicht. Sie ist gelehrt, stolz, philosophisch. Der Wollust Kultus hat nichts verloren von seinem Einfluß. Es ist ein prächtiger, mit Gold bedeckter Leichnam, dem es jedoch an der Seele einer sittlichen Religion, einer wirklichen Tugend gebricht. Darum auch stoßen wir auf einen eitlen, reizbaren Mann, der alle Verstöße des Adels theilt, weil er selbst ein Adelicher war, der ihn aber dennoch haßt, weil er seinen Hochmuth verletzt, und

in dessen Seele alle leichtsinnigen, menschenfeindlichen, verzweifelten, wilden und wollüstigen Gedanken Anklang finden: Lord Byron.

Er schien gewissermaßen zu dem was er geleistet, vorausbestimmt. Sein alter Name war mit Schmach bedeckt, seine Mutter wahnsinnig, sein Großvater ein Mörder, sein Vater ein liederlicher Mensch, der sein ganzes Vermögen verschleudert. Er hatte in Schottlands und Englands Wäldern eine ungestüme Jugend verlebt, nach einer ungezügelten Kindheit, die ihn an Uebertreibung jeder Art gewöhnt. Arm, wurde er mit Nichtachtung von Seinesgleichen aufgenommen. Seine ersten Versuche wurden von mehr denn einem Kritiker verspottet und lächerlich gemacht. Wie viel Bitterkeit, wie viel Aufregung. Wie sehr er nach dem Verlangen lechzte, sich zu rächen.

Vor Allem bemühete er sich alle Diejenigen, von denen er verletzt worden, lächerlich zu machen. Sodann erklärte er der Aristokratie seines Landes und seiner Kaste einen Krieg auf Leben und Tod. Endlich mißbrauchte er sein Genie, um seines Gedankens Ueberspannung den Schönheiten der Natur, das Glück einer stolzen, unruhigen Unabhängigkeit der Etikette, dem stolzen Ernst, der Heuchelei, der Verläumdung der Säle, tausend von ihm beobachteten Nichtswürdigkeiten entgegenzustellen, die ihn in seinem Stolze, in seinem Ruhme, in seiner Sittlichkeit vielleicht verletzt. *)

*) Man vergleiche mit dem Aufsatz: „Ein ausserordentlicher Mann der neuesten Zeit in seinen eigenthümlich-moralischen Verhältnissen," im dritten und vierten Theile des laufenden Jahrgangs dieses Werkes.

Der durch seine Schriften ausgeübte Einfluß war sehr groß. Das Jahrhundert hatte in ihm eine Stimme gefunden. Zugleich suchten sich jedoch auch andere Eindrücke, andere Lehrsätze Bahn zu brechen. Byron verkündete der Gesellschaft Verzweiflung und Gefahr. Unter solchen Umständen zeigt sich gewöhnlich ein starker Hang zum Mystizismus. Man sucht seine Zuflucht in reinern Regionen, die erhaben über Stürme und Zufälligkeiten des alltäglichen Lebens, Ruhe und Heiterkeit zu gewähren vermögen. So zogen Coleridge, Wordsworth und Shelley an die Gestade der großen Seen Englands zurück, wo sie, poetischer Begeisterung gänzlich überlassen, in schwermüthigen Lauten, in Hymnen von idealer Reinheit, von in seiner Tiefe oft unerklärlichem Zauber, von halb platonischem Karakter, der sich eben so sehr von der rasenden Begeisterung Byrons, als von dem geschichtlichen und ritterlichen Genie Walter Scotts entfernt war.

Der ausgezeichnetste unter diesen Männern war Wordswoth. Für ihn war Dichtkunst Alles. Crabbes Einfluß, wie der von Cowper und Burns, machte sich bemerkbar in seinem Genie, doch auf eine verfeinerte, sehr gemilderte Weise. Cow'per's Religion war Schwärmerei geworden. Burns Empfindsamkeit hatte einen deutschen Anstrich gewonnen. Wordsworth beschäftigte sich nicht mehr allein mit dem Tausendschönchen des Gebirgs, mit der Lerche oder dem Reh im Walde: er wehklagte auch über den armen Esel, den der Bauer vor sich herstößt mit Knittel- und Peitschenhieben. Er hatte Thränen für eine Blödsinnige, und philosophische Gedanken beim Anblick eines durch-

löcherten Rockes. Es ist darin etwas, das an Crabbe erinnert, der sich begnügte, die Lumpen des Armen zu beschreiben. Wordsworth ergießt sich in leidenschaftliche, empfindelnde Philosophie über solche Lumpen. In einem Stücke von Shakspeare ist eine Person, die nichts thut, als träumen und weinen. Das sind alle Lebensverrichtungen des armen Jakob, und in ihm findet man auch das eigentliche Muster von Wordsworths Poesie. Nicht ganz ohne Unrecht hat man ihm den Vorwurf der Kleinlichkeit gemacht. Denn es heißt die Dichtkunst herabwürdigen, wenn man sie ausschließlich und vorzugsweise zu den Gemeinplätzen verwendet, worin Wordsworth am meisten bewandert ist. Erzwungene Natürlichkeit ist unvermeidlich von einem solchen System.

Coleridge ist fantastischer, weniger Philosoph, weniger vollkommen. Er weiß nicht genau, welchem Ziele er zustrebt, welchem System er sich gewidmet hat. In fast allen seinen Werken findet man glänzende, zersplitterte Bruchstücke, denen es an Mittelpunkts-Einheit gebricht. Sein christlicher Patriotismus ist untermischt mit dem Mittelalter entnommenem Aberglauben. Er ist schwankend, und sein pathetischer Schwung, sein malerisches Kolorit, seine Karakterskizzen verlieren sich und erlöschen in einer zu duftigen Atmosphäre, worin man sich nicht genau zu orientiren vermag.

Shelley, Träumer mit sinnbildlichen Inspirationen, Dichter und Philosoph von eigenthümlichem Gehalte, reisete mit Byron im Archipel und auf dem mittelländischen Meere. Ist es nicht auffallend, in einem und demselben Schiffe diese beiden Männer zu

sehen? Der eine dem wüthendsten Skeptizismus überlassen, der andere den Christengott verläugnend, die ganze Natur als seinen Gott umfassend, ihr eine Art Götzendienst weihend, die Gottheit erkennend in Bäumen und Meereswellen, in der emporschiessenden Blume, wie in dem mit den Flügeln schlagenden Vogel. Shelley nannte sich einen Atheisten. Es war eine poetisch-kühne Idee, aber würdig des größten Genies, den Spinosismus als belebende Seele der Dichtkunst zu wählen. Die indischen Dichter hatten es bereits gethan, und Shelley, der sie nie gelesen, näherte sich ihnen durch die zwischen seiner Begeisterung und der ihrigen obwaltenden Aehnlichkeit.

Wie Byron, aus seinem Geburtslande verbannt, verwünschte er unaufhörlich die Priester, wie Byron den Adel und die Könige verwünschte. Er kam endlich um bei einem Schiffbruche im adriatischen Meere, und mit der untergehenden Sonne steckte Byron den aus wohlriechendem Holze erbauten Scheiterhaufen in Brand, der den Leichnam seines ihm an Genie und Unglück verwandten Freundes verzehren sollte. Befremdendes Sinnbild und befremdendes Schauspiel. Sollte man nicht sagen, daß die skeptischen Lehrsätze sich gegenseitig verschlingen, bis sie endlich in einer Wüste ersterben.

Angriff gegen die Gesellschaft durch Lord Byron, Godwin's unmittelbaren Nachfolger. Ideale Wiedererhebung der Gesellschaft durch Coleridge und Wordsworth. Angriff nicht bloß gegen die christliche Religion, sondern auch gegen den Theismus, sondern auch gegen alle Religionen, gegen die Idee selbst eines alleinigen Gottes, Schöpfers alles dessen was da ist,

durch Shelley: solches sind die „Begeisterungsquellen," die man bei den vorgenannten britischen Dichtern des 19. Jahrhunderts vorzugsweise bemerkt. Pope's Schule war aus allen ihren Stellungen verdrängt, und Cowper's Verse selbst schienen furchtsam und kalt.

Um die neue Schule gruppirten sich untergeordnete Talente, denen es jedoch weder an Thatkraft, noch an Schwung und tiefem Gefühl gebrach. Leigh Hunt, verworren, feurig, nicht ohne Einbildungskraft; Savage Landor, seltsamer Dichter, guter Prosaiker, der den Zeitungsschreibern den Krieg erklärt, und an den diese sich gerächt, indem sie ihn ganz unbeachtet gelassen; Bowles, dessen Sonneten es nicht an Grazie, wohl aber an Neuheit gebricht; Thomas Moore, seines bewundernswürdigen Styltalentes wegen vielleicht zu hoch gehalten; einige andere endlich, deren Namen zu wenig bekannt geworden, als daß wir sie hier anführen sollten.

Wir haben die Bewegung der französischen Revolution, die eben so feindselig war gegen die Religion, als gegen den gesellschaftlichen Zustand in verschiedenen Richtungen sich entfalten sehen. Ihr Einfluß machte sich am meisten bemerklich bei einem Manne, der, mit einem feurigen, eindrucksvollen Genie begabt, einen eben so großen Abscheu gegen alles Schlechte, als eine brennende Vorliebe für alles Gute hatte. Dieser Mann war Southey.

Niemand überließ sich mit freudigerem Gemüthe den schönen Hoffnungen, welche die Morgenröthe der großen französischen Staatsumwälzung Europa zu geben schien, als Southey. Er war sogar noch Jakobiner von ganzer Seele, und schwor zur Fahne God-

win's, Mackintosh's und Priestley's. Seine ersten Erzeugnisse waren Lobgesänge der Freiheit und Gleichheit. Aber als er die Entsetzen, die Kannibalen-Szenen gewahrte, welche die Revolution in ihrem Gefolge hatte; als er die Greuel der Pöbelregierung gewahrte, die nicht allein dem ganzen Europa Hohn zu bieten sich erfrechte, die auch in ihrer innern Verwaltung einen vollkommenen Blödsinn beurkundete, und dem Lande, dessen Bestes sie befördern sollte, absichtlich und aus allen Kräften schadete: da wendete er sich empört und schaudernd ab, da verwarf er sein erstes Götzenbild, die Philosophie des 18. Jahrhunderts, weil es mit Koth und Blut überdeckt war, und flüchtete sich, wie in einen Tempel, unter den Schutz religiöser Lehrsätze, monarchischer Prinzipien und absoluter Theorien.

Sein Dasein scheidet sich demnach in zwei ganz von einander verschiedene Theile. Der eine ist ein Begeisterungslied gegen die monarchische Ordnung, der andere ist eine beredte Vertheidigung alles Bestehenden. Southey der Apostat (wie Byron ihn nannte) ist ein rechtschaffener, in seiner ersten Liebe getäuschter Mann, der nach Erkennung des Betrugs, dessen Opfer er gewesen, mit Verachtung den früher vergötterten Gegenstand schlägt.

Indessen bedurfte seine glühende Einbildungskraft immerfort eines hinreichenden Nahrungsstoffes. Auf leichten, bunten Schwingen erhob sie sich in den ungemessenen Raum, versenkte sich in die noch unbekannten Regionen der indischen und arabischen Dichtkunst, und entnahm denselben eben so schöne, als starke und originelle Bruchstücke, wie „Madok, Tha-

laba und die Verwünschung Kehama's." Sodann, nachdem dies Fieber des jungen Dichters sich in sich selbst erschöpft, wendete seine Verstandeskraft positiven Umständen sich zu, schilderte sie wirklich stattgefundene Begebenheiten mit einer Lauterkeit und einer Kraft, die man nicht genug bewundern kann. Solche Erzeugnisse sind die Geschichte Brasiliens, die der Kirchel, die Nelsons, und mehrere im edelsten, belebtesten Styl geschriebene Biographien.

Die Rückwirkung gegen die revolutionären Grundsätze hat sich bei Southey zu rasch und durchgreifend beurkundet, als daß seit Jahrhundert gegen ihn nicht einen entschiedenen Unwillen hätte äussern sollen. Um ihm zu entgehen, zog er sich aufs Land, in eine angenehme Einsamkeit zurück, wo er die Menschen vergaß, ohne von ihnen vergessen zu werden.

Burke, der mit der französischen Revolution Faust gegen Faust rang, und gegen das politische Entsetzen donnerte, bildete demungeachtet seine Beredsamkeit in dem Herd revolutionärer Gedanken aus. Seine ganze „Abhandlung des Erhabenen" beruhet auf einer einzigen Basis, dem Entsetzen. Einige Schriftsteller nahmen ihn beim Worte. Das blutige Drama, welches Frankreich vor Europa darstellte, war überdem eine wirklich schaudererregende Lehre, die man heut zu Tage wieder vergessen zu haben scheint.

Mistreß Radcliffe begründete ihren Roman auf materielles Entsetzen, auf Gespenster, nächtliche Erscheinungen, der Wälder und Abgründe Dunkelheit. Lewis, Verfasser des „Mönchs," gesellte der Fantasmagorie seiner Vorgängerin noch wollüstige und teuflische Szenen bei. Indessen war die Herr-

schaft dieser beiden Romanschreiber bald vorübergehend. Sie wirkten auf die Seele, wie der Galvanismus auf die Nerven. Sie reizten, verletzten, quälten sie, ohne dem Verstandesvermögen einen andern Genuß, als den der Neugier, darzubieten.

Einige Jahre nach der Zeit ihres größten Glanzes raffte ein Irländer ihre Krone auf, und schmückte sich damit. Der bekannte Mathurin übertraf beide in fantastischer Abgeschmacktheit und wüthender Vehemenz. Die Gebeine, die Leichname und Gerippe, wovon es in seinen Erzeugnissen wimmelt, ermüdeten den Leser bald, und die Schauderromane vererbten sich auf Deutschland und Frankreich, wo sie bis zum Ueberdruß sich vervielfältigten.

So viele Schöpfungen und Kämpfe des Gedankens konnten nicht stattfinden, ohne das Erstehen eines strengen Mittelgerichts zu veranlassen, dessen Urtheilssprüche über alle Arbeiten, alles Streben der geistigen Thatkraft sich erstreckte. Schon zu Anfang unsers Jahrhunderts bewaffnete sich die periodische Presse in England mit dieser Macht, und die „Edinburger Revüe“ wurde gegründet. Als Organ der Whigs griff sie die Tories mit zu großer Heftigkeit an, als das diese letzten nicht Altar gegen Altar, Gericht gegen Gericht hätten erheben sollen. So entstand die „Vierteljährliche Revüe (Quarterly Review).“

Auf diese beiden Mittelpunkte, welche die entgegengesetzten Kräfte der Gesellschaft, der Schwung gegen die Zukunft, und das Festhalten an der Vergangenheit vertreten, bezogen sich nach und nach alle untergeordneten Bekanntmachungen, die zeitweis erscheinen, und wovon einige schon wieder verschwun-

den sind. Seit 33 Jahren bemerkt man besonders auf Seiten der Whigs das „Neue Monats-Magazin (New Monthly Magazine),“ und auf Seiten der Tories das „Blackwood's Magazine.“ Wollte man diese zeitweisen Erscheinungen, die in der neuern englischen Literatur einen so großen Raum einnehmen, nicht mit in Rechnung stellen, würde man einen großen Irthum begehen. Man braucht nur zu beachten, welches die britischen Journalschreiber gewesen, und man wird in ihnen die ausgezeichnetsten Männer erkennen: einen W. Scott, Byron, Coleridge, überhaupt alle vorgenannten, und noch andere, deren Namen wir nicht mit Stillschweigen übergehen können: Jeffrey, Gifford, Hazlitt, Croker, Campbell, Th. Moore, Brougham, die einen Parlamentsglieder, die andern Dichter oder ausgezeichnete Gelehrten.

Die umfassendste aller dieser Verstandeskräfte ist die Lord Brougham's, des Mannes der Fortschritte und der Aufklärung, der Advokat gewesen, ohne die kleinlichen Gewohnheiten seines Standes sich anzueignen, und der als Mitglied des Parlaments nie aufgehört, ein wirklicher Gelehrter zu sein, der in seinem Gedanken Raum findet für Alles, für den die Lösung selbst der schwierigsten Probleme ein Spiel, eine angenehme Beschäftigung ist. Sein Styl ist kräftig und bilderreich, lebendig, plastisch, voll gedrängter Vernunft und unnachahmlicher Logik.

Broughams Streben hatte einen politischen Zweck. Byron, Wordsworth und andere folgten einer metaphysischen und poetischen Richtung. Es war darin Rückkehr zum alten Drama, zu shakspearischem Styl, Umwandlung in der lyrischen und elegischen Poesie.

Kampfrichter traten auf, unter denen man besonders Gifford und Jeffrey unterscheiden muß, der eine genau bekannt mit Englands alter Sprache und seiner Literatur im 16. Jahrhundert, der andere satirischer Geist, guter Schriftsteller; aber unerbittlich gegen alle Lächerlichkeiten. Diese beiden Männer, welche sich an der Spitze literarischer Parteien befanden, waren lange das Entsetzen aller übrigen Literatoren. Oft waren sie ungerecht; doch wurden viele gesunde Ideen von ihnen verbreitet. Der von ihnen allen verkehrten Maßregeln, allen Irthümern erklärte Krieg diente den Verstandeskräften großer Dichter zum Sporn, und nöthigte sie, in Zukunft bessere Früchte zu erzeugen.

Byron und Walter Scott wurden unaufhörlich von ihnen angegriffen. Dagegen verdankten auch nicht allein diese beiden Meistersänger, sondern auch Campbell und Wordsworth dem Stachel dieser immerwährenden, furchtbaren Polemik einen Theil der fruchtbaren Thätigkeit, wodurch sie sich auszeichneten.

Ausser ihrem Kreise waren noch andere Rezensenten, die so zu sagen nur scharmützelten, und die Feuer auf Gerathewohl gaben, jenachdem Laune oder Neigung dazu sie vermochten. Wilson, Direktor des Blackwood Magazine, befand sich in erster Linie unter den Guerilleros dieser Kritik. Hazlitt, weniger malerisch, mehr beissend und phantastisch, widmete sich demselben Berufe, derselben Verwünschung. Man erkennt in ihm einen Schriftsteller ohne Plan, ohne Zusammenhang, der, nur seinem Eigendünkel gehorchend, bald der Hanswurst-Pritsche, bald des Geometer-Zirkels sich bedient, der bei Ge-

legenheit einer Sammlung Liebeslieder moralisirt, und in Bezug auf ein Drama eine anatomische Vorlesung hält. Die von ihm auf gut Glück abgeschossenen Pfeile trafen fast immer, und Hazlitt, eben so berühmt als verabscheuet, starb arm, ohne irgend ein ausgezeichnetes, großes Werk hervorgebracht zu haben.

Vergleicht man den wirklichen und direkten Einfluß der von den größten Talenten herausgegebenen Bücher mit dem der Revüen, so erkennt man, daß diese letzten die Gesellschaft mit sich fortgerissen, und ein Werk in Ausführung gebracht, worauf Genie selbst hätte Verzicht leisten müssen. Durch ihre zeitweise Erscheinung, durch ihre beständige Rückkehr zu denselben Ideen, mehr noch als durch das wirkliche Talent der Verfasser ihrer Aufsätze, werden nach und nach Doktrinen von ihnen begründet, oder Systeme ausgerottet.

Ihr Erfolg hängt vorzüglich ab von ihrer vollkommenen Uebereinstimmung mit den Zivilisations-Ideen ihrer Zeit, wie von ihrem Streben in Begünstigung gesellschaftlicher Fortschritte. Sie haben nur Leser unter der unumgänglichen Bedingung, zu wissen, was diesen gefällt, was sie am liebsten lesen mögen; ihrer Neugier immer neuen Nahrungsstoff darzubieten, und mit kluger Beharrlichkeit den Weg ihrer Gleichstimmung zu verfolgen. Haben sie erst einmal ihr bestimmtes Publikum, so reissen sie dasselbe mit sich fort, vorausgesetzt wenn sie immer wahr und gemäßigt bleiben.

Nichts ist im Grunde merkwürdiger als der veränderliche Lauf der von verschiedenen Zeitschriften

seit Anfang unsers Jahrhunderts ausgedrückten Meinungen. Haß gegen Frankreich und gegen die neuere Philosophie, wie entschiedene Anhänglichkeit für die vertretende Regierung, solches war der Edinburger Revüe Hauptkarakter bei ihrer Gründung. Allmählig milderte sie sich mit der öffentlichen Meinung. Sie entledigte sich ihrer antifranzösichen Vorurtheile, vergaß ihre Abneigung gegen das poetische System einiger neuern Schriftsteller, milderte ihren Zorn gegen republikanische Lehrsätze, und wurde die heutige Edinburger Revüe, die in Uebereinstimmung ist mit der Meinung der gemäßigten konstitutionellen Whigs, die zugleich den Thron und die Freiheit bewahren möchten.

Gleichermaßen hat sich die Vierteljahrs-Revüe (Quarterly Review), die früher so haberecht, so beissend, so festgeschmiedet an die überspanntesten Meinungen in Betreff des Privilegiums und der königlichen Macht war, sich zu den vernunftgemäßeren Meinungen bequemt, welche sie gegenwärtig verkündet.

Man hat in England auch Zeitschriften entstehen sehen, die ganz eigenthümliche und neue Meinungen vertraten. Bentham zeigte sich als Schöpfer einer neuen Philosophie, dessen Echo die Westminster Revüe wurde. Die Wissenschaft der Alterthumsforscher schuf die Retrospectiv-Revüe. Der Whiggismus stiftete zur Bekriegung der Weltmenschen das Neue Monats-Magazin.

Alle diese Bewegungen des Gedankens und der Presse vollbrachten sich so zu sagen von selbst, und ohne daß man darauf besonders Acht gab. Die Organe der verschiedenen Meinungen milderten oder ver-

stärkten ihre Stimmen, je nachdem die Umstände es erheischten. Man hat sich mit Heftigkeit empört gegen die strenge Prüfung, der solche, von allen Seiten ausgehende Kritiken, Literatur und öffentliches Verfahren unterzogen. Man scheint nicht bemerkt zu haben, daß in dieser Werkstatt alle Talente der neuesten Zeit sich gebildet haben, und daß, nach dem sinnreichen Ausdruck der Lady Montaigu, „wenn die Kritik ein Dünger ist, er dazu dient, das Land fruchtbar zu machen.“ Das Repertorium aller neuen Ideen, die seit 40 Jahren sich geltend gemacht, ist in der Bibliothek der seit dieser Zeit erschienenen Revüen und Zeitschriften. Die ausgezeichnetsten Parlamentsredner, die bemerkenswerthesten Staatsmänner haben an ihrer Bereicherung Antheil genommen.

Wir haben gesehen, wie die Schule Byron's einen Shelley erzeugt, der vielen andern untergeordneten Dichtern die Bahn brach. Einer derselben, Johann Keats, verdient jedoch einzeln genannt zu werden: feuriger, leidenschaftlicher Geist, der sich einen Zeitungsartikel zu Herzen nahm, und sich tödtete, weil man an seinen Versen Manches gerügt. Der von W. Scott gegebene Schwung war noch fruchtbarer. Er beherrschte den ganzen neuern Roman, und selbst bei den Schriftstellern, die von ihm abweichen durch ihres Talentes Eigenthümlichkeit, findet man die Spur jenes genauen Studiums der Sitten und der Völker wieder, die W. Scotts Darstellungen so anziehend machen. So bemühet sich der Irländer Banim, dessen literarische Neigungen denen W. Scotts gradezu entgegengesetzt sind, seiner Uebertreibung, seiner düstern leidenschaftlichen Darstellung ungeachtet, Sitten und

Gewohnheiten der irländischen Bauern auszumalen, und mit ihren alten Volkstrachten sie zu bekleiden. In allen Richtungen gewahrt man dasselbe Phänomen. Der Verfasser des Anastasius, Thomas Hope und Morier versuchen eine freie und anziehende, eine wo möglich getreue und bunte Schilderung fremder Gebräuche. Anastasius ist ein schönes Gemälde des neuen Morgenlandes, mit seinen Leidenschaften, seinen Karaktern und seinen Helden. Haggi Baba und Zohrab haben nicht weniger innern Werth, obgleich ihr Styl weniger glänzend, ihr Sinn weniger erhaben ist. Als Zeitgenossin W. Scotts hatte Miß Edgeworth mit ihm fast zu gleicher Zeit die Volksthümlichkeit einer wilden Gegend skizzirt. Vor Allem aber hatte sie einen moralischen Zweck. Sie wollte Sitten und Ideen reformiren, und diese zu augenscheinliche Neigung, welche sie Richardson entlehnt, verbreitet vielleicht ein wenig Kälte über ihre sonst so bewunderungswürdigen Romane.

Wir mögen nicht die zahlreichen Romanschreiberinnen anführen, denen Zeitungen und Zeitschriften ihrer Zeit der Reihe nach kleine Tempel erbauet, welche fast alle schon wieder eingestürzt sind. Nachahmerinnen des großen Malers kleiner Umständlichkeiten, des Vaters der Klarissa Harlowe, haben sie die Kunst einem Theetische, mit 6 Tassen besetzt, ein gewisses romantisches Interesse zu verleihen, noch weiter getrieben als er. Die Vervollkommnung in dieser Art gedieh bald so weit, daß sie ermüdend und langweilig wurde. W. Scotts natürliche Söhne, Grattan, James und Hamilton haben sich manchmal bis zu nicht gemeinem Interesse erhoben,

und Gemälde dargestellt, deren Farben glühend genug waren, um sie hier andeuten zu dürfen.

Sollte man, beim Anblick dieser ganzen üppigen Vegetation, dieses mächtigen Emporblühens mannigfacher Talente, die auf allen Seiten sich erheben, nicht sagen, daß man der Entwickelung des Erdsaftes beiwohnt, der unter gewissen Himmelsstrichen aus dem Boden emporsprudelt, wenn ein starker Thau ihn durchdrungen und übersättigt hat?...

Parlamentarische Beredsamkeit konnte dieser großen Bewegung nicht fremd bleiben: darum auch sieht man Canning, Wilberforce, Burdett, Mackintosh und Peel ruhmvoll auf Fox und Burke folgen. Canning und Brougham zeichneten sich aus an der Spitze dieses mächtigen Heeres. Mehr geschmeidig und bunt, wie mit größerer Talent-Verschiedenheit ausgestattet, war Cannings Beredsamkeit betäubender, hinreissender, als die seines Nebenbuhlers. Brougham dagegen hat eine mehr gedrängte Beweisführung, eine nervigtere und durchdringendere Dialektik als Canning. Er ist mehr eigentlicher Redner und weniger Poet, mehr Philosoph und weniger Schöngeist.

Während diesen Triumphen des Redestuhls, blieb ein einziges Bereich der Verstandeskraft in auffallende Mittelmäßigkeit versenkt, nämlich das Drama, das immer mehr dahinzusterben schien. Sheridan Knowles gab ihm poetische Schilderungen und häusliche Szenen, denen es nicht an Interesse gebrach. Milman bereicherte es mit dem alten Theater nachgebildeten Reden, die auch ihr Verdienst hatten. Die kleinen französischen Stücke, welche man auf der

englischen Bühne mit größerem oder geringerem Glücke nachahmte, vergnügten die unteren Stände. Miß Mitford dramatisirte Rienzi ziemlich gut. Aber ein großer komischer oder tragischer Dichter zeigte sich nirgends. Theilweise Siege beförderten nicht die große Eroberung, und das Theater stand verlassen von der wichtigsten Masse des Publikums, derjenigen die urtheilt, und die ihre Urtheile geltend zu machen weiß.

Ir Ten gedieh Englands Geschick immer mehr zu seiner Reife. Zeitgenossin des gewaltigen Kampfes Europas mit Frankreich, war die Entwickelung aller Orginalitäten, alles Ruhmes, aller thätigen Kräfte des Gedankens und der Vollstreckung, die wir oben angedeutet, zu glänzend, um von langer Dauer sein zu können. Als endlich das siegreiche England ausruhete, als seines furchtbaren Feindes ledig, es mit sich selbst sich beschäftigen konnte, sah es von noch größerem Unglück sich bedrohet.

Durch Bonapartes Angriffe hatten Großbritanniens Staatseinrichtungen sich befestigt. Wie mächtig das revolutionirende und demokratische Genie Europa auch aufregen mochte, hatte es Englands alte Aristokratie dennoch nicht erschüttern können. Es erblickte darin nur seinen Feind, so lange es als Sinnbild Frankreich und als Vertreter Napoleon gehabt, der als Großbritanniens geschworner Feind betrachtet werden konnte.

Nach des Riesen Sturz gewann Alles eine andere Gestalt. Des demokratischen Geistes auflösende Wirkung drang nun bis in die Grundfesten dieser alten, seit Langem erschütterten Gesellschaft. Seit der Zeit,

wo die reformirenden Ideen sich geltend gemacht, hat ein sehr bemerklicher Verfall in der geistigen Bewegung sich beurkundet. Ein französisches Blatt (das Journal des Débats) hat sehr treffend gesagt, „daß die gegenwärtige Aerndte der britischen Schriftsteller nichts sei, als die Nachlese einer früheren Aerndte.“

Wahr ist es, daß in Dichtkunst und Beredsamkeit, überhaupt in schöner Literatur, die jetzt lebenden Schriftsteller, wie geistreich und angenehm sie auch sein mögen, dennoch nicht in Parallele gestellt werden können mit ihren unmittelbaren Vorgängern. Galt hat Ironie und Geist; Allan Cuningham erfreuet sich einer sinnigen Leichtigkeit; Theodor Hook gibt mit Feinheit Saal- und Vorzimmer-Umstände wieder; Morier zeichnet die morgenländischen Sitten recht artig. Aber in Mitte aller dieser Halbberühmtheiten, deren eigenthümliches Verdienst wir nicht abstreiten wollen, wo ist das Genie, das sich wie ein hoher Berg erhebt, und das allen übrigen Gesetze vorschreibt? —

Der gegenwärtigen Literatur in England Haupt, Bulwer, hat mehr als alle seine Nebenbuhler jene sinnreiche, hinreissende Gelenkigkeit, die ein Werk angenehm zu lesen macht, selbst wenn man des Verfassers Meinung nicht theilt. Israeli der Jüngere hat Gedankenfülle, einen originellen Styl, eine manchmal mächtige Feder. Der Schäfer von Ettrick, zu hoch gepriesen von seinen Zeitgenossen, die vorauszusetzen scheinen, daß ein Schäfer weder lesen noch schreiben dürfe, ist ein gewandter, angenehmer, manchmal pathetischer Dichter. Vergessen darf man auch nicht Mistriß Hemans, Miß Mitford und

Miß Landon, denen es weder an Zierlichkeit noch Tackt gebricht, und deren Muse manchmal bis zur Begeisterung steigt.

Die geschichtlichen Arbeiten in England scheinen auf gleiche Weise an Interesse und an Talent verloren zu haben. Während der Periode W. Scotts und Byrons hatte Großbritannien seine Chalmers, Sharon Turner, Mitford und Southey. Als Alterthumsforscher und Gelehrte haben Turner und der Schottländer Chalmers wenig Nebenbuhler. Der eine, Verfasser der vortrefflichen Geschichte der Angel-Sachsen, verbindet mit den Hilfsquellen einer ausserordentlichen Gelehrsamkeit, den Vorzug eines vortrefflichen Styls. Chalmers ist verworren, seltsam. Aber sein Buch, betitelt „Caledonia" ist ein Born der Gelehrsamkeit. Mitford ist ein Vertreter der englischen Aristokratie und der neuen Ideen. Mit großer Heftigkeit werden von ihm die allgemein angenommenen Meinungen in Betreff der idealen Schönheit der griechischen Republiken Sparta und Athen angegriffen. Seit ihm sind nur Denkwürdigkeitenschreiber oder untergeordnete Schriftsteller aufgetreten. Jetzt ist nicht mehr Literatur sondern Politik vorherrschend in England. Alles ist dieser großen, gewaltigen Bewegung der Parteien, der volksthümlichen Leidenschaften und der philosophischen Ideen, im beständigen Kampfe mit den Anstalten und Gewohnheiten untergeordnet.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Ein mit den entsetzlichsten Umständen verübter Mord, als dessen Urheber ein gewisser Lienard, der große gute Gott (le grand bon Dieu) genannt, angeklagt war, hatte in einem hohen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit der Bewohner von Douai (im Nord-Departement), erregt.

Der Beschuldigte ist von hoher Gestalt. Er trägt der Kopf in der Höhe geworfen, und blickt mit Ruhe und Zuversicht um sich. Man bemerkt nicht die mindeste Bangigkeit in seinem Benehmen, und Jedermann sagt sich, daß er entweder unbeschreiblich abgehärtet im Laster, oder an der ihm zugeschriebenen That unschuldig sein müsse. Die mit Blut bedeckten Kleider des Ermordeten ligen vor ihm, und er betrachtet sie, wie einen Gegenstand, der seine Neugier reizt, ohne einen ergreifenden Eindruck auf ihn zu machen.

Die ihm vorgelegten Fragen beantwortet er nicht blos mit Fassung, sondern selbst mit unverkennbarem Hohn. Es scheint, als habe er es absichtlich darauf angelegt, der Gerechtigkeit seine Verachtung zu bezeugen, oder ihr Trotz zu bieten. Schuldig oder unschuldig, konnte dies Benehmen von des Angeklagten Karakter keinen andern als einen sehr traurigen Begriff geben.

In der Nacht vom 18. zum 19. Juni war in der Gemeinde Fontaine-au-Bois ein 75jähriger Greis, Namens Millet, den man in der Gegend für reich hielt, und von dem man behauptete, daß er immer viel baares Geld bei sich habe, ermordet worden. Es scheint, daß die Uebelthäter während seiner Abwesen-

heit in sein Haus gedrungen, und daß er, bei seiner Zurückkunft gegen 10 Uhr Abends, darin sie überraschte. Die Anwesenheit mehrerer Personen in des Unglücklichen Wohnung, wurde auf unzubezweifelnde Weise beurkundet, sowohl durch die Spuren mehrerer Fußstapfen, als durch die allgemeine Plünderung des Hausgeräthes, der Wäsche, der Kleider ꝛc.

Kaum, scheint es, hatte Millet sein Zimmer betreten, als er von den darin Anwesenden überfallen, zu Boden geworfen, mißhandelt und gezwungen wurde anzudeuten, wo er seine Baarschaft verborgen. Er erhielt mehrere Messerstiche, und wurde endlich mit seinem eigenen Schnupftuche erwürgt. Man schleifte ihn auf einen Weideplatz, und zerschlug ihm mit solcher Gewalt den Schädel, daß er ganz entstellt war, und seine nächsten Nachbarn ihn am andern Morgen, als man ihn fand, nur schwer zu erkennen vermochten.

Kaum war das Verbrechen ruchbar geworden, als Lienard einstimmig als desselben Thäter sich bezeichnet sah. Jeder zeigte mit Fingern auf ihn, und sagte: „Der und kein anderer ist Miller's Mörder.“ Lienard wurde verhaftet, und vor dem Leichnam verhört. Er blieb ganz ruhig, und sagte sogar zu dem Friedensrichter: „Herr, Sie sind Doktor; fühlen Sie, ob mein Puls schneller schlägt.“

Demungeachtet war der gegen ihn obwaltende Verdacht zu groß, als daß man ihn ohne fernerweitige Untersuchung, hätte frei lassen können. Sein früheres Betragen war nicht von der Art, um Bürge für ihn zu sein. Man schrieb ihm mehrere geringere oder

gröbere Vergehen zu, deretwegen er jedoch niemals vor Gerichts erschienen war.

Seit 32 Jahren stand er mit Millet in genauer Bekanntschaft. Er kannte des Unglücklichen Vermögensumstände und Gewohnheiten, und hatte sich mehrmals geäussert, daß er sich gar nicht wundern würde, wenn er eines Morgens hörte, daß sein Freund ermordet worden. Zudem hatte er mehrere ungeschickte Maßregeln in Anwendung gebracht, um zu beweisen, daß er während der Nacht, wo das Verbrechen verübt worden, gar nicht in Fontaine-au-Bois gewesen, weshalb er sogar einigen Personen Geld angeboten, während er andere aufgefordert, zu erklären, daß sie in dieser Nacht in seiner Wohnung gewesen, und ihn nicht einen Augenblick verlassen hätten.

Man fand auch in des Ermordeten Hause einen Knittel, den Lienard als ihm gehörig erkennen mußte, obschon er anfänglich dessen sich geweigert. Mehrere Zeugen versicherten ebenfalls, daß des Angeklagten Sohn ihnen vor einiger Zeit angedeutet, wie man Millet am Besten umbringen könne, und daß die vollbrachte That mit seinen Worte beinahe genau übereinstimmend sei.

Alle diese Umstände schienen anzudeuten, daß der Angeklagte und dessen Sohn (der sich entfernt hatte, und dessen Aufenthaltsort nicht ausfindig gemacht werden konnte) die Mörder des unglücklichen Millet seien. Der General-Advokat Hibon äusserte in seiner Beschuldigungsrede, daß er, für sich individuell genommen, darüber nicht den mindesten Zweifel habe. Da es jedoch an vollkommen überzeugenden Beweisen fehlte, wurde Lienard, nach halbstündiger Berathung,

von den Geschwornen als nicht schuldig erklärt, und demzufolge unmittelbar in Freiheit gestellt.

Noch eine Hexe im 19. Jahrhundert, und was mehr noch ist, ein Schwarm leichtgläubiger Menschen, die steif und fest von der Betrügerin Wunderkraft überzeugt sind, und dieselbe bei jeder Gelegenheit in Anspruch nehmen. Gestehen muß man auch, daß die Frau Tournois alles im Aeussern ihrer Person vereinigt, was zur Ausstattung einer Verlobten Belzebubs nothwendig scheint.

Ihre Züge sind grob und eckig, wie aus Holz gehauen. Sie ist lang und mager, alt und häslich. Ihr weit hervorstehendes, nach oben gekrümmtes Kinn, bildet mit ihrer langen herabhängenden Nase einen halben Bogen, der den Ausdruck des ganzen Gesichts äusserst karakteristisch macht. Ihr zahnloser Mund, der beinahe einem Rachen gleicht; ihre tief eingefallenen Wangen, und ihre hervorstehenden Backenknochen, zwischen denen zwei kleine rothumränderte Augen glühen, und unheilverkündende Blicke schleudern, gewähren ihr eine auffallende Aehnlichkeit mit den unglücklichen Individuen, die man im Mittelalter, und sogar noch im 17. und 18. Jahrhundert, als unheilbringende Wesen betrachtete, und als solche dem Scheiterhaufen überantwortete.

Uebrigens behauptet die Tournois selbst, daß sie im vertrauten Umgang mit höllischen Geistern stehe, und daß man bei ihr jeden Abend, in einer gewissen Stunde, Petignot (so nennt sie den Gott sei bei uns) sehen könne, wie er ihr den Hof mache, allen ihren Befehlen gehorche, und das in Ausführung

bringe, was man, durch seiner Dulzinäa Vermittelung, von ihm verlange.

Findet man sich am Abend in ihrer Wohnung ein, so sieht man in der That in einer Nebenkammer, deren Thür offen gehalten wird, einen mit langen Zotteln bedeckten Satyr, der zwei Bockshörner auf dem Kopfe und einen langen Bart hat, der allerlei seltsame Sprünge und Wendungen macht, der Hexe seine Zuneigung auf eine halb lächerliche halb unsittliche Weise zu erkennen gibt, und endlich, mit Ausstoßung eines wahrhaft höllischen Schreies in einer Mauer-Vertiefung, aus welcher er hervorgekommen, wieder verschwindet. Wer bis dahin noch irgend einen Zweifel gehabt, ist nach einer solchen Erscheinung überzeugt, und trägt nach Kräften dazu bei, den guten oder bösen Ruf der Tournois immer mehr zu verbreiten.

Die Ehegatten Lempereur hatten einen von Geburt lahmen Sohn, dessentwegen sie die übernatürliche Kraft der Hexe in Anspruch nahmen. Diese äusserte, daß nichts leichter sei, als ihm den vollkommen freien Gebrauch aller seiner Gliedmaßen zuzusichern, indem sein Gebrechen nur von einer Behexung herrühre, welche sie allein zu heben im Stande sei. Vor Allem, fügte sie hinzu, müßten die Ochsen und Pferde der Aeltern des Lahmen alle Feldarbeiten der Teufelsbraut verrichten. Sie müßten auch Petignot ein Geschenk machen, und nach diesen unumgänglichen Vorbereitungen Herz und Leber von einem frischgeschlachteten Kalbe kaufen, in das erste sieben große Nägel in Gestalt eines Kreuzers einschlagen, es sodann mit einem roth und blauen geweiheten Bande

an die Leber befestigen, beide miteinander in Wasser kochen lassen, allerlei Küchengewürze, vorzüglich feingehackten Knoblauch dazu thun, um Mitternacht Herz und Nägel in die Straße werfen, und am andern Morgen die Leber auf einem weißen, sehr reinen Teller der Hexe geben, damit sie dieselbe in Gesellschaft ihres Mannes verzehren könne.

Alles wurde, wie vorgeschrieben, mit der größten Genauigkeit in Ausführung gebracht. Demungeachtet verstrich ein ganzes Jahr, ohne daß der Lahme wiederhergestellt wurde. Man kann sich denken, daß seine Aeltern darüber bei der Tournois sich bitter beschwerten. Ohne die geringste Verlegenheit zu äussern, begnügte sie sich, ihnen die Frage vorzulegen: ob sie um Herz und Leber gehandelt hätten, oder nicht? Auf ihre Antwort, daß der Metzger 15 Sous (21 Kreuzer rh.) gefordert, aber mit 12 Sous (17 Kr.) sich begnügt habe; entgegnete sie, daß es jetzt nicht mehr erstaunlich sei, wenn das in Anwendung gebrachte Mittel nicht geholfen, weil man in einem solchen Falle nie markten dürfe, und jetzt das Experiment von vorn wieder angefangen werden müsse.

Der Schneider Larüdelle hatte schon seit Langem bemerkt, daß er in einem Dorfe, wo man für ein Paar Beinkleider nur 30 Sous (42 Kr.) Macherlohn zahlte, nicht leicht 12,000 Franken (5600 fl. rh.) jährliches Einkommen erschwingen könne. Um bequemer und schneller reich zu werden, beschloß er in die Loterie zu setzen. Bevor er jedoch diesen Schritt that, berieth er sich mit der Hexe über die Zahlen, welche er zu setzen habe.

„Nichts leichter als das,“ entgegnete sie auf seine

schüchterne Frage. „Schreibt nur einen Buchstaben aus dem ABC auf ein neues Blatt Briefpapier und legt sodann ein Stück Geld dazu. Um so bedeutender die Summe ist, die ihr hineinthut, um so leichter werdet Ihr Euern Zweck erreichen, und um so mehr werdet Ihr gewinnen. Gebt mir sodann das zusammengelegte Papier, nebst dem darin enthaltenen Gelde, und zwischen dem ersten und zweiten Anschlag des Angelus (des englischen Grußes) werft flugs ein durchaus eben so zusammengefaltetes Papier, worin ihr Salz thun müßt, ins Feuer. Träumet Ihr darauf von Milch, oder von einer Schlange, oder von einem Stück Rindvieh, so könnt Ihr gewiß sein, daß Ihr gewinnen werdet."

Larüdelle befolgte pünktlich die ihm gewordene Vorschrift. Er träumte in der That von einem Stück Rindvieh und von einer Gais, setzte die Nummern 7, 17, 41, 56 in die Loterie, und gewann richtig — nichts. Mit brennenden Kopfe eilte er zur Tournois, um ihr sein Leid zu klagen, und mit Vorwürfen sie zu bestürmen.

„Gemach, gemach," erwiederte sie. „Habt Ihr beim ersten Anschlag des Angelus ein Kreuz über Euer Papier gemacht, bevor Ihr es ins Feuer geworfen."

— Habt Ihr mir denn gesagt, es zu thun? Hol mich der Bock, ich habs vergessen.

„Da seht Ihr, daß es meine Schuld nicht ist, wenn Ihr das große Loos nicht gewonnen habt. Ein anderes Mal seid hübsch aufmerksam, und thut, was man Euch sagt. Ueberdem habt Ihr nur 10 Sous (14 Kr.) in das Papier gethan, was Ihr mir ge-

geben, und ich muß Euch sagen, daß sich Petignot für eine solche Kleinigkeit nicht wieder derangiren wird. Also thut, was Euch gut dünkt."

Hören wir die von der verehelichten Millot über die Tournois vorgebrachten Beschwerden. Wir wollen sie selbst sprechen lassen:

„Seit Langem leide ich an einer schmerzlichen Krankheit, wovon die Angeklagte mich zu befreien versprochen. Eines Tages kam sie zu mir, breitete ein ganzes Spiel Karten vor mir aus, und forderte mich auf, abzuheben. Ich hob eine Art Affe ab, der nach der Hexe Aussage derselbe Teufel sei, der es mir angethan habe. Ich befand mich bei diesen Worten sehr übel, und war genöthigt mich aufs Bett zu legen. Die Tournois rief die in unserm Hause wohnende Jungfer Calet, um mir beizuspringen, und mich zu beruhigen. Als ich wieder zu mir gekommen war, machte sie noch einmal ihr Spiel, lies mich abermals abheben, und ich traf wieder auf dieselbe Karte, die mich früher so erschreckt hatte.

„Es ist kein Zweifel mehr," rief sie nun, „daß Ihr den lebendigen Teufel im Leibe habt. Da sehet Ihr selbst, daß er Euch immer sein Bild zeigt. Wollt Ihr ihn jetzt ausgetrieben haben, oder wollt Ihr ihn behalten? Mir ist's eins; sagt, was Ihr wollt?"

„Auf meine Antwort, daß ich mich noch bedenken wolle, forderte sie mir für die Erscheinung und das Spiel 15 Sous ab. Sie fügte jedoch hinzu, es sei nicht für sie, sondern für ihren Teufel Petignot, der ein großer Geldliebhaber wäre. Beim Hinaus-

geben versprach sie mir, in acht Tagen wiederzukommen.

„Seitdem hat sie mich viertehalb Monate lang besucht. Sie kam jede Woche zwei- oder dreimal in Begleitung ihres Mannes, und manchmal auch mit noch andern Personen, die alle auf meine Kosten aßen und tranken, lustig und guter Dinge waren. Für jeden Besuch mußte ich ihr ausserdem noch 10 oder 20 Sous bezahlen, und da mein Mann Hufschmied ist, borgte sie von ihm allerlei Eisengeräthe oder Werkzeuge, mit deren Hilfe sie den in mir befindlichen Teufel nöthigen wollte auszufahren, die sie jedoch nie mehr zurückgab.

„Auch versicherte sie, daß ihre Felder von unserm Vieh gepflügt werden müßten, weil sonst der Teufel nicht genug gezogen würde, dergestalt, daß unsere Ochsen bei ihr alle Arbeit verrichteten. Sie hat mir keine Mittel eingegeben, doch hat sie für mein Geld eine Kuhmilz gekauft, sie mit Nadeln durchstochen, und mir anempfohlen, neun Tage jedesmal den neunten Theil davon auf die Straße zu werfen. Meinem Mann, als er sah, daß ich nicht genas, ging endlich die Geduld aus, und er verbot ihr, künftighin zu uns zu kommen.“

Unter tausend verschiedenartigen Vorspiegelungen fand die Tournois Gelegenheit zu erhalten, was sie grade brauchte, und alle Bewohner der Gemeinde wurden zu diesem Zwecke von ihr in Kontribution gesetzt. So entlehnte sie Schürzen, Hemden, Strümpfe, Röcke, Tücher, alles mögliche Haus- und Ackergeräth unter dem Vorwande, daß Petignot desselben

bedürfe, oder daß sie selbst es brauche, damit die Besprechung wirksam sein könne.

War es einem Mädchen darum zu thun, daß ihr Liebhaber ihr getreu bleibe, so mußte sie Zeug zu einem Paar Hosen kaufen, dieselben fertig machen lassen, und sie Petignot verehren, der sie gewöhnlich dem Manne der Tournois schenkte, über den, scheint es, er nicht im Mindesten eifersüchtig war.

„Seid freigebig," sagte sie zu allen ihren Kunden; „es wird Euch gewiß nicht gereuen. So viele Sous Ihr in meine Karten steckt, so viele Zwanzigfrankenstücke werden Euch später zu Gute kommen."

Dieser Unfug dauerte schon mehrere Jahre, als die leichtgläubigen Einwohner von Combeaufontaine, Port-sur-Saône, und der benachbarten Ortschaften endlich inne wurden, daß die angebliche Hexe sie zum Besten habe, und von ihrer Albernheit lebe. Kaum waren sie davon überzeugt, als sie sogleich gegen die früher Gefürchtete eine Klage in aller Form anhängig machten. Sie erschien demnach vor dem Zuchtpolizeigericht in Vesoul (Ober-Saône-Depart.), wurde aber freigesprochen, weil es sich nicht erweisen lies, daß sie betrügerischer Mittel sich bedient, um von den Klägern Geld zu erhalten.

Auf geschehene Appellation wurde die Sache nochmals verhandelt vor dem königlichen Gerichtshofe in Besançon, und der General-Advokat Fourrier bewies auf's Klarste, daß die von der Angeklagten in Anwendung gebrachten Mittel, um die leichtgläubigen Landleute zu hintergehen und zu brandschatzen, wirkliche Betrügereien genannt werden müßten; daß unter andern ihr Teufel Petignot Niemand anders

gewesen, als ihr eigener Mann, der ein Ziegenfell um sich geschlungen, sich Hörner angeschnallt, und auf ein gegebenes Zeichen die in einem Winkel der Hinterkammer angebrachte Kellertreppe heraufgekommen oder hinabgerutscht sei.

Die Hexe wurde, aller Mühe ungeachtet, welche ihr Advokat sich gegeben, zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe, und zur Bezahlung sämmtlicher Prozeßkosten verurtheilt. Als sie diesen Ausspruch vernahm, stieß sie ein entsetzliches Geschrei aus, vielleicht um Petignot zur Hilfe zu rufen, der, man begriff nicht warum, nicht in ihrer Gesellschaft auf der Anklagebank figurirt hatte.

Von drei Angeklagten, die im Februar d. J. vor den Assisen des Seine-Departements, in Paris, erschienen, waren zwei eines Verbrechens beschuldigt, das die abscheulichste Unsittlichkeit entschleiert, und das in dem vielbewegten Frankreich von Jahr zu Jahr leider immer häufiger zu werden scheint.

Champès befand sich im Elend, und sein früheres Leben war nicht geeignet, ihm zur Empfehlung zu dienen, als er auf eine räthselhafte, durch die Gerichtsverhandlung nicht gänzlich aufgeklärte Weise, wie es jedoch scheint, durch die junge Gattin des spanischen in Paris angesessenen Bankiers Ruidiaz, mit diesem letztern bekannt, und von ihm als Buchhalter, später als Geschäftsführer eines Handelshauses in Bordeaux, angestellt wurde.

Woher des Spaniers Frau diesen Menschen eigentlich kennen, und welche frühere Vertraulichkeit zwischen ihm und ihr stattgefunden haben mochte, hat

sich eben so wenig erwiesen, als die Art und Weise, auf welche sie ihren Liebhaber ihrem Manne genehm gemacht. Als Mitschuldige eines Menschen, der seinen Wohlthäter bestohlen und entehrt, erschien sie neben ihm, und dem Schlosser, dessen beide sich zur Verfertigung falscher Kassenschlüssel bedient, auf der Verbrecherbank. Mit ihm war sie des Diebstahls und des Ehebruchs wegen angeklagt, und wie sich aus den Debatten ergab, vollkommen würdig, in seiner Gesellschaft einen Galeeren-Sklavenkerker zu zieren.

Der Anklage zufolge wurden von Champès 55,100 Franken (25,714 fl. 20 kr. rh.) aus der Kasse seines Patrons entwendet. Er eignete sich auch mehrere Sachen von Werth, unter andern eine goldene Uhr, mit einer goldenen Kette, zu. Man kann sich nicht genug über die Verwegenheit wundern, die er bei dieser Gelegenheit bewiesen, indem Ruidiaz immer eine besondere Aufmerksamkeit auf seine Kasse verwendete, und sie in kurzen Zwischenräumen sorgsam übersah.

Unglück wollte, daß er plötzlich krank wurde, und während dieser Krankheit benutzte Champès, dem er kurz vorher die oberste Leitung seines Handlungshauses in Bordeaux übertragen, die Gelegenheit, mit Hilfe der Frau des Bankiers den Diebstahl zu vollbringen.

Dem Spanier wurde von seiner Gattin ein Schlaftrunk gereicht, um des Kassenschlüssels sich zu bemächtigen, den er aus ängstlicher Vorsicht in einem Kleidungsstücke immer unter seinem Kopfkissen versteckt hielt. Man lies nun sogleich zwei ähnliche

falsche Schlüssel verfertigen, und als der Kranke erwachte, seinen Schlüssel wieder da fand, wo er ihn verborgen, hatte er nicht die geringste Ahnung von dem Streiche, den man ihm indessen gespielt.

Von Bordeaux schrieb Champès an seine Mitschuldige, daß sie sich bemühen solle, „so viel Geld als möglich bei Seite zu schaffen," weil man auch für die Zukunft sorgen müsse. Er schrieb ihr auch über den zwischen ihnen stattgefundenen verbrecherischen Umgang, und sie antwortete darauf: „Wenn es ein Anzeichen von Schwangerschaft ist, Verlangen zu haben auf dieses oder jenes, so befinde ich mich in dem Fall; nichts ist wahrer als das. Ich bedenke aber, daß wenn ich wirklich schwanger bin, ich seit einem Monat oder fünf Wochen keinen vertrauten Umgang mit meinem Manne gehabt. Er könnte nachrechnen, u. s. w."

Und diese Elende, dies doppelt verbrecherische Weib, wer war sie eigentlich? Sie war die Tochter der Haushälterin des Bankiers. Er hatte ihr eine anständige Erziehung geben lassen, und diese Person, die ohne ihn höchstens die Rolle einer Näherin oder einer Kammerjungfer gespielt haben würde, endlich bis zu seiner Frau erhoben. Als sie auf der Verbrecherbank Platz nahm, erröthete sie, und schlug die Augen nieder. Sie erklärte 22 Jahr alt zu sein. Uebrigens war sie sehr zierlich, selbst mit bemerklicher Gefallsucht gekleidet.

Ihr Liebhaber Champès war ein kleiner, sehr häslicher, beinahe buckliger Mensch. Bei seinem Anblick konnte man nicht begreifen, wie er ein Gegen-

stand der Leidenschaft einer hübschen Frau hatte werden können. Er hatte ganz das Ansehen eines Knaben. Sein Gesicht allein bescheinigte das Alter von 36 Jahren, welches er sich gab. Ruidiaz seinerseits war ein großer, wohlgebildeter Mann, mit einem milden, wohlwollenden Gesichte. Er war 45 Jahr alt.

Erst gegen Ende 1832 hatte er der jungen Euphiemia seine Hand gereicht, nachdem er fest überzeugt zu sein glaubte, daß sie nicht seinen Reichthum, sondern ihn persönlich liebe. Alle Zweifel, welche er seines Alters wegen äussern mogte, waren von dem jungen Frauenzimmer, das zu Lüge und Verstellung recht eigentlich abgerichtet zu sein schien, mit einem Feuer, einer Beredsamkeit beseitigt worden, die den Bankier einen Schritt thun liessen, der ihm nur zu bald gereuen sollte. Denn kaum waren sechs Monate verstrichen, und schon hatte die Heuchlerin mit einem Dieb, einem Schriftverfälscher sich verständigt, um ihren Wohlthäter nicht allein zu entehren, sondern auch ihn vollkommen zu Grunde zu richten, und hilflos der Verzweiflung ihn zu überlassen.

Gibt solch Verfahren nicht einen recht erbaulichen Begriff von der französischen Gesellschaft sittlichem Zustande? Ist es nicht ein klarer Beweis von der bereitwilligen Aufnahme, welche die Lehren und Rathschläge gefunden, die man seit einigen Jahren den eigenthumslosen Individuen gegeben, in Betreff des Eigenthums Anderer, wovon ihnen von Rechtswegen ein größerer oder geringerer Theil gehört, den sie durch List, Betrug oder Gewalt sich zueignen können?....

Niemand will arbeiten, und Jeder will genießen;

daher eine gegenseitige Ausbeutung, die nicht mehr auf Billigkeit und Vernunft beruhet, sondern die etwas wahrhaft räuberisches hat. Müßiggang, der schon beim einzelnen Individuum aller Laster Anfang ist, wird, falls ganze Sippschaften sich ihm überlassen, die Quelle unsäglichen Elends, die Mutter der Anarchie und des Entsetzens. Leider ist grade das die gefährliche Krankheit, womit die französische Nation gegenwärtig ringt.

Das napoleonische Gesetzbuch verfügt, daß wenn nach der von Seiten eines beleidigten Gatten vor Gericht anhängig gemachten Ehescheidungsklage, eine Verständigung und Aussöhnung zwischen beiden Theilen stattgefunden, Trennung nicht mehr zuläßig sei, und der früher Angeklagte zu keiner Strafe verurtheilt werden könne.

Des Spaniers Frau wußte das. Sie begründete darauf einen Plan, bei welchem ihr die Gutmüthigkeit ihres Mannes zu Hilfe kam, und der ihr vollkommen gelang. Sie machte sein Mitleid rege, und schrieb ihm aus dem Gefangenhause St. Lazare, wo gewöhnlich liederliche Weiber eingesperrt werden, „daß sie Hungers sterbe, weil sie das Hausbrot nicht essen könne.“ Sie beschwor ihm, ihr nur Brot zu schicken, und als sie es erhalten, erschöpfte sie sich in so übertriebenen Dankbezeugungen, daß Ruidiaz leicht einen neuen Fallstrick hätte vermuthen können.

Aber sei es, daß er die französischen Gesetze nicht kannte, sei es daß er nur seinem Herzen gehorchte, er lies sich bewegen, die reuige Magdalena zu besuchen in ihrer Zelle. Sie brachte es nun so weit, daß er sich von dem Aufseher des Gefangenhauses die Er-

laubniß erwirkte, mit ihr ausgehen zu dürfen, weil, sagte sie, ein Spaziergang für ihre Gesundheit dringend nothwendig sei. Um ihren angeblichen Hunger zu stillen, traten beide bei einem Speisewirth ein, wo Madam ein eigenes Kabinet verlangte, um nicht von Jedermann gesehen zu sein, und ungestört mit einander sprechen zu können.

Auf diese Umstände begründete sie nun vor Gericht die Behauptung, daß eine vollständige eheliche Aussöhnung zwischen ihrem Mann und ihr stattgefunden, obwohl der erste dies geradezu verneinte, und behauptete, daß er ihr nur sein Mitleid bezeugt, ihr gesagt, daß er die ihm persönlich zugefügten Beleidigungen ihr verzeihe, jedoch ohne deshalb das Geringste von seinem Rechte zu vergeben. Er habe es so wenig zu kompromittiren geglaubt, fügte er hinzu, daß, als er auf der Angeklagten dringende Bitte Sorge getragen, sie, statt im Zuchthause, bis zu dem Tage, wo sie vor Gericht zu erscheinen habe, in einem Nonnenkloster unterzubringen, er dabei ausdrücklich die volle Bewahrung aller seiner Rechte sich ausbedungen. Die von ihm zugestandene Verzeihung sei eine blos moralische oder religiöse gewesen, eine den Worten des Evangeliums gemäße, ohne daß er deshalb zu vollständiger Versöhnung und Wiederaufnehmung sich verstanden.

Aller dieser Verwahrungen ungeachtet, hätte Nuidiaz durch sein gutmüthiges Benehmen beinahe der Gefahr sich ausgesetzt, seinen Prozeß zu verlieren, und alle Kosten desselben bezahlen zu müssen, weil, wenn Champès bei der Behauptung beharrte, daß nicht er, sondern seine Mitschuldige ihres Mannes Kasse bestohlen, gleichviel ob sie sodann ihm die entwendeten

Summen zugestellt, oder nicht, er für nicht schuldig erklärt werden mußte. Das französische Gesetz bestimmt nämlich, daß die von einer Frau gegen ihren Mann verübten Diebstähle nicht straffällig seien, wonach Champès dem guten Bankier ein Schnippchen schlagen, und die ihm geraubten 55,000 Fr. behalten konnte.

Man entnimmt daraus, wie weit die Verworfenheit von Menschen gehen mußte, die schon voraus berechnet hatten, wie sie, selbst im schlimmsten Falle, sich noch aus der Schlinge ziehen konnten. Man fühlt sich vom Zorn und Abscheu erfüllt gegen ein Weib, das zu solchen Vorkehrungen die Hand geboten.

Glücklicherweise für den Kläger trat, in Gegenwart der Geschwornen und des Gerichts, zwischen den Angeklagten ein Mißverständniß ein, das der Sache eine andere Entwickelung gab. Die Ruidiaz schämte sich der überschwenglichen Verruchtheit ihrer Rolle, und betheuerte mit Thränen, daß sie wohl ihrem Manne einen Schlaftrunk gegeben, um seines Kassenschlüssels sich zu bemächtigen, daß sie danach zwei andere Schlüssel habe machen lassen, wovon sie einen für sich behalten, und den andern Champès gegeben, daß sie jedoch, außer einer Summe von 1100 Franken (513 fl. 20 kr.), nichts aus der Kasse entwendet, und daß die noch übrigen 54,000 Fr. von Champes genommen sein müßten. Bevor dieser letzte nach Bordeaux gereiset sei, habe sie ihm versprochen, so viel als möglich aus der Kasse zu erheben, ihm das Geld zu übersenden, sodann bei Nacht und Nebel Paris zu verlassen, und mit ihrem Mitschuldigen nach England

oder Amerika sich einzuschiffen. Indessen habe Ruidiaz, nach seiner Genesung, bald die Lücke in seiner Kasse entdeckt, darüber großen Lärm erhoben, und so sei die vorgehabte Absicht verhindert worden.

Als Champès solchergestalt sich blosgestellt sah, schwor er hoch und theuer, daß er nur durch die Frau des Bankiers Geld erhalten, daß er nie den Kassenschlüssel im Händen gehabt, und daß sein Umgang mit jener zwar vertraut, jedoch keinesweges verbrecherisch gewesen. Die an sie gerichteten Briefe, worin er von einem innigen Verhältniß, von einem zu gebärenden Kinde, von Beraubung einer Kasse, von zu übersendendem Gelde, und von einer beabsichtigten Flucht spreche, seien nichts als Motive eines Romans, den er zum Zeitvertreib geschrieben, und den man jetzt als Beweis gegen ihn aufstelle, obgleich dadurch im Grunde nichts bewiesen werde.

Dies Vertheidigungsmittel schien auf die Geschwornen keinen günstigen Eindruck zu machen. Der Angeklagte bemerkte es, und machte nun ein anderes geltend, wovon er sich eine desto größere Wirkung versprach.

„Ich will beweisen," sagte er, „daß Madam Ruidiaz nicht mit mir allein in vertrauten Umgang gestanden. Ihr Vetter Drouin, mit dem sie schon vor ihrer Verheirathung in genauer Verbindung gewesen, und mit dem sie häufig entlegene Orte besucht, war der eigentliche Begünstigte, durch den ich erst später mit ihr bekannt geworden, wahrscheinlich, wie das mir erst jetzt klar geworden, um als Ableitungswerkzeug oder als Deckmantel zu dienen. Nach ihrer Verheirathung erhielt dieser Vetter eine Wohnung in

ihres Mannes Hause, und hatte sein Schlafzimmer in der Nähe des ihrigen. Dieser Vetter erhielt auch den Auftrag, zwei Kassenschlüssel machen zu lassen, wovon er wahrscheinlich einen für sich behielt, und den andern seiner Base zum beliebigen Gebrauch zustellte. Fehlen demnach Gelder aus der Kasse, so kann man jetzt leicht wissen, wer sie genommen hat."

Dieser Aussage wurde folgender Brief des vorerwähnten Vetters an Champès entgegengestellt:

„Ich habe Ihnen eine unangenehme Neuigkeit zu melden, lieber Champès. Ruidiaz hat Alles entdeckt, Briefe, Bild ꝛc. Er geberdet sich wie ein Wahnsinniger. Er will Euphemie zum Hause hinauswerfen. Er hat geschworen, Ihnen so viel Unheil zuzufügen, als er nur immer könne. Er besorgt indessen, daß Sie ihm noch irgend einen Streich spielen. Es ist also keine Zeit zu verlieren. Ich beschwöre Sie, Geld zu schicken an Euphemie, weil Sie es noch können. Denn sie wird sich bald in einer ärmlichen Lage befinden. Sie braucht wenigstens tausend Franken... Er ist so wüthend, daß ich glaube, er könnte Ihnen das Leben nehmen. Leben Sie wohl mein zärtlicher Freund. Ich kann Ihnen für jetzt nicht mehr sagen.

Alex. Drouin."

Die Verhandlungen dieses merkwürdigen Prozesses dauerten drei Tage, vom 15. bis zum 18. Februar, wo um halb ein Uhr Morgens das Gericht ein Urtheil fällte, nach welchem, „da man die Umstände der Aussöhnung, zwischen Ruidiaz und seiner Frau, als wirklich stattgefunden annehmen müsse, diese von aller Anklage gänzlich frei zu sprechen sei, wonach sich ergebe, daß auch Champès ferner nicht in Betreff des

Ehebruchs verantwortlich gemacht werden könne, und dieser Anklagepunkt zu beseitigen sei,"

Unmittelbar nach diesem Ausspruche erhob sich Euphemia Ruidiaz, und entfernte sich mit einem von Freude strahlenden Gesichte. Champès, der ihr mit düstern Blicken nachsah, wurde von ihr gar nicht beachtet, und das ihm bevorstehende Schicksal schien sie nicht im Mindesten zu bekümmern.

Nach der allgemeinen Uebersicht des ganzen Rechtshandels, die von dem Präsidenten Dupuis mit vieler Umsicht und Gedrängtheit aufgestellt wurde, zogen sich die Geschwornen zur Berathung zurück. Sie erklärten nach einstündiger Erwägung Champès schuldig, jedoch mit mildernden Umständen, eine gestohlene Summe von 1100 Fr. wissentlich „verhehlt" zu haben. In Hinsicht auf den Diebstahl von 54.000 Fr. wurde er für nicht schuldig erklärt. Der Schlosser Gibert, der die beiden Kassenschlüssel gemacht, wurde freigesprochen.

Es ergiebt sich aus allen vorstehenden Umständen, daß wirklich, nächst dem Diebstahl von 1100 Fr., den die Frau des Bankiers eingestanden, und wofür nicht sie, sondern Champès bestraft wird, noch ein anderer viel bedeutenderer stattgefunden, den man ganz außer Acht gelassen, und dessen Urheber, wo nicht Champès, entweder seine Mitangeklagte, oder deren Vetter (der nur als Zeuge aufgetreten) gewesen sein muß. Die größten Schuldigen zogen sich demnach ungestraft aus der Sache, nach dem alten Sprichwort: „Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen." Auch der Schlosser, der durch Anfertigung der falschen Kassen-

schlüssel sich schuldig gemacht, blieb gänzlich ungestraft. Herrliche Gerechtigkeitspflege! —

Champès wurde zu vierjähriger Einsperrung und zur Rückerstattung von 1100 Fr. gegen Ruidiaz verurtheilt. Er schien sehr niedergeschlagen, und in die traurigsten Betrachtungen versenkt.

Der Voltigeur Gauthier, und die Demoiselle Amanda, die, nach ihrem Gewerbe befragt, vorgab eine fille d' amour zu sein, waren beide beschuldigt, einen armen Frachtfuhrmann, Namens Culot, den sein Unglücksstern zum Papa Sansonnet, Weinschenker hinter der Mont-Parnasse-Barriere von Paris geführt, den Geldbeutel gestohlen zu haben. Der Voltigeur verbarg sein Gesicht mit beiden Händen, während Amanda mit stolzaufgeworfenem Haupte, trotzigem Auge und verächtlich zuckendem Munde festen Fußes des Klägers Aussage erwartete, der sich folgendergestalt vernehmbar machte:

Culot. Ich war also wie eine vraie bête, die ich bin, zu dem verwünschten Madzinguin (Weinschenk) gegangen, wo ich, als ich kaum Platz genommen, die Madam dort um mich herum folichonniren sah. Bon, sage ich zu mir, das gibt Spaß, und kostet nichts. Umgang mit dem schönen Geschlecht macht höflicher. Ich habe also gar kein Mißtrauen, und stoße mit ihr und ihrem Begleiter mein Glas an; Alles in Ehren. Nach einer Viertelstunde, quoi, höre ich, wie sie zu dem Soldaten sagt: à cheval! Gleich darauf: empfehl mich ihnen. Ich mache meine Reverenz und denke: bon, genug geschwatzt. Aber als ich nach meinem Geldbeutel suche; absence to-

tale. Er war mit 35 Franken (16 fl. 20 kr.) verschwunden.

Präsident. Habt Ihr denn nichts bemerkt, als man ihn Euch genommen?

Culot. Ma finte kaum. Sie hat gesagt zu dem Andern: à cheval! und crac war Geld und Beutel heidi.

Präsident. Habt Ihr gesehen, daß das Frauenzimmer etwas dem Soldaten zugesteckt?

Culot. Nein, ich sage nichts über den Militärsoldaten. Er trank ganz ruhig seinen Schoppen, ohne flick oder flack. Aber als sie gesagt hat: à cheval...

Präsident. Wir wissen das schon.

Culot. Als sie zum Militärsoldaten gesagt hat: à cheval .... ma finte, da war Geld und Beutel fort. Eine von den andern Damen hat darauf gesagt, daß der Soldat irgendwo (mit Respekt zu sagen) gewesen sei. Wir sind hingegangen, und haben richtig meinen Beutel gefunden. Aber es war nichts darin. Es war schon Alles in Richtigkeit, als sie zu dem Militärsoldaten gesagt hat: à cheval!

Amanda, mit etwas rauher Stimme: Alles was der Herr Fuhrknecht zu sagen belieben, ist falsch und von aller Falschheit. D'abord der Voltigeur hat in der ganzen Sache nichts zu schaffen. Was mich anbelangt so muß man mir erst beweisen, daß ich den Geldbeutel genommen habe. Or, wenn man den Beutel an einem gewissen Orte wiedergefunden, wenn auch ohne Geld, beweißt das nicht zur Genüge, daß er nicht in meinen Händen gewesen, weil ich ihn sonst behalten haben würde. Das ist, hoff' ich, klar wie der Tag. Ueberdem ist der Herr Fuhrknecht ein zu

reſpektabler Mann, als daß er eine Unglückliche wie ich, die von ihrem Handwerk leben muß, noch unglücklicher machen möchte. Sagen muß ich auch, daß er mehr betrunken war, als es einem Chriſten erlaubt iſt.

Culot. Pardon, excuse, ich beſchuldige Niemand, ſondern verlange nur meine 35 Franken wieder. So viel iſt gewiß, daß ſie verſchwunden waren, als ſie geſagt hat: à cheval!

Mehrere Zeugen deuteten genauer die Mittel an, deren die Angeklagte ſich bedient, um des in Rede ſtehenden Geldbeutels, mit den darin befindlichen 35 Franken ſich zu bemächtigen. Sie hatte früher ſchon einem Altekleiderhändler auf ähnliche Weiſe ſeine Baarſchaft entwendet. Dieſer bemerkte jedoch ihr Manöver, und nöthigte ſie mit derben Rippenſtößen, ihm das Geſtohlene zurückzugeben. Sie äußerte nun, ſie habe nur einen Spaß machen wollen, weshalb man ſie laufen ließ.

Diesmal zog ſie ſich jedoch nicht ſo gut aus der Sache, indem das Gericht ſie zu 6monatlicher Einſperrung und Rückerſtattung des Entwendeten verurtheilte. Der Voltigeur wurde, nach einer derben Ermahnung des Präſidenten, freigeſprochen. — Wie ſchlecht dies öffentliche Frauenzimmer auch ſein mochte, zweifeln wir dennoch, daß es eben ſo verdorben und verächtlich war, als die Frau des reichen Bankier Ruidiaz.

Streifereien durch das Nilthal.

Erste Mittheilung.

Welch großartiges Schauspiel gewährt dem erstaunten Europa jenes herrliche Nilthal, wo das Auge bald die erloschenen Vulkane Nubiens, bald die Pyramiden von Gizeh, hier die kolossalen Ueberreste von Theben, dort die brausenden Wasserfälle, die wilden Umgebungen des Mörissees, die Rosengebüsche von Arsinoe, und die Sandebenen der Wüste erblickt.

Aber um wie größer wird das Interesse, das man an dem Allem nimmt, wenn man bedenkt, daß dies schöne Land, der Zivilisation Wiege, endlich den Staub der Jahrhunderte abschüttelt, und sich vorbereitet, eine neue Aera des Ruhms und des Wohlergehens zu durchschreiten. Das Erstaunen wächst noch, wenn man erfährt, daß um das Alles zu bewerkstelligen, der Wille eines einzigen Mannes hinlänglich war. Und in der That erkennt man in Mehemet Ali eines der größten Wunder des von ihm beherrschten Landes.

In einem Dorfe Albaniens geboren, hatte er noch zehn Brüder, die er der Reihe nach verlor. Schon frühzeitig bemerkte man bei ihm jenen unbeugsamen Charakter, der sich seitdem nie verläugnet hat. Jedermann in seinem Dorfe fürchtete ihn, und Niemand hätte es gewagt, irgend einen wichtigen Entschluß zu fassen, ohne vorher bei dem jungen Ali darüber sich Raths zu erholen. Er war kaum 20 Jahr alt, als ein unbestimmter ehrgeiziger Drang ihn nach Alexandria führte. Er trat in die Truppe des Pascha, und zeichnete sich so sehr durch Muth und Umsicht

aus, daß er in Kurzem zum Bimbaschi oder Hauptmann ernannt wurde. Eines Tages wurden auf Befehl des Vascha Zelte vertheilt. Mehemet, als einer der jüngsten seines Grades, zog sich bescheiden zurück, während seine Kameraden mit vieler Selbstgenüglichkeit ihre Rechte geltend zu machen sich bemüheten. Sie wurden von einem der Inspektoren unterbrochen, der, indem er den jungen Hauptmann hervorzog, zu ihnen sagte: „Macht Platz wem die Ehre gebürt. Die Letzten werden hier die Ersten sein."

Diese Anekdote ist authentisch; Mehemet Ali hat sie selbst mehreren Personen erzählt. Sie erklärt gewissermaßen auch sein schnelles Steigen. Der Beherrscher Aegyptens bewahrt in einem hohen Alter immer noch der Jugend ganzes Feuer und volle Thätigkeit. Er schläft wenig, und ist bei Tagesanbruch, oft schon früher, wieder auf den Beinen. Bald nachher sieht man ihn zu Pferde seinen Harem verlassen, und sich in den Diwan, oder geheimen Rath, begeben, wo er mit rascher Abfertigung der Geschäfte sein Tagewerk beginnt. Dort nämlich werden alle Dank- und Bittschriften, alle Briefe, Depeschen, ꝛc., gebracht, deren Einsicht er sich selbst vorbehalten. Jeder seiner Minister erscheint mit einem großen Pack derselben, und liest ihm das Wichtigste daraus vor. Er deutet mit wenigen Worten an, was darauf zu antworten, oder darüber zu verfügen sei, durchgeht die ihm vorgelegten Antworten, auf Eingaben des vorigen Tages, und bekräftigt sie durch seine Unterschrift oder durch seinen Siegel. Während dieser Verrichtung geht er mit großen Schritten im Saale auf und nieder, um desto besser Alles übersehen zu können, und

sich durch sich selbst zu überzeugen, daß nichts Wichtiges vergessen worden.

Diese Geschäfte dauern bis gegen 9 Uhr. Sind sie beendigt, so läßt er die fremden Konsuln und andere Personen vor sich, die sich um eine Audienz beworben haben. Nach einer oder zwei Stunden entfernt sich Jedermann, und der Pascha kehrt nach seinem Harem zurück, wo er bis 2 oder 3 Uhr Nachmittags bleibt. Indessen ist er in dieser Zwischenzeit keineswegs müßig. Trifft eine Depesche ein, so wird sie ihm sogleich vorgelegt, und ist es um eine wichtige Sache zu thun, so muß man ihn ohne Verzug wecken, in welcher Stunde am Tage oder in der Nacht es auch sei.

Um 3 Uhr Nachmittags ist er wieder im Diwan, wo die Arbeit von Neuem beginnt, jedoch mit dem Unterschiede, daß er zuerst Audienz ertheilt, und sodann mit den übrigen Angelegenheiten sich beschäftigt. Eine Stunde nach Sonnen-Untergang genießt er eine leichte Mahlzeit, und bleibt im Diwan bis 10 oder 11 Uhr Nachts. Die Zeit nach dem Essen verbringt er in Unterhaltung mit den Beamten seines Hauses, oder mit Schachspiel, und wie man sich leicht denken kann, findet er immer Leute, die höflich genug sind, ihn gewinnen zu lassen.

Mehemet Ali ist sehr zuvorkommend gegen fast alle Europäer. Er findet ein großes Gefallen daran sie zu befragen über die Art und Weise, auf welche man seine Verwaltung und ihn selbst in Europa beurtheilt.

„Was denkt man in England von mir?“ fragte er eines Tages den britischen Reisenden St. John,

dem wir die meisten der gegenwärtigen Mittheilungen verdanken.

Eure Hoheit wird von allen Europäern als der Wiederhersteller Aegyptens betrachtet.

„Ohne Euer sogenanntes politisches Gleichgewicht, würde ganz Afrika längst meinen Gesetzen gehorchen. Der Sitz des ottomanischen Reiches würde nicht mehr in Stambul sein, und Kahira würde die Metropolis des neuen Osmanlis-Reiches werden."

— Mit einer so gut disziplinirten Armee, wie die ägyptische, zweifle ich an der leichten Ausführung solcher Entwürfe nicht. Aber Eroberungen beschleunigen nicht immer der Zivilisation Fortschritte.

„Sie irren sich. Eroberung befreit mich von meinen Feinden, d. h. von Menschen, die unfähig sind, irgend etwas Gutes zu thun, und deren kleinliche Umtriebe unaufhörlich meine schönsten Pläne durchkreuzen. Ich werde aber dennoch endlich obsiegend bleiben, seien Sie dessen versichert, und dann erst wird Aegypten rasch und unaufhaltsam die Bahn der Zivilisation und der Fortschritte verfolgen."

Mehemet Ali betonte diese Worte auf eine Weise, fügt unser Gewährsmann hinzu, die zugleich seinen festen Willen und seine Ueberzeugung beurkundete. Ein Flammenstrahl schoß aus seinen Augen, und ich konnte leicht bemerken, daß er vielleicht unwillkürlich mehr gesagt, als er vielleicht hätte sagen wollen. Nach einer ziemlich langen Pause setzte ich die Unterhaltung mit einem Einwurfe fort, der mir ein ziemlich guter Uebergang zu sein schien:

„Es möchte zu wünschen sein," sagte ich, „daß Eure Hoheit einen der Offiziere Ihres Generalstabes

beauftragen wollte, eine Geschichte aller Ihrer bereits vollbrachten großen Unternehmungen, wie Ihrer noch bevorstehenden zu entwerfen. Ein solches Buch würde für die Nachwelt sehr kostbar sein."

— Was Sie da sagen, entgegnete er lebhaft, überlasse ich keiner fremden Person. Schon seit mehreren Jahren diktire ich in Stunden der Erholung meinem Geheimschreiber, was Sie eben angedeutet haben. Ich lasse es mir vorzüglich angelegen sein, die hauptsächlichsten Umgestaltungen meines Lebens zu skizziren, und genau die Lage zu beschreiben, in welcher ich Aegypten gefunden habe, als dieses Landes Schicksal mir anvertraut wurde. Von diesem Abgangspunkte aus wird man sodann nach meinem Tode beurtheilen können, was ich für mein Reich gethan habe.

Nach diesen Worten erhob sich der Pascha. Ich beurlaubte mich bei ihm, und benachrichtigte ihn von meiner bevorstehenden Reise nach Ober-Aegypten.

„Sie können alle Theile meines Landes bereisen," sagte er, „und überall werden Sie Sicherheit, Beistand und Schutz finden."

Der gute Zustand der verschiedenen Anstalten, die ich in Alexandria besucht, hatten mir den Gedanken eingegeben, auch mit denen in den übrigen Ortschaften Aegyptens mich bekannt zu machen. Zeughäuser, Kasernen, wie überhaupt alle öffentlichen Gebäude, lassen in Hinsicht auf ihre Unterhaltung nichts zu wünschen übrig. Ihre innere Einrichtung ist eben so ordentlich und wohlverstanden, als in Europa. Die medizinische Schule von Abuzabel verdient jedoch besondere Meldung. Sie ist ohne Widerspruch eine

der außerordentlichsten Stiftungen Mehemet Alis, und liegt nicht, wie man behauptet, in einer Einöde, sondern vielmehr in einer angenehmen Gegend, die im Frühling zu den schönsten des Landes gehört.

Das Spital, bei dem sich ein beträchtlicher Garten befindet, ist ein großes viereckiges Gebäude, das von dem Wohnhause der Europäer durch einen mit Palmbäumen und Platanen bepflanzten Platz geschieden ist. Das ganze Gebäude ist auf der Aussenseite von Pflanzen jeder Art umschlossen. Im Mittelpunkte des Gartens ist ein anderes Gebäude, das ein Museum, ein anatomisches Theater, ein Laboratorium, ein Dispensatorium und seine Zugehörungen, Magazine, Küchen, Bäder, ꝛc. zur Hälfte in europäischem, zur Hälfte in morgenländischem Geschmack enthält. Auf der einen Seite des Krankenhauses ist ein Studiensaal, der bequem 200 Zöglinge fassen kann. Die Wände sind mit den Abbildungen verschiedener Natur-Phänomene geschmückt. Nebenan ist eine lithographische Druckerei, wo junge Araber beschäftigt sind die arabischen Uebersetzungen der besten medizinischen Werke zu drucken, nebst anatomischen Darstellungen, welche sie sehr genau wieder geben.

Die innere Einrichtung dieser Anstalt ist vollkommen wohlverstanden, und der Reisende erstaunt nicht wenig, wenn er von jungen ziemlich übel gekleideten Fellanen in französischer Sprache angeredet wird. Diese Jünglinge erhalten hier Unterricht in Geschichte, Geographie, Arithmetik, Botanik, Chemie, wie in Theorie und Praxis der Arznei und Wundarzneikunde.

An der Spitze jedes Departementes der medizinischen Wissenschaften befindet sich ein europäischer Pro-

fessor, der seine Kollegien in französischer Sprache liest. Sein Vortrag wird von geschickten Uebersetzern ins Arabische übertragen, wonach ihre Arbeit drei gelehrten Scheiks vorgelegt wird, welche die etwaigen Sprachverstöße und Fehler ausmerzen, und das Ganze in eine zierliche Abhandlung in arabischer Sprache verwandeln, die nun gedruckt, und unter die Schüler vertheilt wird. Diese letzten müssen zugleich die Kranken besuchen, die Arzneien zubereiten, und den anatomischen Arbeiten sich unterziehen.

Leider ist in dieser Anstalt, wie in allen übrigen in Aegypten ein Mißbestand vorherrschend, den nur die Zeit heben kann. Die Regierung läßt die jungen Männer nicht lang genug den öffentlichen Unterricht genießen, weil sie dieselben braucht, und stellt sie schon an, ehe sie in ihrem Fache hinlänglich bewandert sind. Man läßt sie nur vier Jahre in der Schule, wonach sie, ohne nähere Prüfung, sogleich zur Armee geschickt werden. Unter den Zöglingen befinden sich drei Verschnittene und drei Sklavinnen, die zum Dienst im Innern des Harem bestimmt sind.

Begleiten wir jetzt den Britten auf seiner Reise in Ober-Aegypten, und lassen wir ihn selbst sprechen.

„Unter vielen Beziehungen, sagt er, ist der Nil von allen übrigen bekannten Flüssen verschieden. Auf eine Strecke von 500 Stunden, von dem Punkte, wo er den Atbara in sich aufnimmt, bis zu seiner Mündung in das mittelländische Meer, erhält er keine Zuströmung. Unter dem immer heitern Himmel, dessen Blau er wiederspiegelt, wird seine Oberfläche nie von schädlichen Nebeln verschleiert. Der Sand der von ihm durchströmten Wüste hat seiner Gewässer

Durchsichtigkeit nicht vermindert, und die beständige Wirkung von Sonne und Luft reinigt ihn unaufhörlich. Nur im Herbst, wenn ungestüme Bäche von Abyssiniens Bergen sich herabstürzen, wird das Nilwasser schmutzig und ungesund. Um diese Zeit zeigen sich auch die gewöhnlichen Krankheiten Aegyptens. Larrey, und einige andere Gelehrte, die sich vielleicht damit begnügt haben, Kahira und seine Umgegend zu studiren, haben vorausgesetzt, daß der Frühling die Jahreszeit sei, wo Fieber und Ruhr die meisten Verheerungen im Nilthal anrichten. Obschon in den Monaten März und April die stehenden Gewässer des Kabisch, und mehrerer anderer Kanäle auf den Dunstkreis einen nachtheiligen Einfluß ausüben, ist die Sterblichkeit dennoch im Allgemeinen weniger groß, als im Oktober und November.

Des Landes Anblick ist je nach den Jahreszeiten verschieden. Während unserer Winterzeit, wenn die für uns todte Natur ihre ganze Thätigkeit für die südlichern Gegenden aufbewahrt zu haben scheint, prangen alle Wiesen des Nilthals im herrlichsten Grün. Die Blüten der Orange-Zitronen- und vieler andern Bäume erfüllten die Luft mit den süßesten Wohlgerüchen. Aegypten ist jetzt ein großer, prächtiger, obgleich etwas einförmiger Garten. Auf allen Seiten gewahrt man nichts als weite Ebene, an deren Saum sich weisliche Berge erheben, und die nur hier und da von kleinen Palmbaum-Gebüschen etwas erhoben wird.

In der entgegengesetzten Jahreszeit verändert sich der Landschaft Anblick von Grund aus. Je nachdem die Ueberschwemmung des Nil mehr oder weniger

beträchtlich gewesen, ist der Boden schlammigt, feucht oder trocken und tausendfach aufgerissen. Große Felder, nur durch die hohen Rücken ihrer Dämme angedeutet, und mit Wasser bedeckt, oder große leere, unbebauete Räume, die nur einige Dattelbäume erzeugen, Kameele und Büffelochsen, unter der Aufsicht elender, nackter, entfleischter, von der Sonne verbrannter Bauern; das ist das Schauspiel, welches man im Sommer gewahrt. Man darf sich also nicht wundern, wenn die Reisenden in ihren Beschreibungen das Land bald schön, bald entsetzlich nennen. Um Aegypten genau zu kennen, muß man es mehrere Jahre lang bewohnt haben, und im Stande gewesen sein, die verschiedenen Umgestaltungen zu bemerken, welche es durch der Jahreszeiten Einfluß erleidet.

Ich verlies Gizeh, dessen gewerbthätige Bevölkerung beständig sich vermehrt, dessen Basteien und Halbmonde sich am linken Nilufer zeigen, begrüßte die von allen Reisenden bewunderten Pyramiden, verwendete einige Stunden zum Besuch des im neuen Geschmack von Ismael Bey begonnenen und von Murad Bey beendeten Palastes, wonach ich mich auf dem Nil einschiffte. Unsere erste Station war Bredreschein, ein oberhalb Gizeh gelegenes Dorf, am linken Ufer des Flusses. Der Meinung der Gelehrten zufolge lag hier das alte Memphis und der Palast der Pharaonen. Ich muß gestehen, daß ich nicht die geringste Spur von allen diesen Wundern gesehen habe. Hier und da habe ich nur einige elende Hütten bemerkt, die aus Schlamm und zerhacktem Stroh erbauet, gegen altes Gemäuer gelehnt waren. Ich

habe arme Rekruten gesehen, die man auf eine barbarische Weise zur Waffenübung nöthigte, Straßen, deren Unsauberkeit und Gestank sich nicht beschreiben läßt, eine träge, tief herabgewürdigte Bevölkerung, Gärten, wo das Gemüse vertrocknete, und wo Unordnung Hauptregel zu sein schien. Das war Alles, was von der ungeheuern Stadt übriggeblieben.

Man wird freilich diese Bemerkungen sehr prosaisch, sehr alltäglich finden für eine Reisebeschreibung in Aegypten, auf diesem klassischen Boden, der seit undenklichen Zeiten das Recht hat, so lebhafte Empfindungen anzuregen, der allen Reisenden so vielen Stoff zu begeisterten Ausrufungen, zu pomphaften Beschreibungen dargeboten.

Ich, meinerseits, bereisete nicht dies Land zu irgend einem wissenschaftlichen, sondern vielmehr zu einem durchaus positiven Zwecke. Ich wollte mich durch mich selbst überzeugen, ob das, was man seit einigen Jahren über die erstaunlichen Fortschritte Aegyptens, in Hinsicht auf Kunst und Industrie, auf Zivilisation überhaupt, gesagt, wirklich wahr sei.

Durch meine Reise weiß ich jetzt, daß neben der Wahrheit auch noch viel Uebertreibung ist. Ohne Zweifel hat Mehemet Ali in kurzer Zeit große Dinge vollbracht; das ist unbestreitbar. Aber sagen muß man auch, daß sein Einfluß bis jetzt nur auf einen kleinen Raum beschränkt ist. Alexandria, Kahira, die ganze Landstrecke zwischen den verschiedenen Nilärmen, die das Delta bilden, sind die alleinigen Theile, wo man bemerkliche Verbesserungen gewahrt. Ober- und Mittel-Aegypten dagegen, selbst noch ein

großer Theil Unter-Aegyptens, befinden sich noch ganz in ihrem früheren Unthätigkeits-Zustande.

Wir sind in Fayuhm, einem der fruchtbarsten Distrikte dieses Landes. Die Einwohner sind arbeitsam, und der Ackerbau ist nicht ganz dem alten Schlendrian und Empirismus überlassen. Die Reisfelder werden sorgsam unterhalten. Das Bewässerungs-System ist wohlverstanden, und gibt der ganzen Ebene eine ungemeine Fruchtbarkeit. Mehrere Scheiks, mit denen ich mich unterhielt, versicherten mich, daß in guten Jahren das Getreide hundert für eins, das Türkischkorn vierhundert und der Reis tausend für eins gebe. Ich fühlte mich glücklich, die Ergebnisse einer so unzuerschöpfenden Fruchtbarkeit betrachten zu können. Aber mein Begleiter, der einige Angelegenheiten in dem Hauptorte dieses Bezirks zu berichtigen hatte, lies mir keine Ruhe, bis ich ihn nach Medine: El Fayuhm (das alte Crocodilopolis) begleitete.

Es ist eine der bevölkertsten und blühendsten Städte Mittel-Aegyptens, obgleich sie sehr gesunken ist, seitdem sie nicht mehr der Aufenthaltsort der Mamelucken ist. Sie erhebt sich fast in Mitte der großen fruchtbaren Ebene, welche die Provinz Fayuhm bildet. Das Nilwasser wird ihr durch einen Kanal zugeführt. Mehrere Ueberreste des Alterthums geben dieser Gegend eine besondere Wichtigkeit. Es befinden sich hier der berühmte Mörisee, die Ruinen des Labyrinths, das noch viel merkwürdiger war, als jenes beim Dianatempel zu Ephesus, und die Begräbnißgrotten von Banchis.

Ich begab mich von Medinet el Fayuhm nach Minieh, um die von dem Pascha dort angelegte Kattunfabrik zu besichtigen. Die Arbeitssäle sind gut eingerichtet. Aber die Maschinen sind schlecht unterhalten. Ihre Bewegung ist unregelmäßig, und die Arbeiter sind ihrer Aufgabe keinesweges gewachsen. Ueberdem ist das Klima Aegyptens zu trocken, als daß die mechanischen Baumwollen-Gewebe je fest und dauerhaft werden könnten. Der Faden zerreißt leicht. Man muß ihn unaufhörlich wieder anknüpfen, wodurch eine Menge Knoten entstehen, die den Stoff wenig angenehm und von sehr untergeordneter Qualität machen.

Moraliſche und intellektuelle Parallele zwiſchen einigen der ausgezeichnetſten Perſonen der neueſten Zeit.

Gibbon. — Burke. — Châteaubriand.

Zweiter Artikel.

Durch ſeiner Geiſtesfähigkeiten eigenthümliche Beſchaffenheit, wie durch ſeine natürlichen Neigungen, ſchien Châteaubriand beſtimmt, der Welt das Gegengift zu der von Gibbon in Kredit gebrachten verderblichen Lehre zu geben, und die von dem britiſchen Geſchichtſchreiber mit ſo großem Talent begangenen Ungerechtigkeiten gegen das Chriſtenthum wieder auszugleichen. Beredt, unterrichtet, an der großen politiſchen Bewegung jener Zeit einen lebhaften Antheil nehmend, machte Châteaubriand ſich zum ritterlichen Vertheidiger des angegriffenen Katholizismus, der alten, ſchwankenden Monarchie.

Er hat dieſem Werke mehrere poetiſche Beſchreibungen ſeiner Jugend, ſehr viele Flugſchriften ſeines reifen Alters, und ſeine neuerdings herausgegebenen hiſtoriſchen Studien gewiedmet. Als Geſchichtſchreiber, als Redner, als Publiziſt verdient er eine ganz beſondere Erwähnung, eine ſtrenge Zergliederung, wie keiner ſeiner Landsleute ſie vielleicht unternehmen möchte. Châteaubriand's geſchichtliche Geſtalt ſpiegelt ſich jetzt in einer von zu vielen Leidenſchaften bewegten, zu ſehr getrübten Fluth ab, um ſie ganz wahr und getreu auffaſſen zu können. Der Geſchichtſchreiber, der Diplomat, der Publiziſt, der Redner

verschwinden, und man erblickt nichts, als den monarchischen Mann, der so viel zum Sturze der Monarchie beigetragen, nichts als den Legitimisten, den Freund Ludwigs XVIII, als Mittelpunkt der Opposition.

Châteaubriand's Leben, seine Schriften, die Rolle, welche er gespielt, sein Gedanke, seine Zurückgezogenheit selbst: Alles bei ihm zielt darauf hin, Wirkung zu machen, Effekt hervorzubringen. Sein Styl ist auffallend, sprühend bis zum Luxus und zur Uebertreibung. Seine Dahingebung, seine Opfer, seine Protestationen verkünden sich durch bloße äusserliche Formen, durch eine nur nach Aussen strebende Heftigkeit, die wunderbar übereinstimmt mit seinem eigenthümlichen Styl. Ueberall ist seine Vernunft der vor seiner Einbildungskraft und seinen Leidenschaften auf den Knien liegende Sklave.

Einbildungskraft, diese durchaus *poetische* Leidenschaft, bedarf des Abstichs und der Wirkung; daher das Bedürfniß unerwarteter Näherungen und großer Bewegungen, der Kunstgriff seltsamer Verschürzungen: Alles was bisher die Popularität der Werke Châteaubriands gemacht, und was sie später kompromittiren wird; Alles was man auch in seinem Benehmen als Minister, als Deputirter, als Diplomat, als Parteimensch wiederfindet. Frankreich, mit seiner großen Geisteslebendigkeit, und der Leichtigkeit, womit es sich täuschen läßt, hat ohne Zweifel alle diese Schauspieler-Stellungen, diese ganze Gedanken- und Handlungs-Marktschreierei bewunderungswürdig gefunden, mit Ruhm gekrönt, und mit Beifall überdeckt. Aber solch ein Ruhm kann auch

nur in einer solchen Atmosphäre gedeihen. Die andern Nationen Europas belächeln ihn, und begreifen ihn nicht.

Man sehe diesen Schriftsteller, dessen Verdienst als solcher unbestreitbar ist, gegen Voltaire und Diderot, des von ihnen angegriffenen Christenthums wegen, zu Felde ziehen. In seinen „Märtirern," wie in dem „Genie des Christenthums," ist es Châteaubriand nicht darum zu thun, zu beweisen, daß die Christus-Religion w a h r, rein-sittlich und fruchtbar, sondern allein, daß sie poetisch und interessant ist. Es ist ihm nicht um eine Parallele zwischen dem Heidenthum und dem wahren Glauben zu thun, sondern um eine solche zwischen Tasso und Homer, zwischen Camoens und Virgil. Die Frage, statt von ihm gesellschaftlich und religiös erörtert zu werden, ist nichts als eine Kunst- und Geschmacksache unter seinen Händen. An Farbenglanz, an Schönheit der Beschreibungen, an Feereien des Styls fehlt es nicht; Niemand wird sie zu bestreiten unternehmen. Man gesteht gern zu, daß Châteaubriand ein guter Maler sei. Aber man kann ihn nicht als Mann von Ueberlegungstiefe und Gedankenkraft gelten lassen. Der Haupt-Beweggrund aller seiner Werke, ihr eigentlicher Sinn verletzen den Denker, der sich wundert, so viel Beredsamkeit zu kleinlichen Zwecken, zu bloßer Lüge verschwendet zu sehen. Die Rezensenten, welche während dem Kaiserthum in Frankreich seinen prachtvollen Styl angegriffen und getadelt, haben dadurch wenig Urtheilskraft beurkundet. Seinen innersten Gedanken hätten sie zergliedern, und zu ihm sagen sollen:

„Wie, auf ſolche Weiſe vertheidigen Sie den Kultus des Erlöſers, einen gekreuzigten Gott durch Blumen der Schönrednerei, eine Seelenreligion durch bloßen Wortprunk? Wie, dem lachenden Heidenthum, ſeinen wollüſtigen Zeremonien, der Schönheit ſeines Kultus, ſeinem Götzenweſen, das die Form vergötterte, ſtellen ſie eine durchaus ſtrenge Religion, einen Glauben der Dahingebung und Selbſtverleugnung entgegen? Des Chriſtenthums Sinnbild iſt Schmerz und Marter, der heidniſchen Religion Typus iſt Venus, der Fluth entſteigend, iſt die alles beherrſchende Schönheit. Dem Polytheismus den großartigen Glanz ſeiner Farben zu entlehnen, um damit das Chriſtenthum zu ſchmücken, iſt das nicht eine Lüge? Boſſuet und Fénélon unter den Katholiken, Tillotſon unter den Proteſtanten, haben die Religion Jeſu nie begriffen, wie Sie dieſelbe darzuſtellen ſich bemühen. Sie verrathen ſie, ſtatt ſie zu vertheidigen.“

Man weiß übrigens, wie viele Einwürfe von der Geiſtlichkeit in Europa gegen ein Buch aufgeſtellt worden, das zu ſeinem Vortheil geſchrieben zu ſein ſchien. Die poetiſche Seite unſerer Religion iſt der moraliſche Schmerz, iſt Selbſtverleugnung, iſt die heilige Traurigkeit, deren das Evangelium gedenkt, iſt Beſcheidenheit des Gemüths und der Sitten Reinheit. Man vergleiche mit dem hochfahrenden, ſchnarrenden Styl des Genies des Chriſtenthums die Abhandlungen, welche die alten Kirchenväter ihren Gegnern als Antwort auf ihre Angriffe dargeboten, und man wird leicht erkennen, daß Châteaubriand, in ſeiner angeblichen Vertheidigung des Chriſtenthums, ganz von dem wahren Geiſte deſſelben ſich entfernt hat.

Nichts befremdenderes, als das Leben eines Staatsmannes, der sich von Poesie beherrschen läßt; als das eines Diplomaten, den die folle du logis hier- und dorthin leiten kann; als das eines Geschichtschreibers, der sich weniger um Thatsachen und wirkliche Ereignisse bekümmert, als um Farben; als das eines Vernunftlehrers, der nur in Metaphern und Hyperbeln räsonnirt. Solches aber ist demungeachtet das Leben Châteaubriands. Es ist vielleicht nichts Feierliches und Ernstes, nichts Wichtiges und Edles, das er nicht der Reihe nach vertheidigt und angegriffen, nicht mit Beweisgründen, sondern mit leeren Worten, nicht durch sorgsame Erörterung, sondern durch die Schönheit seiner Phrasen allein. Sein ganzes Leben, sein ganzer Styl, alle seine Handlungen als Gesandter und Minister sind nichts als Pomp und Glanz, fast möchte man sagen, nichts als Eitelkeit gewesen. Der schlechteste Dienst, den man ihm hätte erweisen können, würde darin bestanden haben, alle Hindernisse zu beseitigen, jede Opposition ihm gegenüber unmöglich zu machen, um seinem Worte vollkommen freie Entwickelung, seinen Entwürfen einen durchaus freien Spielraum zu lassen. Unter Bossuet wäre er Atheist geworden.

Ausser der Opposition können wir uns gar keinen Châteaubriand denken. Er bedarf des Kampfes, nicht um zu siegen, sondern blos um zu kämpfen. Er ist Nothwendigkeit für ihn, seine Zeit anzugreifen, damit die von ihm geführten Streiche Aufsehen erregen, und sein Name weithin erschalle. Republikaner unter der alten königlichen Regierung, Katholik während der Herrschaft des philosophischen Unglaubens, Verfechter

der Bourbonen unter Bonaparte, wurde er liberal unter Ludwig XVIII, und ſpielte die Rolle Hampden's unter Karl X.

Was aber ergibt ſich aus allen dieſen Oppoſitionen gegen alle Gewalten, aus allen dieſen Kämpfen mit Lanze und Schwert zu Gunſten deſſen, was nicht war und was oft nicht einmal ſein konnte? Ein ſeltſam verworrenes halb öffentliches, halb Privatleben, ein Daſein ohne Grundſatz, wie ohne Zweck, eine ungeheure Verſchwendung von Kraft und Talent, die leicht viel beſſer hätten verwendet werden können.

Die Sammlung aller Werke Châteaubriands iſt ein großes Zeughaus, worin man Waffen jeder Art zu finden im Stande iſt: Waffen für und gegen die Freiheit, Waffen für und gegen die Monarchie. Volltönende Phraſen beweiſen hier die Vortrefflichkeit der Republik. Weiterhin entnimmt man, daß die konſtitutionelle Monarchie allein gut und lobwürdig iſt. Bald wird der Polytheismus unterm herrlichſten Lichte dargeſtellt, bald in der gräßlichſten Beleuchtung.

Jetzt, wo die eigentliche vertretende Regierung in Frankreich wirklich feſtgeſtellt iſt, ſind alle ſeine Lobpreiſungen der Feudalität vorbehalten. Unter Napoleon, dem unumſchränkten Gebieter, neigte derſelbe Schriftſteller der Theokratie und der Mönchsregierung ſich zu. Damit ſo viele Widerſprüche, wenn ſie auch nicht unbemerkt geblieben, ihm nicht ſchon lange allen Kredit genommen, mußte die Natur ihn mit hinreiſſender Beredſamkeit begaben, und ſeinen Mitbürgern entweder eine große Untheilnahme, oder eine auffallende Geſinnungs-Veränderlichkeit zugetheilt haben; und dem iſt wirklich alſo.

Châteaubriand hat nie wirkliche Philosophie gehabt, weder in seinem Geiste, noch in seinem Benehmen. Man erkennt in ihm nichts als einen jungen Dichter, der selbst nicht am Rande seines Grabes alt werden wird. Seine Religion ist nichts als Leichtgläubigkeit: der poetische Glaube des Mittelalters. Er glaubt an Legenden, an Uebertragungen, Volkssagen und Gespenster. Wenn eine Darstellung nur malerisch ist, scheint sie ihm gut. Er nimmt in seinen geschichtlichen Darstellungen die ungereimtesten Angaben, die unwahrscheinlichsten Mährchen auf, blos weil sie einen sonderbaren oder schimmernden Anschein haben. Von Irrthümern dieser Art wimmelt es in seinen geschichtlichen Studien. So führt er unter den christlichen Märtirern den philosophischen Marktschreier Apollonius von Thyane auf, und nimmt als erwiesen jene Volkssage auf, die Jesus Christus unter den Haufen heidnischer Götter versetzt, mit welchen das Pantheon Tibers bevölkert war.

Leidenschaftlich für Gegensätze, läßt er nie eine Gelegenheit entschlüpfen, Kontraste aufzustellen, und versagt sich beinahe nie das Glück eines Spitzwortes. Den mit Purpur und Gold bekleideten römischen Kaisern stellt er die zwölf Gesetzgeber mit nackten Füßen und groben Gewändern, die zwölf Apostel, entgegen. Hier erblickt man das entartete, aber noch glänzende, langsam dahinsterbende Rom, dort die bescheidene Ausbreitung des Christenthums in seiner Wiege. Neben dem am Kreuzesstamme sterbenden Erlöser zeigt sich Tiber sterbend zu Caprea. Petronius und Martial bilden die Gegenstücke zum Märtyrer-Verzeichniß und zu den Kirchenvätern.

Diese erzwungene Parallele setzt sich von Kapitel zu Kapitel mit einer Beharrlichkeit fort, die den Leser ermüdet, ohne ihm befriedigende Aufklärung zu gewähren. Ist Gibbon, der Ankläger des Christenthums, unmoralisch, manchmal sogar schmutzig in seinen Angriffen, so scheuet sich Châteaubriand, des Christenthums Vertheidiger nicht, derselben Waffe sich zu bedienen, und gegen die heidnischen Anstalten sie zu wenden. Die lateinischen Anführungen dieses Letztern kommen, in Betreff der Unsauberkeit, den griechischen Anführungen Gibbons vollkommen gleich.

Ungerecht alle beide, hat Gibbon wenigstens ein großes, in mehrfacher Beziehung vollständiges Werk hinterlassen, das, bis zu einem gewissen Punkte, durch tausend Schönheiten die Ungerechtigkeit und den Haß entschuldigt, die man mit Recht ihm zum Vorwurf machen kann. Seine Vertheidigungsrede zu Gunsten des Heidenthums ist satirisch und sinnreich, die Châteaubriand's, zu Gunsten des Katholizismus, ist deklamatorisch, schwankend und falsch. Beide, durch ihre Vorurtheile verblendet, haben eine große Lücke gelassen, die auszufüllen einem genialen Schriftsteller vorbehalten ist. Wer wird eine aufrichtige Geschichte der langsamen Fortschritte, der unmerklichen Umgestaltung der Zivilisation während dem Verfall des alten Roma's schreiben? Wie sind die olympischen Götter besiegt worden? Wie haben der Völker Meinungen nach und nach so sehr sich verändert, um von Polytheismus zum Christenthum überzugehen? Wie lange noch hat die alte Religion, die immer mehr aus ihren Tempeln verdrängt worden, eine Zuflucht

gefunden in den Erinnerungen und Gedanken der Bürger?

Man hat noch zu schildern die Bewegung dieser moralischen Umwälzung, den Einfluß, den sie auf Frauen und Sklaven, den sie auf die Gesellschaft ausgeübt, ihre auflösende Wirkung auf die römischen Anstalten, die Art und Weise, auf welche sie zur Bildung des neuen Europa beigetragen, ihren Bund endlich mit der Feudalität und mit den neuern europäischen Sitten.

Gibbon wäre einem solchen Werke gewachsen gewesen, wenn die falschen Ansichten, die er Voltaire entnommen, seinen Geist nicht ganz angefüllt, und wenn der ungeheure Rahmen seiner Geschichte ihn nicht genöthigt hätte, rasch hinwegzueilen über die meisten moralischen Ereignisse, um nur mit positiven Thatsachen, mit Kriegen, Schlachten und Staatsumwälzungen sich zu beschäftigen. Läßt man nun auch Châteaubriand, in Hinsicht auf seines Vortrages Glanz, alle Gerechtigkeit widerfahren, sucht man doch vergebens den Geschichtschreiber in ihm, weil immer und überall der Dichter allein sich uns darstellt.

Seine Haupteigenschaft, mit Glanz und recht hervorstechend die äussern Gegenstände darzustellen, hat sich am vortheilhaftesten beurkundet in den eigentlich beschreibenden Theilen seiner Werke. Freilich sind bei ihm alle Gemälde der physischen Natur ein wenig übertrieben, dagegen sind sie gewissermaßen sprühend und voller Leben. Sein „Wegweiser von Paris nach Jerusalem," die großen Schildereien in dem Genie des Christenthums, und in den Märtirern, haben einen ausgezeichneten Platz unter den schönsten

literarischen Erzeugnissen der französischen Sprache eingenommen. Sein Einfluß als Staatsmann und als Philosoph wird immer nichtig sein, und wollen wir diese beiden Eigenschaften vereinigt finden in einer und derselben Person, dürfen wir unsere Blicke weder auf den schweigenden und zurückgezogenen Gibbon ruhen lassen, noch auf den glänzenden Geschäftsträger Ludwigs XVIII, sondern auf den britischen Redner Eduard Burke.

Wie Châteaubriand und Gibbon hat dieser große Mann aus dem Schooße der Mittelmäßigkeit sich erhoben und seinen Ruhm erobert. Gibbon hatte nur ein sehr geringes Erbe. In einem Alter von 20 Jahren lebte er einsam, beinahe dürftig. In demselben Alter durchirrte Châteaubriand die Erde, ohne besondere Hilfsmittel, beinahe ohne alle Hoffnung. Burke kam nach London, wo er keine Freunde hatte, und lebte, Flugblätter schreibend, im Elend.

Wie alle ehrgeizigen Männer in England, schlug Burke sich zur Opposition. Unter ihren Fahnen machte er seine ersten Feldzüge. Wie war es ihm möglich, durch Beistimmung des Verfahrens des Ministeriums (eine Beistimmung, die immer etwas knechtisches hat) des Publikums Aufmerksamkeit sich zuzuwenden? Er machte also Opposition, um Aufsehen zu erregen. Sein Vorhaben gelang ihm auch so gut, daß die Bürger von Bristol als ihren Vertreter ihn ins Parlament schickten, wo er den auf ihn begründeten Hoffnungen entsprach, indem seine ersten Reden alle Zuhörer mit Erstaunen erfüllten.

Eine innige Verbindung des Philosophen und des Redners war besonders auffallend bei dem jungen

unbekannten Advokaten, der nicht, wie Pitt, einen Vater gehabt, welcher seinen Geist in der parlamentarischen Form ausgebildet, und seine politische Erziehung geleitet hatte. Alle Fragen, mit denen Burke sich beschäftigte, wurden von ihm erschöpft. Er begann mit mühsamer, beharrlicher Arbeit, geleitet von heller Vernunft und seltenem Scharfsinn. Seine erste Sorge bestand darin, in einen alleinigen Heerd alle Ideen, alle Thatsachen zu vereinigen. Oft verbreitete eine von ihm mitgetheilte Anekdote, ein leicht hingeworfener Name, welcher der in Rede stehenden Sache ganz fremd zu sein schien, helles Licht über einen streitigen Punkt, und wenn er mit bewunderungswürdiger Macht und Hartnäckigkeit seinen Schatz vermehrt, vollständig gemacht hatte, erst dann machte er seine Beredsamkeit geltend, gestützt auf Logik, und verwandelte durch sie die bisher unförmliche, unbelebte Masse in einen lebenswarmen Körper, dem er eine wunderbare Fruchtbarkeit und Stärke verlieh.

Gibbon war Geschichtschreiber, Châteaubriand Dichter, Burke Redner. Fügen wir noch hinzu, daß dieser letzte zu viel war für seine Zeit, was er war, und daß oft die Geschäftsleute, welche ihn hörten, nicht im Stande waren seinen Gedanken zu folgen, mit ihm in die höheren Regionen sich zu erheben, die er durchflog.

Solche Ueberlegenheit ist ein Uebel und ein Hinderniß. Sie stellt den Redner ausser seiner Zuhörer Bereich. Wozu nutzt es, vor unaufmerksamen Bürgern, vor Minister-Lehrlingen, die nur an die Stunde ihres Mittagsessens, und an die Zahl der Stimmen

denken, jene Beredsamkeit und Philosophie, die sie nicht zu begreifen im Stande sind?

Oft, in seinen Reden selbst, erhob sich Burke gegen jene allgemeine Mittelmäßigkeit, die alle Uebereinstimmung zwischen ihm und seinen Zuhörern vernichtete. Oft auch, bei Gelegenheit einer einfachen Verwaltungs-Maßregel, ließ er die mächtigen, starken Flügel einer überspannten Einbildungskraft sich ausbreiten, und schwang sich auf ihnen in das Unendliche hinaus. Es möchte schwer halten, vorauszusetzen, wie man z. B. in Betreff einiger innern und häuslichen Veränderung im königlichen Palaste eine fast demosthenische Beredsamkeit habe geltend machen können. Stellen wir davon einen um so sonderbareren Beweis auf, als der Redner, des Kontrastes ungeachtet, dadurch nicht lächerlich geworden. Es war um Beseitigung einer Art feudaler und innerer Gerechtigkeitspflege zu thun, die ihren Sitz im königlichen Palaste hatte, und die unter dem Namen des „Grüntuch-Gerichts" ehemals mit Anordnung der Ausgabe für Gastfreiheit und oberherrliche Etikett beauftragt war.

„Es ist das," sagte Burke, „eine jene Spuren der Feudalität, die man in der ganzen häuslichen Verwaltung des Monarchen findet. Es ist ein Ueberrest aus längst verschwundener Zeit. Ehemals hatte jede Gruppe ihre besondere Sphäre, und bildete ein eigenes Königreich, eine eigene Monarchie. Eine Menge Lehensträger wimmelten im Umfange des Palastes. Das Grüntuch-Gericht entschied ihre Zwistigkeiten, bestimmte ihre Ausgaben, erhielt jeden auf seinem Platze und in seiner Pflicht. Aber jetzt ist die Feudalität tod. Die Aristokratie ist beinahe bürgerlich

geworden. Die Königswürde ist demselben Hange gefolgt. Der gothischen Sitten schwerfälliger Prunk ist gänzlich unnütz. Zierlichkeit und Wohlergehen unserer Zeit haben sie ersetzt.

„Das Genie der alten Zeiten ist verschwunden. Warum nun will man ihre äussern Formen noch bewahren? Warum will man fortschmachten unter ihrer Last, wenn sie keinen wirklichen Vortheil mehr gewähren? Der Leichnam, den Euer Aberglaube einbalsamirt, ist nicht eine Unze aller der Wohlgerüche werth, die Ihr daran verschwendet. Wie die barbarischen Völker vergeudet Ihr im stinkenden Grabe ein wohlriechendes, köstliches Oel; wie sie, bietet Ihr den Todten Fleisch und Früchte dar. Sehet zu, was ist aus Euern Palästen geworden? Ihr alter Glanz war den feudalen Zeiten ganz entsprechend. Ihre großen ehemals gastfreundlichen Gewölbe und Säle dienen jetzt zu nichts mehr. Durch verödete Galerien und stumme Gänge heult jetzt der Wind, erschüttert er allein noch die alten, schweren Thüren, und weckt er die Schatten unserer alten sächsischen, dänischen und normännischen Könige. Die furchtbaren Heinriche, die tyrannischen Eduarde, mit Eisen bekleidet, ergehen sich aus einem verlassenen Zimmer in das andere, und erstaunen über die in ihren ehemaligen Wohnungen allgemein herrschende Oede und Traurigkeit. Wenn sie in ihre Gräber und in ihre Finsterniß zurückkehren, wenn der Wind schweigt, und das Ungewitter sich besänftigt, was hört man alsdann? Das Hammergeräusch einiger Arbeiter, die ausbessern, was die Zeit verheert, oder die mit der Ausschmückung einiger unnützen Gemächer beschäftigt sind. Paläste,

mend, mit Kühnheit, Verstandeskraft, den Gewohnheiten und Lastern der Aristokratie begabt, wollte er Demagog sein, um durch den Glanz einer alltäglichen Popularität zu ersetzen, was ihm an wirklicher Achtung und an Kredit gebrach.

Dieser ausgezeichnete Mann, Mirabeau's wahres Vorbild, befand sich nicht wohl in der Hofluft. Er neigte sich zum gemeinen Haufen hinab, um desto mehr hervorzustechen. Fox befand sich in eben so großer Verlegenheit, Sprache und Benehmen der Leute, mit denen er von nun an Umgang hatte, nachzuahmen, als diese finden mochten, Sprache und Manieren der Leute von gutem Ton nachzuäffen. Sein Ehrgeiz allein gab ihm den Muth, sich so tief herabzuwürdigen, und Theil zu nehmen an dem Geschrei und den Ausschweifungen der Tavernen, den Aufläufen und den erbärmlichen Empörungen der willenlosen Menge sich beizugesellen. Unerschrocken, reizbar, wüthender Spieler, verdorben und liederlich im höchsten Grade, begierig auf augenblicklichen Erfolg, wenig bekümmert, was man in Zukunft von ihm sagen könne, entschlossen in allen Kämpfen Sieger zu bleiben, um welchen Preis er auch triumphiren müsse; dabei dennoch Mann von Ehre und bis zur Uebertreibung edelmüthig in seinen Privatverhältnissen, obgleich ohne allen Skrupel, in den öffentlichen Angelegenheiten, immer beredt, am meisten wenn seine Sache abscheulich war, und gar nicht vertheidigt werden zu können schien, mit stoischen Axiomen bewaffnet, die er am kräftigsten geltend machte, wenn er ein Trinkgelag oder ein öffentliches Frauenzimmer verlassen, furchtbarer, feuriger,

manchmal erhabener Redner, deſſen Worte vom glühendſten Enthuſiasmus entbrannt zu ſein ſchienen, wenn er am unverſchämteſten log: ſo war Fox, der während der erſten Zeit ſeiner politiſchen Laufbahn ſich begnügte, Burkes Zögling und Mündel zu ſein, der aber, unfähig denſelben Geſetzen ſich zu unterwerfen, ſeine Handlungen in einer ſo genauen Wage zu wiegen, als dieſer, bald der Zügel ſich bemächtigte, die ſein Meiſter hatte fallen laſſen.

Nach zehnjähriger Arbeit zu Gunſten der gemäßigten Oppoſition Rockinghams, überlies Burke ſeinen Platz dem jungen, ſprühenden Manne, deſſen Laſter populär geworden, deſſen Spitzworte und Abenteuer in allen Sälen und Trinkhäuſern wiederholt wurden, der wie Algernon Sidney, oder wie Cato ſprach, und der wie der Herzog von Rocheſter oder wie Sylla lebte, zu Allem bereit, gewaltig im Wetten, Säufer, Spieler, ausſchweifender Menſch, der, nachdem er in einer ſtürmiſchen Nacht die Hälfte ſeines Vermögens verloren, in das Unterhaus zurückkehrte, um alle Leidenſchaften, alle Gleichſtimmung der Einen, allen Haß der Andern zu erwecken.

Burke hatte zu viel Philoſophie, zu viel Gewiſſenhaftigkeit und geſunde Vernunft, etwas zu Ernſtes und zugleich zu Beſcheidenes, um einem Manne, wie Fox, den Sieg ſtreitig machen zu können. Indeſſen wendete er ſich nicht plötzlich ab von ſeinem ehemaligen Zögling, der ſein Meiſter geworden. Er unterſtützte ihn noch in einigen ſeiner Maßregeln, unter andern bei Aufſtellung des bekannten Bills über Indien, wo er die ganze Macht ſeiner Beredſamkeit beurkundete.

„Wie," rief Burke, „wir nennen uns Eroberer, und statt durch Eroberung zu zivilisiren, gleich den Römern, begnügen wir uns, zu zerstören! Jener Usurpatoren-Stolz, der uns in so ferne Gegenden geführt, hat er sein eigenes Elend ausgeglichen, indem er wenigstens herrliche Denkmäler auf dem von uns verheerten Boden erhoben? Wo sind unsere Schulen, unsere Kirchen, unsere Paläste, unsere Krankenhäuser? Als Gebieter Indiens hat England noch keine Kanäle gegraben, noch keine Brücken gebauet, noch keine Landstraßen gebahnt. Wir haben Indien überschwemmt, nicht wie ein zivilisirender Strom, wir haben es vielmehr wie wilde Tiger oder Elephanten heimgesucht, in dem wir Alles auf unserm Wege zertrümmert haben. Entreißt ein Aufstand der Eingebornen, oder ein Barbaren-Einfall uns unsere Besitzungen, so wird nichts übrig bleiben, was unsere Anwesenheit, die Zeit andeuten könnte, wo wir dort geherrscht, und wo wir nichts als Jammer und Elend hinterlassen."

Jedesmal, wenn Burke über Indien sprach, erhob er sich bis zu so großartiger Beredsamkeit, wie wenn er neue Begeisterung gefunden hätte in den seltsamen Sitten dieses entlegenen Landes, in seines Kultus befremdender Pracht. Der Ausdruck seiner Einbildungskraft hatte etwas wahrhaft Morgenländisches, und seine Macht bestand in dem Gemisch einer gedrängten nordischen Beweisführung, in einer strengen, durchgreifenden Dialektik, und in einer Poesie, welche von den Strahlen der asiatischen Sonne durchglühet schien. Solches sind die seltenen Eigenschaften, die

man in Burke's Reden gegen den Generalgouverneur Indiens, Hastings, vereinigt findet.

Diese Reden sind das einzige Beispiel der neuern Zeit, welches man den Reden Cicero's gegen Verres entgegenstellen kann. Der gegen Hastings anhängig gemachte Prozeß dauerte zehn Jahre, und die Nichtschuldig-Erklärung des Angeklagten mußte allein der Ermüdung seiner Richter zugeschrieben werden. Es war um ein so großes Land, wie ganz Europa, und um Summen zu thun, die dem Gesammt-Einkommen Englands gleichkamen.

Hastings, früher arm und von gewöhnlichem Herkommen, hatte anfänglich Unterricht in fremden Sprachen gegeben und sich nach und nach bis zum Posten eines General-Gouverneurs von Indien erhoben. Viele Erpressungen und grausame Handlungen wurden ihm zum Vorwurfe gemacht. Nie war eine Anklage mit größerer Feierlichkeit umringt. In der Westminsterkirche, in Mitte der berühmtesten Verblichenen Großbritanniens, unter den hohen majestätischen Wölbungen, in Gegenwart des Ober- und Unterhauses, unterstützte der erste Redner seiner Zeit die schreckliche Anklage. Er brauchte neun Tage zu diesem Geschäfte, und die Richter brauchten zehn Jahre, um darüber nachzudenken. Wir wollen nur eine Stelle anführen aus diesem Meisterwerke Burke's:

„Es sind jetzt die letzten Worte, welche ich an Sie richte, Milords. Alle diese Verbrechen, ich lege sie Warren Hastings zur Last."

„Wo können Sie ein größeres Begehen nationaler Gerechtigkeit finden? Es ist um unterdrückte Könige,

um beraubte Staaten, um der Plünderung überlassene Monarchien zu thun."

„Wo finden Sie einen größeren Verbrecher, Milords? Sah man je mehr Ungerechtigkeiten aufgehäuft über ein und dasselbe Haupt? Nie wird Indien solche Schuldige Ihnen darbieten. Es kann sie nicht mehr befriedigen. Warren Hastings hat seine Schätze verschlungen, alle seine Hilfsquellen erschöpft."

„Wo können Sie größere Ankläger finden, Milords? Es sind die Gemeinen Englands (ruhmwürdiges Schauspiel), die von Indien durch die Schranken der Natur, durch Erdtheile und Weltmeere, geschieden, die Wunden verspüren, welche man den Eingebornen Hindostans beigebracht, wie wenn sie selbst dadurch verletzt worden wären, die Gerechtigkeit fordern für ihre entfernten Brüder, zwischen denen und ihnen der Erde Halbmesser sich befindet, und die Ihnen zurufen: „Rächet ihre Schmach, und Ihr werdet uns gerächet haben!"

„Wo können Sie einen Gerichtshof finden, dem strenge und vollkommene Gerechtigkeitspflege mehr zuständig wäre? Der König, die Pairs von England, alle Adeliche, die Leuchten der Religion: vor Ihnen, vor Ihnen allen klage ich Warren Hastings an. In Ihre Hände lege ich die Interessen Indiens und die der Menschheit nieder. Ich lege sie ohne Besorgniß nieder, und ich, Beauftragter des Unterhauses, klage Warren Hastings des Hochverraths an.

„Ich klage ihn an im Namen Großbritanniens, im Namen des Parlaments, dessen Vertrauen er verrathen. Ich klage ihn an im Namen Englands, dessen

Ehre er verletzt. Ich klage ihn an im Namen des indischen Volkes, dessen Gesetze er vernichtet, dessen Freiheit er mit Füßen getreten, dessen Eigenthum er verheert, dessen Gebiet er einer Wüste gleich gemacht. Ich klage ihn an im Namen der von ihm verletzten ewigen Gesetze der Tugend und Gerechtigkeit. Ich klage ihn an im Namen der eigenthümlichen und nationalen Gesetze, die er zerrissen hat."

„Ich klage ihn endlich an im Namen der menschlichen Natur, die von ihm auf alle mögliche Weise, in jedem Alter, in jedem Geschlechte, in allen Bedingungen beschimpft worden durch seine Habgier und seine Erpressungen, durch viehische Behandlung jeder Art, durch Vergiftung, Feuer und Schwert."

Der seitdem verflossene Zeitraum vergönnt uns, die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der von Burke geltend gemachten Beschuldigungen zu würdigen. Wie gewöhnlich in menschlichen Dingen, hatte er darin Recht und Unrecht. Er hatte Recht in Betreff der allgemeinen Sittlichkeit. Er hatte Unrecht in Bezug auf die speziellen Umstände, worauf er sich stützte.

Genöthigt mit barbarischen Rajahs Krieg zu führen, gegen wilde Völker sich zu vertheidigen, und zu diesem Zwecke der Landes-Eingebornen selbst sich zu bedienen, mußte Hastings wohl oder übel ungerechter, unmenschlicher Mittel sich bedienen, daher Bestechung, Bedrückungen jeder Art, Entsetzen, sogar Martern und Hinrichtungen. Er bildete seine Politik nach der morgenländischen, womit er es zu thun hatte, und war fast in Allem ein Rajah, ein asiatischer Despot geworden.

Als solcher hielt es schwer, ihn anzuklagen. Wollte man dagegen in ihm die britische und christliche Magistratsperson erblicken, dann freilich liessen die meisten seiner Handlungen auf keine Weise sich rechtfertigen. Als Ergebniß seines Verfahrens hatte er die englische Macht in Indien befestigt, und der ostindischen Gesellschaft ungeheure Schätze zugewendet. Seine Mittel waren die einer um so blutigeren und treuloseren Politik gewesen, als er unaufhörlich mit treulosen und blutgierigen Fürsten zu kämpfen hatte.

Und sieht man denn nicht, daß in allen menschlichen Dingen immer eine schreckliche, unvermeidliche Logik vorherrschend ist? Englands Gewaltanmaßung in Indien war eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Um eine so ungerechte Sache zu unterstützen, konnte man sich unmöglich gerechter Mittel bedienen.

Einige protestantische Kaufleute hatten durch Schlauheit und Bestechung nach und nach eines großen Gebiets sich bemächtigt, wo das muselmännische Gesetz und der bramanische Polytheismus herrschend waren. Sie hatten die moralische und physische Schwäche der Eingebornen, die lange Knechtschaft, worin sie geschmachtet, wie ihre Furchtsamkeit und ihre inneren Zwistigkeiten zu ihrem Vortheil benutzt. Kaum war jedoch das Verhältniß der Eroberer zu den Eroberten, wie eins zu hundert. Bei den Indus war überdem eine tiefe, beinahe instinktartige Abneigung gegen die nordischen Männer eingewurzelt. Sie versprachen sich von ihnen nichts Gutes, und was sie bereits von ihnen erfahren, war eben nicht besonders einladend.

Aus einem so widernatürlichen Zustande entstand alles Unheil, alle die Bedrückungen, Tiranneien und Ungerechtigkeiten, welche Burke auf eine so tragische und durchgreifende Weise geltend gemacht. Dagegen erkannte er in Hastings nicht das nothwendige Werkzeug einer ungerechten Sache. Er vergaß, daß das englische Volk, indem es den General-Gouverneur verurtheilte, sich selbst verurtheilt haben würde; daß die Abscheulichkeiten selbst, worüber man mit so vielem Rechte sich beklagte, nur durch die Nothwendigkeiten der Lage Hastings, durch die eben angedeuteten Abweichungen von der allgemeinen Regel veranlaßt worden. Er vergaß endlich, daß der große Schuldige in dieser Sache nicht Warren Hastings, oder seine Untergeordneten, waren, sondern die Habsucht, die Goldgier, welche die ostindische Gesellschaft zur Handels-Eroberung eines Landes angetrieben, von welchem sie durch ganze Festländе und Meere geschieden war.

Diese Bemerkungen sollen jedoch weder Burke's Beredsamkeit, noch sein überlegenes Talent beeinträchtigen, eben so wenig, als Gibbon's Ungerechtigkeit gegen das Christenthum, seine schönen Eigenschaften als Geschichtschreiber, und Châteaubriand's Deklamationen für und wider die Freiheit, als seine beständigen Schwankungen seinen Ruf als ausgezeichneter Schriftsteller vernichten.

Es ist ein arger Verstos für einen Staatsmann, wenn er zu Theorien sich erhebt, die zu unbestimmt sind, und die man oft kaum bloße Spekulationen nennen kann, weil sie auf keinen besondern Fall sich

anwendbar machen lassen. Zu oft nur hat Châteaubriand ein solches Unglück gehabt. Auch Burke ist davon nicht verschont geblieben, mit dem Unterschied jedoch, daß Châteaubriand seiner allgemeinen Theorien sich bediente, um seine augenblicklichen Leidenschaften geltend zu machen, während Burke im Gegentheil für allgemeine Theorien sich ereiferte, die er als höchste Gesetze der Tagespolitik aufzuerlegen sich bemühete. Diese Unbeugsamkeit von Burkes Genie führte ihn weiter, als er selbst wollte, eben so wie der heftige Schwung Châteaubriands ihn bald sehr gewichtige bald lächerliche Irthümer begehen läßt, und ihn unaufhörlich in Widerspruch mit sich selbst stellt.

Warren Hastings und die französische Staats-Umwälzung waren für den berühmten irländischen Redner Gegenstände bewunderungswürdiger Verwünschungen, deren Richtigkeit jedoch nur theilweis angenommen werden kann. Zerstörend, tirannisch, alles Vergangene verachtend, unbesonnen der Zukunft sich überlassend, ohne sie vorzubereiten, oft blutgierig und barbarisch, so stellte die französische Revolution Burkes Augen sich dar. Er erkannte sie nicht als nothwendig, nicht als vorbereitet durch die bisherige Verwaltung. Seine rednerische Philosophie beschäftigte sich nur mit der Angelegenheit grellster Seite. Sie übertrieb das Entsetzen, sie machte alle Schattirungen noch dunkler, sie berauschte sich so zu sagen in ihren Besorgnissen. Aber in Mitte dieser Fluth von Verwünschungen und Hyperbeln, die Burkes politische Werke überströmte, bemerkt man auch

eine große Menge fruchtbarer Gedanken und lichtvoller Wahrheiten. Wie genau sagt er nicht das Schicksal dieser Republik voraus, die sich verjüngen will, indem sie sich zerreißt, dieser Gesellschaft, die sich ohne Grundlage erheben, und sich neugestalten will, indem sie die Vergangenheit zertrümmert. Wie gut er ihn schildert, diesen König ohne Macht, dies zügellose Volk, diese ungeheure, verhängnißvolle Unvernunft, die so schwer, so grausam bestraft wurde.

In Betreff des literarischen Verdienstes zögern wir keinen Augenblick, den Briten Burke über den Franzosen Châteaubriand zu stellen. Selbst in seinen Irrungen noch hat er das Verdienst des Zusammenhanges und der Gewissenhaftigkeit. Wenigstens beharrt er bei seiner einmal gefaßten Meinung, während der letzte bald diese, bald eine durchaus entgegengesetzte vertheidigt. Als geschickter Metaphysiker, mit einem lebhaften poetischen Instinkt, einer großen Energie des Vortrags und einem wundervollen Kolorit begabt, nimmt er unter den neuern Rednern einen Platz ein, der ihn dem alten Griechen Demosthen am nächsten stellt.

Bemerken wir jedoch, daß bei Burke und Châteaubriand, wie bei Gibbon, die Gewohnheiten und Beschäftigungen des Schriftstellers immer die Oberhand über den Politiker behalten haben. Als Anreger großer Interessen, als den Angelegenheiten ihres Landes einen gewissen Schwung verleihend, können wir nicht umhin, über diese rednerischen und poetischen Talente, selbst in ihrer zusammen-

gedrängteſten Thatkraft, wie bei Burke, oder in ihrem leichten aber kühnen Drange, wie bei Châteaubriand, Männer wie Chatam und Pitt zu ſtellen, die einen wirklichen, thätigen Einfluß auf die nationalen Intereſſen ausgeübt, und die ihrem Berufe als Staatsmänner ihre literariſchen Talente immer untergeordnet haben.

Besuch im Irrenhause zu Kahira.

Wie glücklich auch die Ergebnisse seien, welche auf Aegyptens Zivilisirung das Bestreben der Europäer hervorgebracht, die der Wiedergeburt dieses Landes ihre Talente und Mühe gewidmet haben, kann man doch leicht ermessen, nach der Beschreibung welche ein Reisender von dem Irrenhause in Kahira (Kairo) gibt, daß die Wohlthaten der Zivilisation sich noch nicht bis auf dieser Anstalt unglückliche Bewohner erstrecken.

Uebrigens muß man über eine solche Gleichgültigkeit sich nicht wundern. Wer dieser Anstalten Geschichte bei allen zivilisirten Nationen studiert hat, erkennt bald, daß die Verbesserung der Lage der Wahnsinnigen eines der spätesten Ergebnisse der Sitten-Verfeinerung ist. Die Zeit ist uns noch nicht sehr fern, wo der seiner Vernunft beraubte Mensch in allen Ländern Europa's als noch unter dem Haus-Vieh stehend betrachtet wurde, und wo er demnach mit derselben Härte und Grausamkeit wie die wilden, verderblichen Thiere behandelt wurde.

„Von dem Kloster," sagt der Reisende, „begaben wir uns nach dem Irrenhause, welches einen Flügel der großen Moschee bildet, deren Haupt-Eingang man durchschreitet, um in den Hof zu gelangen, wo die Wahnsinnigen sich befinden. In allen Ländern ist ein Irrenhaus immer ein entsetzliches und demüthigendes Schauspiel für den menschlichen Stolz. Aber in keinem andern Lande vielleicht gibt es ein so fürchterliches, so empörendes Narrenhaus,

als das in Kahira. Darf man aburtheilen nach dem wilden Anblick der Wärter, wie nach dem Zustande der unglücklichen Geisteskranken, die mit offenen Wunden und dickgeschwollenen Striemen bedeckt sind, müssen hier Szenen sich ereignen, die zu grausam, zu schmerzlich sind, als daß man sie genauer zu beschreiben unternehmen möchte.

„In Mitte des Hofes ist eine viereckige Pfütze, die man manchmal mit dem Namen Brunnen beehrt, die aber, ihrem Ansehen und dem davon aufsteigenden Gestank nach, mehr einem Kloak oder einem Abzugsgraben ähnlich ist. Die von mephitischen Dünsten geschwängerte Atmosphäre ist verdorbener, widerlicher als die eines anatomischen Saales im Monat Juli. Mauern und Steinpflaster sind mit einer feuchten, grünlichen Materie bedeckt, die das Gemüth des Besuchenden vorbereitet auf die schauderhaften Szenen, deren Zeuge er im Innern der Zellen sein wird.

„Der den Hof umschließenden Mauer gegenüber erblickt man eine gewisse Zahl Oeffnungen, die mit viereckigen Eisenthüren versehen sind, welche man für eben so viele Ausgänge unterirdischer Löcher, bestimmt zum Einsperren wilder Thiere halten möchte, wenn man nicht in jeder derselben, gegen die Gitterthür gelehnt, ein menschliches Wesen bemerkte, das gewöhnlich von Kopf bis zu Fuß vollkommen nackt ist. Eine schwere Kette hängt von dem massiv eisernen Halsbande herab, das über den Schultern zusammengeschmiedet ist. Diese Kette geht durch die Gitterthür und zieht sich aussen längs der Mauer bis zur

Oeffnung des benachbarten Kerkers, wo sie ebenfalls an dem Halsbande eines zweiten Wahnsinnigen befestigt ist, so daß, wenn der eine in seinem Loche eine Bewegung macht, der andere wenn er am äussersten Ende der Kette sich befindet, nothwendigerweise zu Boden gerissen, oder genöthigt wird, auch seinerseits die gleiche Bewegung zu machen.

„In der ersten Zelle, auf der rechten Seite, sahen wir einen jungen Araber in eine so große Unempfindlichkeit versenkt, daß ihn nichts daraus zu entreissen vermochte. Er wendete die Augen ab, als wir an ihm vorübergingen, sonst hätte man ihn für eine Bildsäule halten mögen.

„Der zweite war ein Soldat, der auf Kandia von einem Anfall von Wahnsinn betroffen worden, und den Mohamed Ali für seines Lebens Ueberrest hier hatte einsperren lassen. Er saß hinter dem Eisengitter mit untereinandergeschlagenen Beinen, übrigens durchaus nackt, die Aerme über der Brust gekreuzt, und die Augen geschlossen, wie wenn er geträumt hätte. Man rüttelte ihn, und rief ihn bei seinem Namen, wonach er langsam die Augen öffnete. Als einer der Anwesenden ihm eine Blume darbot, roch er daran, schien uns mit Theilnahme zu betrachten, lächelte, wenn man ihn anredete, sagte jedoch nicht ein einziges Wort. Kaum verließen wir ihn, so sank er wieder in seinen gewöhnlichen Zustand der Bewußtlosigkeit zurück.

„Das Individuum, welches die Zelle neben der seinigen bewohnte, lag in einem Winkel, mit Matte und Decke umhüllt. Es erhob das Gesicht, als man es rief, heftete seine verstörten, erloschenen Augen

auf uns, verkroch sich dann wieder, und wollte sich nicht mehr sehen lassen.

„Nebenan, hinter der Gitterthür, befand sich ein 18jähriger Jüngling, den man mit Gewalt seinem Dorfe entrissen, und als Soldat zur Armee gestoßen hatte *). Aus Verzweiflung über dies Verfahren hatte er den Verstand verloren, und war nun auf immer geschieden von den Seinigen. Wahrscheinlich war sein Wahnsinn anfänglich nichts, als auf's Höchste gesteigertes Heimweh, das man, durch zweckmäßige Behandlung leicht hätte heilen können, und daß nun in unheilbare Wuth ausgeartet war.

„Nach ihm kam ein junger Araber, der mit ausserordentlicher Gesprächigkeit die Geschichte seiner Gefangenschaft wiederholte. Seiner Behauptung zufolge war er sie seiner Schwester schuldig, die ihn aus seinem Geburtsorte hatte wegbringen und hier einsperren lassen. Neben ihm war ein anderer Araber, üppig wie ein Satyr, eben so auffallend durch seine unglaubliche Schnellzüngigkeit, als durch die sonderbaren Verirrungen seines sinnlichen Wahnsinns.

„Aber es ist unmöglich, einen nach dem andern alle die Unglücklichen anzuführen, welche in den Zellen dieses schrecklichen Gebäudes eingesperrt waren. Der furchtbarste von allen, war ein Mann, gebürtig

*) M. s. über das barbarische Verfahren der Rekruten-Aushebung in Aegypten, den Artikel: „Gegenwärtiger Zustand der ägyptischen Macht unter Mehemet Alis Leitung," im dritten Theile des laufenden Jahrgangs dieses Werkes.

von Kahira, mit allen Lastern vertraut, obgleich zu einer angesehenen Familie gehörig. Er war mit Wunden und Striemen von oben bis unten überdeckt, mager, entfleischt, von dem Fieber verzehrt, das nach und nach seine Vernunft zerrüttet. Seine flüssigen, sprühenden Augen, die aus ihren Hölen springen zu wollen schienen, irrten unstät umher, während seine Bewegungen die empörende Tendenz seiner Krankheit verriethen.

„Ganz in seiner Nähe war ein Musselim, der, als er bemerkte, daß wir Franken seien, eine Fluth von Verwünschungen gegen uns ausstieß, deren Verrückte allein in dem heutigen Aegypten sich noch bedienen dürfen, und womit früher alle Rechtgläubigen jeden „Cristenhund“ regalirten.

„Wir bemerkten auch ein Individuum, das, wie es selbst uns hinterbrachte, eines entsetzlichen Verbrechens sich schuldig gemacht. Da seine Angabe jedoch durch nichts bewahrheitet wurde, erklärte man ihn für verrückt, und sperrte ihn ein. Man bedient sich seiner zur Verfertigung von Spangen und Knöpfen. Uebrigens bemerkte man, ausser seiner fixen Idee des von ihm begangenen Verbrechens, worüber er mit lachendem Munde sprach, durchaus nicht die mindeste Spur von Wahnsinn.

„Der alte arabische Wächter, der bei unserm Besuche uns als Führer diente, war vollkommen fühllos geworden, durch den beständigen Anblick der Geisteszerrüttung, und kümmerte sich eben so wenig um den Zustand als um das Wohlergehen seiner Pflegbefohlenen. Das Geschwätz und die unzusam-

menhängend ausgestoßenen Phrasen der Geisteskranken langweilten und erbitterten ihn, weshalb er rechts und links um sich hieb, um sie zum Schweigen zu vermögen, und ohne unsere Bitten oder Vorstellungen zu beachten.

„Ich habe nicht erfahren können, worin die Nahrung dieser unglücklichen Menschen besteht, und ob, oder wie man sie wiederherzustellen sich bemühet. Die Anstalt wird wohl von Zeit zu Zeit von Aerzten besucht. Aber ihr alleiniger Anblick, wie ihre innere Einrichtung, sind Gegenstände des Abscheues für alle Fremden, sind eine wirkliche Schande für das ägyptische Land.

Ueber die Schönheit bei den organisirten Wesen.

Das Gefühl des Schönen ist nicht immer ein und dasselbe bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Oft läßt man darin durch Vorurtheile sich leiten, oder gehorcht den Eingebungen einer fehlerhaften Organisation. So ist man, in Verfolgung übler Pfade, zu einem traurigen Ergebniß, dem verdorbenen Geschmack, gelangt.

Der Chinese gibt aus diesem Grunde einem durch Kunst verkrüppelten, unnatürlich kleinen Fuße vor allen übrigen Schönheits-Prinzipien der weiblichen Gestalt den Vorzug. Der Aethiopier liebt nichts als eine kurze, breite, rüsselartige Nase, und kann nicht begreifen, wie man einen griechischen oder römischen Gesichtserker, edel, schön und stolz nennen könne. Der Mexikaner findet eine hohe, breite Stirn über alle Beschreibung häslich. Ihm zufolge bestehet der eigentliche Schönheitstypus in einem engzusammengedrängten Hirnkasten, in großen Ohren, und beim weiblichen Geschlecht noch überdem in einem langgedehnten, weitherabhängenden Busen.'

Unter wie vielen verschiedenartigen Gestalten hat man nicht die Schönheit dargestellt? Bald zeigt man sie uns unter den Zügen eines Herkules, bald unter denen einer Venus. Je nach Vorurtheil oder Einbildungskraft, macht man sie hier zum Sinnbild der Grazie und Zartheit, dort zum Wahrzeichen der Stärke und Kraft.

Wie aber soll man unter allen diesen oft ganz entgegengesetzten Gesinnungen sich erkennen, und gegen

einseitiges Urtheil sich verwahren? Nur allein dadurch, daß man die Natur beobachtet, nicht in ihren Verirrungen, sondern in den vollkommenen Mustern, welche sie in den verschiedenen Klassen der organisirten Wesen aufgestellt. Was nicht „Natur“ ist, ist falscher Schimmer, heterogener Schmuck, eine Abweichung von der Regel, und manchmal ein Ungeheuer, das keinen Namen hat. Sie allein ist die Regel, von der man sich nie entfernen, das Maß der Wirklichkeit, welches man immer zur Hand behalten soll, das Gesetz, welches Verfügungen billigt, oder Fehler, Mängel, Verirrungen der Menschheit verwirft. Die Schönheit bei den Thieren kann demnach nichts anderes sein, als die Gesammtheit der physischen und moralischen Wirksamkeiten.

Warum haben wir dem Löwen den Vorrang vor allen andern vierfüßigen Thieren zugestanden? Ist es nicht seiner Schönheit, seiner Majestät, seiner Stärke wegen? Ist es nicht wegen der genauen Uebereinstimmung seiner Glieder, der Gesammt-Vollkommenheit wegen, die man in seinem ganzen Körper bemerkt? Man sehe wie rasch, wie gelenkig, wie verständig und großmüthig er ist. Welch' anderes vierfüßiges Thier kann man ihm gleich stellen; welch' anderes hat mehr Zierlichkeit, mehr Muth, mehr Adel und Kraft?

Zudem ist der Löwe sehr eindrucksfähig. Er bemerkt leicht, wenn man ihn auszeichnet, ihn gut behandelt, und zeigt sich erkenntlich dafür. Sein Stolz läßt ihm erlittene Mißhandlung nicht oft vergessen, und mehr als einmal hat er sich furchtbar gerächt, wie erst neuerdings das Beispiel des Thierbändigers

Martin bewiesen, der in der Zelle einer von ihm abgerichteten Löwin, die Kühnheit so weit trieb, dem hungrigen Thiere seine Speise entreissen zu wollen, wobei er es mit einer Reitpeitsche über den Kopf schlug. Den Verwegenen mit der einen Tatze niederwerfen, mit der andern ihm den Kopf abreissen, und dann ruhig sich zur andern Seite wenden, war das Werk eines Augenblicks.

Seiner Macht und Ueberlegenheit sich bewußt, bedient der Löwe derselben sich im äussersten Nothfall nur, und mißbraucht sie selten oder nie. Er greift seinen Gegner nie anders als offen an, Stirn gegen Stirn. In diesem Betrachte also, wie noch in vielen andern, ist er den übrigen vierfüßigen Thieren weit überlegen durch seine physischen und moralischen Eigenschaften, welche kein anderes in einem so hohen Grade besitzt.

Der Elephant, obgleich von ungeheurer Größe, ist im Grunde doch nichts, als eine unförmliche Masse. Wahr ist es, daß er viel Begriffsvermögen hat, und sich mit Leichtigkeit zähmen läßt. Aber sollte man nicht berechtigt sein, mehr noch erwarten zu dürfen von einem so sehr entwickelten Gehirn? Welche Trägheit überdem in seinen Bewegungen, verglichen mit der Schnelligkeit, mit der ausserordentlichen Nervenkraft des Löwen. Wie behend, wie geschmeidig er ist, und wie beschränkt in seinen Bewegungen dagegen der Elephant?

Und ist es nicht noch jene Uebereinstimmung moralischer und physischer Eigenschaften, jene vollkommene in seinem ganzen Wesen herrschende Gleichförmigkeit, die uns beim Pferde erfreut und interessirt, die uns

veranlaßt, es zu betrachten als den Ausdruck jenes schönen Ideals, das man selten nur bei andern Thieren findet. Von schönem Wuchs, regelmäßig in seinen Formen, in dem genauen Verhältniß seiner Glieder, in der strengen Richtigkeit seiner Züge, vereint es in sich Majestät mit Grazie, Geschmeidigkeit mit Stärke und Muth.

Man sehe, wie es stampft und schnaubt, wenn es Trompete oder Trommel hört, wie es das Blachfeld durchrasет, wie es bei Kanonendonner und Waffengeklirr sich belebt, wie es mit Ungeduld den Boden aufwühlt. Wie schön ist es besonders, wenn es heissen Dunst zu seinen Nasenlöchern hinausstößt, seine lange Mähne schüttelt, wenn es beim ersten Zeichen der drohendsten Gefahr Trotz bietet, sich furchtlos mitten in das dickste Gewühl stürzt, und stolz und glücklich zu sein scheint, wenn es zum Siege beigetragen.

Aber wie stolz es auch sein mag, mit welcher Gelehrigkeit gehorcht es nicht zu gleicher Zeit, ohne irgend eine sklavische Unterwürfigkeit zu zeigen. Es ist weder intrigant noch boshaft, vergißt genossene Wohlthaten nie, und zeigt gegen seinen Herrn, wenn es gut von ihm behandelt worden, immer eine große Anhänglichkeit.

Warum im Gegentheil verachten wir jenes Thier, den Ay (A-ih), den man nur in den Urwäldern Amerikas findet, und den man, seiner ausserordentlichen Trägheit wegen, Faulthier zubenannt? Ist es nicht aus dem Grunde, weil die Natur ihm alle jene Eigenschaften versagt, womit sie den Löwen und das Pferd so reichlich ausgestattet? Ist es nicht,

weil er das häslichste und dümmste aller vierfüßigen Thiere ist?

Sein Körper ist nichts als eine unförmliche Aneinanderfügung, die auf den ersten Blick ganz unbelebt scheint. Seine intellektuellen Eigenschaften sind so beschränkt, daß er kaum genug Instinkt hat, um den Baum zu erkennen, worauf seine Nahrung sich befindet. Kaum hat er auch Kraft und Geschicklichkeit genug, um allmählig bis zu den Zweigen zu gelangen, welche die von der Natur für ihn bestimmten Früchte tragen. Er hat so wenig Nervenkraft, daß er, unfähig wieder hinabzukriechen, sich wie eine Kugel zur Erde fallen läßt, wo er ohne Vertheidigung dem mörderischen Zahn der fleischfressenden Thiere überlassen bleibt, die er nicht einmal vermeiden kann.

Dies Thier würde sich wenig unterscheiden von einer Pflanze, wäre es blind geboren. Aber die Natur hat es nur kurzsichtig machen wollen. Es läßt sich schwer bestimmen, ob das ihrerseits eine Gunstbezeugung gewesen. Seine Füße haben keine Haltung; es kann die Zehen nicht einzeln bewegen. Sein Haar ist platt, und hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem vom Winterhauch berührten Grase. Auch seine Beine sind zu kurz, und scheinen verkrüppelt durch die Art und Weise, wie sie am Körper befestigt sind. Der Ay hat 46 Rippen, während der Elephant deren nur 40 hat. Seine Nägel sind von unverhältnißmäßiger Länge.

Wollte man auf einer Stufenleiter die verschiedenen Ueberlegenheits-Ansprüche der vierfüßigen Thiere bestimmen, würde dieses arme Geschöpf seinen Platz

auf der untersten Sprosse finden. Bemerkt man beim Durchschreiten eines Waldes zufällig dies Thier, so hat sein Anblick etwas wirklich Zurückstoßendes, während der Ara auf eine fast zauberische Weise den Blick fesselt, und uns nöthigt, mit steigender Bewunderung ihn zu betrachten. Seine imposante Stärke, das sprühende Roth seines Körpers, der angenehme Wechsel von roth, blau, gelb und grün, womit seine Flügel übertüncht sind, sein schöner blau und scharlachrother Schweif, seine hin und herschwankende Federkrone, Alles scheint sich zu vereinigen, um für ihn den Titel eines Königs der Wälder in Anspruch zu nehmen.

Wenn wir aber unsern Schönheitsbegriff anwendbar machen auf die Thiergattungen, welche uns alle jene Beziehungen darbieten, wenn wir dagegen ihn denjenigen versagen, welchen es daran gebricht, sind wir da nicht manchmal ungerecht, in so fern wir, unter dem Einflusse gewisser Vorurtheile, uns durch mehr glänzende als wirkliche Eigenschaften verführen lassen?

Wenn wir unter andern mit Parteilichkeit der Giraffe, weil sie schöne Farben, eine hübsche Haut, einen hohen, graden Wuchs und einen zugespitzten Kopf hat, Ansprüche zugestehen, die wir dem getreuesten und nützlichsten unserer Hausthiere verweigern, weil es zu lange Ohren hat, weil sein Haar rauh und wenig anscheinend ist; sind wir da noch konsequent mit uns selbst?

Denn die Giraffe ist weder gelenkig, noch robust, weder muthig noch stark, weder intelligent noch wahrhaft nützlich. Man bemerkt an ihr weder Gleichför-

migkeit noch Ebenmaß im Gliederbau. Ihr Rumpf ist zu kurz, ihre Beine sind zu ungleichförmig, ihre Muskeln zu gedrängt, während der Esel vollkommen regelmäßig gebauet ist. Er hat Geschmeidigkeit und Stärke. Mit Geduld, und ohne daß seine Gesundheit darunter leide, erträgt er Mühseligkeiten und Entbehrungen jeder Art. Zudem ist er weit verständiger, weit umsichtsvoller, als man gewöhnlich glaubt. So ist dem sanften friedfertigen Windfänger (Ziegenmelker) seit Aristoteles bis zu uns, des Menschen Unbilligkeit zu Theil geworden. Bei alledem sind solche Vorurtheile selten, und unser Urtheil wird nicht immer von parteiischem Mißbegriff eingegeben.

Vergleichen wir jetzt die Vögel mit den kriechenden, oder mit den Schalthieren, warum gestehen wir immer den ersten den Vorzug zu? Ist es nicht, weil sie über diese große Vortheile haben? Gleichförmigkeit in ihrem Bau, in ihrer verhältnißmäßigen Stärke und ihrer Muskelkraft, dazu ein buntes, herrliches Gefieder, ein durchdringendes Auge, einen feinen, sehr entwickelten Geruch. Mit einer unvergleichlichen Zartheit in den Organen der Stimme, vereinigen sie viel Nachahmungs-Talent und ein erstaunliches Gedächtniß. Nichts entgeht ihnen. Keine Schwierigkeit hält sie zurück. Mit großer Genauigkeit ahmen sie gewisse Melodien, Modulationen, harmonische Tonleitern nach, wiederholen Worte, sogar ganze Phrasen nach einigen ihnen ertheilten Lektionen.

Sie haben eine besondere Vorliebe für die Orte, wo sie das Tageslicht erblickt. Sie lieben ihr Geburtsland, und werden leicht mit dem Menschen vertraut. Mit welcher Geschicklichkeit bauen sie nicht

ihr Nest. Mit welcher Schnelligkeit versetzen sie sich nicht von einem Orte zum andern, und durchschneiden sie die Lüfte mit leichtem Flügelschlag. Sie schwingen sich von der Erde empor, wo alles gehet und kriecht, und man möchte meinen, sie gehörten ihr nicht mehr an. Wie frei, wie glücklich, wie zufrieden sie sind!

Welch' großer Unterschied zwischen ihnen und den kriechenden oder den Schaalthieren, beschränkt auf ihren alleinigen Instinkt der Wiedererzeugung und der Erhaltung. Wie sehr fehlt es diesen letzten an allen angenehmen Eigenschaften. Wie häslich, wie zurückstoßend sie sind. Wie beschränkt ihr Fassungs-Vermögen ist. Nein, wahre Schönheit ist nur da, wo Vereinigung physischer und moralischer Eigenschaften besteht.

Handels-Freiheit.

England in Bezug auf die übrigen europäischen Staaten.

Letzte Erörterung.

Wir haben die Beweisführung der britischen Radikalen zu Gunsten der Handels-Freiheit noch nicht ganz erschöpft.

„Man behauptet," sagen sie, „daß wenn der Handel plötzlich die verlangte unbeschränkte Freiheit genösse, die Fortschaffungs-, Niederlage-, Kommissions- und andere Kosten den Getreidepreis so sehr steigern würden, daß er leicht dem gegenwärtigen gleichkommen dürfte.

„Das ist ein Irthum. Man sehe Antwerpen, Hamburg, Amsterdam, die sich auf denselben Märkten mit Getreide versorgen, wie wir, und die keinen der Mißbestände zu bekämpfen haben, womit man uns bedrohet. Getreidereiche Gegenden sind gewöhnlich zu geldarm, um einem Lande wie England Gesetze vorzuschreiben. Sie bezahlen nicht in Geld, sondern in Getreide, in Holz die verarbeiteten Gegenstände, welche sie von uns beziehen. Solch ein Austausch ist ganz zu Gunsten opulenter Nationen. So wird der Zucker, den man in Indien für 2 Pence (3½ Kr. rhein.) das Pfund kauft, in London für 2½ bis 3 Pence (4½ bis 5½ Kr. rh.) wieder losgeschlagen. Der Rohzucker (Clayed), den man zu Kanton für 15 oder 20 Schelling (9—12 fl. rh.) kauft, kostet zu London nicht mehr als 20 bis 25 Schelling (12

bis 15 fl.). So groß sind die Vortheile, die aus vollkommener Handels-Freiheit sich ergeben würden.

„Vergißt man unsere so vervollkommten und so kostspieligen Verfertigungs-Mittel, die Ueberlegenheit und Sicherheit unserer Hafen, die innern Verbindungen unserer Kanäle und Landstraßen, unserer Dampfmaschinen und unserer Eisenbahnen, die alle Entfernungen verkürzen, die so viel Zeit ersparen, und uns in den Stand setzen, weniger theuer als alle Völker Europas zu zahlen, was wir vom Ausland kaufen?

„Ohne unsere zu großen Abgaben würde es nicht einen Gegenstand geben, selbst wenn man aus den entferntesten Ländern ihn bezöge, der bei uns nicht wohlfeiler sein könnte, als in Frankreich, Deutschland und Italien. Diese Voraussetzung wird dadurch erwiesen, daß die meisten dieser einmal von uns gekauften Artikel wieder ausgeführt werden nach den Gegenden, aus welchen wir das uns nothwendige Getreide beziehen. Statt die Getreidemenge, deren wir bedürfen, mit 74 Millionen Pfund Sterling (888 Millionen rhein. Gulden) jährlich zu bezahlen, könnten wir sie leicht für 30 Millionen Pf. Sterl. (360 Millionen rh. Gl.) erhalten. Aber eine Steuer von mehr als 30 Millionen Pf. Sterl. vertheuert sie unnützerweise. Es ist das eine wirkliche Kopfsteuer von 25 Schelling (15 fl. rh.) für jedes Individuum, gleichviel ob Mann, Frau und Kind. Diese Abgabe ist zehnmal beträchtlicher, als das ganze Bundes-Budget Nordamerikas. Sie ist um so verhängnißvoller, da sie am meisten den Armen bedrückt

für den Mittelstand viel erträglicher ist, und von dem Reichen nicht einmal bemerkt wird.

„Ein neuer Einwurf bietet sich dar. Man wolle, durch Aufhebung der Getreidesteuer uns abhängig machen vom Auslande, und den Ackerbau in England zu Grund richten. Es ist lächerlich, von unserm Klima, von unserm Boden all' das Getreide zu verlangen, dessen wir bedürfen. Warum begnügen wir uns nicht auch mit dem Wein, den wir in unsern Gewächshäusern gewinnen können, oder mit dem Thee, den geschickte Gärtner durch Sorgfalt und Kunst bei uns einzuärndten im Stande sind? Mit unsern künstlichen Erzeugnissen, mit unserm eigenen Wein, unserm Thee, unserer Baumwolle uns begnügen zu wollen, würde abgeschmackt sein. Eben so ist es nicht blos abgeschmackt, sondern sogar gefährlich, allein auf das von uns gewonnene Getreide uns zu beschränken.

„Die unabhängigsten Völker sind gerade diejenigen, welche vom Auslande einen Theil ihres Getraides beziehen. Mißärndten setzen sie nicht den Gefahren der Hungersnoth aus *). Sie sind nicht, wie wir, genöthigt einem Boden, dem es an Fruchtbarkeit gebricht, Erzeugnisse abzugewinnen, die sehr theuer zu stehen kommen, und die folglich theuer verkauft werden müssen. Sie befinden sich nicht, wie wir, allaugenblicklich am Rande ihres Verderbens, und sind nicht genöthigt, ihre Hafen zu öffnen, wenn Hungers-

*) Dies Räsonnement scheint uns wenig vernunftmäßig. Man hat im J. 1817 in einigen Schweizerkantonen, die auch ihr Getraide vom Auslande beziehen, das absolute Gegentheil erfahren.

noth sie bedrohet, um sie bald darauf wieder zu verschliessen, und von Neuem derselben Gefahr sich auszusetzen.

„Man sehe Holland: seit 2 Jahrhunderten hat es die Getreide-Einfuhr freigelassen, und nie hat sich, seit dieser Zeit, bei ihm Hungersnoth gezeigt. Vor etwa 50 Jahren gründete sich eine britische Kolonie zu Singapore, in einer Wüste, in Mitte einer barbarischen, von unzivilisirten Menschen bevölkerten Gegend, mehr als 500 Meilen (170 Stunden) von allen Ländern entfernt, die ihr hätten Getreide oder andere zur Erhaltung des Lebens erforderliche Mittel darbieten können. Singapore hat jetzt über 120,000 Einwohner, und erzeugt noch nicht eine einzige Aehre. Demungeachtet befindet sich die Kolonie in einem sehr gedeihlichen Zustande, weil ihr Handel frei ist, weil ihre Lage sie zum Mittelpunkt eines starken Verkehrs macht, weil ihre Gewerkthätigkeit fesselos sich bewegen kann. Sie erhält nicht allein so viel Getreide, als sie braucht, sie kann selbst noch einen Theil davon wieder ausführen. Die benachbarten Völker sind oft ohne Brot, während auf den Märkten von Singapore an Getreide immer Ueberfluß ist. Und sollte man glauben, daß dies Getreide von dem 2000 Meilen (667 Stunden) entlegenen Kalkutta bezogen wird? Bevor es nach Singapore gelangt, ist es schon durch die Hälfte von Indien gekommen. Könnte dieser gedeihliche Zustand von Dauer sein, wenn die zu Singapore Regierenden Grundeigenthümer wären, und wenn sie des Alleinhandels mit Getreide zu ihrem alleinigen Vortheil sich versichern wollten?

„Entmuthigt man durch die Einfuhr fremden Getreides den nationalen Ackerbau? Keinesweges; eben so wenig, als man die Natur zu besiegen im Stande ist. Eine aufs Aeusserste gesteigerte Geschicklichkeit vermag nicht Klima und Boden zu verwandeln. Zu der Zeit, wo die „Landwirthschaftssucht“ in Großbritanien vorherrschend war, hat Jedermann über einen Pair gelacht, der ungeheure Summen, für die er Vorräthe für lange Jahre hätte kaufen können, in ein unfruchtbares Erdreich verschwendete, blos um das Vergnügen zu haben, einen Boden, der nur Disteln und Dornen tragen konnte, einige Gerstenähren hervorbringen zu sehen.

„Dieser Pair hielt sich ohne Zweifel für einen Patrioten, obgleich er besser gethan haben würde, die Disteln ruhig fortwachsen zu lassen, und seine Guineen in die Themse zu werfen, wo wenigstens irgend ein Schiffer sie hätte wieder finden können. Nein, das ist kein Patriotismus. Es ist nichts als närrische Eitelkeit, die nützliche Kapitalien vernichtet. Man verschafft sich einige Getreideähren mehr. Sehr wohl, die Aehren sind ein Reichthum. Aber wenn, um ihn zu erzielen, Ihr andere größere Reichthümer vernichtet, kann man Euch jedenfalls einen befremdenden Wohlthäter nennen.

„In Hinsicht auf Ackerbau beginnt die Natur ihr Werk; Sorgfalt und Geschicklichkeit beendigen es. Das Getreide bedarf eines langen, warmen Sommers, wie z. B. dessen in Hindostan. Der dortige Arbeiter ist unwissend und träg; demungeachtet ist seine Aerndte herrlich. Man vergleiche sie mit der in Schottland,

wo unstreitig der Ackerbau am zweckmäßigsten und wissenschaftlichsten betrieben wird, wo unermüdliche Geschicklichkeit ihn immer noch mehr zu vervollkommen sich bemühet. Wie viele Mühe wir uns auch gegeben haben, stehet dennoch unser Getreide immer hinter dem aus andern Ländern zurück. Der mittlere Werth des britischen Getreides auf unsern Märkten ist 50 Schelling 6 Pence (30 fl. 11 kr. rhein.), und der des ausländischen ist 52 Sch. 8 P. (31 fl. 26 kr.), wodurch wir also einen Nachtheil von vier Prozent haben. Man hat berechnet, daß der Gesammt-Verlust des auf unsern unfruchtbaren Boden gesäeten und verlornen Getreides sich auf tausend Pfund Sterling (12,000 fl. rh.) jährlich beläuft. Welche Sparsamkeit, und welcher Gewinn.

„Darum wiederholen wir: man öffne die Hafen dem ausländischen Getreide, und beseitige die Fesseln, welche den Handel noch belasten. Vollkommener Freiheit allein kann er eine noch größere Ausdehnung verdanken. Man glaube nicht, daß ein Land nothwendigerweise im Verhältniß mit seiner Fruchtbarkeit reich und glücklich sei. Nichts ist falscher als das. Vor der Zeit, wo die Bewohner der fruchtbaren Ganges-Ebenen Gelegenheit zu leichter Ausfuhr hatten, kamen sie um vor Hunger in Mitte ihrer so reichen Felder. Noch jetzt werden die Provinzen in der Nähe von Madras von Hungersnoth heimgesucht, weil das Salz-Monopol ihnen nicht vergönnt, dies Erzeugniß gegen das Getreide der unter britischer Oberherrlichkeit stehenden Provinzen auszutauschen.

„Warum folgt in China eine Hungersnoth der andern? Nicht etwa seiner Uebervölkerung wegen, sondern weil sein Handel mit dem Auslande nicht thätig, nicht ausgebreitet, nicht vortheilhaft genug ist, um ihm alle das Getreide, alle den Reis zuzuführen, dessen es bedarf. Dieses großen Reiches Regierung entmuthigt den Handel, statt ihn zu unterstützen. Sie unterzieht allen fremden Verkehr so beschränkenden Verfügungen, daß man ihn beinahe als nicht bestehend betrachten kann, und wie das gewöhnlich mit Verblendeten zu geschehen pflegt, tödtet sie durch ihr Verfahren sich selbst.

„Man würde Mühe haben alle die Unbilligkeiten und das Elend anzudeuten, was durch die Getreide-Gesetze veranlaßt worden. Hat man nicht anderswo, als im eigentlichen England, Hilfsmittel gegen Hungersnoth suchen müssen? Irland hat im J. 1830 an England für 9 Millionen Pf. Sterl. (108 Millionen rh. fl.) Getreide und Vieh überlassen. Die so elende, so ausgemergelte, so nackte, von Vater auf Sohn unterdrückte irländische Bevölkerung lebte von Kartoffeln, Milch und gesalzenen Heringen an den Festtagen, während das auf seinem Boden erzeugte Getreide auf den Märkten eines benachbarten Landes sich in Schellinge und Guineen zum alleinigen Vortheil der Eigenthümer verwandelte.

„Auf die untern Stände allein ruhet die Last einer Maßregel, deren Ungerechtigkeit Niemand mehr zu beschönigen oder zu vertheidigen sucht. Wie bedeutend auch das Einkommen einer gewissen Person sei, verbraucht sie doch nicht mehr Brot, als Andere,

deren Einkommen viel geringer ist. Wer 100,000 Pf. Sterl. (1,200,000 fl. rh.) jährlich einnimmt, und 20 Pf. Sterl. (240 fl.) für das für seine Familie erforderliche Brot ausgibt, hat er nicht ein großes Vorrecht über den Arbeiter, der nur 40 Pf. Sterl. (480 fl.) im Schweisse seines Angesichts erwerben kann, und der eine gleich starke Summe für dieselbe Menge Brot ausgeben muß?

„Von jenen 20 Pf. St. kommen 10 Pfund auf die vom Gesetze vorgeschriebene Steuer, die folglich 25 Prozent vom Arbeitslohn erhebt, während der Reiche sie kaum bemerkt. Die Ausgabe für das Brot, welches eine aus 6 Personen und 2 Dienstboten bestehende Familie, deren jährliches Einkommen sich auf 1600 Pf. Sterl. (19,200 fl. rh.) beläuft, verbraucht, übersteigt im höchsten Falle nicht 40 Pf. St. (480 fl.), oder den vierzigsten Theil ihres Einkommens, während dieselbe Ausgabe bei dem Handwerker oder Krämer fast ein Viertheil seiner Gesammt-Einnahme verschlingt.

„Es sind jetzt bereits 18 Jahre, daß diese beschränkenden Gesetze, von denen man solche Ergebnisse gewonnen, in Anwendung gebracht worden. Sind dadurch neue Reichthümer in unsere Kassen geflossen? Im Gegentheil. Unsere Handels-Verbindungen mit den Ländern, aus denen wir früher Getreide bezogen, haben sich fortwährend vermindert. Seit 13 Jahren haben wir dadurch nicht weniger als 3,782,461 Pf. Sterl. (45,389,132 fl. rh.) eingebüßt, wie sich aus nachstehender Uebersicht ergibt:

Länder.	Ausfuhr britischer Erzeugnisse		Unterschied in dreizehn Jahren	
	1817 Pf. Sterl.	1830 Pf. Sterl.	Zunahme. Pf. Sterl.	Abnahme. Pf. Sterl.
Rußland	3,045,475	1,489,000	—	1,555,937
Dänemark	250,834	118,813	—	132,021
Preußen	518,539	177,923	—	340,616
Oesterreich Deutsche Bundesstaaten	5,433,010	4,463,605	—	969,405
Schweden	43,831	40,488	—	3,343
Norwegen	47,051	63,926	16,875	—
Vereinstaaten	6,930,360	6,132,946	—	798,014
Verminderung (nach Abzug der Zunahme) zum Nachtheile Englands				3,782,461

„Als Endergebniß von dem Allem gewinnen unsere Grundeigenthümer durch die den Getreidehandel beschränkenden Gesetze ungefähr zwei Millionen Pfund Sterling (24 Millionen fl.) jährlich, die ihnen jedoch nicht ganz ungeschmälert zu Gute kommen. Und dieser schwachen Summe wegen wird eine Abgabe von 30 Millionen Pf. Sterl. (360 Millionen rh. fl.) erhoben, die am meisten dem Armen zur Last fällt, um den Wohlhabenden noch mehr zu bereichern, die nur mit großen Kosten eingetrieben werden kann, und der Eigenthums-Aristokratie 16 Pence (29 Kreuzer) von jedem Pfund Sterling abzieht, das sie von uns erhebt.

„Behauptet man, daß die Meier, oder Diejenigen, welche ihre Kapitalien zu landwirthschaftlichen Arbeiten verwenden, dabei interessirt seien, dergleichen Gesetze zu erhalten? Wie kann man voraussetzen, daß ein Kapitalist Vortheil dabei habe, schlechter Maschinen sich zu bedienen, die Arbeit theuer zu bezahlen, und sein Kapital unfruchtbar zu machen? Und selbst wenn es sich also verhielte, hat eine so wenig beträchtliche Minderheit das Recht nicht, eine solche Last der Mehrheit ihrer Mitbürger aufzubürden. Können 250,000 Familien sich die Vortheile zueignen, die aus der Beraubung von drei Millionen Familien sich ergeben? Zudem sind von diesen 250,000 Familien höchstens 50,000 wirkliche Eigenthümer, die, da sie nicht zu Ausgaben im Verhältniß mit ihrem Gewinn genöthigt sind, bemerklichen Vortheil von der allgemeinen Beraubung haben.

„Man behauptet auch noch, daß da die Eigenthümer spezielle und schwere Abgaben zu bezahlen haben,

auf irgend eine Weise eine Ausgleichung oder Entschädigung statt finden müsse, weshalb man die hemmenden Gesetze in Betreff der Getreide-Einfuhr erlassen, und zu ihrem Besten beibehalten. Sie zahlen den Zehnten, die Armentaxe und Grundsteuer.

„Der Zehnten schreibt sich schon von Beginn des Christenthums her. Er gehörte den Katholiken, wie er jetzt noch den Protestanten gehört. Die Eigenthümer erhalten dadurch nicht blos eine Macht und einen Einfluß, die wohl erkauft zu werden verdienen, sondern auch einen geistlichen Schutz, der nach Schellingen geschätzt werden kann, und der Kurs auf öffentlichem Platze hat. Ueberdem kommt ein Viertel des Zehnten Laien zu gute, und wird folglich von den Eigenthümern wieder bezogen.

„Um über die seit 230 Jahren bestehende Armentaxe sich zu beschweren, die von den Eigenthümern selbst eingeführt und abgeändert worden, und sie jetzt Andern aufbürden zu wollen, würde man eines eben so ungerechten als albernen Begehens sich schuldig machen. Theilt denn nicht das Eigenthum in den Städten diese Last mit dem Eigenthum auf dem Lande?

„Und die Grundsteuer, von der man so viel Geschrei macht, beruhet sie nicht auf Anschläge, die zu einer Zeit gemacht worden, wo der Geldpreis viel geringer war, als er jetzt ist? Diese Schätzung ist also ganz zu Gunsten der Eigenthümer. Seit beinahe 130 Jahren zahlen sie 4 Schelling (2 fl. 24 kr.) vom Pfund (12 fl.) ihres jährlichen Einkommens. Aber was unter König Wilhelm 4 Schelling werth war, hat jetzt nur noch einen Werth von 6 Pence (11 kr.).

wenn man anders den verhältnißmäßigen und allgemeinen Werth der Gegenstände beachten will.

„Man sieht daraus, worauf die Klagen der Eigenthümer sich beschränken, und wie ungerecht sie sind. Warum also nicht die Getreide-Gesetze abschaffen wollen? Das Brot, was man jetzt mit 8 Pence (14½ kr.) bezahlen muß, wird, wie auf dem Festlande, für fünftehalb Pence (8 kr.) feilgeboten werden können. Eure Manufakturen werden Euch nicht mehr so theuer zu stehen kommen, weil der Arbeitslohn wohlfeiler sein wird, wonach ihr Eure Erzeugnisse in größerer Menge und mit überwiegenderem Vortheil werdet ausführen, oder dieselben gegen Getreide werdet ausführen können.

„Freilich wird diese Veränderung nicht stattfinden können, ohne einige Interessen zu verletzen. Man wird weniger Aerme brauchen zum Ackerbau, weniger Pferde, weniger Ackergeräthschaften. Haben aber nicht alle Gewerbthätigkeitszweige dergleichen Veränderungen zu erleiden gehabt? Die Baumwolle- und Wolle-Spinnereien, die Eisenfabriken ꝛc. haben sich so sehr vervollkommt, daß die alten Maschinen durchaus unbrauchbar geworden sind. Dergleichen Verluste und Unglücksfälle können nicht in Anrechnung gebracht werden, wenn es um Erzielung eines großen Resultats, um eine wesentliche Verbesserung zu thun ist. Man beseitige also (wir können es nicht genug wiederholen) die von einer abgeschmackten und barbarischen Gesetzgebung auferlegten Beschränkungen, oder das Elend des Volkes wird darauf hinarbeiten, einen andern Ausweg zu finden, und was Ihr nicht mit Weisheit,

Ruhe und Mäßigung verbessert habt, es wird es mit Gewaltthätigkeit, mit Unwillen und Wuth verbessern."

Solches ist der Radikalen Sprache und Beweisführung. Hören wir jetzt auch die ihrer Gegner:

„Ihr räsonnirt immer nur als Theoretiker, die um wirkliche Thatsachen und Nothwendigkeiten des Lebens sich wenig bekümmern," sagen die Schriftsteller des Quarterly Review, die eigentlichen literarischen Vertreter der Tories. „Die Theurung des Brots ist kein Unglück für das Volk. Ist es wohlfeil, und wird der Arbeitslohn herabgesetzt, was gewinnt es dabei? Die Meier der Grafschaft York, von den Mitgliedern des Nachforschungs-Ausschusses befragt, haben einstimmig erklärt, daß sie lieber das Brot sehr theuer kaufen, viel arbeiten und starken Taglohn gewinnen wollten, als von Allem das Gegentheil.

„„Seit der Brotpreis gesunken ist," fragte eines der vorgenannten Mitglieder einen Gastwirth, „ist man da glücklicher?"

— Nicht im Mindesten, war die Antwort. Als man für den Scheffel Korn eine Guinee (13 fl. rh.) bezahlte, hatte ich sehr viele Gäste, und mein Wirthshaus war beständig voll. Jetzt bin ich kaum im Stande meine Unkosten zu bestreiten.

„Als das Brot theuer war," sagte ein Nagelschmid, „hatte ich mehr zu thun, als ich zu leisten vermochte. Jetzt verdiene ich kaum so viel, um für mich und die meinigen genügend wohlfeiles Brot zu kaufen." — Ein Zimmermann äußerte sich ganz auf dieselbe Weise.

„Wenn diese Meinung allgemein ist auf dem offenen Lande, findet man eine ganz entgegengesetzte in den Fabrikstädten. Durch lügnerischen Anschein und durch mit Heftigkeit entwickelte lügnerische Vorspiegelungen getäuscht, betrachten sie die Getreidegesetze als das größte Hinderniß zu ihrem Wohlergehen. Sie glauben mit Euch (den Radikalen), daß die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse gegen das Getreide der fremden Völker ausgetauscht werden könnte, wenn Handels-Freiheit festgestellt wäre. Sie deklamiren gegen das Monopol der nothwendigsten Lebensmittel.

„Aber Huskisson, Mitglied des Unterhauses, hatte Recht zu sagen, „daß man in allen Staaten keinen Einwurf habe gegen das Monopol seines eigenen Gewerbes, und daß man Handels-Freiheit will für alle Zweige der Gewerbthätigkeit, ausgenommen für den, von welchem man selbst lebt.“

„Man frage deiselben Fabrikanten, die so laut um Handels-Freiheit, in Betreff auf das Getreide, schreien, man frage sie, ob sie dieselbe Freiheit auch für ihre Fabriken, für ihre persönliche Industrie verlangen, und alle werden verneinend darauf antworten. Das ist die ganze Angelegenheit aller neuern Umwälzungen: Freiheit für uns allein, Sklaverei für alle übrigen.

„Indessen ist es keinesweges erstaunlich, daß die arbeitenden Stände durch eine solche Hintergehung, wie die der Handels-Freiheit in Betreff der Getreideeinfuhr, sich täuschen lassen. Sie glauben, daß ihr geringer Arbeitslohn steigen würde, wenn die Märkte Europas und Amerikas, die unsern Erzeugnissen ver-

schlossen sind, der Ausschliessung wegen, welche die Korngesetze gegen alles fremde Getreide verhängt haben, eines Tages uns eröffnet würden.

„Sie bedenken nicht, daß nur sehr wenige dieser Erzeugnisse in England verkauft werden, und daß sie nothwendigerweise irgendwo Absatz finden müssen. Früher, ehe die Getreidegesetze in Wirksamkeit waren, gaben unsere Fabriken nur halb so viel Erzeugnisse, als jetzt. Seitdem haben die Maschinen die Baumwollengewebe und die gedruckten Kattune vervierfacht. Dieser unerhörten Vermehrung der Produkte ungeachtet, zahlt man halb so viel Arbeitslohn, als ehemals, und aus diesem Grunde wird so wenig von diesen Erzeugnissen in England verbraucht. Der Arbeiter selbst, der zu seiner Hilfe keine Maschinen hat, kann immerhin zweimal so viel arbeiten, er erhält dennoch zweimal weniger Lohn. Will man davon die Ursach wissen? Sie liegt nicht darin, wie man behauptet, daß das Gesetz die Getreide-Einfuhr verbietet, sondern in dem Ueberflusse des leeren Geldes, oder des Nominalwerthes, wodurch eine wirklich krankhafte Konkurrenz entstanden ist.

„Welchen Einfluß könnte Handels-Freiheit ausüben? Wir, die wir das Haupthandelslager der ganzen Welt sind, wo würden wir jene ungeheuern Massen Baumwollen- und Seidenstoffe finden, die unser riesiger Verkehr erfordert? Wohin würde eine Konkurrenz ohne Gränzen uns ziehen? Das Arbeitslohn würde sich bald vermindern, und in Kurzem bis zu dem genauen Punkte sinken, der mit dem Zinsfuße der Staatswirthe in Uebereinstimmung stände. Sind

unsere ackerbauenden Stände erst ganz arm, werden sie nichts mehr kaufen, werden sie nichts mehr hervorbringen, und selbst wenn unser Handel mit dem Auslande sich einigermaßen vermehrte, durch die Beseitigung der in Rede stehenden Gesetze, würde dieser einseitige Vortheil nur zu bald ausgeglichen werden durch den allgemeinen Verlust, der das Elend aller Landwirthe zur Folge haben müßte.

„Das Interesse der ackerbauenden Stände ist sehr groß. Es vermindern, würde heissen der ganzen Gesellschaft schaden. Und selbst wenn man es dahin brächte, wohlfeiler noch als jetzt fabriziren zu können, wäre es unmöglich, daß die ganze Gesellschaft dadurch nicht auf eine gefährliche Weise sich erschüttert fühlte. Man höre also nicht auf die politischen Staatswirthe, deren gefährliche Theorie vom persönlichen Interesse gewisser Fabrik-Inhaber, und ihrer verführten oder getäuschten Arbeiter angenommen wird. Man vernichte nicht den Wohlstand der ackerbauenden Stände, in der ungewissen Hoffnung die Lage der Fabriken zu verbessern, und unseren Erzeugnissen größeren Absatz zu verschaffen. Von Mitbewerbern jeder Art umringt, glaubt man, daß wir im Auslande eben so leicht noch unsere Kattune und unsere Wollenwaaren losschlagen können, als ehemals? Hat sich unsere Handelslage seit 20 Jahren nicht von Grund aus verändert? Ist es nicht abgeschmackt, die bleibenden Interessen des Ackerbaues den veränderlichen und beweglichen Interessen der Fabrikanten aufzuopfern? Werden die andern Regierungen ihre eigenen Fabriken zu Grunde gehen lassen, damit die unsrigen um so mehr blühen, und das erste Verbot,

womit diese Regierungen uns schlügen, würde es nicht viel verhängnißvoller sein, als es jene eine Achterklärung des Pabsts gewesen? Man gestehe also Gegenständen, die man nicht entbehren kann, vor solchen den Vorzug zu, die man nicht unumgänglich nothwendig braucht.

„Die hauptsächlichsten zur menschlichen Nahrung erforderlichen Artikel, sind fast überall des Bodens Erzeugnisse selbst, und ist ein Land sehr bevölkert, kann man dieselben in hinreichender Menge nur zu einem sehr hohen Preise sich verschaffen. Der fremde Handel, der Einfuhr-Handel würde, durch Herabsetzung unserer Preise, zugleich unsere innere Erzeugung vermindern. Er würde in wenigen Jahren unsere eigene Gewerbthätigkeit, und die Verwendung unserer Kapitalien auf dieselbe so sehr beschränken, daß die Erzeugnisse äusserst selten würden. Dadurch würde der Preis noch viel höher steigen, als er gegenwärtig steht. Man muß die Verbraucher gegen diese Gefahr bewahren. Erwarteten wir unser Getreide vom Auslande, würde unser landwirthschaftlicher Verkehr, seiner Vortheile beraubt, bald gänzlich in Verfall gerathen, wonach es unmöglich sein dürfte, ihn wieder zu heben, ohne viel beträchtlichere Opfer zu bringen, als die, welche wir uns früher auferlegt, um unsere Nahrung unserm eigenen Boden abzugewinnen.

„Wie, will man, daß die Regierung unserm Ackerbau den Schutz entziehe, den sie ihm zugestanden? Man will, indem man das fremde Getreide herbeiruft, zugleich seiner Fabrik-Erzeugnisse sich entledigen, die sich immer mehr aufhäufen, und für die

man keinen Absatz mehr findet. Das erste Ergebniß dieser Maßregel würde darin bestehen, in unbebauetes Land mehrere tausend Morgen Landes, und in elendes Bettler-Gesindel die Ackerbau treibende Bevölkerung zu verwandeln. Gänzlich beraubt, würden sie in einem ungeheuern Maßstabe die Armentaxe vermehren, und man müßte ihr als Almosen zugestehen, was man ihr jetzt als Arbeitslohn zahlt. Das Brot würde wohlfeil werden, es ist wahr. Aber welch einen Vortheil würde man dadurch erzielen? Und hat man übrigens die Gewißheit, daß der niedrige Brotpreis sich immer erhalten werde? Wir bezweifeln es. Kaum hätten wir von den fremden Mächten uns abhängig gemacht, und bald würden sie von uns den möglichst größten Vortheil zu gewinnen suchen, so daß wir endlich das Brot eben so theuer bezahlen müßten als jetzt, während wir, durch unsere Narrheit, die Zahl unserer Armen noch gesteigert, und eine Menge unglücklicher Menschen gegen unsere schon so arg kompromittirte Gesellschaft aufgeregt haben würden.

„Ueberdem räsonniren wir noch in Voraussetzung des Friedens und guter Jahre. Friede würde für England eine absolute Nothwendigkeit werden. Welche Beschimpfungen man ihm auch zufügen, auf welche Weise man es auch herausfordern möchte, es dürfte sich nicht einmal beschweren; es müßte schweigend Alles erdulden. Bei der ersten feindseligen Maßregel unserseits würden die fremden Mächte Beschlag auf das für uns bestimmte Getreide legen, und ihre Hafen für unsere Fabrik-Erzeugnisse sperren.

„Was würde alsdann aus uns werden, wenn wir

auf einmal der nothwendigsten Lebensmittel und des Absatzes für unsere Gewerbthätigkeit uns beraubt sähen? Alles würde uns zum Frieden zwingen. Wir müßten ihn um jeden Preis erkaufen und kein Opfer scheuen, um ihn uns zuzusichern. Träte dagegen ein unfruchtbares Jahr ein, was nichts Seltenes ist, so würde nicht blos das Ausland, welches uns sein Getreide zugeführt, davon betroffen, sondern auch wir.

„Man muß also andere Hilfsquellen haben. Unter der alten Verwaltungsweise, die man tirannisch und unumschränkt nennt, hatten wir oft Ueberfluß an Getreide. Wir führten ihn gewöhnlich aus, wenn die Aerndte nahe war, und gut zu werden versprach. Unsere Speicher waren immer mit hinlänglichem Vorrath für 3 bis 6 Monate versorgt. Jetzt haben wir keinen Ueberfluß mehr, sondern vielmehr Mangel. Seit bald 20 Jahren fehlt es uns an dem zu unsern nothwendigsten Bedürfnissen erforderlichen Getreide, und am Ende jedes Jahres ergibt sich immer eine Lücke von einem Monat, welche durch Zufuhr aus der Fremde ausgefüllt werden muß. Vorausgesetzt daß eine ungünstige Jahreszeit die ganze Aerndte um ein Zehntheil vermindere, um welchen Preis würden wir dann kaufen müssen, was uns gebricht? Das, scheint uns, sind ziemlich starke Beweisführungen, und wenn die Gewißheit solcher Ergebnisse nicht überzeugend ist für die Nation, darf sie sich nicht wundern, „wenn Gott es übernimmt sie für die befremdende Geistes-Verirrung, worin sie verfallen ist, zu bestrafen.“

Das sind die vorzüglichsten Argumente, deren sich

einerseits die Radikalen, oder Forderer der Handels-Freiheit, und anderseits die Tories, oder der Handels-Freiheit Verwerfer, bedienen. Was man nicht bezweifeln kann, ist, daß Interessen geschaffen worden sind durch das Getreidegesetz; daß eine beträchtliche Bevölkerung ihrer erlangten Rechte sich beraubt sehen würde, wenn die Regierung es wagte, auf einmal ihre Hafen der fremden Einfuhr zu eröffnen, und unbedingte Handelsfreiheit zuzugestehen.

Anderseits ist es nicht zu bezweifeln, daß das Monopol der nothwendigsten Lebensmittel auf das allgemeine Wohlergehen einen nachtheiligen Einfluß ausübt. Die Verschlingung so entgegengesetzter Interessen, bietet eines jener Probleme dar, deren Lösung in der Politik gegenwärtigem Zustande, wo so viele Gefahren und Widersprüche vorherrschend sind, am schwierigsten zu sein scheinen.

Die Fabrik-Inhaber, die nicht mehr befriedigenden Absatz für ihre Erzeugnisse finden, verlangen die Zulassung des fremden Getreides, in der Hoffnung, ihre Produkte dagegen auszutauschen. Die Landwirthe, Meier und Grundeigenthümer gerathen in Zorn bei dem Gedanken einer Konkurrenz, die, indem sie den Preis ihrer Erzeugnisse herabsetzte, zugleich das Arbeitslohn vermindern, und folglich ihr allgemeines Einkommen schmälern würde.

„Den Kornhandel beschränken," sagen die Fabrik-Inhaber, „heißt unsere Gewerbthätigkeit tödten. Wir brauchen einen Freimarkt, um mit Vortheil verkaufen zu können."

— Unsere Hafen dem ausländischen Getreide öffnen, entgegnen die Grundeigenthümer, die Meier,

Arbeiter, Tagelöhner ꝛc., heißt wollen, daß der englische Ackerbau zu Grunde gehe.

Diese so verschürzte, so interessante Angelegenheit hat in England den Anschein eines wirklichen Interesse-Krieges gewonnen. Gesellschaften haben sich gebildet unter dem Namen: „Gesellschaften gegen das Getreide-Gesetz.“ Zeitungen und Zeitschriften sind dagegen zu Felde gezogen. Graf Fitz William steht an der zahlreichen und eifrigen Stürmer Spitze. Dagegen wird das Land-Eigenthum mit gleicher Heftigkeit vertheidigt nicht blos vom „Quarterly Review und Blackwood's Magazine“, sondern auch von Büchern und Revüen ex professo. Der Angriff gegen das Getreidegesetz hat sogar seinen Dichter gefunden, einen Arbeiter von Sheffield, dessen energische Seele und dessen feurige Einbildungskraft ein Widerhall des populären Zornes geworden. Der Corn-Law-Rhymer Ebenezar Elliot hat sich durch seine heftigen aber beredten Deklamationen in den ersten Rang der neuern Dichter gestellt.

Man wundere sich jetzt nicht mehr über das große Aufsehen, welches die in Rede stehende Angelegenheit erregt hat, eben so wenig als über die Erbitterung, womit der Streit geführt worden. Durch ihre Wurzeln selbst hängt sie zusammen mit dem Streite zwischen Denen, welche besitzen, und Denen, welche nichts besitzen, mit jenem drohenden Hasse gegen das Eigenthum, wovon ganze Bevölkerungen ergriffen sind.

Hier vertreten die Landwirthe das Eigenthum. Das Westminster Review verbirgt seine Gedanken nicht. Es tritt offen gegen die Eigenthümer auf, die

es der Selbstsucht und Habgier beschuldigt, und denen es die Verhinderung aller Handels-Freiheit zur Last legt.

Das Quarterly Review seinerseits bekümmert sich viel weniger um die Fabrik-Inhaber, als um die Land-Eigenthümer. Befinden nur diese letzten sich im Wohlstande, so ist es vollkommen befriedigt. — Welcher weisen, vorsichtigen Politik kann es gelingen, so entgegengesetzte Interessen zu befriedigen, stufenweis „Handels-Freiheit“ herbeizuführen, ohne die ackerbauenden Stände zu Grunde zu richten, und diesen ihre Vortheile zu sichern, ohne der Fabriken Thätigkeit zu vernichten?

Kritische Revüe.

Tafeln der Geschichte. Die Hauptmomente der äussern politischen Verhältnisse und des innern geistigen Entwickelungsganges der Völker und Staaten alter und neuer Welt, in chronologischer und ethnographischer Ordnung, von Dr. Eduard Vehse, königl. sächs. Archivar. 60 Tafeln auf Doppelfolioblättern. Dresden, 1834. Ch. F. Grimmersche Buchhandlung. Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Die erste Abtheilung dieses mit vieler Umsicht und Geschicklichkeit bearbeiteten Werkes enthält die „politische Geschichte," in 36 Tafeln, die zweite die „Kultur-Geschichte," in 24 Tafeln. Wir bedauern, nicht in umständliche Erörterung eintreten zu können über einen Gegenstand, der von so hohem, lebendigen Interesse ist, der uns aber auf jeden Fall weiter führen würde, als der beschränkte Raum uns gestattet. Begnügen wir uns, zu sagen, daß wir nächst den geographisch-statistischen Tabellen von Balby, keine ähnliche Arbeit gesehen, die besserverstanden unternommen und befriedigender ausgeführt worden, als die „Tafeln der Geschichte," von Dr. Vehse.

Die Uebersicht ist leicht, angenehm. Durch richtige Gruppirung wird der Begriff rasch in einandergreifend. Der Farben Verschiedenheit dient als Leitfaden, und führt ohne Mühe, immer richtig zum Ziel. Welchen Schweiß die Bearbeitung dieser Uebersichts-Tafeln gekostet kann nur begreifen, wer je mit

einer ähnlichen Unternehmung sich beschäftigt. Wo es darum zu thun ist, so gewaltige Thatsachen-Massen in einem äusserst engen Rahmen aufzustellen, da ist bloße Gelehrsamkeit, da ist umfassendes Vielwissen nicht mehr genügend. Es bedarf da noch eines Takts, einer Absonderungsgabe, einer philosophisch-geschichtlichen Sezirungskunst, die nur wenigen ausgezeichneten Verstandeskräften eigen ist, und die wir in einem hohen Grade bei dem Verfasser des in Rede stehenden Werkes erkennen.

Seine Arbeit umfaßt die politische und Kultur-Geschichte 1. der alten Welt in 14 Tafeln: a. der Länder und Völker nach ihren zwölf Farben (d. h. nach den Farben, durch welche sie auf den Tafeln angedeutet sind); b. der 25 Hauptrubriken der Kulturgeschichte; 2. Mittelalter, 20 Tafeln; 3. Neue Welt, 26 Tafeln.

Die Tabellen der politischen Geschichte enthalten die Spezial-Geschichten der europäischen, morgenländischen und beziehendlich amerikanischen Staaten. Durch Anordnung der Farben zeichnen sich besonders aus die Staaten ersten Ranges, die vom zweiten Range, die minderbedeutenden und vereinzelten Staaten. Aus der eigenthümlichen Gruppirung ergibt sich ein genaues Ineinandergreifen der auswärtigen Verhältnisse aller Länder. Auf eine durchaus zweckmäßige Weise ist die Geographie mit der Geschichte der Länder verknüpft. Gleichfalls unterscheidet man leicht die unabhängigen und abhängigen Staaten jedes Zeitraums, wie die politischen Verbündungen der Mächte, die Friedensschlüsse, die Dauer der Kriegs-

und Friedenszeiten in allen Ländern, die Kriegs-Schauplätze ꝛc. Die wichtigsten weltgeschichtlichen Namen sind durch einen vorgesetzten Stern, die bedeutendsten Thatsachen durch besonders auffallende Schrift herausgehoben. Auf gleiche Weise ist die innere geistige Entwickelungs-Geschichte der Völker behandelt.

Das Werk erscheint in zwölf Lieferungen vom November 1833 bis Ende 1834, jeden Monat eine Lieferung. Es verdient der Aufmerksamkeit des ganzen gebildeten Publikums, vorzüglich aber allen Staats- und Geschäftsmännern, Politikern, Gelehrten, Vorstehern von Unterrichtsanstalten, Bibliotheken und Lesegesellschaften empfohlen zu werden.

Moralische Briefe, geschrieben aus unserer Zeit. Straßburg, bei Heitz; in Kommission bei Treuttel und Würtz. In 8. von 76 Seiten.

Verfasser dieser Briefe nennt sich nicht. Man gibt uns die Versicherung, es sei Herr W. A. Boden, gewesener Lehrer an der Schule in Jever. In seiner Vorrede verwahrt er sich gegen alle Verdammungs-Urtheile der Rezensenten. Er thut recht daran. Denn es gibt der literarischen Beurtheiler nur zu viele, die über ein Buch absprechen, ohne es gelesen zu haben. So viel entnehmen wir aus den vorliegenden Briefen, daß sie nicht allein aus unserer Zeit, sondern auch für unsere Zeit geschrieben worden. Es ist Kern und Saft darin. Unsere Zeit schreit (wie schon in den Tagen des Verfassers vom Buche Hiob) nach Freiheit und Gerechtigkeit.

Aber ohne „Sittlichkeit“ ist weder Freiheit noch Gerechtigkeit denkbar. Und grade an Sittlichkeit ist überall ein nur zu fühlbarer Mangel. Das ist eine Lücke in unserm gesellschaftlichen Zustande, die vernunftgemäße Verfassungen, auf reife Erfahrung begründet, möglichst bald ausfüllen müssen, wenn wir nicht in Barbarei zurücksinken, oder uns durch uns selbst aufreiben wollen.

Der Diplomat. Novelle von Ludwig Storch. Frankfurt am Main, 1834. Druck und Verlag von J. D. Sauerländer. In 16. von 239 S.

Ein Büchlein, das in seinem Vorwort „für Manche“ dem schönen Geschlechte den Krieg zu erklären scheint, und das ihm auf eine eben so schmeichelhafte als verdiente Weise Huldigungen darbringt. Der Diplomat ist übrigens ein pauvre sire, der, obgleich er Intrigue auf Intrigue häuft, in Parallele mit den meisten unserer neuern Staatskünstler, dennoch eine nur untergeordnete Rolle spielen würde. Uebrigens endet der Held schlecht, was auch der ganzen Novelle eigentliche Moral zu sein scheint. Mit Vergnügen liest man die mannigfachen Ereignisse, mit Theilnahme folgt man den seltsamen Verschürzungen einer Lebens-Szene, der es weder an Frische noch an Kolorit gebricht.

Die Verfassungen der vereinigten Staaten Nordamerikas. Aus dem Englischen übersetzt von Georg Heinrich Engelhard. Zwei Theile von 581 S. Frankfurt am Main, 1834. Bei J. D. Sauerländer.

Ein verdienstliches Unternehmen, das mit Talent, richtiger Umsicht und befriedigender Sachkenntniß in Ausführung gebracht worden. Stoff zu Vergleichungen ist hier in Fülle. Der erste Theil enthält: Unabhängigkeits-Erklärung. Bundesvertrag. Verfassung der vereinigten Staaten: Maine, Massachusetts, New-Hampshire, Vermont, Rhode-Island, Connecticut, Neu-York, Neu-Jersey, Pensylvanien, Delavare, Maryland. — Im zweiten Theile finden wir die Verfassungen von Virginien, Nord-Karolina, Süd-Karolina, Georgien, Kentucky, Tenessen, Ohio, Indiana, Luisiana, Missisipi, Illinois, Allabama, Missuri.

Mannigfaltigkeiten.

Die alten ägyptischen Dynastien.

Manetho gibt der ägyptischen Monarchie eine Dauer von 3555 Jahren, und läßt sie enden mit Nektanebus II Flucht nach Aethiopien, die unbestreitbar im J. 347 vor der christlichen Aera sich ereignete. Die 3555 Jahre beginnen also im Jahr 3902 vor unserer Zeitrechnung. Manetho stellt auch auf das Jahr 700 des ersten sothiakischen Zyklus den Einfall der Hirtenvölker fest. Der zweite Zyklus erneuert sich, nach Censorin, im J. 138 nach Christi Geburt. Er hatte also im J. 1322 vor derselben begonnen, was für den Beginn des ersten das Jahr 2782 vor unserer Zeitrechnung feststellt. Das Jahr 700 in diesem ersten Zyklus ist demnach ohne Widerspruch das Jahr 2082.

Berechnet man die Dauer aller Regierungen der 14 Dynastien, welche dem Einfall der Hirtenvölker vorangingen, so findet man zwischen dem ersten Regierungsjahre des Königs Menes und der ägyptischen Thronbesteigung des ersten Hirtenkönigs Salatis einen Zwischenraum von 2622 Jahren, statt der 1820 Jahre, nach Manetho's Berechnung. Es ergibt sich daraus, daß diese 14 Dynastien nicht unmittelbar auf einandergefolgt sind, und daß darunter sich auch Seitendynastien befanden.

Aber welches waren diese Seiten-Dynastien? Manetho selbst deutet sie uns an. Es sind die, welche in seiner Chronologie die fortgesetzte Folge der Dynastien desselben Namens unterbrechen. So muß man von der Liste der direkten Thronfolgen die fünfte Dynastie der Elephantiner abscheiden, die zwischen die vierte und sechste der Memphiten eingeschrieben ist; eben so die neunte und zehnte der Herakleoten, Seitenlinien der vierten, sechsten, siebenten und achten der

Memphiten, endlich die 14te der Xoiten, Seitenzweig der 13ten der Thebaner.

Wenn man nun, nach Abscheidung dieser vier Dynastien, die Regierungen der aufeinandergefolgten Dynastien der Thiniten, der Memphiten und der Thebaner zusammenrechnet nach Julius dem Afrikaner, dem ältesten aller Abreviatoren Manetho's, so erhält man eine Summe von 1810 Jahren, folglich nur zehn Jahre weniger, als die des Zeitraums von 3902 bis 2082 vor unserer Zeitrechnung. Eine so kleine Verschiedenheit, wie die von 10 Jahren, die durch einen Schreibfehler von Seiten eines der Kopisten Julius des Afrikaners entstanden sein kann, verdient nicht näher in Betrachtung gezogen zu werden. Sie beweiset vielmehr, daß unsere vorstehende Voraussetzung richtig war.

Oeffentliche Bibliothek in Berlin.

Die königliche Bibliothek in Berlin, eine der reichsten und werthvollsten in Deutschland, enthält, nach der neuesten Uebersicht des Ober-Bibliothekars Wilken, mehr als 250,000 Bände und 4611 kostbare Handschriften. Die erste öffentliche Bibliothek in den Brandenburgischen (gegenwärtig preussischen) Staaten, wurde 1516 auf der Universität in Frankfurt an der Oder gestiftet. Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, dieser aufgeklärte Wiederhersteller der Wissenschaften in seinen Erblanden, urtheilte sehr richtig, daß um mehr Kenntnisse zu verbreiten bei seinen Unterthanen, man ihnen die Mittel zur Hand geben müsse, sich zu unterrichten. Zu diesem Zwecke vermehrte er sehr bedeutend die kleine Büchersammlung seiner Vorfahren, die jetzt schon den Namen Bibliothek verdiente. Unter Friedrich I wuchs sie um mehrere tausend Bände, blieb unter Friedrich Wilhelm I stationär, gewann eine große Ausdehnung unter Friedrich dem Großen, enthielt jedoch, bei Friedrich Wilhelm II Tode noch nicht viel über

60,000 Bände. Erst unter dem jetztregierenden König ist die öffentliche Bibliothek in Berlin, aller Verheerungen des Kriegs und aller Beraubungen von Seiten der Franzosen ungeachtet zu einem Punkte gediehen, daß man den prachtvollsten Instituten dieser Art sie zur Seite stellen kann.

Wirkung der Musik auf die Thiere.

Man hat vielmals behauptet und wieder bestritten, daß die Musik einen bemerklichen Einfluß auf die Thiere mache. Daß dieser Eindruck wirklich stattfinden könne, ist ausser allem Zweifel. Man braucht nur Pferde zu beobachten, beim Schalle kriegerischer Musik, Kühe, Schaafe und Ziegen beim Getön der Heerdenglocken, Hunde auf der Jagd, wenn Hörnerklang sie ruft, Kameele und Dromedare in der Steppe, wenn Karavanen ziehen, Bären und Affen selbst, wenn man nach Trommel und Pfeife sie zum Tanzen nöthigt. Führen wir noch einige andere weniger bekannte Beispiele an.

Locatelli, der berühmte Virtuose, hatte einen Kanarienvogel, der mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, wenn sein Herr gewisse Musikstückchen auf dem Piano spielte. Das kleine Thierchen wendete sich hin und her, beugte sich weit vor, und schien an den melodischen Tönen, welche dem Instrument entquollen, den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Spielte Locatelli besonders eine Lieblings-Sonate von Corelli, so gerieth der Vogel vor Entzücken ausser sich. Er wiegte sich einige Minuten auf seiner Sprosse, fiel sodann wie berauscht zu Boden, streckte sich aus, schüttelte sein Gefieder, und schien wie versenkt in Wonne und Genuß.

Dupont, von Nemours, hat ähnliche Versuche mit verschiedenen Thieren angestellt, und immer haben dieselben Ergebnisse sich ihm dargeboten. Sogar der Esel spitzt bei gewissen Melodien die Ohren, und bezeugt seine Zufriedenheit durch behagliches Kopfschlenkern. Bei andern Musikweisen schüttelt er seine Midasorgane, und stößt ein herzzerreissendes Geschrei aus.

Auch der Hund hat eine durchaus musikalische Organisation. Einige dieser Thiere gerathen in heftige Zuckungen, oder in tiefe Traurigkeit nach gehörter Musik. Ihre nervose Empfindsamkeit (vorzüglich bei Pudeln und Spitzen) ist so groß, daß wenn die so heftig sie angreifende Musik zu lange dauert, und sie sich nicht entfernen können, man Spuren von Wuth an ihnen bemerkt, die zwar nicht von Dauer sind, doch als reell betrachtet werden müssen. Bei einigen Hunden waren solche Anfälle so stark, daß sie alle Viere von sich streckten, und auf der Stelle starben.

Richard Mead führt nachstehenden Umstand an, den er als buchstäblich wahr verbürgt:

„Ein berühmter Violinspieler, der mein vertrauter Freund war," sagt er, „hatte einen Hund, der jedesmal sehr aufmerksam zuhörte, wenn der Virtuose auf seinem Instrumente sich übte. Bei einigen Stellen war das Thier ganz Ohr. Dagegen wurde es bei einer andern von starken Zuckungen befallen. Es schien sehr zu leiden, und heulte auf eine eben so traurige als fürchterliche Weise. Um zu sehen, was endlich sein Hund beginnen werde, wenn er ununterbrochen eine Viertelstunde lang dasselbe Stück spiele, brachte er eines Tages seinen Vorsatz zur Ausführung. Das angestellte Experiment fiel für das arme Thier sehr nachtheilig aus. Zuerst bewegte es sich mit steigender Unruhe, stieß dabei die jämmerlichsten, wehmüthigsten Klagetöne aus, zitterte an allen Gliedern, stürzte endlich nieder zu den Füßen seines Herrn, und verschied."

Der Pferde Lieblingsinstrument scheint die Flöte zu sein. Man liest im Aristoteles und Athenäus, daß die Krotonier in ihrem Kriege mit den Sybariten diesen Umstand mit vielem Erfolg zu benützen verstanden. In dem Augenblicke nämlich, wo das Gefecht beginnen sollte, zogen sie ihre Flöten hervor, und spielten die lockendsten Stückchen. Die Pferde der Sybariten, die von ihren Reitern abgerichtet worden, nach

der Flöte zu hüpfen und zu springen, brachen sogleich die Reihen, und karakollirten rechts und links bunt durch einander. Ihr Vergnügen war so groß, daß, als endlich die Feinde ihr Leibstückchen spielten, sie sich nicht mehr bändigen liessen, und mit ihren Reitern zu den musikalischen Kriegern übergingen, von denen sie ohne Mühe gefangen genommen wurden. Ist dieser Umstand wahr, dürfte sich wohl nie, in einem spätern Kriege, etwas Aehnliches ereignet haben.

Auch die menschliche Stimme macht auf das Gehör der meisten Thiere einen mehr oder weniger bemerklichen Eindruck. Am auffallendsten beurkundet er sich bei Hunden und Pferden. Mancher Hund blickt seinen Herrn, sobald dieser singt, starr an, und beweiset seine Theilnahme durch Augenzudrücken, durch Knurren, Bellen und Heulen. Der französische Sänger Lainé hatte eine so starke und durchdringende Stimme, daß wenn er, in dem Triumphe Trajans, einer Oper von Spontini, auf seinem von vier gut abgerichteten Pferden Franconis gezogenen Triumphwagen in Szene trat, und nun seinen Siegsgesang anstimmte, die Rosse zuerst erbebten, wonach sie sich auf die Hinterfüße stellten, ihr Zaumzeug mit Schaum überdeckten, und wie ausser sich rechts und links zu entrinnen sich bemüheten, wodurch mehrmals große Unordnung und Bestürzung auf dem Theater entstand.

Eine solche Aufregung wohlabgerichteter und an alle möglichen Geräusche gewöhnter Pferde, mußte man sie der Furcht, oder dem Vergnügen, oder physischen Schmerzen, veranlaßt durch der Gehörnerven zu starke Erschütterung, zuschreiben? Das läßt sich nicht leicht entscheiden. Was jedoch daraus sich ergibt, ist die Eindrucksfähigkeit der Pferde bei den Lauten der menschlichen Stimme, wie bei den Tönen gewisser Instrumente, besonders der Flöte, wie man dies aus dem von Athenäus und Aristoteles angeführten Beispiele entnimmt.

Der Wettersee.

Die imposante Wasserfläche, welche der Wettersee bildet, ist 28 geographische Stunden lang, und 7 bis 8 Stunden breit. Die Schifffahrt auf ihm ist ausserordentlich lebhaft, obgleich die Fahrzeuge oft von Stürmen überfallen werden, die von den auf allen Seiten ihn umschließenden hohen Bergen mit einer Gewalt sich niederstürzen, die selbst die eines Orkans auf dem Meere übertrifft. Die Wellen werden wild und zischend durcheinander geworfen. Sie verschlingen, unterwühlen, übersteigen sich mit einem Ungestüm, der etwas höchst schreckliches und zugleich malerisches hat. Ein von solch einem Sturme überfallenes Schiff ist als verloren zu betrachten.

Ein anderes merkwürdiges Phänomen des Wettersees zeigt sich in den Stürmen, die oft bei ganz heiterm Himmel und bei der ruhigsten Witterung auf seiner Fläche entstehen. Das Wasser hebt und senkt sich plötzlich mit einer Schnelligkeit, wie sie im kleinern Maße nur mit Hilfe einer Luftpumpe veranlaßt werden könnte. Diese konvulsivische Bewegung des flüssigen Elementes rührt von unterirdischen Winden her, die durch tiefe Hölen stoßweise die große Wassermasse treffen, und sie zum Emporschwellen nöthigen. Lassen sie nach, so sinkt das Wasser wieder. Es entstehen durch eine so heftige Bewegung starke Strömungen, deren Richtung sich jeden Augenblick verändert, wodurch die Gefahren der Schifffahrt sehr vermehrt werden. Am merkwürdigsten sind die Ergebnisse dieser unterirdischen Windstöße im Winter, wenn des Sees Oberfläche mit einer dicken Eisrinde bedeckt ist, die alsdann mit entsetzlichem Getöse zerbricht, wonach die Eisschollen sich bald hoch übereinanderthürmen, bald donnernd in den flüssigen Abgrund versinken. Vor einigen Jahren wurde eine große Menschenmenge, die sich nach einer Kirche am entgegengesetzten Ufer begeben, mitten auf dem Eise von einem solchen unterirdischen Sturm überfallen, der alle diese Unglücklichen verschlang, ohne daß ein einziger ihm

zu entgehen im Stande gewesen wäre. Aus diesem Grunde giebt es nirgends abergläubigere Legenden als am Wettersee. Sie pflanzen sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, und sichern dieser Wassermasse eine Berühmtheit, deren sie auch ohne alle die Mährchen, welche man über ihre Geister, Nixen, ꝛc. verbreitet, vollkommen würdig ist.

Der Wettersee ist um 290 Fuß höher als die Ostsee, in die er sich durch den Motalastrom ergießt. Sein Wasser ist so klar und durchsichtig, daß man in einer Tiefe von 80 bis 100 Fuß noch die kleinsten Gegenstände unterscheiden kann, obgleich diese Angabe von vielen Personen bestritten wird. Es scheint in der That schwer, daß man mit gewöhnlicher Sehkraft durch eine flüssige Masse über 50 Fuß Tiefe noch etwas mit Sicherheit zu unterscheiden im Stande sein dürfte. Der Haupthafen des Wettersees ist die Stadt Jönköping, wo immer viele Schiffe von jeder Größe liegen, die so ausgerüstet sind, wie wenn sie zur Reise auf dem offenen Meere bestimmt wären. Obgleich diese Stadt als eine der wichtigsten Schwedens betrachtet wird, hat sie dennoch kaum 4000 Einwohner. Ihre Straßen sind regelmäßig, wie fast in allen schwedischen Städten. Nach der letzten Feuersbrunst von 1789 ist sie ganz neu erbaut worden.

Eisenbahn zwischen dem mittelländischen und dem rothen Meere.

Der unübersteiglichen Hindernisse wegen, welche, nach genauer Untersuchung der eigentlichen topographischen und geologischen Beschaffenheit der Landenge von Suez, der Anlegung eines schiffbaren Kanals zwischen dem mittelländischen und dem rothen Meere sich darbieten, hat man den Entschluß gefaßt, von Kahira nach Suez eine Eisenbahn zu erbauen, zu deren Anlegung der Beherrscher Aegyptens einer zu diesem Zwecke sich gebildeten britischen Handelsgesellschaft bereits die erforderliche Bewilligung ertheilt.

Die in Rede stehende Eisenbahn wird in der Stadt Kahira (Kairo) selbst beginnen, sich anfänglich gegen Nordost ziehen, um den letzten Gebirgszweig zu umgehen, sodann sich östlich und südöstlich wenden, bis sie endlich ganz in südlicher Richtung gegen die Stadt Suez sich senken wird. Wahrscheinlich wird sie eine große Strecke weit der Spur des alten Kanals zwischen dem Nil und dem rothen Meere, von Vicus Judaeorum bis Arsinoe folgen. Nach der ersten oberflächlichen Berechnung wird ihre Länge 76 bis 80 Wegstunden betragen. Der Unternehmer dieser Eisenbahn, die unausbleiblich in Kurzem eine große Wichtigkeit gewinnen muß, berechnet, daß ihre Erbauung nicht ganz 24,000 Pfund Sterling (288,000 fl. rh.) kosten werde. Wir vermuthen, daß hier entweder ein Schreibfehler obwalte, oder daß der britische Ingenieur Waghorn (der vorgedachte Unternehmer,) in seinen Berechnungen sich gröblich geirrt. Mit 240,000 Pf. St. (2,880,000 fl. rh.) würden wir den Anschlag schon wahrscheinlicher finden, obgleich er immer noch niedrig genug erachtet werden dürfte. So viel ist gewiß, daß man fest entschlossen zu sein scheint, die Eisenbahn wirklich anzulegen, und daß die Arbeiten unverweilt beginnen sollen.

Zur Beförderung einer direkten Verbindung zwischen England und Ostindien, haben sich zwei Gesellschaften gebildet, die eine zu Falmouth und die andere zu Bombay. Von dem ersten Orte werden Dampfschiffe mit Waaren und Reisenden allmonatlich abgehen. Sie werden die Tajo-Mündung, Gibraltar, Malta, Alexandria berühren, und durch den Kanal von dieser Stadt nach Kahira gelangen. Zu Malta und Alexandria sollen Umladungen auf andere Fahrzeuge stattfinden. Eben so regelmäßig werden allmonatlich Dampfschiffe von Bombay abgehen nach Suez, ohne unterweges anzulegen (vielleicht dürfte man indessen doch aus Mokka eine Zwischenstation machen). Gleichmäßig von Kahira und Suez werden Waaren und Reisende auf der Eisen-

bahn befördert, und in einem Tage von einem Orte zum andern gelangen. Die ganze Reise von Falmouth bis Bombay könnte in 48 Tagen zurückgelegt werden, nämlich von Falmouth bis zur Tajo-Mündung in 6½ Tagen, von dort bis Gibraltar in 2½, bis Malta in 7, bis Alexandria in 6½, bis Kahira in 1½, bis Suez in 1, bis Mokka in 10, und bis Bombay in 13, zusammen also in 48 Tagen.

Der siebenstöckige Palast zu Djeypuhr.

Das Land Djeypuhr ist ein Fürstenthum in dem westlichen Theile Hindostans, den man Adgemir oder Radiputana nennt. Die gleichnamige Hauptstadt desselben liegt unter 26°54′ nördlicher Breite, und 75°25′ östlicher Länge von Paris, 26 Stunden ostnordöstlich von Adgemir, und 55 Stunden südwestlich von Delhi. Djeypuhr liegt in einem länglichen Thale, zwischen steilen Hügeln, die es auf drei Seiten umschließen, und die nur gegen Mittag eine offene Ebene lassen. Die Stadt ist regelmäßig und mit Pracht gebauet. Sie besteht aus einer 90 Fuß breiten, über eine Stunde langen Hauptstraße, die in der Mitte einen großen Platz hat, der zugleich als Markt dient, während sie von Zeit zu Zeit im Rechtwinkel von Seitenstraßen durchschnitten wird, von denen die bedeutendsten 20 Minuten lang sind. Die meisten Häuser sind nur 2 bis 3 Stockwerk hoch, doch gibt es auch eine nicht geringe Zahl 4 bis 5 Stockwerk hoher Gebäude. Das Ganze wird von einer steinernen 17 Fuß hohen Mauer umschlossen, und von einer Zitadelle vertheidigt, die auf der Abendseite über einem tiefen Abgrunde zu schweben scheint. Ein anderes Fort ist mehr südlich, und verbunden mit einer langen Vertheidigungslinie, die sich über die ganze Hügelreihe hinweg zieht. Djeypuhr ist neuern Ursprungs, und wurde im 17. Jahrhundert, unter dem Ragah Djey-Sing (während der Regierung des mogolischen Kaisers Mohamed Schah), unter Leitung eines Italieners, er-

bauet. Seine Bevölkerung, die im J. 1779 noch auf 150,000 Seelen sich belief, ist jetzt bis auf 60,000 gesunken. Dennoch ist es immer noch eine der angenehmsten Städte Hindostans. Es befinden sich hier sehr viele Tempel, die alle im reinsten indischen Styl aufgeführt sind. Auch an Fabricken fehlt es nicht. Die hiesigen Messen sind sehr beträchtlich, indem Djeypuhr der einzige wichtige Handelsplatz zwischen Delhi und Dekkan, oder dem Süden Indiens, ist.

Die größte Merkwürdigkeit dieser schönen Stadt ist der Sath-Mahalleh, oder siebenstöckige Palast, der in der Gestalt eines ausgebreiteten Pfauenschweifes erbauet ist, dessen Augen man durch bunte Fenster nachgeahmt hat. Das Gebäude befindet sich an dem großen Platze, von welchem die vier Hauptstraßen ausgehen. Es erhebt sich auf drei Terrassen, die herrliche Gärten bilden, und ist übrigens von sehr regelmäßiger Bauart. Im Innern findet man eine Anzahl Gemächer, die größtentheils niedrig, aber mit Geschmack und Luxus verziert sind. Neben dem Schlosse ist eine schöne Sternwart, und eine Bibliothek, worin der Oberst Polier das erste vollständige Exemplar der Wedas fand, welches ein Europäer je ansichtig geworden, und das er später dem britischen Museum zum Geschenk machte.

Geographisch-statistische Uebersicht von Neu-Kalifornien.

Dies bisher nur sehr unvollkommen gekannte Land liegt in Nordamerika, zwischen 30^0 — $38^015'$ nördlicher Breite, und unter $117^045'$ — $125^030'$ westlicher Länge von Paris. Es wird im Norden durch die Besitzungen der Vereinstaaten, im Süden durch Alt-Kalifornien, im Osten von undurchforschten Einöden, und im Westen vom stillen Meere begrenzt.

Erst 1769 begannen die Spanier in diesem Lande sich

niederzulassen, das jetzt zu der mexikanischen Union gehört. An den vorzüglichsten Hafen erbaueten sie vier Präsidios, die seitdem die Hauptorte der vier Distrikte geworden sind, aus denen gegenwärtig die Provinz besteht. Sie heissen: San Diego, Santa-Barbara, Monterey und San-Francisco. Von Franziskanermönchen wurden mehrere Missionen angelegt, wo sich die von ihnen bekehrten Indianer ansiedelten. Die meisten Eingebornen zogen sich jedoch tiefer in des Landes Inneres, um ihren alten Sitten und Gebräuchen getreu zu bleiben. Man bezeichnet sie unter dem Namen Toses, obgleich sie zu verschiedenen Racen gehören. Der Hauptort von Neu-Kalifornien ist Monterey, wo der Statthalter seinen Sitz hat. Auf 5000 Geviertstunden hat diese Provinz nur eine Bevölkerung von 33,000 Seelen, nämlich 2734 Kreolen und 27,680 Indianer. Von den Präsidios hat San-Diego 450 weisse Einwohner, Santa-Barbara 545, Monterey 574 und San-Francisco 422. Die Zahl der Missionen in allen vier Distrikten beläuft sich auf 23. Die Bevölkerung derselben vermindert sich von Jahr zu Jahr, was den Ausschweifungen der Eingebornen, und den daraus sich ergebenden nachtheiligen Folgen für die Gesundheit, zugeschrieben werden muß. Das Land ist reich an Hornvieh und an Pferden. Es gibt nicht einen Kreolen, der von den letztern nicht wenigstens hundert eigenthümlich hätte. Den meisten Handel treiben die Kalifornier mit den Russen. Seit einigen Jahren sieht man auch chilesische, peruanische und mexikanische Schiffe in den Hafen dieses Landes. Zu Monterey residirt auch ein englischer und ein nordamerikanischer Konsul.

Das Königreich Tungking.

Dieser ehemals unabhängige Staat, gewöhnlich Tonkin oder Tunquin genannt, ist gegenwärtig eine Provinz von Anam, in Hinterindien, südlich von China, nördlich von Kochinchina, und östlich von Laos. Er erstreckt sich vom 17. bis zum 23. Grad nördlicher Breite, ist ungefähr 150 Stunden lang und 100 Stunden breit. Dies Land ist ausserordentlich stark bevölkert, und soll bei zwanzig Millionen Einwohner haben. Es scheidet sich in 12 Provinzen oder Schur und wird durch viele schiffbare Ströme bewässert, wovon der größte der aus China kommende Sankoi ist. Die Armee besteht aus 150,000 Mann, die von einigen französischen Flüchtlingen auf einen ziemlich guten Fuß gebracht worden. Der Boden ist sehr fruchtbar und gibt jährlich zwei Erndten. Die Gebirgsgegend wird als ungesund betrachtet, und ist größtentheils unbewohnt. Die Industrie befindet sich im kläglichsten Zustande. Der äussere Handel ist unbedeutend, dagegen ist der im Innern sehr lebhaft. Es gibt eigentlich nur eine Stadt in Tungking, des Landes Hauptort, Keschо oder Backing genannt. Sie hat über sechs Stunden im Umfang und soll bei 300,000 Einwohner haben. Der Stadttheil ausgenommen, wo die Paläste, Kasernen und Magazine sich befinden, besteht der Ueberrest nur aus Erd- und Strohhütten, die ein Bild des größten Elends darstellen.

Inhalt des siebenten Theiles.

Seite

Bemerkungen einer Dame auf ihrer Reise aus der Schweiz nach Rußland, im Frühjahr 1834. 3

Sittengemälde der vorläufigen Verhaftshäuser in London. (Zweites Bild) 29

Peru's jüngste Staats-Umwälzung. 48

Neueste Reise im Innern Afrikas durch den Kuarra oder Niger. 63

Die europäischen Staats-Verfassungen des Mittelalters, im Vergleich mit denen unserer Zeit. 77

Die geistige Bewegung und ihre Fortschritte in England, mit Bezug auf die in andern europäischen Gegenden. (Letzte Erwägung) 92

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich. 114

Streifereien durch das Nilthal. (Erste Mittheilung) 137

Moralische und intellektuelle Parallele zwischen einigen der ausgezeichnetsten Personen der neuesten Zeit. Gibbon. — Burke. — Châteaubriand. (Zweiter Artikel.) 149

Besuch im Irrenhause zu Kahira. 175

Ueber die Schönheit bei den organisirten Wesen ... 181

Handelsfreiheit. England in Bezug auf die übrigen europäischen Staaten. (Letzte Erörterung.) 189

Kritische Revüe. 211

Mannigfaltigkeiten:

Die alten ägyptischen Dynastien. 216

Oeffentliche Bibliothek in Berlin. 217

Wirkung der Musik auf die Thiere. 218

Der Wettersee. 221

Eisenbahn zwischen dem mittelländischen und dem rothen Meere. 222

Der siebenstöckige Palast zu Djeypuhr. 224

Geographisch-statistische Uebersicht von Neu-Kalifornien. 225

Das Königreich Tungking. 227

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei solcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang besteht also aus vier starken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man sich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 18 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlassen. Man abonnirt sich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Postämtern in ganz Deutschland und der Schweiz.

Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neuesten Weltkunde bestehen darin, rasch, treu, wahr, unparteiisch in ihren Rahmen Alles zu umfassen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges sich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt ist unter folgenden Rubriken begriffen:

Philosophie. — Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Statistik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. — Naturgeschichte. — Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen (Astronomie, Physik, Chemie, Arzneikunde ꝛc. ꝛc.). — Biographien. — Literarische Abhandlungen. — Ausländische Literatur. — Kunst-Erzeugnisse. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

H. Malten's

Neueste Weltkunde.

Jahrgang 1834.

Achter Theil.

Aarau.
Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Neuesten Weltkunde.

Geschichtliche Uebersicht denkwürdiger Ereignisse der Gegenwart und Vergangenheit bei allen Völkern der Erde, in ihrem politischen, religiösen, wissenschaftlichen, literarischen und sittlichen Leben.

Herausgegeben

von

H. Malten.

Dritter Band, siebenter bis neunter Theil.

Achter Theil.

Aarau 1834.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Die letzte ministerielle Krisis in England, und gegenseitiger Zustand der britischen und der französischen Kabinets-Politik.

Oft, wenn die Parteien tod sind, wenn der Zeit Verlauf sie auf eine bloße, eitle Form reduzirt hat, wenn von ihnen nichts mehr übrig geblieben, als der äußere Anschein, der nur unaufmerksame Beobachter noch zu täuschen vermag, wenn der geheime Gedanke, durch den sie gelebt, vollkommen erloschen und verschwunden ist, bleibt ihr Schatten, ihr Name immer noch fortbestehend.

Wo sind die Whigs? Wo sind die Tories? Was war schon vor fünf Jahren aus ihnen geworden? Ihre Fahnen weheten über sich bekämpfenden Schaaren; unter jenen Worten begriff man etwas Reelles noch, als schon das Genie des Whiggismus und des Torysmus seit Langem erloschen und verschwunden war.

Man bemerke der Ideen fortschreitende Bewegung. Was man unter der Regierung der Königin Elisabeth von England, als äußerste Opposition betrachtet haben würde, war unter Karl I. etwas ganz gewöhnliches, etwas natürliches geworden. Zu den Zeiten Karls II. begann das Einwurfsrecht allgemeine

Beistimmung zu gewinnen, und unter Jakob II. stürzte der konstitutionellen Freiheiten hartnäckiger Kampf den König vom Thron.

Die politische Masse schied sich nun in zwei scharf gesonderte Schattirungen. Die Tories, die auf das königliche Vorrecht hielten, und die Whigs, von denen die Rechte des Parlaments vertheidigt wurden.

Der eifrigste Whig unter Wilhelm III. würde es noch nicht gewagt haben, ein einziges feindseliges Wort gegen die alte Konstitution auszusprechen. Er vertheidigte im Gegentheil die alten Flecken, und suchte durch jede erdenkliche Beweisführung, durch Sophismen jeder Art die Erbverstöße, die kostspielige Zerbrechlichkeit dieses auf gothischen Grundpfeilern erhobenen Gebäudes zu entschuldigen.

Der Tory dagegen betrachtete dieselbe Staats-Verfassung als übertrieben freisinnig. Jeder Schritt, den sie seit dem 16. Jahrhundert gemacht, war in seinen Augen eine neue Verletzung der ihm über alles heiligen Rechte der Krone.

Die beiden Heere gingen aus von zwei so entgegengesetzten Punkten. Das eine stritt gegen die Anmaßungen der regierenden Macht; das andere betrachtete alle Fortschritte der Freiheit als unleidliche Uebertretungen. Lord Chatham, unter Georg III., bemerkte zuerst, daß etwas zu verändern sei in der alten Fabrik. Sein Scharfsinn hatte das große Geheimniß erforscht, und lies ihn auf Mittel sinnen, zum Vortheil des Staates es auszubeuten.

Nach seinem Tode, bis 1820, wagten die Whigs es noch nicht, die ehrwürdige Masse anzugreifen, obgleich sie auf allen Seiten nur Risse zeigte. Wäh-

rend sie an ihre wankenden Pfeiler sich klammerten, gab es wohl außerhalb dem parlamentarischen Kampfplatze einige vereinzelte Demagogen, welche die Whigs überboten. Wir begnügen uns unter jenen einen Wilkes, einen Horne-Tooke, einen Junius zu nennen *). Aber auch selbst diese griffen die britische Konstitution nicht geradezu an. Ihre Kritik betraf nur der Regierung Verfahren in einzelnen Punkten. Man habe hier oder da das Gesetz übertreten, sagten sie. Die regierende Macht sei in dieser oder jener Sache willkürlich verfahren ꝛc.

Bei alle dem rief man immer die alte Staats-Verfassung an, und der gewaltigen Anregung ungeachtet, welche die französische Revolution auch in England erregte, vermochte man nur mit Mühe sich der Ehrfurcht gegen eine verwickelte und verjährte Organisation zu entheben, die bisher allen Bedürfnissen entsprochen hatte.

So auch bestanden Whigs und Tories, obgleich gegenseitig sich schwächend, immer fort, bis zu dem Augenblicke, wo die bourbonische Restauration in Frankreich Europa den Frieden wieder gab. Beide Parteien hatten während der französischen Republik und dem französischen Kaiserthum sich beinahe ganz unversehrt erhalten. Die England bedrohende Gefahr, die Nothwendigkeit einer soliden Macht-Zusammendrängung, der Entwicklung einer außerordentlichen Thatkraft, um den äußern Stürmen zu wider-

*) M. s. die Aufsätze: „Die britischen Demokraten im 18. Jahrhundert," im achten und zehnten Theile, und den: „Wer ist der eigentliche Verfasser der Briefe von Junius," im neunten Theile des Jahrgangs 1833 dieses Werkes.

stehen, hatten die beiden Gegner in einem beständigen Zustande der Aufregung und Wachsamkeit erhalten. Man war zu sehr überzeugt von der immer drohenden Gefahr, um durch eine innere Krisis sie noch zu vermehren. So lange Bonaparte das Staatsschiff bedrohete, mußte man also nur darauf bedacht sein zu erhalten, nicht zu zerstören.

Cobbett selbst, der, durch seine demagogischen Neigungen angetrieben, der allgemeinen Bewegung längst vorangeschritten war, wagte es nicht, der Konstitution den Krieg zu erklären. Es war ein sonderbarer Zustand. Alle Nerven waren gespannt. Alle Sprungfedern waren auf dem Punkte zu zerbrechen. In Mitte der politischen Krisis wurde Perceval von einem Wahnsinnigen ermordet, Romilly nahm sich das Leben, Castlereagh schnitt sich den Hals ab, und Canning erlag unter einer Aufgabe, die seine Kräfte überstieg: so gewaltthätig und mörderisch war diese erzwungene Politik, so schwierig war es, die Zügel eines Wagens zu halten, der donnernd dem Abgrunde zurollte.

Napoleon fiel. Der Krieg, und die ungeheure Kraft-Entwicklung, welche Pitt zugleich genährt und erhalten, erreichte ihr Ende. Aber neue Schwierigkeiten boten sich dar. Alle Mängel der alten Konstitution, alle Inkoherenzen, alle Nichtübereinstimmungen, alles was noch Gothisches, Unvereinbares mit der neuern Zivilisation an ihr war, wurde jetzt auf einmal bemerkt.

Die britische Regierung hatte zwei ungeheure Wunden zu heilen: Irland einerseits, und die Staatsschuld anderseits. Diese letzte wuchs mit der Ver-

armung. Irland, von verhungerten, blutgierigen Menschen bevölkert, stieß unaufhörlich seine Armen und seine Mörder nach England hinüber. Frankreichs freisinnige Grundsätze faßten auch in den vereinten Königreichen feste Wurzel. Man begriff, wie sehr Duldsamkeit und Vernunft dadurch verletzt wurden, daß eine ganze Nation außer dem Gesetze sich befand, und des Bürgerrechts beraubt war, aus dem alleinigen Beweggrunde ihres katholischen Glaubens.

Die Fluth der Reform schwoll so schnell, so überraschend empor, daß selbst die gesellschaftlichen Höhen, daß auch die Aristokratie davon erreicht wurde, und ein beträchtlicher Theil derselben zur Unterstützung nothwendiger Verbesserungen sich erklärte.

Man schritt solchergestalt wider Willen vorwärts, angetrieben von einer allgemeinen Nothwendigkeit, gegen die keine Erhebung möglich war. Es war eine so unvermeidliche Daseins-Bedingung geworden, daß die Tories selbst die Reform begannen. Sie hielten ihre Taktik für sehr wohlverstanden, indem sie es übernahmen, die ersten Verbesserungen in Ausführung zu bringen. Wellington, der Tory-Armee Haupt-Befehlshaber, der hartnäckigste und beharrlichste unter allen „Erhaltungsmännern", bezeichnete sein Ministerium durch Umgestaltungen, die zu jeder andern Zeit nur durch eine Revolution hätten herbeigeführt werden können.

Man wußte ihm indessen keinen Dank dafür. So unbeugsam er war, so innig verbunden er sein mochte, mit dem protestantischen Interesse, so wenig Theilnahme er bis dahin auch gezeigt gegen die irländischen Katholiken, sah er dennoch sich genöthigt, sie

zu emanzipiren, ihnen dieselben Rechte zuzugestehen, wie den Protestanten, und mehrere Sinekuren zu unterdrücken.

Er verminderte die Ausgaben, und spielte die Rolle eines Ersparers, eines Verbesserers. Alles vergebens. — Beim ersten Anstoß, bei der ersten Besorgniß, bei der ersten Gelegenheit sah er seiner Macht sich beraubt. Eine unbedeutende Veranlassung, der es an allem Interesse, an allem politischen Einflusse gebrach, war dazu hinlänglich. Der König sollte sich nach der City begeben. Die engen Gassen dieses alten Mittelpunkts von London, die ungeheure Volksmenge, welche darin sich drängen würde, die Leichtigkeit, die durch dies Labyrinth winkeliger Pfade, durch dies Gewühl, und der bei einem Feste unvermeidlichen Unordnung, Verschwornen zur Ausführung eines wohldurchdachten Planes sich darbieten konnte; das Alles erregte Wellingtons äußerste Besorgniß.

Freilich war es lächerlich und wenig männlich, vor einem Feste, einer Feierlichkeit sich zu fürchten, und zu verrathen, daß man den Absichten des Volkes mißtraue. Aber noch unpolitischer und abgeschmackter war es, laut einzugestehen: „Der König ist nicht geliebt; seine Verwaltung ist unpopulär; seine Minister sind gehaßt.“

Untersucht man dies sonderbare Benehmen, wodurch Wellington auf immer sich in Mißkredit gesetzt, genauer, so findet man, daß andere Gründe, als die angegebenen, darunter verborgen waren. Fast immer wird der Sturz eines Ministeriums einer unzulänglichen, zufälligen Ursach zugeschrieben, während er von einer wichtigen, geheimen, unvermeidlichen Ursach

abhängt. Man gibt den oberflächlichen Beweggrund an, und verschweigt den eigentlichen, den entscheidenden.

Uebrigens (wie befremdend das auch klingen mag) ist Wellington nur unter derselben Macht gefallen, die ganz neuerdings Lord Grey genöthigt, sein Amt niederzulegen. Er ist erlegen unter der Macht jenes Dranges, welche die Reform bereits erlangt hat. Ihren Wagen auf dem Abhange zurückzuhalten, die entfesselten Revolutionen zu bändigen, ist äußerst schwer, wo nicht unmöglich. Für einen Tory hatte Wellington der populären Partei alle nur möglichen Zugestehungen gemacht. Kaum waren sie in Ausübung getreten, kaum trugen sie ihre Früchte, und schon tödteten sie das Ministerium, von dem sie ausgegangen waren.

Die Völker sind einmal so. Sie wissen, daß wenn die Regierung eine Abgabe abschafft, wenn sie eine Sinekur unterdrückt, wenn sie eine lange geächtete religiöse Partei emanzipirt, sie nur ihrem Interesse gehorcht, den Umständen sich unterzieht, und unter die Nothwendigkeit sich beugt.

Von Natur undankbar, zeigt sich das Volk, das der regierenden Macht durchaus keine edelmüthige Absicht zugesteht, nie erkenntlich für Alles, was man für es gethan. Ein mächtiger Instinkt benachrichtigt es, daß eine verborgene Kraft, und wenn man so sagen darf, eine unsichtbare Strömung, die Gesellschaft antreibt zur Reform. Darum auch spottet es über die Dämme, welche man den ungestümen Fluthen entgegenzustellen sich bemühet. Darum auch

schreibt es nur der Schwäche alle die Zugestehungen zu, welche man zu seinen Gunsten macht.

Solches ist die auffallende Schwierigkeit der politischen Lage Englands. Whigs und Tories existiren nicht mehr. Die erhaltende Partei denkt nur daran, sich gegen die Demokratie zu vertheidigen, und die Radikalen sinnen auf nichts, als bis in ihre Basis der alten Institutionen ganze Fabrik zu zerstören.

Zwischen beiden befindet sich die Regierung, angegriffen von beiden Seiten, gehemmt und befeindet von der Aristokratie, verwünscht und untergraben von der Demokratie, deren Macht und Einfluß täglich sich vermehren. Ihre Lage hat viele Aehnlichkeit mit jener der französischen Regierung, doch darf man voraussetzen, daß, unter minder drohendem Anschein, von nicht so vielen Unwettern umlagert, die britische Regierung größeren Gefahren ausgesetzt ist, als die Frankreichs, die seit den Juli-Ereignissen schon durch so viele Klippen sich hindurchgewunden.

Man vergleiche die Lage der einen, mit jener der andern. Man berechne die gegenseitige Stärke der beherrschenden Macht in England und Frankreich. In diesem letztern hat die Revolution die alte Aristokratie aller ihrer auf Länderei-Besitzungen begründeten einflußreichen und wirklichen Macht beraubt. Die karlistische Partei, von einigen talentvollen Männern unterstützt, ist ohne alle Konsistenz in der Nation. Ihre Interessen verschlingen und verschmelzen sich nicht mit den Interessen der großen Masse.

Die erhaltende Partei in England dagegen besteht aus großen Grundeigenthümern, sie hat bedeutenden

Einfluß auf eine große Bevölkerung; sie stützt sich auf eine noch in hoher Achtung stehende Staats-Religion. Keines der Vorurtheile, die ihren Heiligenschein bilden, ist vollkommen vernichtet. Sie ist noch mächtig und stark, und lebt nicht jenes künstliche Leben, das die französische Aristokratie sich zu erhalten bemühet. Sie wird wohl befeindet und angegriffen, doch hält sie noch fest auf dem Boden, in welchen sie tiefe Wurzeln geschlagen hat.

Dieser in England noch so starken Aristokratie stellt sich mit der offensten Feindseligkeit ein nicht minder gewaltiger Radikalismus entgegen. In Frankreich hat die republikanische Partei Vergangenheit und Erfahrung gegen sich. In England schreitet sie stolz, furchtlos, voll Vertrauen, zu gleicher Zeit von strengen Philosophen, von eifrigen Ehrgeizigen, und von allen denen unterstützt, die über irgend etwas in Vergangenheit und Gegenwart sich zu beschweren haben, der Zukunft entgegen.

Da Großbritannien immer ein politisches, in den öffentlichen Angelegenheiten bewandertes Land gewesen, hat das demokratische Heer, wie sprudelnd oder wie drohend es auch sein mag, nichts von jener kindischen Unbesonnenheit, von jener unmächtigen Wuth, von jener bewaffneten Verschwörung, die den französischen Demokraten allen Werth rauben, und sie verhindern, irgend ein befriedigendes Ergebniß zu erlangen.

In England wird die Regierung also von zwei Seiten, von zwei wirklichen Streitkräften angegriffen, wovon eine beschützt wird durch eine gewaltige Masse noch gegenwärtiger, seit Langem erworbener Interessen,

während die andere in Bewegung gesetzt wird durch volksthümliche Leidenschaften, durch ihren unwiderstehlichen Drang einer unbekannten Zukunft zu, wie durch der Angelegenheiten in Europa allgemeinen Gang.

Die französische Regierung ist stark durch ihrer Gegner Schwäche. Die Heftigkeit der Angriffe, denen sie ausgesetzt ist, scheint mehr von Verzweiflung an der Sache, als von Hoffnung eines günstigen Erfolgs eingegeben. Die Parteien beurkunden dadurch nur die Wuth ihres Todeskampfes. Die Verbündung der Republikaner und der Karlisten selbst beweiset, wie wenig Gewissenhaftigkeit und Ueberzeugung sie haben von der Güte und Rechtmäßigkeit der von ihnen vertheidigten Sache.

Großbritanniens Lage ist also verhängnißvoller, als die Frankreichs. Für dies letzte können die Gefahren von aussen kommen; dagegen hat es *nicht*, wie England, einen Vulkan unter seinen Füßen, nämlich Irland. Durch dies Königreich wird Großbritannien mit Zerstückelung, mit politischem Tode bedroht. Irland ist der immer brennende Herd der auf Großbritannien die Lawa beständiger Empörung, zunehmender Verarmung, die Wuth eines unzubeseitigenden Fanatismus schleudert.

Der Irländer O'Connell, über den wir uns bald umständlicher auszusprechen Gelegenheit haben werden, hat Sitz und Stimme im Parlament als Englands böser Genius. Er ist immer da in allen kritischen Augenblicken. Alle Wunden werden durch ihn vergrößert, beinahe unheilbar gemacht. Unaufhörlich hindert er alle Maßregeln, stellt er allen Vor-

kehrungen sich entgegen. Von einer schreienden, mißvergnügten Partei umringt, die jedem seiner Winke gehorcht, die sich bewegt, wie er es verlangt, bewaffnet er sich mit einem Einflusse, mit einer Ueberlegenheit, die noch nichts zu beseitigen im Stande gewesen. Als Englands Dämon, ist der Vertreter Erin's, das eigentliche Sinnbild dieser unglücklichen Insel, befestigt wie ein Brander an einem großen Schiffe, das ihn mit sich fortreißt, und das er unaufhörlich in Brand zu stecken drohet.

Und man beurtheile nun, wie furchtbar dies schädliche Werkzeug werden könne in einer Zeit, wo Reformgeschrei in allen Theilen des Reichs erschallt! — Wären die Zeiten ruhig, würde es immer noch schwierig genug sein, die verschiedenartigen Interessen Englands in Uebereinstimmung zu bringen, seine Verwaltung zu ordnen, die katholische Geistlichkeit der gehaßten protestantischen schweigend und duldend gegenüber zu erhalten. Irland kann sich nicht bewegen, ohne daß ein gewisses Rückprallen, das äusserst verhängnißvoll werden kann, auch in Großbritannien sich fühlbar mache. —

Das erste Reformzeichen, die erste Maßregel, die Emanzipation der irländischen Katholiken, ging, wie bereits gesagt, von einer aristokratischen Hand aus. Wellington, des Torysmus eigentlicher Vertreter, hatte erkannt, daß diese Maßregel unvermeidlich sei.

Aber als er den Funken einmal geworfen, glaubte er nicht, daß die Mine so schnell sich entzünden würde. Er war unvorsichtig, oder vielmehr verwegen genug, zu erklären, daß jede Reform ihm verhaßt sei, ob-

gleich gerade durch die von ihm veranlaßte Emanzipation der Katholiken, der große Hebel der englischen Politik seit Wilhelm III. vernichtet worden; obgleich durch ihn der König genöthigt war, seinen beim Regierungsantritt geleisteten feierlichen Eid zu verletzen; obgleich er gegen die Integrität der Beherrschung der anglikanischen Geistlichkeit, dieser Haupt-Basis des von der hannövrischen Dynastie eingenommenen Thrones, den ersten tödtlichen aber nothwendigen Streich geführt .....

Das öffentliche Mißvergnügen war so lebhaft, und beurkundete sich auf eine so entscheidende Weise, daß es unmöglich war, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten länger zu bewahren, ohne in eine nähere Reform einzutreten. So fiel das Uebergangs-Ministerium, das im Grunde ganz tory, halb liberal in seinen Handlungen gewesen, und an dessen Spitze Lord Wellington sich befunden.

Des Torismus Sterbestunde hatte geschlagen; die des Whiggismus war nicht mehr fern. Männer wie Althorp, Hume, Brougham, Melbourn, Holland, Grey, Mackintosh, welche die Tories seit Langem verwünscht, gewannen einen immer größeren Einfluß, und die positivsten, die thätigsten, die eifrigsten von ihnen bildeten das „reformirende Ministerium.“

Ihrerseits gewannen die Demagogen, Hunt für England, O'Connell für Irland, die Anhänger der Philosophie Benthams, die der allgemeinen Duldung, die Freunde Cobbetts, die Radikalen, von französischen Grundsätzen hingerissen, ebenfalls neue Kräfte. Ein Mann, den die populärsten Graf-

schaften früher zurückgestoßen haben würden, Hunt, wurde zum Mitglied des Parlaments erwählt, und die Tories geriethen in den tiefsten Mißkredit.

Welche Aufgabe hatte nun aber das neue Ministerium; zu welchen Kämpfen mußte es gerüstet sein! Es war darum zu thun, mehr als eine Revolution zu Ende zu bringen. Denn eine Staats-Umwälzung ist ein Werk der Gewaltthätigkeit, der Uebereilung, der Wuth. Ihre Ergebnisse werden oft von Denen, welche sie veranlaßt, wenig zu Herzen genommen. Wenn die Feuersbrunst nur zum Ausbruch kommt, ist alles Uebrige ihnen ziemlich gleichgültig.

Aber in England war es darum zu thun, die Konstitution zu verändern, die Interessen anzugreifen, die alte Basis umzustürzen, und diese ganze Umgestaltung am Rande eines Abgrundes zu bewerkstelligen, ohne England in denselben zu stürzen, des Himmels Wasserfälle zu erschließen, ohne Alles zu überschwemmen; welche Aufgabe! — Wer, wenn er des Unternehmens Gefahr ermessen, wäre vor ihm nicht zurückgewichen?

Glücklicherweise war Lord Grey mit einem speziellen Karakter begabt. Er selbst war eine lebendige Anomalie. Als eigenthümlicher Mann übernahm er eine eigenthümliche Lage. Der Augenblick seine Grundsätze zu entwickeln, seiner Thatkraft Schwung zu verleihen, die Träume seiner Jugend zu verwirklichen, war erschienen. Er gab nicht nach, er zitterte nicht vor der drohenden Gefahr, und wurde der Führer des reformirenden Kabinets.

Grey ist der Mann der unbeugsamen Einheit, des

unveränderlichen Gedankens, des Systems, das nichts zu erschüttern vermag. Von Jugend an hatte er über die prophetischen Worte Chathams, ja über Wilkes Narrheiten selbst nachgedacht, und von der unumgänglichen Nothwendigkeit einer Parlaments-Reform sich überzeugt. Seine anerkannte Rechtschaffenheit, sein kühnes Selbstbewußtsein, seine Religion als Bürger und Mensch, hatten diese Nothwendigkeit schon proklamirt zu einer Zeit, wo das allgemeine Palladium das aus zwei Kammern bestehende Parlament, nach den Gebräuchen und dem Herkommen alter Zeiten, waren.

Man hatte Lord Grey lange als einen beinahe unsinnigen Reformator, als einen Anhänger der Philosophen des 18. Jahrhunderts, als einen mit unmöglich in Anwendung zu bringenden Hoffnungen, und mit mehr trostreichen als wahren Theorien beschäftigten Menschenfreund betrachtet.

Der Ideen Bewegung erhob sich allmählig ebenfalls bis zu seinen Theorien, und die Regierung nahm die Dienste des politischen Philosophen in dem Augenblicke in Anspruch, wo seine Meinung allgemeine Meinung wurde. Sechs Jahre vor Greys Ministerium wagten es nur wenige Whigs, zu denken wie er. Sechs Jahre nach seinem Ministerium wird man seine Freisinnigkeit weit zurückgelassen haben. So rasch schreiten in gewissen Epochen die Ideen fort, mit so großem Ungestüm verschlingen und verwischen ihre Fortschritte Menschen und Dinge.

Man kann demnach Lord Grey als den nothwendigen Mann der Zeit betrachten, wo er Minister ge-

worden. Die Reform war nicht blos sein Wunsch, sein Zweck, sein Plan, seine unveränderliche Idee; es lag in seinem Karakter auch genug persönliche Thatkraft, Ausdauer, Rechtschaffenheit und fester Wille, um weder den Eingebungen der Einen, noch den Drohungen der Andern Raum zu gönnen.

Reformator aus Grundsatz, Aristokrat durch Geburt und Gewohnheit, ohne populären Ehrgeiz, öffentliche Lobeserhebungen und Straßen-Triumphe verachtend, stolz, ungestüm, vereinzelt, wenig zugänglich für Hoffnung, Furcht, Eitelkeit und Habgier, die auf andere Menschen einen so großen Einfluß ausüben, konnte man im Voraus versichert sein, daß Lord Grey nicht zu seinem persönlichen Vortheil die von ihm geleitete Bewegung wenden werde, daß er nicht im Stande sei, den Staat seiner Eigenliebe, seinem Kredit oder seiner Bereicherung aufzuopfern.

Es war in ihm etwas von der Festigkeit eines Kato, oder von der Strenge eines Hampden, dagegen nichts von Mirabeau, nichts von Danton, nichts von einem Volkstribun. Eine solche Rolle flößte ihm nur Verachtung ein.

Wenn einerseits seine intellektuelle Gleichstimmung für die im 18. Jahrhundert gelehrten Theorien war, wenn man ihn als einen wirklichen Zögling Hume's und Gibbon's, Raynal's und Voltaire's, J. J. Rousseau's und Locke's betrachten kann, wenn alle Ansichten seines Geistes freisinnig und verbessernd waren, gehörten anderseits seine Gewohnheiten, seine Sitten, die Eigenthümlichkeit seiner Seele selbst zur Aristokratie.

Darum auch war es ihm unmöglich, in Betreff

der populären Reform, eine gewisse Linie zu überschreiten. Er hatte von Jugend an zu sich gesagt: „bis dahin, aber nicht weiter, soll die Reform gehen.“ Als Greis vermochte man ihn nie zu überreden, daß diese Linie schon überschritten sei, oder daß die Umstände sie weiter hinausgedrängt.

Seine sprichwörtliche Rechtschaffenheit diente zugleich als Unterpfand und Sicherung. Um ihn gruppirten sich durch dieselbe Eigenschaft ausgezeichnete Männer: Lord Brougham, Lord Althorp, deren Karakter und Aufrichtigkeit nicht minder achtungswerth waren.

Ehrgeizig, aber ohne Nebenbuhler in den parlamentarischen Debatten, bewunderungswürdig durch seine Klarheit, seine Kaltblütigkeit, seine Geistesgegenwart und seine Thätigkeit, nie eine Gelegenheit versäumend, die volltönendste Saite der Epoche und der Gesellschaft anzuschlagen, durchdringend, zu Allem fähig, immer Thatsachen sammelnd und seiner Beweisführung jedesmal eine solide Basis gebend, ist Brougham der erste Redner seiner Zeit, die am meisten gefürchtete intellektuelle Macht in den politischen Kämpfen.

Der sparsame Althorp näherte sich Lord Grey, nicht durch Stolz, durch hochfahrendes Wesen, oder durch seine gehaltreiche Beredsamkeit, sondern durch eine gewisse Sittlichkeit, durch eine gewisse Einfachheit des Benehmens und der Rede, die ihm eine hohe Achtung zugesichert haben.

Selbst unter Wellingtons Ministerium, vertheidigte Lord Althorp die dreifarbige Fahne Frankreichs, und die damit verschwisterten Ideen. Als Pitts Lehr-

sätze, und Haß gegen die französische Staats-Umwälzung in England noch vorherrschend waren, wagte er es, als Lobredner der in Frankreich stattgefundenen großen Verbesserungen aufzutreten, und den Verwünschungen der Tories Trotz bietend, behauptete er, daß Großbritannien unfehlbar auch seine Institutionen werde mildern müssen.

Seine Feinde selbst hörten ihn mit Achtung, so groß war das Ansehen, welches er genoß. Ohne besonders glänzende Eigenschaften, hatte er im Parlament der gesunden Vernunft ganzes Gewicht geltend gemacht. Als rechtschaffener Mann und als heller Geist, hat er immer seinen Ruf behauptet.

Dies Kabinet, aller seiner Moralität, und der seltenen Verschlingung des Talents und der Gewissenhaftigkeit ungeachtet, wodurch es sich auszeichnete, hatte alle Mühe von der Welt, es so weit zu bringen, daß das „Reformbill“ angenommen wurde; so schwierig war seine Lage.

Sodann dem reformirten Parlament gegenüber, durch die Radikalen zu einer vollständigen Staats-Umwälzung angetrieben, zurückgedrängt durch die Aristokraten zur Vergangenheit, vermochte es Niemand zu befriedigen *). Uebrigens mußte es darauf schon gefaßt sein.

Die erhaltende Partei nahm Alles, was aus der Reform hervorging, mit Unwillen auf. Die Frei-

*) M. s. den Aufsatz: „Ueber die gegen das neue britische Parlament und das Ministerium Grey gerichteten Angriffe und Beschuldigungen der Parteien,“ im ersten und zweiten Theile des laufenden Jahrgangs dieses Werkes.

ſinnigen von den verſchiedenen Schattirungen (wir wagen es nicht mehr, das Wort Whig zu betonen, deſſen Werth jetzt in keinem Verhältniß iſt mit dem Gegenſtande, den es verſinnlichen ſoll), die Freiſinnigen, deren Abgangspunkt derſelbe war, als der Lord Grey's, hefteten ihre Blicke auf ein viel entfernteres Ziel, als welches er ſich vorgeſteckt.

Die durch das reformirende Kabinet eingeführten Verbeſſerungen, ſchienen ihnen unvollkommen, unzulänglich. Sie erblickten darin nichts, als eine nothwendige Folge der von Wellington begonnenen, und durch das Uebergangs-Parlament, welches dem reformirten Parlament voranſchritt, fortgeſetzten Verſuche. Sie behaupteten, daß es allen von Grey und Althorp genommenen Maßregeln an Kühnheit gebreche, die Angelegenheiten zu entſcheiden, indem ſie nur mildernde Mittel in Anwendung brächten, und ſolchergeſtalt die Verſprechen der Reform Lügen ſtraften.

Nie, wahrlich, befand ſich ein Miniſterium in einer ſchwierigeren und peinlicheren Lage. Es war ihm gewiſſermaßen unmöglich, ſich lange zu erhalten. Irland, oder vielmehr O'Connell, ſein Organ, ermangelte nicht, eine ſo gefahrvolle Lage auszubeuten: O'Connell, der Feind Englands, die Schlange, die es in ſeinem Buſen wärmt, dieſer Menſch, der geſchworen, es auf alle mögliche Weiſe zu quälen, zu beeinträchtigen, zu befeinden, bis er ſeinen großen Zweck erreicht, bis er Irland gewaltſam losgeriſſen von der benachbarten Inſel, die es erobert, und von der es ausgebeutet wird.

Es bedurfte einer mächtigen Verſtandeskraft, einer eiſernen Seele, um lange die Gefahren, die Müh-

seligkeiten einer solchen Lage zu ertragen. Lord Grey stellte eine ungewöhnliche moralische Kraft den ihn umringenden Besorgnissen entgegen. Bei alledem war es unmöglich, daß seine Gesundheit während einem anderthalbjährigen ununterbrochenen Kampfe nicht gelitten hätte. Seine physischen Kräfte schwanden stufenweis. Man sah ihn im Oberhause traurig, mit tiefgeneigtem Haupte, noch stark in seinen Reden, aber schwermüthig in seiner Haltung. Er war sehr zurückhaltend und einsilbig geworden.

Seine Freunde und seine Familie bemerkten bald diese Krisis in seinem Benehmen. Eine allgemeine Untheilnahme schien nach und nach aller seiner geistigen Eigenschaften sich zu bemächtigen. Er lächelte nur noch, wenn sein Freund und Mitarbeiter Brougham, durch einige schneidende Witzworte die Verläumdungen oder die Beschuldigungen ihrer gemeinsamen Feinde zurückstieß. Die in seiner starken aber sehr eindrucksfähigen Organisation stattgefundene Verheerung, veranlaßt durch Reizungen und politische Ungerechtigkeiten jeder Art, war für jeden nur irgend aufmerksamen Beobachter augenscheinlich geworden.

Indessen boten die auswärtigen Angelegenheiten, unter Lord Palmerston's Leitung, einen ziemlich beruhigenden Anblick dar. Die meisten der von Lord Grey geäusserten Wünsche, waren in Erfüllung gegangen, und die enge Verbündung zwischen dem englischen und dem französischen Kabinete, schien der Reform im Innern gedeihlichen Fortgang zuzusichern.

Demungeachtet waren unter diesem befriedigenden Anschein mehrere geheime Auflösungs-Ursachen verborgen. Die mächtigste unter allen, war das unglück-

liche Irland, das ein Redner so treffend mit der Tunika des Nessus verglich. In dem Augenblicke, wo Jedermann glaubte, daß die von Lord Grey befehligte Armee ohne Anstos die ganze Parlaments-Sitzung durchschreiten werde, erregten einige an und für sich unbedeutende Umstände in derselben eine gewisse Zwietracht, die bald dergestalt sich ausbildete, daß dadurch der ganze Körper zerstückelt, seine moralische Schwäche erwiesen, und jene ministerielle Krisis herbeigeführt wurde, die alle Politiker Großbritanniens und des ganzen europäischen Festlandes in Erstaunen setzte. Ein kleiner Funke ist hinreichend, ein Gebäude in Brand zu stecken, dessen Holzpfeiler und dessen Strohdach es jeder Gefahr Preis geben.

Lord Greys und seiner Freunde gefahrvolle Lage, war durch ihren Muth bekämpft und gebändigt worden. Aber der Augenblick erschien, wo das geringste Ereigniß das ganze Gewebe zerriß, weil der Faden, woraus man es verfertigt, nicht unzerstörbar gewesen.

Schon hatte Irland, dieser Skandalstein, diese ewige Klippe, die Abdankung von vier Mitgliedern der öffentlichen Verwaltung veranlaßt. Als es darum zu thun war, den Ueberfluß des Einkommens der protestantischen Kirche in Irland zu verwenden, wollten einige Mitglieder des Kabinets, daß man ihn zur Unterstützung der protestantisch-irländischen Geistlichkeit gebrauche, während andere diesen Summen eine andere, mehr populäre Bestimmung zugedachten.

Diese Nicht-Uebereinstimmung, in Betreff dessen, was man das Appropriation-Act-Bill nennt, ging hervor aus einer wesentlichen Verschiedenheit in den

Meinungen der Minister. Die Einen, deren orangistischer Liberalismus vor Allem die protestantische Sache beschützte; die Andern, deren philosophische Duldsamkeit die Ideen ihrer Amtsgenossen als zu engherzig betrachtete.

Graf von Ripon, Stanley, Herzog von Richmond und Sir J. Graham legten ihre Stellen nieder. Freilich waren diese Männer nicht die eigentlichen Stützen des Kabinets, dennoch hatten sie ihre Wichtigkeit. Ihre Schattirung, besonders die des Herzogs von Richmond, war leicht abweichend von der des übrigen Kabinets. Lord Cunynghам, Lord Auckland und Spring-Rice, die sie ersetzten, hatten schon etwas entschiedeneres in ihren reformirenden Meinungen.

Kaum schien dieser Umstand ausgeglichen, so bot sich ein anderer, ebenfalls Irland betreffender dar. Die Empörung der Katholiken, unterstützt durch ihre Emanzipation, erregt und begünstigt durch den furchtbaren Aufwiegler O'Connell, wurde von Tag zu Tag drohender. Man erkannte die Nothwendigkeit, sie zu bändigen. Daher das „Coercitions-Bill," in welchem einige äusserst strenge Artikel Veranlassung zu neuen Zwistigkeiten im Kabinete gaben. Bemerken wir hier die beinahe teufliſche Feinheit, womit O'Connell, dieser Unruhen eigentlicher Urheber, den Umstand auszubeuten wußte.

Es ist etwas Gewöhnliches, und man betrachtet es als einen durchaus parlamentarischen Umstand, wenn die Regierung mit den Oppositions-Häuptlingen in gewisse Beziehungen eintritt. Dadurch werden zu heftige Anstöße vermieden. Man unterhandelt, trifft

Uebereinkünfte, und gibt theilweis nach, um eine anderweitige Zugestehung zu erlangen.

Seit seinem Eintritt in das Unterhaus wird O'Connel über die irländischen Angelegenheiten oft zu Rath gezogen. Durch die Mitglieder seiner Familie, die in der Kammer seiner Partei eigentlichen Kern bilden, ist seine Autorität in der Insel Erin beinahe unumschränkt geworden. Er hält sich, und man betrachtet ihn als den moralischen König dieses Landes. Durch ihn erfährt man, welchen Grad von Widerstand diese oder jene Maßregel zu erleiden haben dürfte bei einem Volke, dessen Willen er nach Gutdünken lenkt.

Unglücklicherweise legte Littleton, Staatssekretär für Irland, in seine Beziehungen mit O'Connell nicht alle die Vorsicht, welche ein so gefährlicher, so thätiger, so geschickter und treuloser Karakter unumgänglich nothwendig machte. Er war unbesonnen genug, dem furchtbaren Häuptling der Minister verschiedenartige Ansichten, in Bezug auf Irland, merken zu lassen.

Der Vizekönig hatte sich in einer vertraulichen Mittheilung geäussert, daß die härtesten Artikel des Coercitions-Bills ohne Mißbestand beseitigt werden könnten. Lord Althorp war derselben Meinung. Lord Grey theilte sie nicht.

Als O'Connell nun erfuhr, daß der Präsident des Kabinets sich weigerte, die strengsten Artikel des Bills zu unterdrücken, und daß weder der Vizekönig, noch Lord Althorp darin mit ihm einverstanden waren, begann Irlands Patron sein satanisches Spiel.

Er heuchelte einen gewaltigen Zorn, und dekla-

mirte in einem Briefe an die englischen Reformatoren gegen eine Maßregel, die von dem Ministerium selbst nicht übereinstimmend unterstützt wurde. Endlich verlangte er, vor versammeltem Parlament, die Mittheilung des geheimen Briefwechsels zwischen dem Vizekönig von Irland und dem Kabinet.

Nichts treuloseres, als eine solche Forderung. Man mußte sich nothwendigerweise weigern, ihr zu entsprechen. O'Connell hatte nun nichts eiligeres zu thun, als das Geheimniß dieser Weigerung zu entschleiern, was ihm einen vollständigen Triumph zusicherte.

Sobald man erfuhr, daß Lord Althorp und der Staatssekretär für Irland nicht vollkommen derselben Meinung waren, als Lord Grey, war es ihnen unmöglich, das Bill zu unterstützen, und sie gaben ihre Demission. Das Haupt des Ministeriums, Lord Grey, sah sich vereinzelt. Er verlor die Unterstützung Lord Althorps, der durch seine Biederkeit über 200 Mitglieder des Unterhauses, die seiner Meinung und seinen Entscheidungen ergeben waren, für das Kabinet gewonnen. Schon der öffentlichen Angelegenheiten Leitung müde, in seiner Gesundheit erschüttert, beständig den leidenschaftlichen Angriffen des irländischen Volkstribunen ausgesetzt, legte Lord Grey sein hohes Amt nieder, und zog sich zurück.

Will man die ganze Heftigkeit dieses O'Connell, dieser wahren Zwietrachtsfackel, dieses geschwornen Widersachers Englands beurtheilen, so lese man seinen Brief an die Reformatoren. Es ist unmöglich, Beschimpfung, Gewaltthätigkeit, Aufwiegelung und

Verachtung aller Schicklichkeit weiter auszudehnen, als es hier geschehen.

„Brüder Reformatoren," ruft er, „ich mache Euch zu Beurtheilern der Ungerechtigkeiten eines eben so schwachen als schlechten Ministeriums. Der Wahnsinn eines Elenden (Lord Grey's) beschimpft Irland, und tritt es mit Füßen. Seine knäbische Hinfälligkeit beurkundet sich durch tollen Haß und durch tröpfische Nichtachtung. Und dieser Greis befindet sich an des Ministeriums Spitze. Ich bin ihm gefolgt auf seinem Wege, und habe gesehen, daß er beständig darauf hinarbeitet, uns zu Grunde zu richten.... Kein Ministerium hat die Presse mit größerer Hartnäckigkeit verfolgt, als das seinige..... Sobald ein Schriftsteller der Regierung mißfällt, beginnen alle Greys, alle Halb- und Viertel-Greys seine Verfolgung, gleich einem Trupp Haifische. Dieser Mensch ist zufrieden, wenn seine Familie alle Aemter bekleidet. An allem Uebrigen ist ihm wenig gelegen.

„Es ist ein Ministerium, das am Vergießen von Menschenblut Wohlgefallen findet (fährt der Aufwiegler mit der ihm eigenthümlichen Unübertrefflichkeit im Lügen fort). Es ist Blut vergossen worden, und dies Blut schreit um Rache. Das Ministerium hat es vergossen. Man hat sich geschlagen, des Zehnten wegen... Blut ist geflossen. „„Die Rache ist mein, sagt der Herr, und ich werde sie zu üben wissen.““ Gesegnet sei der Name des Herrn. Vertrauen wir seinen ewigen Geboten."

Nach dieser heuchlerischen Berufung auf die Rache Gottes, d. h. auf den bewaffneten Fanatismus, beendet O'Connell, nachdem er umständlich die Liste aller

Beschwerden Irlands entrollt, sein Kreisschreiben folgendermaßen:

„Das Ministerium wird fallen. Es ist schwach bei Hofe, schwach im Oberhause, schwach durch die lächerliche Mittelmäßigkeit, die es karakterisirt, schwach durch des ersten Ministers Geistes-Abwesenheit, schwach durch den unersetzlichen Verlust seiner Ehre und seines Kredits."

So wurde der Vorsteher des britischen Kabinets von Daniel O'Connell behandelt. Darf man sich jetzt noch wundern, daß ein Mann von Ehre und Selbstgefühl, wie Lord Grey, nachdem er übrigens sein Vorhaben in Ausführung gebracht, den ersten besten sich ihm darbietenden Umstand benutzte, ein Amt niederzulegen, das ihm fortan nur pöbelhafte Beschimpfung und Kränkungen jeder Art zuzuziehen im Stande war?

In der in Rede stehenden irländischen Angelegenheit waren alle Anklagen O'Connell's nichts als erwiesene Lügen und Verläumdungen. Irland gewährt der britischen Politik mehr Gelegenheit zum Anstos, als England in seinen Beziehungen mit Irland für dies letzte unterdrückend ist. Welche Maßregel soll man gegen seine empörte Bevölkerung in Ausübung bringen? Wie soll man diese beständig unruhigen Katholiken, die von ihren Priestern aufgewiegelt werden, und deren Wuth O'Connell täglich nährt, bändigen? Das Bestrafungsbill war unumgänglich nothwendig für ein Land, worin man eben so viele Aufruhr-Herde als Kirchen zählt.

Lord Grey, der unter diesem Betrachte von der alten Schule war, bestand auf der Nothwendigkeit

einer Strenge, ohne alle Nachsicht. Wie sich selbst zum Trotz, beharrte er bei den harten Theorien und dem unerbittlichen Verfahren Castlereagh's. Nachgiebiger, mehr dem Volke zugestehend, jünger, und folglich mehr der neuen Bewegung zugeneigt, verziehen Lord Althorp, und diejenigen Mitglieder des Kabinets, die seiner Meinung waren, leichter die von O'Connell erregten demagogischen Gewaltthätigkeiten.

Man sieht also, daß es auch hier eine Frage gesellschaftlichen Fortschrittes war, die zur Auflösung des Kabinets mitwirkte, obgleich die eigentliche, verborgene Ursach dieser Auflösung der oben beschriebene Zustand der Parteien und der Ideen war.

Wie sollte man, unter solchen Umständen, wieder ein Kabinet bilden? Mußte man denen Recht geben, die dem katholischen, empörten Irland keinerlei Zugestehung machen wollten, oder denen, die für seine Aufstände eine gewisse Nachsicht, ja sogar eine gewisse Achtung hatten?

Eine starke Mehrheit im Unterhause, mit freisinnigen Ideen vertraut, war zur Beseitigung der strengsten Artikel geneigt, die Lord Grey für unumgänglich nothwendig gehalten. Als dieser letzte sein Amt niederlegte, faßten die Trümmer der erhaltenden Partei neuen Muth. Sie vermeinten, daß man ihnen wieder eine Thür eröffne, in das Ministerium zu gelangen, und versuchten es, sich in dasselbe zu drängen.

Wellington, noch von seines Ministeriums Sturz verletzt, hatte Lord Grey nie vergeben können, daß er ihm nachgefolgt, weshalb er jetzt mit auffallender Unzartheit über die Verlegenheit triumphirte, worin das Kabinet sich versetzt sah. Er legte eine wahrhaft

grausame Fühllosigkeit und Unschicklichkeit in die Ausdrücke seiner Freude über solch ein Ereigniß.

Bei alledem hatten die „Erhalter“ zu früh ihren Sieg verkündet. Man erkannte nur zu bald die absolute Unmöglichkeit, ein Kabinet aus alten Tories zu bilden. Der König wünschte ein gemischtes, oder ein aus den verschiedenen Meinungen zusammengesetztes Ministerium. Aber auch ein solches war unmöglich, und die Umstände liessen keine lange Wahl. Ohne Vorstand, war das Kabinet wie ein Körper ohne Haupt. Nach einiger Schwankung, mußte man sich in die Nothwendigkeit fügen, d. h. man mußte in das Ministerium eine noch entschiedenere Schattirung von Freisinnigkeit übertragen, als in das ihm vorangegangene.

Der König, der dem Radikalismus einen Damm entgegen zu stellen, und seine Ueberschwemmung zu verhindern wünschte, der jedoch scharfsichtig genug war, nichts zu unternehmen, was die Grenze seiner wohlverstandenen Interessen überschritt, schenkte sein Vertrauen einem der biedersten und aufgeklärtesten Männer, Lord Melbourn. Fox hatte im Voraus diesem Staatsmanne eine glänzende Laufbahn verkündet. Sein geringer Ehrgeiz war allein Schuld, daß er sie nicht früher betreten.

In Folge seiner Vorschläge und seines Rathes, wurde in dem noch übriggebliebenen Personale des ehemaligen Ministeriums Grey nichts verändert. Man gesellte ihm nur Lord Byrons Freund, Cham. Hobhouse bei, der noch etwas freisinniger war, als Lord Grey, und selbst als Lord Althorp.

Dieselbe Abneigung gegen die öffentlichen Ange-

legenheiten, welche vorgerücktes Alter Lord Grey gegeben, hatte sich indessen auch Althorp's bemächtigt. Alle Parteien beschuldigten ihn. Diese, die Krisis vorbereitet und sie beschleunigt zu haben, indem er seine Bewilligung zu der Unterredung zwischen Littleton und O'Connell gegeben; jene, England in den Abgrund des radikalen Liberalismus versenkt zu haben.

Indessen war es schwierig genug, ohne ihn ein Kabinet zu bilden, das den Gesinnungen und Arbeiten der Verwaltung Greys sich beigselle. Lord Althorp hielt solchergestalt den Schlüssel dieser ganzen Politik in seiner Hand.

Um die Verlegenheit zu heben, welche sein Zurücktritt erzeugt, ersann Joseph Hume, der Zahlen- und Geschäftsmann des Unterhauses, einen Ausweg, der einen glücklichen Erfolg darbot. Er vermochte die Mehrheit seiner Kammer zu Unterzeichnung eines an Lord Althorp gerichteten Schreibens, worin, ohne dem Könige auf eine bestimmte und drohende Weise die Absicht des Parlaments anzudeuten, diese Mehrheit den Wunsch aussprach, daß der zum Rücktritt geneigte Minister sich bewegen lassen möge, sein bisheriges Amt wieder anzutreten.

Das war ein wirklicher Parteistreich. Es war jetzt Althorp unmöglich, dem Wunsche einer solchen Mehrheit nicht zu entsprechen. Vergebens schrien seine politischen Gegner über was sie seine „Abtrünnigkeit" nannten. Sie hatten das Mißbehagen, zu sehen, wie das Kabinet Grey's, des Zurücktrittes seines Vorstandes ungeachtet, sich wieder bildete, wie Littleton abermals Staatssekretär für Irland wurde,

und Brougham, aller gegen ihn gerichteten Verwünschungen zum Trotz, seinen hohen Posten bewahrte.

Noch war der Präsident des neuen Ministerraths nicht ernannt, und die Parteien erschöpften sich in ihren öffentlichen Organen in leidenschaftlichen Ausfällen gegen dies Kabinet ohne Kopf, gegen die Ungereimtheit und das Gefährliche einer solchen Lage, die man als beinahe ungesetzlich betrachtete.

Endlich gab des Königs Wahl auch dieser Frage eine genügende Auflösung. Lord Melbourn wurde Haupt des Kabinets. Seit Langem hat man in ihm einen umsichtsvollen Mann erkannt, der wenig spricht, dessen Karakterstärke aber seiner Verstandesschärfe gleichkommt. Hat er übrigens genug Geistes-Geschmeidigkeit, genug Umfassungskraft, um alle die verschürzten Angelegenheiten unserer an ausserordentlichen Ereignissen so reichen Zeit zu begreifen und zu leiten, das wird Zukunft lehren. Jedermann gesteht jedoch zu, daß er in sich eine große Rechtlichkeit des Benehmens mit vieler Thatkraft vereinigt, was zwei Eigenschaften sind, die immer viel Erfolg versprechen.

Die übrigen Mitglieder des Kabinets sind jünger, kühner, unternehmender, von aristokratischen Vorurtheilen frei. Geben wir ein genaues Namens-Verzeichniß von dem neuen Ministerium, das man, unter jedem Betrachte, als eine getreue, etwas verjüngte Fortsetzung des ältern, unter Lord Grey betrachten kann:

Lord Melbourn, Vorstand der Schatzkammer, erster Minister.

Lord Althorp, Kanzler der Schatzkammer.

Lord Brougham, Kanzler und Großsiegelbewahrer.

Lord Lansdown, Präsident des geheimen Raths.

Lord Carlisle, geheimer Siegelbewahrer.

Lord Duncannon, Staatssekretär des Innern.

Lord Palmerston, Staatssekr. der auswärt. Angelegenheiten.

Spring-Rice, Staatssekr. der Kolonien.

Lord Auckland, Vorstand der Admiralität.

Powlett-Thompson, Präsident des Handelsraths.

Karl Grant, Präsident des indischen Raths.

Lord Holland, Kanzler des Herzogth. Lancaster.

James Abercromby, Münz-Direktor.

Eduard Ellice, Kriegs-Minister.

Cham Hobhouse, Oberforst-Direktor.

Sagen wir noch einige Worte über diejenigen dieser Minister, welche das Publikum nicht genauer kennt.

Lord Lansdown, früher Schatzkammer-Kanzler, immer Gegner der Tories, und Haupt der gemäßigten Whigs, hat mit demselben Eifer den Anmaßungen der regierenden Macht, wie denen des Volks sich entgegengestellt. Er zeichnet sich besonders aus durch seine Seelengröße und durch seine Uneigennützigkeit.

Lord Duncannon, Verwandter und Freund von Lord Melbourn, theilt alle seine Meinungen,

doch ist er jünger, und hat mehr Muth und Entschlossenheit als dieser.

Lord Auckland, Verwandter von Brougham, und einer der Stifter der Universität zu London, ist ein Mann, dem die Verbreitung einer vernünftigen Aufklärung am meisten am Herzen ligt. Er ist von Lord Lansdowns Schule, und ganz von derselben Meinung, wie dieser.

Spring-Rice, der im Departement der Kolonien den sehr talentvollen Stanley ersetzt, scheint, durch einige neuerdings im Parlament gehaltene gute Vorträge, einen ausgezeichneten Redner zu versprechen. Gestehen muß man, daß Graham's Rücktritt aus dem Kabinete zu bedauern ist, obgleich seine Tory-Schattirung hin und wieder seine Amtsgenossen in Verlegenheit setzte.

Karl Grant ist ein Mann, dem es weder an Talent noch an Umsicht gebricht. Es sind das überhaupt Eigenschaften, die man bei allen Mitgliedern des neuen Kabinets in einem hohen Grade bemerkt.

Indessen erheben alle diese Fähigkeiten sich nicht bis zu einer solchen entschiedenen Ueberlegenheit, daß man den Triumph des neuen Ministeriums, unter allen Umständen, als gesichert betrachten kann, wie es vielleicht zum Besten Englands wünschbar wäre. Mit Ausnahme Lord Brougham's im Oberhause, wie Spring-Rice's und Hobhouses im Unterhause, bemerkt man bei den Mitgliedern des Kabinets nicht jene Beweisführungsstärke, jene Geschicklichkeit aus dem Stegreif zu sprechen, die in den öffentlichen Angelegenheiten so nothwendig ist, be-

sonders einer Opposition gegenüber, der es an guten Rednern nicht gebricht.

Was das neue Kabinet an Talent verloren, hat es an Einigkeit, an Uebereinstimmung gewonnen. Lord Grey selbst war ein wenig zurückgeblieben hinter seinen übrigen Amtsgenossen. Seine guten Eigenschaften hatten etwas zurückstoßendes für die populäre Partei. Ein gewisser alter aristokratischer Sauerteig war übriggeblieben in seinem Kabinet, und die Namen des Herzogs von Richmond, des Grafen von Ripon, Stanleys und Sir Grahams flößten kein besonderes Vertrauen ein.

Dennoch mußte man mit allen diesen Hindernissen sich bewegen, was nicht leicht war. Jetzt sind Grundsätze und Wille des Kabinets übereinstimmender, als je zuvor, es läßt sich also voraussetzen, daß, in Folge ihrer Beharrlichkeit, Lord Melbourn, Lord Brougham und Lord Althorp unwandelbar ihrem Ziele zuschreiten, und die energischen Reformen, welche das Volk so dringend fordert, in Ausführung bringen werden. Auf die Beistimmung der Nation und des Königs sich beruhend, kann dies Ministerium viel Gutes bewirken, und mehr, als man auf den ersten Blick glauben möchte, zur Erhaltung der Ordnung und des Friedens nicht blos in England, sondern selbst in dem ganzen übrigen Europa beitragen.

Indessen täusche man sich über den eigentlichen Gehalt seiner Lage nicht. Von Gefahren umringt, kann es an mehr als einer Klippe Schiffbruch leiden. O'Connell ist in solchem Betrachte am meisten zu fürchten. In dem Maße, wie die Ereignisse über

Thatsachen größeres Licht verbreiten, erkennt man um so besser die Treulosigkeit, den ausserordentlichen Einfluß, die Geschmeidigkeit und die zahllosen Ausflüchte dieses eben so merkwürdigen als gefährlichen Mannes, der der englischen Regierung noch mehr als ein Hinderniß in den Weg legen wird.

Welch teufliches Spiel hat er nicht mit Littleton getrieben, dessen übereiltes Vertrauen weder einen Diplomaten noch einen Staatsmann beurkundet. Unvorsichtig genug, um O'Connell die geheimen Zwistigkeiten des Kabinets muthmaßen zu lassen, hatte sich der Staatssekretär für Irland mit gebundenen Händen und Füßen dem irländischen Demagogen überantwortet.

Man sehe nun, welches des neuen Ministeriums Lage O'Connell gegenüber ist. Es ist gewissermaßen genöthigt, die von diesem Aufwiegler vorgeschriebenen Bedingungen gutzuheissen. Das Coercitionsbill ist ohne die von ihm verworfenen Artikel dargeboten worden, und er war viel zu schlau, um es nicht zu unterstützen.

So lange es dem populären Tribun des katholischen Irlands gefällt, daß diese Insel ruhig bleibe, wird sie es sein. Aber auf das erste von ihm gegebene Zeichen, wird die allein von seinem Willen abhängende Ruhe wieder gestört werden. Irlands ganze Bevölkerung gehorcht nur seinem Gebote, und die Regierung hat nicht Mittel genug, die von ihm veranlaßte Bewegung zu unterdrücken.

Littletons Versehen ist also unverbesserlich, weil es das neue Kabinet so zu sagen von O'Connell ab-

hängig macht. Demungeachtet haben die meisten Mitglieder des Unterhauses, von seiner Absichten Lauterkeit überzeugt, seine unerklärliche Unbesonnenheit ihm nicht zum Verbrechen angerechnet. Man hat sich mit den von ihm gegebenen Erklärungen begnügt, und Lord Howick, der dadurch nicht befriedigt schien, ist durch das Murren der Kammer unterbrochen worden. Das von O'Connell und seinen Freunden eingeflößte Entsetzen, mochte auch wohl einigermaßen die Ursach eines so befremdenden Verfahrens sein. Die kindische Furcht der Versammlungen räsonnirt nicht richtiger, als die der Individuen.

Neben dieser Gefahr zeigt sich eine andere nicht weniger drohende, nämlich die Feindseligkeit zwischen dem Ober- und Unterhause des Parlaments. Die englischen Pairs bemerken sehr wohl, daß jede freisinnige Bewegung auf Vernichtung ihrer Vorrechte hinzielt. Sie stellen ihr deshalb einen starken Wall, einen beharrlichen Widerstand entgegen, und je stärker die Lage eines reformirenden Ministeriums bei den Gemeinen ist, um so schwächer wird sie im Oberhause.

Das ist ein Unglück für das jetzige Ministerium. Die Pairs werden es durch eine beharrliche Mehrheit immer und überall zurückschlagen, wenn es um irgend eine nützliche Reform zu thun ist. Wie wird da die Regierung bestehen? Wie wird die verwaltende Maschine sich bewegen mitten inne zwischen den beiden Kammern, die nie übereinstimmend sein werden? Wie sollte nicht früher oder später ein erschütternder Anstos unvermeidlich sein?

Wird das Oberhaus nicht, wenn es begriffen, daß eine immerwährende Unterhandlung bei allen öffentlichen Maßregeln sein Dasein aufs Spiel setzt, nicht endlich nachgeben, wie es schon bei der Parlaments-Reform gethan?

Beharrt es dagegen auf was es seine Vorrechte nennt, dürfte es vielleicht bald verschwinden unter der Last einer Revolution, oder sich so sehr zerstückeln und schwächen, daß es in nichts mehr dem ähnlich wäre, was es ehemals gewesen. Das sind die großen, drohenden Klippen, die der britischen Politik unserer Tage auf dem stürmischen Meere sich entgegenstellen, welche das Kabinet Melbourn, Zögling und Nachfolger des Ministeriums Grey zu beschiffen unternommen.

Ueber die Zivilisation der Staatswirthschaft in den Vereinstaaten Nordamerikas, und deren Ergebnisse in den letzten Zeiten.

Während in unserm alten Europa die wichtigsten und nützlichsten Verbesserungspläne, unzubeendigender politischer, von übelverstandenem Ehrgeiz und von Eigenliebe genährter Zwistigkeiten wegen, hintangestellt bleiben müssen; während man, seit den Juli-Begebenheiten in Frankreich, in alle den Ländern, welche sie in ihrem Interesse mehr oder weniger nachahmen zu müssen geglaubt, für das allgemeine Wohlergehen leider nichts gethan, und nur um Befriedigung persönlicher Rücksichten sich bekümmert zu haben scheint, — hat das junge Amerika, wo Jahre gezählt werden, wie bei uns Jahrhunderte, wo die Propagande der Wirköpfe, der politischen Schwindler, der lächerlichen Theoretiker glücklicherweise nur verachtet und bemitleidet wird, wo man keine diplomatischen Trunkenbolde duldet, wo der Politikomane ohne Umsicht und Talent als ein Wahnsinniger behandelt wird, der in ein Narrenhaus und nicht in einen Rathssaal gehört, wo der Anhänger einer fremden revolutionirenden Sekte als Vaterlands-Verräther den Haß und die Verwünschung aller wirklichen Patrioten sich erwirbt; mit einem Worte, wo man das Wahre vom Falschen, das Gute vom Schlechten in der That zu unterscheiden fähig ist — in diesem Amerika des Norden sind in den letzten Jahren alle schönen Entdeckungen des menschlichen Geistes zum allgemeinen Nutzen in Anwendung gebracht worden.

Warum die Menschen, welche wohl oder übel so oft dies Amerika als Beispiel aufgestellt, warum ahmen sie, wo sie in mehreren Ländern der öffentlichen Angelegenheiten Leitung sich versichert haben, es jetzt nicht nach? Warum in den Organen ihrer übeln Laune, oder ihrer Karakter-Gemeinheit, erschöpfen sie sich in gegenseitigen Beschuldigungen, in groben Ausfällen, in Lügen und Verläumdungen jeder Art, die wahrlich zur Beförderung des öffentlichen Wohlergehens nicht das mindeste beitragen können? Warum, statt die fremden Mächte gegen ihr Vaterland zu reizen, sie gleich Unsinnigen herauszufordern, und dadurch ihren Mitbürgern die Vortheile zu rauben, welche sie in der Fremde genießen, bemühen sie sich nicht vielmehr durch weise Gelassenheit, durch kluge Benutzung der Zeitumstände, durch ruhige Verwendung der Summe von Einfluß und Macht, welche Zufall ihnen zugestanden, ihres Landes allgemeines Beste nach Kräften zu befördern und zu sichern? — Warum? Weil diese Menschen nicht sind, was sie zu sein vorgeben, was sie vielleicht gern sein möchten, ohne den genügenden Takt, die genügende Fähigkeit zu haben, es sein zu können. —

Der schiffbaren Kanäle und der Eisenbahnen Nützlichkeit ist unbestreitbar. Durch sie werden die Entfernungen näher gerückt, der größeren Schnelligkeit des Transportes wegen, durch sie werden Verbindungen eröffnet zwischen Ländern, welche die Natur auf immer vereinzelt zu haben schien.

Demungeachtet ist die Verwirklichung solcher Arbenten in Europa eben so langsam als schwierig. Selbst in den Staaten, wo man ihre Vortheile zu

würdigen versteht, wird ihre Anwendbarmachung durch unerklärliche Zurückhaltung immer noch verzögert.

Traurig genug, daß mehr als eine europäische Regierung mit Gleichgültigkeit, wo nicht mit Nichtachtung alle die nützlichen Verbesserungen betrachtet, welche doch ihre Macht und ihr Einkommen verzehnfachen würden. Denn während dergleichen Arbeiten die Handels-Verbindungen befördern, während sie den Werth aller Erzeugnisse vermehren, bieten sie den Regierungen auch die Mittel dar, ihre Befehle mit Blitzesschnelle vollstreckt zu sehen, ihre Kräfte zu konzentriren, oder sie in kurzer Zeit von einem Orte zum andern zu versetzen.

Durch solche glückliche Uebereinstimmung trägt jeder Theil zur allgemeinen Wirkung bei, und jedes Element leihet dem andern unumgängliche Hilfe. Es dürfte aus diesem Grunde nicht überflüssig sein, einen raschen Blick zu werfen über die großen Arbeiten, die man in den letzten Jahren in den Vereinstaaten Nordamerikas begonnen, zum Theil schon in Ausführung gebracht, wodurch ein inneres Verbindungs-System zwischen den verschiedenen Staaten der Union bewerkstelligt worden, das nirgends Seinesgleichen hat.

Darin ligt überdem, unsers Erachtens, ein schönes Beispiel, das man den Gesellschaften unsers alten Festlandes zur „Nachahmung“ aufstellen sollte, enthielte es auch weiter nichts erfreuliches, als das Schauspiel einer bewunderungswürdigen Entwickelung aller physischen und intellektuellen Thätigkeiten, mit Uebereinstimmung und Umsicht einem Zwecke allgemeiner Nützlichkeit zugewendet, und zwar in

einer Zeit, wo man in mehreren Ländern Europas alle diese herrlichen Eigenschaften in Parteikämpfen und kleinlichen Zänkereien der Eigenliebe und Habsucht verschwendet, in Reibungen, die man, Erfahrung hat es gelehrt, als die ärgsten und verächtlichsten Hindernisse des öffentlichen Wohlergehens betrachten muß.

Unter den großen Arbeiten, welche die politischen oder die Handels-Interessen der Union erfordern, gibt es einige, welche die Zentral-Regierung selbst übernommen, und die auf ihre Kosten, wie unter ihrer Leitung in Ausführung gebracht werden. In diese Kategorie gehören die beständigen Festungswerke, die zum Schutz und zur Vertheidigung der Seehafen, worin die Kriegs-Geschwader ligen, dienen, und dem Feinde zu gleicher Zeit alle die Punkte unzugänglich machen, wo er mit einer überlegenen Seemacht festen Fuß nehmend, das Land bedrohen könnte. Dieselben Maßregeln sind auch auf einige Punkte der Landgrenze, gegen Kanada und Mexiko, anwendbar.

Die inneren Arbeiten dagegen, wo das Interesse der Regierung mit dem Privat-Interesse verschlungen ist, sind der Entscheidung und Beförderung derjenigen Staaten überlassen, welche darin die meisten Vortheile finden, indem jene indessen sich vorbehält, diesen Arbeiten die Richtung und den Zusammenhang zu verleihen, welche das allgemeine Beste nothwendig macht. Sie hat zu solchem Zwecke eine Kommission ernannt, die ausdrücklich beauftragt ist, die verschiedenen Unternehmungen dieser Art so viel als möglich aneinander zu knüpfen.

Während die Bundes-Regierung den vereinzelten

Meinungen eine nützliche Richtung anweiset, gesteht sie ihnen auch materielle Hilfsleistungen zu, indem sie ihnen Ländereien abtritt, oder Geld vorschießt. Diese Vorschüsse werden oft in Aktien verwandelt, deren Eigenthümer die Regierung wird, und die ihr das Recht geben, in den Berathungen eine einflußreiche Stimme zu bewahren. Nach solchen Grundsätzen hat der öffentliche Schatz viel beigetragen zur Erbauung des Kanals von Dismall-Swamp, der Virginien mit Nord-Karolina verbindet, eben so wie zu dem Kanal zwischen Chesapeake und Ohio, der von Washington bis Pittsburg reicht, und zu dem Kanal zwischen Chesapeake und Delaware.

Auf Antrag der Bundes-Regierung haben mehrere Staaten, bei Ausführung ihrer öffentlichen Arbeiten, ein sehr richtiges Verfahren angenommen. Sie haben ein Kapital gebildet, „Kapital der innern Verbesserungen" genannt, das durch einen von der Gesetzgebung ernannten Ausschuß verwaltet wird. Dieser Ausschuß vertheilt, in Uebereinstimmung mit dem General-Ingenieur, die Summen auf die zur Vollendung der begonnenen Arbeiten entsprechendste Weise.

So hat der alleinige Staat Pensylvanien, der gegenwärtig eine Bevölkerung von 1,348,233 Seelen auf einer Oberfläche von 35,796 englischen Geviert-Meilen hat, binnen 40 Jahren, und bis zu Ende 1833, bereits eine Summe von 94 Millionen rhein. Gulden zu Verbindungs-Arbeiten jeder Art verwendet. Dieser Staat wird in einigen Jahren nicht weniger als 702 Meilen (234 geographische Stunden) beendete Kanäle und Eisenbahnen haben, die zahlreichen Privat-Unternehmungen nicht mit in-

begriffen, die auf Kosten der Einwohner der verschiedenen Bezirke betrieben werden.

Die Studien in Betreff der von Privat-Gesellschaften beabsichtigten und unternommenen Kanäle oder Eisenbahnen, werden fast immer von Offizieren des Bundesheeres geleitet, die dafür eine spezielle Besoldung beziehen.

Unter allen Staaten der Erde gibt es wohl keinen, der, mehr als die nordamerikanische Republik, eines wohl verstandenen Verbindungs-Systems bedurfte. Ihr Gebiet begreift den ganzen Raum zwischen dem 70 und 127 Grade westlicher Länge (von Paris), und dem 25 und 32 Grade nördlicher Breite. Die Entfernung zwischen Neu-Orleans, Hauptstadt des Luisiana-Staats und Washington, Bundesstadt der Union, beträgt nicht weniger als 1160 Meilen (387 Stunden). Wie würden dringende Befehle, wichtige Mittheilungen, die oft für das Staats- oder Privat-Interesse entscheidend sein können, von einem dieser Punkte zum andern, mit der Schnelligkeit gelangen, welche des Dienstes Einheit erfordert, wenn Kunst nicht die natürlichen Hilfsmittel unterstützte?

Die Küsten des atlantischen Ozeans, von der Mündung des St. Johann bis nach Neu-Schottland, bieten, obgleich sie vielfach zerrissen und durch des Bodens Unebenheiten seltsam ausgezackt sind, dennoch beinahe nirgends eine sichere Schiffahrt, und einen bequemen Landungsplatz dar. Solcher Mißbestand macht den Küstenhandel äußerst schwierig.

Ein einziges Mittel, dem abzuhelfen, bot sich dar. Es bestand darin, eine direkte Schiffahrt zu bewerkstelligen zwischen den verschiedenen Buchten, welche

die Natur längs dem amerikaniſchen Geſtade gegraben, und ſolchergeſtalt die Schiffer der Nothwendigkeit zu entnehmen, die Vorgebirge zu umfahren, welche ihren Eingang bilden, wie die Klippen, die ihre Arme vor ihnen zuſammenſchlagen.

Wirft man einen Blick auf die Karte der Vereins-Staaten, ſo bemerkt man anderſeits eine große Bergkette, die Alleghanys, welche ſie in ihrer ganzen Ausdehnung durchſchneidet, und ſie in zwei große Abtheilungen ſcheidet, in die öſtliche und in die weſtliche.

Das öſtliche oder atlantiſche Amerika hat große Vortheile, woran es dem weſtlichen Amerika gebricht, ſowohl hinſichts der frühern Koloniſirung und der Nähe des Ozeans, als auch der Handelslage wegen. Seinerſeits iſt das weſtliche Land unter mehrfachen Beziehungen von der Natur reich begabt. Sein Boden iſt außerordentlich fruchtbar, und die Milde ſeines Klimas, wie ſeines Gebietes Ausdehnung, machen es vor Allem zum Ackerbau geeignet. Dieſe beiden großen Abtheilungen durch künſtliche Verbindungen zu vereinigen, war alſo eine Aufgabe von höchſter Wichtigkeit.

Solches ſind die Haupturſachen, die zwei große künſtliche Verbindungs-Syſteme erzeugt haben: das eine, deſſen Zweck darin beſtehet, den Transport auf der ganzen Ausdehnung des Küſtenſaumes zu erleichtern; das andere, genaue Beziehungen zu ſchaffen zwiſchen den öſtlichen und weſtlichen Abtheilungen, und dadurch den gegenſeitigen Austauſch ihrer Erzeugniſſe zu erzielen.

Um dieſe beiden Syſteme zu unterſcheiden, wollen

wir das erste das Küsten-System, und das zweite das transalleghanische System nennen. Dieser Anordnung wollen wir eine dritte Abtheilung beigesellen, die unter der Benennung örtliches System, die vorzüglichsten Lokal-Arbeiten der Staaten oder der Privat-Gesellschaften begreifen soll, welche mit keinem der beiden vorgenannten großen Systeme in Berührung stehen. Uebrigens begnügen wir uns nur die Hauptunternehmungen anzudeuten, weil sonst unser Verzeichniß den Raum übersteigen würde, den wir ihm zugestehen können. Denn man muß wissen, daß im gegenwärtigen Augenblicke die Vereinstaaten mehr als tausend Stunden schiffbare Kanäle und 300 Stunden Eisenbahnen haben.

Transalleghanisches System.

Kanäle.

1. Erie-Kanal, oder Kanal von Neu-York. — Er eröffnet eine direkte Verbindung zwischen den großen Landseen, an den Grenzen Kanadas, und dem Hudsonstrom. Man scheidet ihn in drei Abtheilungen, in die östliche, in die mittlere und in die westliche.

Die östliche Abtheilung geht aus vom Hudson, bei Albany, und erstreckt sich bis Utika, an der Mohawk, 2 Stunden unterhalb Oriskany-Creek. Ihre Länge beträgt 103 Meilen (34 Stunden).

Die mittlere Abtheilung begreift die große Ebene von Rom, die 16 Stunden lang ist, und erstreckt sich von Utika bis nach Montezuma, an der Seneka, bei der Mündung des Cayaga-Sees. Ihre Länge mißt 96 M. (32 St.).

Die westliche Abtheilung beginnt an der Seneka

und beendet ſich am Erie-See, bei Buffalo. Sie iſt 167 Meilen (56 St.) lang. Man bemerkt in ihr mehrere wichtige Arbeiten, unter andern die 1250 Fuß lange Waſſerleitung, auf welcher der Kanal über das Irondequotthal geführt worden. Dieſe ſo zu ſagen ſchwebende künſtliche Schiffahrt, macht die maleriſchſte Wirkung, und iſt in der That erſtaunlich, ſo wohl in Betreff der Kühnheit ihres Baues, als des überraſchenden Kontraſtes wegen, den ſie in der Landſchaft hervorbringt.

Der Erie-Kanal iſt zugleich eine der älteſten und wichtigſten Waſſer-Verbindungen in den Vereinſtaaten. Der Plan dazu wurde 1792 entworfen, 9 Jahre nach dem Unabhängigkeits-Kriege, als der weſtliche und nördliche Theil des Staates Neu-York noch eine undurchdringliche Waldung war. Aber erſt 1808 beſchäftigte man ſich mit den Mitteln, den genommenen Entwurf in Ausführung zu bringen, und 1811 wurden die Studien zum Kanalbau wirklich begonnen. Man war lange unſchlüſſig geweſen, ob man dies Unternehmen einer Geſellſchaft überlaſſen, oder ob der Staat ſelbſt es betreiben ſolle. Betrachtungen von großer Wichtigkeit, und Berechnungen, deren Richtigkeit ſich ſeitdem erwieſen hat, vermochten die Geſetzgebung, es dem Staate vorzubehalten.

Es blieb nun zu unterſuchen übrig, welche Summen der Staat auf ein Unternehmen verwenden könne, deſſen Koſten man oberflächlich auf etwa 13½ Millionen rh. Gulden angeſchlagen, und wozu man deren beinahe 18 Millionen gebraucht.

Man war anfänglich geſonnen, eine jährliche Abgabe von ungefähr 1 Million Gulden von dem Grund-

Eigenthum, oder 10 Prozent seines Werthes, zu erheben, da jedoch dieser Vorschlag lebhaft bestritten wurde, entschied man, daß Alles unbedingt auf Kosten des Staats betrieben werden solle. Die Bundes-Regierung trat an Neu-York einen Land-Bezirk ab, den der Kanal berühren sollte, und der erst nach seiner Vollendung einige Wichtigkeit gewann.

Den 17. April 1817 erschien nun ein entscheidendes Gesetz, welches eine Kommission ernannte, die mit der Arbeiten Leitung beauftragt wurde, und zugleich die Bewilligung erhielt ein jährliches Anleihen von 930,000 fl. zu 6 Prozent Zinsen abzuschließen, welches von 1837 bis 1845 wieder abbezahlt werden sollte. Dasselbe Gesetz dekretirte zu dem gleichen Zwecke eine außerordentliche Abgabe auf das Salz, auf die Dampfschiffe und auf die Loterien.

Die ersten Arbeiten begannen am 4. Juli 1817. Sie wurden in Fraktionen von 600 bis 1600 Fuß Länge überlassen, damit nicht einige Kapitalisten, zum Nachtheil der kleinen Unternehmer, und der Sache selbst, des Ganzen sich bemächtigten.

Die ganze mittlere Abtheilung war 1819 schon beendet, wonach ein Gesetz den Zolltarif auf 8 Zents (12 kr. rh.) von jeder Tonne (10 Zentner) und von jeder Meile (20 Minuten) für die Land-Erzeugnisse, und auf 16 Zents für die Manufaktur-Produkte bestimmte. Im Laufe des ersten Jahres belief sich die nach obigem Tarif erhobene Summe auf 14,500 fl.

Die Arbeiten an den westlichen und östlichen Abtheilungen wurden nun zu gleicher Zeit fortgesetzt. Auf der letzten wurde 1821 die Schiffahrt bis Schenektady eröffnet. Der Zoll-Ertrag belief sich in dem-

selben Jahre auf 11,510 fl. — 1822 wurden bereits mehr als 116 Meilen (39 Stunden) der Schiffahrt überlassen, und das Einkommen betrug über 153,000 fl. — 1823 waren 160 Meilen (53 St.) beendet, und trugen 387,000 fl. ein. — Von 280 Meilen (93 St.) erhob man 1824 schon über 784,000 fl.

Endlich 1825 wurde der Kanal in seiner ganzen Ausdehnung der Schiffahrt überlassen, und warf einen Ertrag von 2,333,000 fl. ab. Wir haben Beweise in Händen, daß im gegenwärtigen Augenblicke der Brutto-Ertrag des großen Erie-Kanals sich auf 4,738,260 fl. beläuft. Zieht man davon ab die Unterhaltungs- und Verwaltungs-Kosten mit 1,867,300 fl. so bleibt ein jährlicher reiner Ueberschuß von 2,870,960 fl.

Die von dem Staate eingegangene Schuld, zur Deckung der Baukosten betrug 1824: 23,676,000 fl. 1833 war sie schon bis auf 14 Millionen abgetragen, und die mit der Verwaltung beauftragte Behörde hatte noch 6½ Millionen fl. in Händen, die, aus verschiedenen Quellen herrührend, und auf die große Schuld anwendbar gemacht, diese bis auf 7½ Millionen fl. verminderte. Bleibt das Einkommen, welches der Kanal abwirft, bis Ende 1836 dasselbe als 1833 (was sich nicht bezweifeln läßt) so wird die ganze Schuld schon früher abbezahlt sein, als man, nach den Bestimmungen der Gesetzgebung, die einen so ungeheuern Erfolg nicht voraussetzen konnte, die ersten Abbezahlungen beginnen sollte.

II. Champlain-Kanal. — Er erstreckt sich vom großen Erie-Kanal, an dem er nicht ganz 3 Stunden von Albany beginnt, bis Whitehall, an einer Zuströmung des Champlainsees, indem er

Waterford, Sandy-Hill und Fortann berührt. Seine Länge beträgt 63½ Meilen (21 St.). Sein Kulminationspunkt ist 92½ Fuß. Durch den Sorel, der in den St. Lorenzstrom sich ergießt, eröffnet dieser Kanal eine innere Wasser-Verbindung zwischen Neu-York und Quebec, folglich zwischen dem Hudson und dem Eriesee. Die Kosten seiner Erbauung haben sich auf 6 Millionen fl. belaufen. Der auf ihm erhobene Zoll betrug 1824 schon 117,000 fl.

III. Kanal von der Chesapeake zum Ohio. — Er verbindet den Ohio mit dem atlantischen Ozean, und scheidet sich in drei Theile, in den östlichen, in den innern und in den westlichen.

Der östliche Theil beginnt im Distrikt Kolumbia, nahe bei Washington, Hauptstadt der Union, und erstreckt sich bis Cumberland, an der Mündung des Savage, der sich in den Potomak ergießt. Die Länge dieses Theils beträgt 186 Meilen (62 St.).

Die innere Abtheilung begreift den Scheidungspunkt der Gewässer, und dehnt sich aus von Cumberland bis zur Mündung des Flusses Kasselmann in den Youghagany, im Westen der Alleghanys. Sie hat eine Entwickelung von 70 Meilen (23 St.). Auf dieser Strecke geht der Kanal, vermittelst einer 5 Meilen (1⅔ Stunden) langen unterirdischen Galerie, die sich 791 Fuß unter dem höchsten Uebergange der Bergkette befindet, durch die Alleghanys. Dieser erstaunliche Schacht ist in seiner ganzen Länge auf allen Seiten mit Ziegelsteinen bekleidet. Er ist 21 Fuß breit, und 22½ Fuß hoch, von der Tiefe bis zur Wölbung.

Der weſtliche Theil beginnt 5 Minuten unterhalb dem Zuſammenfluſſe des Kaſſelmann und des Youghagany, und erſtreckt ſich bis Pittsburg, am Ohio. Seine Länge mißt 85¼ Meilen (28½ St.).

Als man dieſen Kanal begann, wurden ſeine Erbauungskoſten auf 56,600,000 fl. berechnet. Ein ſolcher Anſchlag mußte wohl ungeheuer ſcheinen, doch erlaubten die Vortheile, welche man davon ſich verſprach, des Planes Beſeitigung nicht. Der Werth der von dem Kanal durchſchnittenen Ländereien ſowohl, als derjenigen in den Staaten, welchen dadurch ein Verbindungsweg eröffnet wird, muß, in einem Zeitraum von 10 Jahren ſich um 12, um 20 und an einigen Orten ſogar um 50 Prozent vermehren. Man ſchätzt die ſolchergeſtalt erzielte Preiserhöhung des Bodens auf 95 Millionen fl. In demſelbem Zeitraum kann die Vermehrung des innern Transports, des Handels- und Mauth-Ertrags, einen reinen Gewinn von 110 bis 115 Millionen fl. abwerfen.

Nach dieſen Berechnungen, die ſich auf vernunftgemäße Angaben beruhen, und vorausgeſetzt, daß der vom Kanal erhobene Zoll nur gerade hinlänglich wäre, um die Unterhaltungs- und Verwaltungskoſten zu decken, würde man am Ende von ſechs Jahren dennoch eine Summe erzielt haben, die den ⅗ der Geſammt-Ausgabe des Kanalbaues gleich käme. Nach den bereits beendigten Theilen dieſes großen, 1827 begonnenen Unternehmens zu urtheilen, darf man verſichert ſein, daß alle darauf begründeten Hoffnungen gewiß in Erfüllung gehen werden.

IV. Kanal von Penſylvanien. — Man begreift unter dieſer Benennung eine ungeheure künſt-

liche Schiffahrtslinie von 676 Meilen (225 St.) Länge. Sie beginnt zu Middletown, an der Susquehanna, zieht sich längs einer Zuströmung derselben, der Juniata, entlang, übersteigt das Alleghany-Gebirg, und mündet jenseits demselben in den Ohio. Ihre Hauptzweige sind folgende:

Quer-Sektion (traverse division). Sie beginnt zu Kolumbia, an der Susquehanna, geht nach Pittsburg, berührt Millerstown, Mexiko, Lewistown, Huntingson und Johnston. Ihre Länge beträgt 322 Meilen (107 St.). Des Kanals höchster Punkt zu Frankistown ist 910 Fuß. Die Eisenbahn, welche zu dieser Linie gehört, erhebt sich noch um 1381 F. höher. Die ganze Erhebung beträgt demnach 2291 F.

Mittel-Sektion. Ihr Anfang ist zu Duncan's Island, von wo sie sich nach Teoga, Liverpool, Northumberland, Danville, Blonburry und Towanda zieht, auf eine Strecke von 204 M. (68 St.). Der Kulminationspunkt ist 423 Fuß.

West-Sektion. Sie beginnt zu Northumberland, an der West-Susquehanna, berührt Milton, Pennsboro, Williams-Port, und reicht bis Dunstown. Ihre Länge mißt 70 M. (23 St.). Sie steigt bis auf 109 Fuß.

Ost-Sektion. Von Bristol, an der Delawara, wo sie beginnt, zieht sie sich über Yardleyville, New-Hope und Monroe bis Easston, wo die von der Lehig-Gesellschaft erbauten Wasserwerke sich befinden. Ihre Ausdehnung beträgt 168 M. (56 St.).

Eisenbahnen.

I. Eisenbahn vom Mohawk zum Hudson.

— Auf der Linie, welche der große Erie-Kanal bezeichnet, hat die Strecke von Albany bis Schenektady, die nur 8 Stunden beträgt, 27 Schleuſen nothwendig gemacht. Der Zweck der in Rede ſtehenden Eiſenbahn iſt alſo, den Transport, der durch dieſe Schleuſen ſehr verzögert wird, mehr zu beſchleunigen. Ihre Länge beträgt 5 Stunden, folglich drei weniger als der Kanal, der ſich durch das Mohawkthal zieht. Ihr höchſter Punkt iſt 314 Fuß über den Waſſerſpiegel des Hudſon. Sie beſteht aus flachen Eiſenplatten, die auf norwegiſchen Tannenſtämmen ruhen. Bis jetzt hat man nur eine Bahn, obgleich der Weg zwei haben ſoll. Die Ausgaben dafür haben 1,633,000 fl. betragen. Eine zu Weſt-Point verfertigte Dampfmaſchine befährt dieſe Eiſenbahn mit einer Laſt von 800 Zentner. Ihre mittlere Schnelligkeit iſt 3 Wegſtunden in einer Zeitſtunde.

II. Eiſenbahn von Boſton nach Albany. — Sie geht über Newton, Worceſter, Leiceſter, Springfields und über den Washingtonberg, wo ſie ſich bis auf 1480 Fuß erhebt. Sie berührt ſodann Dalton, zieht ſich durch das Houſatonicthal, und gelangt über Caſtletown nach Greenbush, am Hudſon, Albany gegenüber. Ihre Länge mißt 200 Meilen (67 St.), wovon 160 bis zur Gränze von Neu-York, und 40 von da bis Albany.

III. Eiſenbahn von Philadelphia nach Kolumbia, an der Susquehanna, wo ſie den Kanal von Penſylvanien erreicht. Sie geht über Downingstown, Lancaſter und Mount-pleaſant. Ihre Länge beträgt 80 M. (27 St.). Sie ſteigt bis auf 599 Fuß.

IV. Eisenbahn von Baltimore zum Ohio. — Sie ist die längste von allen Unternehmungen dieser Art auf der ganzen Erde. Ihre Bahn ist doppelt. Sie hat eine Entwickelung von 250 M. (83 St.). Ihr Anfang ist zu Baltimore. Von da geht sie über Points-of-rocks nach Wheeling, am Ohio. Ein Nebenzweig soll diese Eisenbahn mit Washington in Verbindung setzen. Leider hat die Eifersucht einer rivalen Gesellschaft die Arbeiten dieses Weges unterbrochen, der eine direkte und leichte Verbindung mit den Gegenden jenseits den Aleghanys bewerkstelligt haben würden. Bis jetzt sind nur etwa 10 Wegstunden vollendet.

Küsten-System.

Kanäle.

I. Kanal vom Mississippi zum Pontchartrain-See. — Er bildet das erste Glied der Verbindungslinie, die, den Gestaden des mexikanischen Meerbusens folgend, die Landzunge Florida durchschneiden, und sich bis zur Bucht des Vorgebirges Cod erstrecken soll. Er geht aus von einem Wasserbecken in Mitte der Stadt Neu-Orleans, und mündet in den Pontchartrainsee an dessen nordwestlicher Seite. Seine Länge mißt 9289 Meter (28,595 Fuß). Er hat durchgängig eine Tiefe von 37 Fuß.

II. Kanal Chesapeake-Albemarle. — Er verbindet den Jamesstrom mit den Lagunen von Albemarle. Ein Theil davon gehört zu Virginien, ein anderer zu Nord-Karolina. Er beginnt bei Deep-Creek, einer kleinen blühenden Stadt, die ihm sein Dasein verdankt, durchschneidet den Dismal-

Swamp und reicht bis nach Joyce's-Creek, einem Zweige des Pasquotank, der zum Dismal-Sound gehört. Er ist 23 Meilen (7⅔ St.) lang, und steigt bis auf 16½ Fuß.

III. Delaware und Chesapeake-Kanal. — Er ist einer der schönsten und wichtigsten der Union, obgleich er nur 14 Meilen (4⅔ St.) lang ist. Dagegen verbindet er aber auch die Chesapeake- und Delaware-Buchten. Seine Tiefe mißt 8 Fuß, seine Breite 36 F. im Grunde und 60 F. auf der Oberfläche. Er trägt Schiffe von 300 Tonnen Last. Seine Erbauung hat über 2 Millionen Dollare (5 Millionen fl.) gekostet. Er beginnt zu Delaware-City, einer 1827 an der Delaware erbaueten hübschen Stadt, anderthalb Stunden unterhalb Newcastle, und reicht bis zur Chesapeake, nachdem er zum Theil dem Laufe des Elkstroms gefolgt.

IV. Kanal von der Delaware zum Raritan. — Sein Anfang ist zu Bordentown, am Couvick's-Creek, einer Zuströmung der Delaware. Er berührt Assunpick und Millstown, senkt sich sodann nach Ost gegen den Southfluß, und mündet am rechten Ufer des Raritan in diesen Strom. Dieser Kanal, der eine neue Verbindung zwischen Philadelphia und Neu-York eröffnet, macht es jetzt möglich, von einer dieser Städte zur andern in 24 Stunden zu gelangen. Er wurde 1831 begonnen.

V. Kanal von New-Haven. — Er bildet den Haupttheil der großen Wasserstraße, die bestimmt ist Long-Island-Sound mit dem Memphremagoy-See, in Vermont und Unter-Kanada zu verbinden. Der Hauptkanal, von New-Haven bis zu den Was-

ſerfällen des Weißſtroms (white river), iſt 205 Meilen (68 St.) lang. Er ſteigt bis auf 499 Fuß über den atlantiſchen Ozean. Der Farmington-Kanal, der ſich von Northampton, im Staate Maſſachuſſets bis New-Haven erſtreckt, gehört dazu.

VI. Kanal durch die Landenge Cod. — Er beendet die große Verbindungslinie, die ſich parallel mit dem Meere dahinzieht, und vergönnt den Küſtenfahrzeugen aus der Nantucketbucht in die von Cod zu gelangen, ohne das Vorgebirg dieſes Namens umſchiffen zu müſſen. Er beginnt in der Rhede von Back-River, in der Buzzardbucht, und reicht bis zur Barnſtablebucht, eine Meile (20 Minuten) nördlich von der Mündung des Souſſetfluſſes. Seine Länge mißt ungefähr 3 Stunden.

Eiſenbahnen.

I. Eiſenbahn von Philadelphia bis Trenton, einer ihrer Segel-Schiffahrt auf der Delaware wegen wichtigen Stadt. Die Entfernung zwiſchen beiden Orten beträgt, dieſem Wege nach, nur 27 Meilen (9 St.) während die Schiffahrt auf der Delaware 40 M. (13 St.) lang iſt. Man braucht jetzt nur eine Zeitſtunde, um von einer dieſer Städte nach der andern zu gelangen.

Um bei Erbauung dieſer Eiſenbahn ein möglichſt ſchnelles und ſparſames Ergebniß zu erlangen, hat man ſich vorläufig begnügt, die Eiſenplatten auf Holzunterlagen zu befeſtigen. Dennoch haben die Koſten ſich auf faſt 940,000 fl. belaufen. Der Zollertrag wirft jährlich 200,000 fl. ab. Die Ausgaben zur Unterhaltung und Verwaltung des Unternehmens betragen 98,400 fl. Folglich gewährt es einen reinen

Ueberschuß von 101,600 fl., was 10 Prozent Zinsen von dem dazu verwendeten Kapital ausmacht.

II. Eisenbahn von Neu-Braunschweig nach Neu-York. — Sie ist eigentlich nichts als eine Fortsetzung des vorigen, mit dem sie durch eine Verzweigung von Trenton nach Braunschweig in Verbindung steht. Ihre Länge beträgt 10 Stunden. Sie hat nur zwei Bogen, jeden von etwa 600 F., der Ueberrest ist vollkommen grade. Man legt diese Strecke in anderthalb Stunden zurück. Die Erbauungskosten dieses Weges haben 1,880,000 fl. betragen. Sein jährlicher Brutto-Ertrag wird auf 391,000 fl., seine Unterhaltungs- und Verwaltungskosten auf 90,000 fl. und sein reiner Ueberschuß auf 301,000 fl. berechnet, was 16 Prozent Zinsen des dazu verwendeten Kapitals ausmacht.

III. Eisenbahn von Boston nach Providence. — Sie geht über Roxbury, Dedham und Foxborn. Ihre Länge mißt 43 M. (14 St.). Sie erhebt sich bis auf 381½ Fuß.

IV. Eisenbahn von Camden bis Amboy. — Die erste dieser Städte liegt Philadelphia gegenüber, und die letzte in der Nähe von Neu-York. Der sie verbindende Weg durchschneidet New-Jersey in grader Linie. Man legt diese Strecke jetzt in weniger denn fünf Stunden zurück, während man auf dem alten Wege mehr als 10 Stunden dazu gebrauchte. Die Eisenbahn wird mit Pferden und drei Dampfmaschinen befahren. Eine dieser letztern legt mit Bequemlichkeit 8 Wegstunden in einer Zeitstunde zurück, und man hält es für möglich, ihre Schnelligkeit bis auf 13 Wegstunden in einer Zeitstunde zu

verstärken. Die Erbauungskosten dieser Eisenbahn haben, Alles mit inbegriffen 3,760,000 fl. betragen.

V. Eisenbahn von Newcastle, im Delawarestaat, nach Frenchtown. — Sie ist in Konkurrenz mit dem prächtigen Delaware-Chesapeake-Kanal, und ist 16 M. (5⅓ St.) lang.

Oertliches System*).

Kanäle.

I. Kanal von Baltimore. — Er geht von der Stadt dieses Namens aus, und reicht bis Kolumbia, an der Susquehanna, auf eine Strecke von 20 Stunden.

II. Kanal Roanoke. — Er beginnt zu Welden, einem Dorfe am Fuße der Roanokefälle, und endet zu Salem, an demselben Flusse, indem er Whitby, Abbeyville und Monroe berührt. Er ist 81 Stunden lang.

III. Junction-Kanal. — Er verbindet den Staunton oder Roanoke mit dem Appomatox auf eine Strecke von 15 Stunden.

IV. Eutaw- oder Santee-Kanal, zwischen dem Santeeflusse und dem Hafen von Charlestown, in Südkarolina. Er geht aus von Eutaw, an der Santee, und verbindet diesen Strom mit dem Cooper, der sich in den Charleston-Hafen ergießt. Seine Länge beträgt 7 Stunden.

V. Blackstone-Kanal, in Massachussets und Rhode-Island. Er ist 15 Stunden lang und dient

*) Wir können, wie wir bereits oben gesagt, in diesem Verzeichnisse nur die wichtigsten Unternehmungen andeuten.

als Wasserstraße zwischen Worcester und Providence.

VI. Hudson- und Delaware-Kanal. — Er verbindet diese beiden Flüsse über Kinston, Monbacus, ꝛc. Seine ganze Länge mißt 22 Stunden, und sein Kulminationspunkt ist 535 Fuß. Zu Carpenter's-Point, wo er mündet, begegnet er den Lackawaxen-Kanal, den man als seine Fortsetzung betrachten kann. Dieser letzte zieht sich von Carpenter's-Point nach Honesdale, wo die Eisenbahn beginnt, die nach Carboudale, in Pensylvanien, führt. Des letzten Kanals Länge beträgt 18 Stunden. Er steigt bis auf 816 Fuß.

VII. Morris-Kanal. In bloßem Handels-Interesse unternommen, verbindet er die Delaware mit der Passaie, und folglich mit dem Hudson. Sein Hauptzweck besteht darin, die Stadt Neu-York mit Steinkohlen zu versorgen, wie die Fabrikstadt Patterson mit den durch den Hafen von Neu-York eingeführten rohen Stoffen. Er durchschneidet außerdem noch die Distrikte des Staates New-Jersey, welche die reichsten Eisen- und Kupferminen enthalten.

Der Morris-Kanal beginnt am linken Ufer der Delaware, Easton, in Pensylvanien, gegenüber. Sein Theilungspunkt ist im Hopatkung-See. Er mündet in den Hudson oberhalb dem Dorfe Aquacknock. Von da bis Neu-York ist Segel-Schiffahrt. Seine ganze Länge beträgt 32½ Stunden, und die Höhe seiner Abhänge und Gegenabhänge auf dieser Strecke wird auf 1542 Fuß berechnet. Hätte man diese Höhe nur vermittelst Schleusen übersteigen müssen, wäre man genöthigt gewesen, deren 205 zu er-

bauen, d. h. mehr als irgend ein Kanal auf der ganzen Erde hat. Man hat demnach bei seiner Erbauung ein aus Schleusen und schrägen Senkungen bestehendes System angenommen, nach dem Verfahren in England beim Bridgewater-Kanal, und in Frankreich bei dem von Creuzot. Um die Fahrzeuge über die schräge Senkung hinwegzubringen, bedient man sich beweglicher Schleusen-Fälle von 50 Fuß Länge, auf 3 Fuß Tiefe und 9 Fuß Breite. Sie befinden sich auf einer dreieckigen, auf acht Rollrädern ruhenden Platteform, welche sie immer in einer wagerechten Lage erhält. Jeder Schleusenfall, der 45 Tonnenlast Wasser enthält, kann mit seiner Platteform 60 Tonnen oder 12,444 Pfund wiegen. Die Lastwagen sind mit zwei Eisentauen versehen, die sich um Wellbäume winden, die sowohl ober- als unterhalb der schrägen Senkung angebracht sind.

Dieser Kanal ist 1831 dem Publikum überlassen worden. Seine Erbauungskosten haben sich auf etwa zwei Millionen fl. belaufen. Der Zollertrag im ersten Jahre stieg nicht über 24,000 fl.

VIII. Schuilkill-Kanal. Er verbindet Philadelphia mit Port-Carbon, und berührt Norristown, Reading, Hamburg, Potville, ꝛc. Seine Länge mißt 37 Stunden, und sein Kulminationspunkt 620 Fuß.

IX. Der große Ohio-Kanal durchschneidet von Nord nach Süd den Staat dieses Namens. Er fängt an zu Cleveland, bei der Mündung des Cayahoga in den Eriesee, und endet zu Portsmouth, am Zusammenfluß des Sekoto mit dem Ohio. Seine Linie berührt Chillikothe, Circleville, Hebron, Salem, Neu-Philadelphia und Bolivar. Diese herrliche

Waſſerſtraße verbindet die großen Seen Kanadas mit dem Miſſiſipi, ſo daß ein Schiff, das von Quebec, am St. Lorenzſtrom, abgeht, nach Neu-Orleans oder nach Neu-York gelangen kann, ohne das Feſtland zu verlaſſen. Des Kanals ganze Länge beträgt 102 Stunden. Sein höchſter Punkt befindet ſich 499 Fuß über den Ohio, bei Portsmouth, 305 Fuß über den Erieſee, und 973 Fuß über den atlantiſchen Ozean.

X. Middleſex-Kanal, zwiſchen dem Merrimackfluß und der Rhede von Boſton, bei Charleſtown, wo eine der großen Werften der Kriegsflotte der Vereinſtaaten ſich befindet. Dieſer Kanal iſt der älteſte von allen. Seine Erbauung wurde 1789 begonnen, als die Union kaum einen langen, verderblichen Krieg beendigt hatte. Von den Vortheilen betroffen, welche dem Handel Boſton's die Ausbeutung der ſchönen Waldungen und der reichen Steinbrüche der Berge von Hampſhire darbieten könne, unternahm eine Geſellſchaft auf ihre Koſten dieſes Transportmittels Eröffnung. Noch jetzt ſind die darauf verſendeten Hauptgegenſtände Brenn- und Bauholz, Potaſche, Gerſte, behauene Steine, ꝛc. In mittlerer Schätzung kommen durch dieſen Kanal jährlich 26,400 Klaftern Brennholz nach Boſton. Die Menge Bauholz, die in Flöſſen herabgebracht wird, iſt noch viel beträchtlicher.

Der Werth der Ländereien längs dem Kanal, bis auf zwei Stunden Breite auf beiden Seiten, iſt um ⅓ geſtiegen, während er im Innern des Landes ſich nicht verändert hat. Vor Eröffnung des Kanals war das Holz im Staate Neu-Hampſhire ohne allen Werth. Jetzt iſt ſein mittlerer Preis 10 fl. die Klaf-

ter. Von diesem alleinigen Artikel hat der Staat jetzt ein reines Einkommen von 12½ Millionen fl.

Die Erbauungskosten des Kanals, die man anschläglich auf 1,150,000 fl. berechnet hatte, sind bis auf 1,436,000 fl. angeschwollen. Dem Publikum 1804 überlassen, brachte er 1808 17,770 fl. ein, und 1816 warf er bereits 81,000 fl. ab. Während dem Kriege von 1812 leistete er große Dienste, indem er die Versorgung von Boston, mit Munition und Lebensmitteln, erleichterte.

XI. Miami-Kanal. Er eröffnet eine neue Verbindung zwischen dem Eriesee und dem Ohio, durch den Maumee, einen Zufluß des ersten, und durch den Miami, der sich in den letzten ergießt. Sein Kulminationspunkt ist 175 Fuß über dem Ohio.

XII. Oswego-Kanal, im Staat Neu-York. Er beginnt zu Salina, und endet zu Oswego, am Ontariosee, so daß durch ihn eine Verbindung zwischen dem großen Eriekanal und dem Ontariosee eröffnet wird. Dieser Kanal ist von großer Wichtigkeit, weil die Schiffahrt zwischen den beiden Seen durch den berühmten Niagarasturz unterbrochen wird. Er ist 13 Stunden lang.

XIII. Seneka-Kanal, im Staat Neu-York. Auf 7 Stunden Länge dient er als Verbindungsmittel zwischen den Seen Seneka und Cayaga, und dem großen Eriekanal.

XIV. Unions-Kanal. Er beginnt am Schuilkill, eine Stunde unterhalb Reading, und endet zu Middletown, an der Susquehanna, Bernville, Libanon und Hummelstown berührend. Seine Länge mißt 23 Stunden. Er steigt bis auf 311 Fuß.

XV. Lehigh-Kanal. Sein Anfang iſt zu Laſton, an der Mündung des Lehigh. Er reicht bis nach Mauch-Chunk, wo die nach den Steinkohlenminen führende Eiſenbahn beginnt. Der Kanal geht über Bethlehem, Allentown und Lehightown, auf eine Strecke von 16 Stunden, und ſteigt bis auf 364 Fuß.

Eiſenbahnen.

I. Eiſenbahn von Charleſtown nach Hamburg, an der Savannah, in Südkarolina, Auguſta, in Georgien, gegenüber. Sie geht über Orangeburg, und iſt 45 Stunden lang. Man iſt jetzt beſchäftigt, ſie bis zum Teneſſeeſtrom fortzuſetzen.

II. Eiſenbahn von Patterſon nach Neu-York. Sie iſt 5½ Stunden lang, und ſehr bemerkenswerth durch ihren Bau, indem ſie große Sümpfe durchſchneidet, und auf ſehr kühnen und ſchönen Brücken über zwei Flüſſe führt. Sie ſoll jetzt mit Dampfmaſchinen befahren werden, weshalb man noch eine Bahn der ſchon vorhandenen beizufügen gedenkt. Wie bei vielen Eiſenbahnen in den Vereinſtaaten, hat man auch hier abwechſelnd des Holzes und des Eiſens ſich bedient. Die Ausgaben für dies Werk haben ſich auf 930,000 fl. belaufen. Das Brutto-Einkommen von dieſem Wege ſteigt jetzt bis auf 158,700 fl. Die Unterhaltungskoſten betragen 38,700 fl. Es bleibt alſo ein jährlicher reiner Ueberſchuß von 120,000 fl., was 11 Prozent Zinſen von dem verwendeten Kapital ausmacht.

III. Eiſenbahn von Baltimore zur Susquehanna. Sie iſt beſtimmt, die Ausfuhr der Erzeugniſſe des fruchtbaren Susquehannathales nach Baltimore zu erleichtern. Ihr Anfang an der Sus-

quehanna ist bei der Stadt York, und ihre Länge mißt 57 Stunden. Ein von Baltimore ausgehender Nebenzweig ist gegen Philadelphia gerichtet, und 39 Stunden lang. Ein anderer Zweig setzt Baltimore mit der Bundesstadt Washington in Verbindung. Man legt diese letzte Strecke in zwei Zeitstunden zurück. Mit Hilfe der eben angedeuteten Verbindungsmittel kann man sich von Washington nach Philadelphia in neun Stunden begeben, und da man deren nur sechs braucht, um von dieser letzten Stadt nach Neu-York zu gelangen, sind jetzt 15 Stunden hinreichend, um Nachrichten oder Sendungen von Neu-York in Washington zu erhalten.

Solches sind, in allgemeiner Uebersicht, die verschiedenen Kanal- und Eisenbahnen-Systeme, die mächtig dazu beitragen, dem Verkehr in allen Zweigen der Gewerbthätigkeit und des Handels in den Vereinstaaten Nordamerikas eine so außerordentliche Thätigkeit zu verleihen.

Fügen wir zu obiger Liste noch die große National-Straße, die von Washington aus nach den wichtigsten Punkten der Union geführt werden soll, und die bestimmt ist, die 24 Bundes-Republiken gewissermaßen zu zentralisiren. Freilich ist dieses große Unternehmen bis jetzt nur ein Entwurf, und sowohl seiner politischen Wichtigkeit als der dazu erforderlichen bedeutenden Ausgaben wegen, wird die Zentral-Regierung, bevor sie zu seiner Ausführung schreitet, gewiß alle daraus entsprießenden Vortheile und Mißbestände erwägen, um keinerlei Interesse zu verletzen, und nicht die Reizbarkeit dieses oder jenes Staates zu erregen.

Der Norden Europas, in seinen moralischen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

Erster Artikel.

Jenes große Gesetz des allgemeinen Gleichgewichts, nach welchem die Völker des Norden und Süden der Reihe nach Licht und Aufklärung sich zusenden, ist auch in unsern Tagen noch nicht außer Kraft getreten. Die mitternächtlichen Länder, die zu allen Zeiten die jüngsten waren in der Zivilisation, scheinen von jeher bestimmt, diese Zivilisation selbst zu vervollkommen, ihr um so mehr innere Kraft und Macht zu geben, die Strahlenmasse, von der sie erleuchtet worden, zu vermehren, und sie später dem stationär gebliebenen Süden, der Wiege, worin diese Bewegung sich gebildet, ohne jedoch zu einer außerordentlichen Vollkommenheit zu gelangen, wieder zurück zusenden.

Dies Phänomen scheint gewissermaßen eine Nothwendigkeit geworden zu sein. Man bemerkt es überall. In einem größern oder kleinern Maßstabe beherrscht es die alte wie die neue Geschichte. Der erste Funke ging aus von Indien, vielleicht von China, durchschnitt Assyrien, Phönizien, Judäa, Persien, zog sich an den Küsten Kleinasiens entlang, traf Griechenland, drang von dort weiter nach Norden vor, und gelangte endlich bis nach Ausonien.

Man bemerke nun, daß diese letzten von ihm erreichten Gegenden, die eine schon von andern Völkern ausgebildete Zivilisation, ein schon bedeutend

vermehrtes Licht erhielten, das bereits Künste und Wissenschaften erhellte, einen bedeutenden Vortheil vor den ersten ziviliſirenden Regionen bewahren mußten. So dringt das Licht von Süden nach Norden, einen immer breiteren Weg sich bahnend, ohne einen einzigen Strahl zu verlieren. Es vermehrt sich vielmehr und häuft sich unaufhörlich an, indem es als Tribut die verschiedenen Vervollkommungen des menschlichen Geistes in sich aufnimmt.

In neuerer Zeit kann man dieselbe Bemerkung geltend machen. Rom und Byzanz, von Griechenland ziviliſirt, verbreiten ihre Ziviliſation über Gallien, Britannien, Germanien und bis zu den von kimmerischer Finsterniß umhüllten nordischen Inseln.

In ihren Einzelnheiten selbst ist die geographische Geschichte der Ziviliſation diesem höchsten Gesetze unterworfen. Spaniens Glanz unter den Arabern, jener der Provenzalen im Mittelalter, haben das erste Erweckungszeichen zu Allem gegeben, was das europäische Leben poetisches und glänzendes gehabt.

Belgien, Mittel-Gallien waren barbarisch neben diesen Ländern. England war es in einem noch viel höheren Grade. Jahre und Jahrhunderte sind verflossen. Nord und Süd haben ihre Rollen ausgetauscht. Das erste hat des zweiten Lehren so wohl benutzt, daß es ihn jetzt in Allem übertrifft. Dem Norden gehört jetzt die Gewerbthätigkeit in ihren sinnreichsten, in ihren außerordentlichsten, Entwickelungen. Er hat sich sogar der Künste bemächtigt, die er mit mehr Wissenschaft und Thatkraft pflegt, als der Süden, obgleich er in Betreff der Begeisterung und der Grazie hinter ihm noch zurücksteht.

Die Musik ist ein Eigenthum Deutschlands, und die Bildhauerei hat bis in Dänemark, am Saume des ziviliſirten Europa's, in Thorwaldſen den berühmteſten Künſtler unſerer Zeit gefunden. Skandinavien uud Finnland ſtellten der Ziviliſation, durch ihre bloße geographiſche Lage, durch ihres Klimas Strenge, durch ihre rauhe Natur unter ſo eiſiger Zone ein unüberſteiglich ſcheinendes Hinderniß entgegen. Demungeachtet ſind Schweden, Dänemark, Island und Norwegen in der Ziviliſation weiter fortgeſchritten, als gewiſſe Bezirke Spaniens und Italiens. Sie gedeihen unter durchaus vernunftgemäßen Regierungen, denen das wirkliche Wohl ihrer Angehörigen am Herzen liegt. Die Verſtandeskräfte ſind in ihnen umfaſſender, durchdringender, mächtiger; die allgemeine Volksmoral iſt hier ſtrenger, ruhiger, beglückender.

Die Früchte, welche die Ziviliſation in den nordiſchen Ländern, der Strenge des Klimas, der wilden, alten Rohheit der Sitten, des öden Anblickes der mit Eis bedeckten Meere ungeachtet getragen, ſind in mehr als einem Betracht köſtlicher, als die unter einem milderen Himmelsſtrich erzeugten. In der revolutionirenden Bewegung der Völker, ſind dieſe Nationen nur langſam, bedächtig, doch mit feſten und ernſten Schritten gewandelt. Sie haben es vermieden, ihre Throne umzuſtürzen, und Reiche zu zertrümmern. Mehrere neuere Reiſende haben dieſe Gegenden beſucht. Wir wollen ihnen einige der merkwürdigſten Gemälde, einige der intereſſanteſten Thatſachen, die der Aufmerkſamkeit aller wahrhaft Unter-

richteten in einem hohen Grade würdig sind, entlehnen.

Die bemerkenswertheste und vielleicht die bis jetzt am wenigsten vorwärtsgeschrittene aller nordischen Nationen, ist die russische, bei der, unter einer einer leichten Rinde von Höflichkeit und sogenannter Lebensart, noch eine Masse wilder Sitten und Ideen verborgen ist. Der Herzog von St. Simon sagte von Peter dem Großen:

„Er ist ein großer, wohlgewachsener Mann, voll Zierlichkeit und Würde, der sehr gut spricht, und sehr gute Manieren hat. Aber im Grunde von dem Allem ist der Russe dennoch immer bemerklich.“

Man kann St. Simon's Ausspruch gewissermaßen auf das ganze russische Volk anwendbar machen. Seine nordischen Sitten haben einen unverkennbaren Anhauch jener des Morgenlandes, während seine moskowitischen Gewohnheiten von Peters I. despotischer Hand einen Anstrich europäischer Zivilisation erhalten haben.

Der nordische Karakter ist nicht scharf abgeschnitten in den Sitten dieses Volkes. Geschmeidigkeit und slavische Nachgiebigkeit sind darin vorherrschend, nebst der Geschicklichkeit, Alles wieder zu erzeugen, Alles nachzuahmen, mit Leichtigkeit des bildenden Karakters einer fremden Nationalität sich zu bemächtigen. Durch diese nachahmende Eigenschaft zeichnen alle sclavonischen Racen sich aus.

In Rußland ist die Nachahmung der europäischen Zivilisation manchmal recht sonderbar. Es ist ein Gemisch von Ideen, das nur von einer weit fortgeschrittenen Geselligkeit und von einem Schauspiel

herrühren kann, das augenscheinlich noch alte Barbarei ist. In Moskau, sagt einer der neuesten Reisenden, ist eine Art Palais-Royal, das er folgendermaßen beschreibt:

„Das heilige Thor des Kremlin führt zu einem Raum, der schöne Platz genannt. Auf der einen Seite desselben ist eine Art Bazar, wo Juwelier-Arbeiten, Uhren, Lebensmittel, Kleider, Weiszeug ꝛc., beinahe wie im Palais-Royal zu Paris feilgeboten werden. Sehr theure Gegenstände sind in schlechten Gehäusen ausgestellt, deren Unförmlichkeit einen auffallenden Kontrast bildet mit dem Preis und dem Glanz der darin befindlichen Waaren. So weit geht die Zivilisation. Dagegen sieht man am Eingang dieser von Gold und Silber funkelnden Kaufladen schlechtgekleidete, schmutzige Individuen mit langen Bärten sitzen, die den Fremden mit lästigen Höflichkeits-Bezeugungen überhäufen, tiefe Bücklinge vor ihm machen, ihn an der Hand, am Ellenbogen oder am Rockschos ergreifen, und ihn so lange herumzerren, bis er entweder etwas von ihnen kauft, oder bis er mit Unwillen den Bazar verläßt.

„Alle diese entsetzlich schmutzigen Bärte, alle diese auf dem Boden schleifenden übelriechenden Gewänder, dies ganze mit auffallender Vehemenz und Beharrlichkeit geltend gemachte Geschwätz ermüdeten mich bis zu einem Punkte, der sich nicht andeuten läßt. Ich mußte mir alle Mühe von der Welt geben, dem mich umringenden Menschenhaufen zu entrinnen, der sich vor dem Laden eines Kleiderhändlers gesammelt. Ich ging sodann vor einer Schenke vorüber, wo man Quass, eine Art Kornbranntwein, ver-

kauft. Hier bemerkte ich drei Jünglinge, welche auf eine sonderbare Weise herausgeputzt waren. Sie trugen ein violettes Jäckchen, einen breiten gelben Gürtel, und weite in den Stiefeln steckende blaue Hosen. Dazu gesellte sich ein dicker blonder Haarwuchs, der bis mitten auf den Rücken herabwogte, und der bei allen ihren Bewegungen hin- und herflog. Bei jedem Bückling (und sie machten deren wenigstens drei in jeder Minute) neigten sie den Kopf dergestalt, daß ihre ganze Mähne nach vorn sich senkte, und ihnen das Gesicht bedeckte, wonach sie, mit einer ganz eigenen Geschicklichkeit, und ohne die Hand zu erheben, diese ganze Sündfluth gelber Haare wieder über den Rücken verbreiteten."

Auf alle Gegenden des ganzen russischen Reiches ist beinahe immer eine und dieselbe Bemerkung anwendbar: es ist überall der Schleier einer freien Zivilisation über einer alten Barbarei. Wahr ist es, daß diese letzte unter einer großen Geschmeidigkeit und materiellen Höflichkeit so viel als möglich verborgen ist. Andere, dem Anschein nach weniger glänzende Gegenden haben vielleicht mehr wirkliche Fortschritte gemacht in der Geselligkeit, als Rußland mit seinen ungeheuern öden Regionen und einigen zivilisirten Punkten in ihrer Mitte.

Schweden z. B. erfreuet sich grade jetzt eines Wohlergehens, den man von seiner rauhen, unwirthlichen Natur nicht erwarten konnte. Ein Boden, der nur aus ungeheuern Granitblöcken besteht, über die eine dünne Schicht fruchtbarer Erde verbreitet ist, und dessen ganze Landschaft von solchen Blöcken gebildet wird, zwischen denen große Landseen sich

ausdehnen, schien zu einem solchen Ergebniß keineswegs geeignet. Und dennoch ist dies traurige, von dem übrigen Europa beinahe vergessene Land, eines der glücklichsten, die man kennt, und hinsichts seines innern Wohlstandes den schönsten und fruchtbarsten südlichen Gegenden unsers Erdtheils weit überlegen.

Die Ursach eines so erstaunlichen Zustandes der Dinge, ligt mehr in seinem moralischen Zustande, als in seinem Handel und in seiner Gewerbthätigkeit. Der durchgängigen Ordnung, Einfachheit und Ruhe seiner Bewohner muß man jene Summe von Glück und Genuß zuschreiben, welche die neuesten Reisenden in Schweden gefunden haben. Die Erzeugnisse von Manufakturen und Fabriken sind nicht sehr bedeutend, und die Handels-Bewegung ist ziemlich schwach. Aber die moralische Sprungfeder ist noch nicht zerschellt. Man findet hier noch Glauben, Vertrauen, Gastfreundschaft. Das Volk hat sich gebildet, ohne sich zu verderben. Es läßt sich nicht irreleiten durch jenes unersättliche Verlangen, durch jenen Durst falscher, lügnerischer Freiheit, durch jenes Bedürfniß des Ehrgeizes und der Zertrümmerungssucht, durch jene wahnsinnigen Theorien, die den meisten andern Völkern unmögliche Genüsse versprechen, ihnen ihren gegenwärtigen Zustand unerträglich machen.

Nichts überraschenderes und angenehmeres für den Reisenden, als die zuvorkommende Höflichkeit der untern Stände in Schweden; doch beeinträchtigt diese Höflichkeit in nichts weder die Thatkraft des Karakters, noch der Entscheidung Stärke, noch die moralische Unabhängigkeit. Wenn der Frühling der Boreal-Region wiedererscheint, wenn der so feine und

zarte violetgrüne nordische Rasen aufs neu Schwedens Hügel und Ebenen bekleidet, sieht der Reisende auf den mit feinem Sande bedeckten Wegen eine Menge kleiner Kinder, mit blonden Haaren und rosigen Wangen herbeieilen, die ihm lächelnd die Gatterthür öffnen, und das kleine Geschenk, welches man ihnen gewöhnlich gibt, mit einer Freude, einer Zufriedenheit empfangen, welche die milden Worte ihrer Erkenntlichkeit noch sanfter und eindringender macht.

Man vergleiche diese liebenswürdigen Wesen mit den verunstalteten, magern, unverschämten bereits in allen Lastern bewanderten Kindern, von denen es in den Straßen der großen Städte des westlichen Europa's wimmelt. Das Brandmal einer erblichen Entartung ist auf ihren Stirnen zu sehen. Die Beklagenswerthen sind schon alt, ohne der Kindheit Genüsse sich erfreuet zu haben. Man erblickt sie vor den Gerichten, in den Volks-Aufläufen, deren Haupt-Element sie oft bilden. Man gewahrt sie überall wo Gewaltthätigkeit, Raublust, Wuth und Ausschweifung sich geltend macht, nur nicht, wo sie durch ihr Alter und ihre Beschaffenheit eigentlich hingehören.

Die Sitten, die in Schweden ländlich geblieben, haben durch die Zivilisation sich nur verfeinert, und sind solchergestalt höchst angenehm geworden. Man findet in ihnen so zu sagen der Dichter idyllische Fiktionen verwirklicht. In allen Gasthöfen, wie in allen Wohnungen des Mittelstandes und der untern Klassen, besteht die Decke und der Boden aus Brettern von wohlriechendem Holz. Der Boden ist mit

Blumen und Tannenzweigen bedeckt, und dieser von den Sagas geheiligte Gebrauch ist selbst in den Städten noch nicht erloschen.

Wohlgebaute, fast immer auf der Aussenseite bemalte Häuser, die im Innern mit ausserordentlicher Sorgfalt und Regelmäßigkeit unterhalten werden, gewähren dem Reisenden einen sehr angenehmen Anblick. Freilich sind Feuersbrünste nicht selten, und lassen die eben angedeutete Annehmlichkeit ziemlich theuer erkaufen.

Im Innern findet man selten auffallenden Luxus, dagegen eine gewisse Frische, die man fast Koketterie nennen könnte. In Folge einer sonderbaren Gewohnheit, deren Veranlassung man nicht kennt, sind die schwedischen Betten ausserordentlich schmal. Die meisten sind kaum so breit als ein Kanapee, wahre Särge, worin man nur mit Mühe sich umwenden kann, und in denen man ausgestreckt auf derselben Stelle ligen bleiben muß, wo man sich eingezwängt, um schlafen zu können.

Kontraste sind in Schweden sehr häufig. Die über alle Wellenformen des Bodens gebahnten Landstraßen, werden mit derselben Sorgfalt unterhalten wie die Alleen in englischen Gärten, und bieten in ihren Windungen Landschaften dar, die sich unaufhörlich mit der größten Abwechslung erneuern. An Ueberraschungen fehlt es nicht. Hier gewahrt man überhängende Felsmassen, die der Gegend den Anschein einer Schöpfung von Salvator Rosa geben. Weiterhin öffnet sich ein Thal, durch welches das Auge in der Ferne einen weiten mit sammetartigem Rasen bedeckten Raum entdeckt. Dort wölbt sich ein Bogen,

gebildet aus grünen Blättern und dichtaneinander gedrängten Zweigen, unter den man, wie in holde Nacht versenkt, dahinrollt. Jetzt erklimmt man einen Berg, dessen mit Sand bedeckter Abhang uns in das mittägliche Europa versetzt; jenseits kommt man wieder in ein düsteres, schwermüthiges Thal, in dessen tiefstem Grunde ein smaragdener See von einer durchaus nördlichen Vegetation umschlossen, und von dem silberartigen Lichte der nordischen Sonne beleuchtet ist. So haben auch diese Regionen, die man von der Natur verwahrloset halten möchte, ihre Schönheit, ihren Glanz, ihren eigenthümlichen Reiz.

Oft sind kleine äusserst zierliche Häuschen übereinandergehäuft, wie die Zellen in einem Bienenkorbe. Ein Gehäge von rother oder grüner Farbe umschließt diese Gruppe oder diese Insel, deren Lage und deren Gebäulichkeiten, wie die Beeren einer Traube an einandergereihet, dem Reisenden einen ungewöhnlichen, jedoch keinesweges unangenehmen Eindruck gewähren.

In einigen Theilen Schwedens werden die Häuser roth angestrichen, in anderen wählt man die Gipfel steiler Felsen zu ihrer Basis. Tritt man ein in diese Hütten, so findet man darin immer große Reinlichkeit, doch nirgends eine Spur von Luxus. Die Bewohner, ein Greis mit langen weissen Haaren und ehrwürdigem Angesicht, ruhig seine Pfeife rauchend, aus der wohlriechendes Gewölk emporqualmt, und kleine hübsche Kinder, die man nirgends freundlicher und liebenswürdiger finden kann, und die sogleich nach des Eintretenden Hand greifen, um sie liebreich

zu küssen; das sind die ersten Gegenstände, welche der Fremde erblickt.

Eines der unterscheidenden Wahrzeichen dieser nordischen Völker, ist die vollkommene Ruhe ihrer Sitten und Gewohnheiten. Ist es ein Sonntag, so sieht man die Landstraße mit Männern bedeckt, die alle weite blaue Ueberröcke, nebst sehr weißer Wäsche tragen, und die neben ihren sittsamen Frauen einherschreitend, sich zur Kirche begeben. Nichts ungestümes, nichts unbesonnenes in dem Benehmen weder der einen noch der andern. Ihr natürlicher Ernst scheint ihnen sogar eine gewisse Würde und Zierlichkeit zu verleihen. Denn nichts hat größere Aehnlichkeit mit guten Manieren, als ein ruhiges, ernstes, anständiges Aeussere.

In den Trinkhäusern ist dieselbe Ordnung und Gelassenheit vorherrschend. Zweihundert Landbürger sind manchmal in einem Saale versammelt, ohne daß die Vorübergehenden ihre Anwesenheit ahnen können, weil sie nicht durch das mindeste Geräusch verrathen wird. Berauschen sie sich von ungefähr, so geschieht es mit derselben Feierlichkeit. Bewunderungswürdig in der Kunst zu trinken, unterziehen sie sich ihrer Aufgabe mit der ganzen Majestät weiser Senatoren, die über ihres Vaterlandes Heil sich berathen. Man erblickt sie stehend, den Bierkrug in der Hand, einer ernsten, strengen Trunkenheit sich überlassend, die mehr einer Arbeit, als einer Belustigung ähnlich ist. Da sie nicht gern ihr Gleichgewicht, und vor Allem jenen Anschein von Vernunft verlieren, ohne welche keine Würde für sie denkbar ist, so vereinigen sie sich, wenn sie vollkommen betrunken sind, in Gruppen, wo

sie sich gegeneinander stützen, und, immer forttrinkend, den Fortschritten ihres bachantischen Taumels die vereinigte Masse ihrer gleich Pfeilern aneinandergefügten Körper entgegenstellen.

Der Landstraßen vortreffliche Unterhaltung macht die Reisen leicht und wenig kostspielig. Kleine hübsche Pferde, von einer besonderen Gattung, die ausserordentlich feurig und von zierlicher Gestalt sind, reissen den Wagen mit großer Schnelligkeit fort, übersteigen mit gepflügelten Schritten die steilsten Berge, und eilen sie mit so großer Sicherheit hinab, daß man selten oder nie die Räder zu spannen braucht. Die Peitsche wird beinahe nie gebraucht. Eine den schwedischen Fuhrleuten eigenthümliche Sprache, die in einer Art Schnalzen der Lippen besteht, worauf ein Ton, zwischen den Zähnen hervorgestoßen, folgt, der Aehnlichkeit mit dem Buchstaben R hat, ist hinreichend, sie in Galopp zu bringen.

„Die kleinsten dieser Thiere, sagt ein Reisender, die man Helander nennt, weil sie ursprünglich aus der Insel Heland herkommen, sind nicht 4 Fuß hoch. Sie sind mehr großen Hunden von Pferdsgestalt, als gewöhnlichen Rossen ähnlich. Ein holsteinisches Pferd ist zweimal größer als sie. Ich habe hübsche Kinderkaleschen gesehen, die von solchen Lilliput-Pferden gezogen wurden, deren Farbe beinahe durchgängig ein schönes glänzendes Braunroth ist.“

Reiset man mit Extrapost (Eilwagen und gewöhnliche Postkutschen gibt es in Schweden nicht) so sendet man fast immer einen Kurrier, Förbad genannt, voraus, der dafür zu sorgen hat, daß die Pferde auf den Poststationen bei des Reisenden An-

kunft schon bereit stehen. Er legt dem Posthalter ein gedrucktes, von dem Reisenden unterzeichnetes Blatt vor, worauf sein Name, sein Titel, seine Bestimmung, wie die Zahl der Pferde, deren er bedarf, angedeutet sind. Man ist solchergestalt genöthigt, im Voraus einen Wegweiser sich vorzuschreiben, von dem man nicht mehr abweichen kann. Die gedruckten Zettel werden sodann in Register eingetragen, welche der Polizei als Dokumente dienen, die von den Inspektoren überall geltend gemacht werden, wenn es um gerichtliche Verfolgungen zu thun ist.

Die Schweden unterziehen sich nicht gern dieser Maßregel, die freilich ein wenig tirannisch scheinen mag, weshalb sie keinen Kurrier vorausschicken, und es vorziehen auf die Pferde zu warten, oder sie zu nehmen, wie man sie ihnen grade geben kann, während der Fremde, durch seinen vorausgeschickten Laufzettel eine Art Kontrolle sich auferlegt, die, wenn sie ihm auch nicht schädlich ist, manchmal doch recht unangenehm für ihn werden kann.

Gegenwärtiger Zustand der Kolonie Neusüdwales.

Im Interesse ihrer Südsee-Kolonien hat die britische Regierung eine Maßregel genommen, die unstreitig viel zu dem Gedeihen derselben beitragen wird. Sie hat entschieden, daß die Summen, welche zur Unterstützung der Auswanderung nach Australien bestimmt worden, in diesem Jahre ausschließlich Personen zuerkannt werden sollen, die sich mit Ackerbau beschäftigen, weshalb vom 1. Januar bis zum 31. Dezember 1834 sechszig Gärtner- und Bauern-Familien allein unentgeldlich über zu schiffen sind. Hat man die bestimmte Zahl zusammengebracht, so werden sie unter Aufsicht eines Pastoren der schottischen Kirche eingeschifft. Bei ihrer Ankunft in Neusüdwales werden die Familienväter im Distrikt Illawara bereits bezeichnete Ländereien finden, wofür sie den Preis allmählig entrichten können, oder wenn der Name Eigenthümer ihren Ehrgeiz nicht reizt, können sie mit Leichtigkeit, und mit noch größerem Vortheil vielleicht schon urbar gemachte Grundbesitzungen in andern Bezirken in Pacht nehmen.

An Spekulanten und Kapitalien mangelt es nicht in der Kolonie. Was sie am meisten braucht, und was sie nie gehabt, ist eine ackerbauende, ruhige, ehrliche und arbeitsame Bevölkerung. Wahr ist es, daß oft freigewordene oder begnadigte Verurtheilte für eigene Rechnung mit Landwirthschaft sich beschäftigen. Gewöhnlich gibt ihnen der Eigenthümer, bei dem sie gearbeitet haben, eine kleine Meierei in

Pacht. Aber gewöhnlich machen die lasterhaften Neigungen dieser Menschen alle zu ihrem Vortheil getroffenen wohlwollenden Verfügungen durchaus unnütz. Der Pächter verläßt meistentheils seine Meierei schon zu Ende des ersten Jahres, und beraubt dadurch den Eigenthümer aller Vortheile, welche er sich versprochen, wie des vertrauungsvoll geleisteten Vorschusses. Oder bewahrt er die Meierei, so dient sie als Diebsherberge, worin alle in der Nachbarschaft gestohlenen Sachen verborgen werden. Oft auch, wenn er mit Fleiß und Beharrlichkeit gearbeitet, und wenn eine reiche Erndte seine Mühe krönt, überläßt er sich, wie zur Entschädigung jenen in Australien so häufigen Ausschweifungen, und verschwendet in einigen Tagen, was er durch monatlange Arbeit gewonnen, wonach er, mit seiner Familie, sich wieder in Laster und Elend versetzt sieht.

Solche Szenen ereignen sich sehr oft, und nehmen den meisten Grundbesitzern alle Lust, ihre Ländereien zu vermiethen. Sie sind also genöthigt, sie selbst zu bebauen, oder fruchtbare Bezirke brach ligen zu lassen, obgleich sie zu Wasser mit Leichtigkeit ihre Erzeugnisse nach den Märkten der Kolonie schaffen könnten. Kämen aus Europa hinlänglich Ackerwirthe an, würden die Grundeigenthümer in den Distrikten Illawara, Bathurst und Hunter's-Revier, falls sie auf jener Rechtschaffenheit sich verlassen dürften, ihnen gewiß die vortheilhaftesten Bedingungen zugestehen. Sie wünschen im Grunde nichts mehr, als der eigenen Ausbeutung ihres Landeigenthums überhoben zu sein, um ausschließlich mit der Viehzucht

sich beschäftigen zu können, die ihnen auf jeden Fall noch viel beträchtlichere Vortheile darzubieten vermag.

Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, bietet die Auswanderung nach Australien dem fleißigen Ackerwirth, dessen Thätigkeit in einigen zu bevölkerten Ländern unsers Erdtheils für ihn unfruchtbar bleibt, große Vortheile dar, und viele Familien, die mit einem geringen Einkommen sich hier in der äussersten Noth befinden, könnten dort im Ueberfluß leben. Ein wohlangelegtes Kapital wirft in Neuholland in Kurzem 20 bis 30 Prozent jährliche Zinsen ab. Die Gewerbthätigkeit findet tausend Mittel und Wege mit Vortheil sich dort geltend zu machen. Die Natur hat in diesem Lande Alles verschwendet, was zu des Lebens Genuß und Annehmlichkeit beitragen kann. Längs der Küste findet man Torf und Steinkohlen im Ueberfluß. Die Ebene Bathurst, die etwa 2100 Fuß über die Meeresfläche erhaben ist, erzeugt auf ihren verschiedenen Staffeln alle in dem Bereich von zehn Breitegraden hervorgebrachten Vegetations-Produkte.

Dieser Landestheil wird als einer der gesundesten auf der ganzen Erde betrachtet. Groß- und Schmalvieh jeder Art vermehrt sich hier auf eine wirklich erstaunliche Weise. Man hat berechnet, daß eine Heerde, die aus 670 Mutterschafen und 40 Böcken bestand, nach Verlauf von fünf Jahren 5464 Köpfe zählte. Der Kaufpreis und die Unterhaltungskosten einer solchen Heerde können auf 1865 Pfund Sterling (22,580 fl. rhein.) angeschlagen werden. Ihr jährlicher Ertrag beläuft sich dagegen im ersten Jahre

auf 133 Pf. St. (1596 fl.), im zweiten auf 114 Pf. St. (1368 fl.), im dritten auf 229 Pf. St. (2748 fl.), im vierten auf 335 Pf. St. (4020 fl.), und im fünften auf 582 Pf. St. (6984 fl.); zusammen 1393 Pf. St. (16,716 fl.). Fügt man zu dieser Summe noch die von 3925 Pf. St. (47100 fl.) als annähernder Werth der Heerde in ihrem jetzigen Bestande, so findet man, daß nach Verlauf von fünf Jahren des Eigenthümers reiner Gewinn sich auf 3454 Pf. St. (41,448 fl.) beläuft.

Die Gesammt-Bevölkerung der Kolonie kann jetzt auf 65,000 Seelen angeschlagen werden. Von dieser Zahl sind etwa 20,000 Verurtheilte. Der Ueberrest besteht aus drei Klassen. Die erste, und schon jetzt die zahlreichste, ist die der freien Einwanderer. Die zweite ist die der freien Eingebornen, die jedoch nicht besonders gewerbthätig sind, obschon man manchmal unter ihnen wahre Muster aller gesellschaftlichen Tugenden findet. Die dritte Klasse besteht aus Personen, die als Verurtheilte nach der Kolonie gekommen sind, und die, nachdem sie ihre Strafzeit überstanden, oder ihre vollkommene Begnadigung verdient haben, ein vorwurffreies Leben führen. Erfahrung hat bewiesen, daß die Individuen dieser letzten Klasse, wenn sie es so weit gebracht, einen beginnenden Wohlstand sich zuzusichern, ihre Interessen mit denen der übrigen Einwohner verschwistern, und sich nicht weniger eifrig zeigen, als diese, die Regierung zu unterstützen, und Alles in guter Ordnung zu erhalten.

Die Hauptstadt der Kolonie enthält beinahe ein

Drittel der Gesammt-Bevölkerung. 1825 überstieg ihre Einwohnerzahl noch nicht 10,774. Die von dem General Darling 1828 veranstaltete Volkszählung bot nur eine wenig beträchtliche Zunahme in der Zahl der Einwanderer dar. Aber in den ersten Monaten von 1833 sind über 3000 freie Personen in der Kolonie angekommen, und Sidney hat jetzt 18,000 Einwohner.

In Folge der glücklichen Wahl ihrer Lage ist diese Stadt bestimmt, bald eine große Handelswichtigkeit zu erlangen. Ihre Gebäude haben bis jetzt noch nichts besonders ausgezeichnetes, in Hinsicht der Kunst, doch baut man unaufhörlich und täglich entstehen neben hübschen Wohnhäusern protestantische Kirchen, katholische Kapellen, Krankenhäuser, Gerichtshöfe, Kollegien ꝛc. Man bemerkt auch, daß seit einigen Jahren die Baumeister mehr Geschmack und Zierlichkeit zeigen. Die leeren Räume, welche noch in den Straßen und zwischen den verschiedenen Stadttheilen vorhanden waren, füllen sich immer mehr aus, und werden bald ununterbrochen mit einander verbunden sein. Indessen sind die Wohnungen immer noch sehr theuer, und für ein mittelmäßiges Haus, mit einem kleinen Garten, muß man jährlich 100 Pf. St. (1200 fl.) Miethe zahlen.

In Sidney findet man bereits alle zu den Bedürfnissen und zur Bequemlichkeit des Lebens erforderlichen Industriezweige. An Kaufladen, worin die verschiedenartigsten Waaren feilgeboten werden, fehlt es nicht. Jeden Donnerstag wird ein großer Wochenmarkt gehalten, zu dem die Kolonisten ihre Erzeugnisse zum Verkauf bringen, und wo die Preise immer

niedriger werden. Der Viehmarkt, wo Pferde, Schmalvieh, Schweine und Futter verkauft werden, ist in einem großen Gebäude am Südende der Stadt. Der Hauptmarkt ist ganz in Nähe des Hafens. Man hat zu diesem Zwecke ein weitläufiges, bequemes Gebäude aufgeführt, das der Regierung ein beträchtliches Einkommen abwirft, und das zu gleicher Zeit zur Verzierung der Stadt, wie zur Erleichterung des Verkehrs beiträgt.

Man findet zu Sidney zu billigen Preisen, und von den besten Qualitäten, Getreide und Geflügel jeder Art, eben so wie alle Früchte beider Hemisphären. Die Meiereien in den Umgebungen der Stadt schicken täglich ihre Milch dahin, und die australischen Milchmädchen wecken jeden Morgen die Einwohner Sidneys mit denselben schneidenden Geschrei, wie ihre Schwestern in Englands Hauptstadt.

Sidney ist der Mittelpunkt eines sehr bedeutenden Handels, unter dessen Hauptzweigen man den Wallfischfang nennen muß. Der alleinige Hafen von Sidney braucht jährlich zu diesem Zwecke 50 Schiffe von verschiedener Größe. Diese Schiffe finden in der Kolonie selbst Alles was zu ihrer Ausrüstung erforderlich ist. Zu Town-Fold-Bay haben Kaufleute von Sidney Niederlassungen zum Wallfischfang gegründet. Der Fischthran, womit man den meisten Handel treibt, wird hier an Ort und Stelle bereitet. Die Ausdehnung, auf welcher die australischen Wallfischfänger ihrer Beute nachspähen, begreift den ganzen westlichen Theil des stillen Meeres vom Jacksonhafen bis zum japanischen Meere.

Der wichtigste Handels-Gegenstand der Kolonie Neusüdwales, und von dem Großbritannien den meisten Vortheil beziehet, ist jedoch die Wolle. Ihre anerkannte Vortrefflichkeit muß ohne Widerspruch dem Einfluß des Klimas zugeschrieben werden. Ihre Zubereitung ist höchst einfach. Man wäscht sie, wie gewöhnlich, in fliessendem Wasser auf dem Rücken des Thiers. Nach beendeter Schafschur sondert man sie, bildet Ballen daraus, die nach Sidney gebracht werden, wonach man sie nach England versendet. Die 1832 ausgeführte Wolle wog 1,515,156 Pfund, und hatte einen Werth von 73,560 Pf. Sterl. (882,720 fl.) Die Ausfuhr von 1833 war nicht stärker, als die von 1832. Aber der Artikel wurde bereits so sehr gesucht, daß der Preis eines jeden Pfundes Wolle von 1 Schl. 11 P. (56 Kr.) bis auf 2 Schl. 9 P. (1 fl. 48 Kr.) stieg.

Neueste authentische Angabe über die Bevölkerung und den Reichthum China's.

Die unmittelbaren Beziehungen, welche, in Folge der neuesten Berichtigung des Staats-Vertrags der englisch-ostindischen Gesellschaft, dem Handel Großbritanniens mit allen Völkern des Morgenlandes eröffnet worden, geben Allem, was auf eine genauere Kenntniß des politischen Zustandes und der Hilfsquellen dieser so reichen Gegenden hinzielt, ein ganz besonderes, zeitgemäßes Interesse. Im ersten Range unter diesen Ländern befindet sich China, sowohl der bereits stattfindenden bedeutenden Handels-Verhältnisse dieses Reiches mit England, als der wahrscheinlichen noch viel größeren Ausdehnung derselben, in einer nahen Zukunft, wegen.

Die letzte auf den Nordostküsten dieses ungeheuern Landes unternommene britische Handels-Expedition *), die offiziellen Aktenstücke, welche die ostindische Gesellschaft der englischen Regierung mitgetheilt, um ihr als Fingerzeig zu dienen in Betreff der verschiedenen Agenten und deren Aufenthaltsorte in jenem Lande, bieten uns eine Menge ziemlich genauer Andeutungen dar über dasselbe, sie beseitigen die meisten es betreffenden Irthümer, und heben die Ungewiß-

*) M. s. den Aufsatz: „Reise längs den Küsten China's, zur Anknüpfung näherer Handels-Verbindungen zwischen Großbritannien und diesem Lande," im eilften und zwölften Theile des Jahrgangs 1833 dieses Werkes.

heit, welche, besonders in den letzten Jahren, über seine innere Eintheilung und seine Bevölkerung, wie über Handel, Gewerbthätigkeit und Reichthum Chinas herrschend waren.

Der Handel dieses gewaltigen Reiches mit den fremden Nationen steht keinesweges im richtigen Verhältniß mit seiner Ausdehnung und mit seinem Reichthum. Der Werth seiner Ausfuhr über Kjächta, an der Grenze Sibiriens, beträgt kaum 15 Millionen rhein. Gulden jährlich, und der der Ausfuhr über Kanton, Schang-Scheu, Emuy, Schao-Ling und Ning-Pho übersteigt nicht 96 Millionen Gulden. Nachstehendes war der Antheil, den der Handel Großbritanniens in den Jahren 1831 und 1832 daran nahm:

	1831. Piaster.	1832. Piaster.
Handel der ostind. Gesellschaft	11,256,437	11,081,252
Freier Handel	8,649,286	6,123,166
	19,905,723.	17,204,418
Rhein. Gulden:	49,764,308.	43,011,045.

Es scheint fast, daß die Chinesen alle ihre Thätigkeit für den innern Handel aufgespart, der vorzüglich im Austausche der natürlichen oder industriellen Erzeugnisse der verschiedenen Provinzen besteht. China ist so groß, seine Erzeugnisse sind so verschiedenartig, daß diese Verrichtung hinlänglich alle Diejenigen zu beschäftigen scheint, welche sich mit Handels-Spekulationen befassen. Zudem kann man sich denken, daß in einem Lande, wo die Arbeit noch nicht durch den Gebrauch der Maschinen erleichtert wird, wo die

meisten Transporte durch Träger besorgt werden, wo man eine so ängstliche Sorgfalt auf die Bereitung und Vervollkommnung der Erzeugnisse verwendet, die Personen-Menge, deren man zu den verschiedenen Verrichtungen in den Manufakuren, ꝛc. bedarf, sehr beträchtlich sein müsse.

Alle diese Ursachen, in Uebereinstimmung mit einer übertrieben ängstlichen Regierungs-Politik, haben ohne Zweifel die Chinesen bisher vermocht, ihren Seehandel zu vernachlässigen, der sich früher bis zum rothen Meere erstreckte. Indessen besuchen ihre Kaufleute noch jetzt die vorzüglichsten Hafen der malaiischen Inseln, Indiens jenseits dem Ganges, Japans und Neu-Guineas. Jährlich gehen bei 200 Jonken nach diesen verschiedenen Punkten unter Segel, doch ist ihre Schiffahrt so langsam und so kostspielig, daß es den englischen Schiffspatronen gar nicht schwer fallen würde, ihnen in einem Handel, der so große Vortheile abwirft, und dessen Wichtigkeit sich verdoppeln müßte, würde er mit Schnelligkeit und Ersparung betrieben, den Vorrang abzugewinnen.

Niemand wird die Richtigkeit dieser Voraussetzung bestreiten, wenn man weiß, daß eine Jonke von 300 Tonnen (3000 Zentner) Last, um sich von der Küste von Fukien nach der Insel Formosa (die nur durch einen 25 bis 30 Stunden breiten Meerarm vom festen Lande geschieden ist) zu begeben, nicht weniger als fünf Tage braucht, und daß die Bemannung des Fahrzeuges aus 90 Matrosen besteht. Damit jedoch die Beziehungen der britischen Kaufleute mit denen jener Länder den erstern alle die Vortheile gewähren, welche sie darzubieten im Stande sind, muß die bri-

tiſche Regierung, durch Güte oder Gewalt zuvor es dahin bringen, daß alle die Hinderniſſe beſeitigt werden, welche bis jetzt noch dem Verkehr in allen chineſiſchen Häfen ſich entgegenſtellen.

Obgleich die Chineſen ſeit undenklichen Zeiten in allen in Europa bekannten Gewerbthätigkeits-Zweigen bewandert ſind, ſtehen ſie dennoch hinter uns zurück in der Verfertigung aller der Gegenſtände, die man durch Mitwirkung der Maſchinen erzielen kann. Anderſeits ſind ſie unübertrefflich in ihren Stickereien, in ihren Malereien, ihren Lack- und Firnißarbeiten, wie in der Kunſt, den Elfenbein auszuſchneiden. Ihre daraus verfertigten Fächer werden allgemein bewundert. Ihre Filigran-Arbeiten ſind ſehr ſchön, eben ſo ihre gemachten Blumen und ihre Papier-Tapeten.

Nur unvollkommen werden in Europa einige ihrer Induſtrie-Erzeugniſſe, beſonders ihre lebhaften, unauslöſchlichen Farben, ihr zugleich feines und ſtarkes Papier, ſo wie viele andere Gegenſtände, die eben ſo viel Sorgfalt, als Geduld und Geſchicklichkeit erfordern, nachgeahmt. Der britiſche Handel kann alſo, im Austauſch der Erzeugniſſe ſeines Landes, aller dieſer chineſiſchen Produkte ſich verſichern, und zugleich die engliſchen Fabriken neu beleben. Er kann ſogar in China Dinge verfertigen laſſen, die, des hohen Arbeitslohns wegen, in Europa theuer zu ſtehen kommen, und die man dort viel billiger und beſſer wird erzielen können.

Die Boden-Erzeugniſſe Chinas ſind alle ohne Unterſchied von beſonderer Wichtigkeit, und können ebenfalls Gegenſtände eines vortheilhaften Austauſches

gegen europäische Artikel werden. Mehrere Arten Farbepflanzen, Gummi, Firnisse, die wir uns jetzt nur schwer verschaffen können, würden bald in Menge auf unsern Märkten erscheinen, vor Allem aber würde man den Thee besser und wohlfeiler erhalten, als bisher. Man kennt bis jetzt in Europa nur sehr unvollkommen die verschiedenen Arten Zinn und Kupfer, welche man in China gewinnt und verarbeitet. Sie übertreffen Alles, was Europa in solcher Beziehung darzubieten vermag. Es ist anzunehmen, daß sie in Kurzem wichtige Handels-Artikel werden dürften.

Seit Langem hat man die widersprechendsten Angaben über die Bevölkerung China's aufgestellt. Die Uebersicht, welche wir mitzutheilen im Stande sind, kann beinahe als offiziell und authentisch betrachtet werden, weil sie den möglichst sichersten Quellen, nämlich den Berechnungen der chinesischen Staatszeitung von Peking, entnommen ist. Senden wir noch einige Bemerkungen voraus, durch die um so mehr die Richtigkeit der in Rede stehenden Angaben hervorgehoben werden kann.

Als im J. 1708, unter der Regierung des Kaisers King He die Kopfsteuer abgeschafft wurde, belief sich die Zahl aller Steuerpflichtigen im ganzen chinesischen Reiche auf 230,312,000. Nimmt man jetzt an, daß bei solchen Schatzungen die verschiedenen Familien eher weniger als mehr Mitglieder angeben, fügt man noch hinzu, daß die Volkszählung von 1708 nach langen, mörderischen Bürgerkriegen stattgefunden, in Folge derselben ganze bewaffnete Völkerschaften die Regierung anzuerkennen und ihr Abgaben zu zahlen sich weigerten, so wird man sich

leicht überzeugen, daß die Zahl von 333 Millionen Seelen, auf welche man gegenwärtig die Bevölkerung Chinas anschlägt, keineswegs übertrieben sei.

Hinsichts der Armee sagen wir nur, daß wir die angegebene Zahl mehr als nominal, denn als effektif betrachten. Es würde lächerlich sein, als Theile des chinesischen Heeres alle jene ursprünglich mandschuischen oder tartarischen Stämme zu betrachten, die durch Erbrecht verpflichtet sind, die Waffen zu tragen, und die eine Art Sold beziehen, obschon sie nicht im Dienst sich befinden. Es ist beinahe dasselbe, wie mit den ehemaligen Janitscharen-Ortas, nach denen auch die Stärke der türkischen Armee berechnet wurde, und die doch selten oder nie thätigen Antheil am Kriege nahmen. Das Geld und der Reis, welche diese privilegirten Stämme erhalten, sind nur eine Belohnung der von ihren Vorfahren geleisteten Dienste, und nicht eine Entschädigung für die Dienste, welche sie selbst noch jetzt der Regierung leisten, weshalb es dieser letztern auch nie beikommt, im Kriege sie zu den Waffen zu rufen.

Die Angaben über die chinesischen Finanzen scheinen uns weniger befriedigend, als die über die Volksmenge. Das öffentliche Einkommen Chinas besteht zum Theil aus Getreide und andern Natur-Erzeugnissen, zum Theil aus klingender Münze. Konfiszirungen, der Ertrag verschiedener Monopole und andere Zuflüsse spielen darin ebenfalls eine große Rolle.

Das öffentliche Einkommen, bezogen von Grundsteuer, Salz, Kohlen und verschiedenen nothwendigen Verbrauchsgegenständen beläuft sich in baarem Gelde

auf	33,327,056	Taels *)
Werth des als Abgabe entrichteten Getreides (35 Mill. Seis**) ꝛc.	70,000,000	„
Mauth-Ertrag zu Kanton, ꝛc.	2,000,000	„
Gesammt-Einnahme:	105,327,056	Taels

oder 408,142,342 rh. Gulden.

Die Ausgaben belaufen sich für die Armee auf	20,884,203	Taels
für den Zivildienst auf . . .	9,442,853	„
Werth des der Armee und den Kriegsstämmen überlassenen Getreides, ꝛc.	70,000,000	„
Erhaltung des großen Kaiser-Kanals	2,000,000	„
Erhaltung der kaiserlichen Gärten, ꝛc.	1,000,000	„
Gesammt-Ausgaben:	103,527,054	Taels

oder 402,583,334 fl. 14 kr. rhein.

Bleibt also reiner Ueberschuß jährlich: 1,800,002 Taels oder 5,559,007 fl. 46 kr. rhein.

Man wird leicht begreifen, daß unser Anschlag nicht weiter reichen kann. Denn wie wäre es möglich, den Werth der Konfiszirungen, des Alleinhandel-Ertrags und anderer Neben-Einkünfte oder Ausgaben auch nur annähernd zu schätzen? Der vorangedeutete jährliche Rechnungs-Ueberschuß wird zur Besoldung der Minister, Großwürdeträger, mogolischer Prinzen, deren Vorfahren sich freiwillig den Mondschu-Tata-

*) Der Tael ist gleich vier Gulden rhein. (genau 3 fl. 52½ Kr. rh.)

**) Der Seis ist gleich 130 Pfund.

ren unterwarfen, als diese in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts China eroberten, verwendet. Uebrigens bezieht der Privatschatz des Kaisers ein Viertel oder ein Fünftel von jedem Kassen-Ueberschuß, zur Unterhaltung der kaiserlichen Paläste, ꝛc.

Das System öffentlicher Anleihen, welches in Europa beinahe zur Nothwendigkeit geworden, ist in China ebenfalls im Gebrauch. Sind die gewöhnlichen Einnahmen nicht hinreichend, um alle Ausgaben zu bestreiten, so macht die Regierung zeitweise Anleihen, deren Zinsen sich auf 9 bis 10 Prozent belaufen. Die Statthalter der verschiedenen Provinzen bedienen sich ebenfalls dieses Mittels, wenn ihre Ausgaben die Steuern übersteigen, welche sie zu erheben das Recht haben. Kommen wir jetzt zu der

Uebersicht von der Landausdehnung, der Bevölkerung, der bewaffneten Streitkraft, der baaren Einnahmen und Ausgaben der verschiedenen Provinzen des chinesischen Reiches *).

Provinzen.	Englische Gev. Meilen.	Bevölkerung.	Streitkraft.	Baare Einnahme. Taels.	Baare Ausgabe. Taels.
1. Sche-Kiang	39,150	21,000,000	59,468	3,607,830	1,149,252
2. Gan-Huy	92,961	32,000,000	132,630	2,550,976	2,621,297
3. Kiang-Su				3,256,976	
4. Hu-Nan	144,770	13,000,000	51,355	947,505	999,490
5. Hupe		14,000,000	37,298	1,293,315	794,150
6. Schan-Tung	65,104	24,000,000	35,249	3,526,565	875,976
7. Ho-Nan	65,104	25,000,000	24,181	3,177,408	656,583
8. Fu-Kian	53,480	15,000,000	76,602	1,258,358	1,387,646
9. Kuang-Tung	79,456	21,000,000	99,708	1,415,224	1,781,094
10. Kiang-Si	72,176	19,000,000	39,173	2,108,653	832,179
11. Kuang-Si	78,250	10,000,000	42,281	489,423	893,441
12. Gun-Nan	107,969	8,000,000	53,411	243,827	1,097,499
13. Kuei-Scheu	64,554	9,000,000	70,390	122,584	1,278,163
14. Sze-Schuen	96,800	27,000,000	85,45.	651,614	1,619,392
15. Schen-Si	154,008	18,000,000	114,447	1,699,323	1,903,777
16. Schan-Si	55,268	27,000,000	53,385	3,539,722	1,171,870
17. Schi-Li	58,949	38,000,000	177,888	3,078,870	9,005,350
18 Kan-Su	70,000	12,000,000	123,635	320,102	2,179,495
19. Sching-King	23,112	500,000	4,223	38,780	80,399
	1,320,000	333,500,000	1270,552	33,327,019	30,527,054

*) Nach Thoms, Crawfurd, Staunton, Majoribanks, und den neuesten Berichtigungen John Marshall's.

Streifereien durch das Nilthal.

Letzte Mittheilung.

Der Nil begann bereits zu wachsen, fährt unser Gewährsmann fort, und täglich überzeugte ich mich mehr, daß es mir unmöglich sein würde, den Katarakt von Philoe, meiner Reise Ziel zu erreichen. Demungeachtet beeilte ich mich, so sehr ich nur immer vermochte. Meine Schiffer, die ich für die ganze Reise bezahlt hatte, bedienten sich allerlei Vorwände, um die Abreise zu verzögern, und ich überzeugte mich endlich, daß ich auf mein Unternehmen verzichten müsse. Man schiffte mein Gepäck aus, ich miethete zwei Esel und zwei Kameele, wonach ich gegen Syut, einer bedeutenden Handelsstadt am linken Nilufer, aufbrach.

Es war gerade kurze Zeit vor Abreise der Karavane nach dem Sudan. Nichts malerischeres und belebteres, als dies Gewühl von Menschen und Thieren jeder Art. Die Karavanenhäuser waren mit Kaufmannswaaren angefüllt. Auf den Plätzen kampirten die Truppen, welche als Bedeckung dienen sollten. Kameele, Esel, Dromedare waren bunt durcheinander zwischen Waarenballen und schlafenden Arabern gruppirt.

Solch Schauspiel hat etwas sehr befremdendes für einen Bewohner Großbritanniens, der gewohnt ist, Kaufleute zu sehen, die so viel Sorgfalt und Methode, eine so große Schnelligkeit und Vorsicht bei Zurichtung ihrer Transporte anwendbar machen. Gestehen muß ich jedoch, daß dies Durcheinander, dies Geschrei, diese Aufhäufung einen viel lebhafteren

Eindruck auf mich machten, als der Anblick jener mächtigen Wagen, die von Dampfkraft mit Blitzesschnelle auf der Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool fortgerissen werden. Als ich einige Tage darauf die Karavane sich in Bewegung setzen, als ich sie langsam sich entwickeln, und schlangenförmig die weite Wüste durchwinden sah, konnte ich mich einer aufs Höchste gesteigerten Theilnahme nicht erwehren. Ich bedauerte von Herzen, sie nicht begleiten zu können.

Von Syut begab ich mich nach Girgeh, der ehemaligen Hauptstadt Ober-Aegyptens, wo man die letzten Spuren des gewerbthätigen Schwunges bemerkt, den Mehemet Ali dem von ihm beherrschten Lande zu geben sich bemühet. Ich fand in dieser Stadt mehrere italienische Reisende, große Alterthums-Liebhaber, die mich durch die Wichtigkeit belustigten, mit der sie alle koptischen, griechischen oder arabischen Inschriften, welche sie auf ihrem Wege fanden, erklären und mir begreiflich machen wollten. Sie erschöpften sich bei dem unbedeutendsten Funde in einem Enthusiasmus, der um so komischer war, da er nur in Worten und Geberden sich erschöpfte, übrigens aber durchaus keinen innern Gehalt hatte.

Man hatte so eben für Frankreich einen der Obelisken eingeschifft, welche am Eingang des von Amenophis Memnon gebauten Tempels sich befunden. Meine italienischen Begleiter waren entrüstet, empört, wüthend über solch ein vandalisches Begehen. Ihres Erachtens hätten alle Mächte Europas einem solchen Begehen sich widersetzen müssen.

„Wenn man auf solche Weise, eins nach dem

andern, alle Denkmäler Aegyptens wegführt," sagten sie, „wird es bald keine Reisenden, keine Alterthumsforscher mehr geben, die Inschriften bekannt machen können. Es wird kein Ruhm und keine Ehre mehr sein, sich ein Gelehrter zu nennen. Niemand wird mehr gefahrvolle Reisen unternehmen zum Vortheil der Wissenschaft. Man wird keine erlauchte Todten mehr zu betrauern haben. Und nach so vielen Arbeiten, nach so vielen Mühen und Nachtwachen werden alle erworbenen Reichthümer wieder vergraben werden in dem Staube der Bibliotheken und der Museen.

Ich lachte von Herzen über alle diese selbstsüchtigen Jeremiaden, über die komische Verzweiflung der guten Leute, die für sich das Monopol aller Hieroglyphen, aller Mumien und Inschriften Aegyptens aufbewahren wollten. Demungeachtet lies ich mich bereden, mit ihnen einen Ausflug nach Karnack zu machen, um des alten Thebens Ueberreste zu besuchen, die unstreitig die interessantesten in ganz Aegypten sind, sowohl ihrer großartigen Verhältnisse, als ihrer außerordentlichen Mannigfaltigkeit wegen.

Wir schlugen den Weg ein gegen das Dorf Karnack, und nachdem wir einige Palmbaumhaine durchwandert, befanden wir uns auf einmal in der großen Sphinx-Allee, dem schönen Thore gegenüber, das man einen Triumphbogen genannt. Und wirklich hat vielleicht ein Triumphator nie einen höheren, majestätischeren Bogen durchschritten, als diesen. Auf seinem zugleich kühnen und zierlichen Kranze befindet sich ein feuerfarbner Globus, der auf zwei langen azurblauen Flügeln ruhet. Dies riesige Thor steht

ganz vereinzelt, was seine Wirkung noch vermehrt. Die Säulen, die Vorhallen, die Mauern des großen Tempels befinden sich in einiger Entfernung. Wir naheten uns ihm langsam, zwischen zwei langen Sphynxreihen, die den Weg bezeichneten, und die noch in derselben Ordnung sich uns zeigten, als man vor Jahrtausenden sie aufgestellt. Sie sind von einer weichern, folglich auch weniger dauerhaften Steingattung, als der Granit, weshalb, wenn man im Ganzen sie noch ziemlich gut erhalten nennen kann, sie in den Einzelnheiten dennoch bedeutend gelitten haben. Es liegt in der Haltung dieser Sphinx, in ihren halb zertrümmerten Köpfen, in ihren ungeheuern Tatzen, in dem kleinen vor ihnen angebrachten Götzenbilde, in dem heiligen Tau, den sie in ihren Klauen halten, etwas, das beinahe religiösen Schauder einflößt.

Man kann sich nicht täuschen über den Ort, wo man sich befindet, und erkennt leicht, daß es der Weg znm Tempel ist. Hier hat vor uns der Römer gesehen und bewundert, wie der Grieche vor dem Römer. Der Boden, den man betritt, ist Jahrhunderte früher betreten worden von dem König und dem Hohenpriester, von dem Gebieter und dem Sklaven, von dem Gefolge des Triumphators, wie von religiösen Prozessionen, und von demjenigen, der allein zum Tempel beten ging. Die Besiegten flüchteten sich hierdurch nach ihrem letzten Zufluchtsort, nach ihrer letzten Festung, und die schnellen Schritte der Sieger, das Gewieher ihrer Pferde, die befehlende Stimme ihrer Anführer, das Geschmetter ihrer Trompeten, erschallten an derselben Stelle, wo jetzt das

tiefste Schweigen herrscht. Auf allen Seiten ist man von Trümmern umschlossen. Die Thürme, welche über des Tempels Mauern sich erheben, sind umgestürzt von der Zeit, oder von Menschenhand, und bilden ungeheure Trümmerhaufen. Dagegen haben die aus Granit erbaueten Theile dieses Gebäudes noch keinerlei Veränderung erlitten. Die Ecken sind noch eben so scharf hervorspringend, die Oberfläche ist noch eben so glatt, als sie es früher gewesen.

Ueberdem haben diese Ruinen nicht den schwarzen oder grauschwarzen Anstrich deren in Europa. Es scheint, daß die trockene, brennende Hitze dieser Gegenden sie weiß gemacht, wie menschliche Gebeine. Moose, Ranken, Epheu und wilde Feigenbäume verbergen hier eben so wenig die Formen der Zerstörung unter Blättern und Blumen. Alles ist hier nackt, ausgetrocknet, ohne irgend eine Milderung. Es ist das kolossale Gerippe eines ungeheuern Gebäudes, das die Sonne langsam verschlingt in Mitte des tiefen Schweigens der unübersehbaren Sandwüste.

Meines Erachtens gibt es nirgends Alterthums-Ueberreste, die denen Aegyptens zur Seite gestellt werden könnten. Betritt man den ersten Hof des Tempels zu Karnak, so erblickt man eine hohe vereinzelt stehende Säule, die einzige noch übrige von einer ganzen langen Reihe, wozu sie gehörte. Ich blieb einen Augenblick bei ihr stehen, in Gedanken verloren, und setzte sodann langsam meinen Weg fort. Durch ein hohes Thor betritt man einen Raum, den 150 Säulen umschliessen, die man nicht betrachten kann, ohne sich heftig ergriffen zu fühlen. Der spä-

teren Jahrhunderte Geschmack hat ihre kolossalen Formen verworfen. Aber die Bewunderung, das schweigende Erstaunen, die Bedrängung, welche der Reisende bei ihrem Anblick empfindet, könnten den Baukünstler, der sie erhoben, trösten, wenn seine Manen durch die launische Nichtachtung unsers Geschmacks beleidigt werden dürften.

Wir verbrachten einen ganzen Tag unter diesen Ruinen. Es ist mir unmöglich, in ihren Einzelnheiten sie zu beschreiben. Ich habe weder hinlängliches Talent, noch die erforderliche Geduld, um genau zu zählen und zu messen. Nachdem ich einen der Flügel der großen Vorhalle erklimmt, setzte ich mich, und blieb lange in tausendfache Betrachtungen versenkt. Sodann umkreiſete ich die riesigen Bildsäulen, streckte mich aus auf einem umgestürzten Obelisk, und betrachtete die noch aufrechtstehenden, doch von unförmlichen Bruchstücken umgebenen.

Unstät zwischen den gewaltigen Alterthums-Ueberresten umherirrend, betrachtete ich die Malereien und die hieroglyphischen Legenden, wobei ich von Zeit zu Zeit, obgleich oft nicht ohne Lächeln, auf die Erklärungen meines Cicerone hörte, der mit anmaßlichem Tone zu mir sagte, indem er auf das eine oder das andere der hieroglyphischen Zeichen deutete: „Das hier bedeutet Wasser, und das dort Erde; hier sehen Sie das Sinnbild der Ewigkeit, und da den Namen Berenica.“

Wir verließen endlich die Ruinen, und befahlen unserm Führer, uns nach der Nekropolis oder Todtenstadt zu führen, weshalb wir einen Berg erklimmen mußten. Mehrere Grabmäler befinden sich

in Brunnen, doch sind die meisten in wagerechten Schachten, in den Seitenwänden des Berges. Hier und da gewahrt man einen Theil des Felsen, der mit dem Meissel geglättet, sodann mit Malereien bedeckt und mit einem schönen Firniß überzogen worden. Meistentheils ist er jedoch ganz nackt. Oft bleibt man im Innern der Grabgewölbe mit den Füßen in halbvermoderter Leinwand hängen, oder stößt an Gebeine, die ihren Sykomore-Särgen entrissen worden, und die jetzt, wo man sie ihrer Zierrathen, oder des unter ihnen gelegenen Papyrus beraubt, den Boden bedecken. Die Leinwand, welche meine Hand berührte, war vielleicht vor 3000 Jahren im Schatten uralter Bäume gewebt von jungen Frauenzimmern, die später darin eingehüllt werden sollten. Vielleicht auch war sie eingeweihet in dem Tempel, bevor sie den leblosen Körper eines im Leben zärtlich geliebten, und noch lange nach seinem Tode beweinten Wesens bedeckte.

Beim Durchschreiten der Ebene, um nach unserm Schiffe zurückzukehren, kamen wir an den so oft beschriebenen berühmten Bildsäulen vorbei. Es sind wirklich erstaunliche Denkmäler. Sie sitzen auf Thronen, im Angesichte des Nils, und gegen Sonnen-Aufgang gewendet. Die riesigen Formen ihrer Glieder und ihrer Köpfe haben etwas höchst Imposantes. Es ist in ihrer graden, ruhigen Haltung Etwas das die Einbildungskraft ergreift, und die Seele rührt. Zahllose Geschlechter sind an ihnen vorübergegangen, und man möchte fast sagen, daß sie ihre unbeweglichen Blicke auf die Menschen heften, die zu ihren Füßen arbeiten, sich bewegen, und wie die Mücken sterben.

Es war spät und bereits Nacht, als wir unsern

Lagerplatz erreichten. Am nächsten Morgen begaben wir uns abermals auf das westliche Nilufer, und wanderten durch das enge, glühende Thal den königlichen Begräbnißstätten zu. Der Araber, unser Führer, hielt meinen Esel an einem äusserst wilden Orte an, und deutete mir an, abzusteigen. Auf beiden Seiten waren nicht besonders hohe, dagegen sehr steile Hügel, auf denen man keine Spur von Vegetation bemerkte. Je weiter wir fortschritten, um so schmaler wurde der Weg, der bald nur das Bett eines ungestümen Baches zu sein schien. Ich glaubte schon, daß wir uns verirrt hätten, als wir uns auf einmal vor einer Oeffnung in dem Felsen befanden, die das Ansehen eines Minenschachts hatte. Beim Eintritt bemerkte ich, daß der Felsen, der aus einer weichen aber sehr feinen und dichten Steingattung besteht, polirt und bemalt gewesen. Der Araber zündete meine Fackel an, und ich betrat einen langen Gang, zu dessen beiden Seiten kleine Gemächer sich befanden, deren Wände ebenfalls mit Malereien bedeckt waren. Es waren meistentheils Szenen aus dem alltäglichen Leben, nebst den gewöhnlichen Werkzeugen menschlicher Vergnügungen und Arbeiten. Mit einer mit Traurigkeit gemischten Genugthuung betrachtete ich diese Malereien, indem ich an die vielen Geschlechter dachte, die seit ihrer Anfertigung geblühet haben, und wieder erloschen sind.

Man sieht hier getreu die Arbeiten und Werkzeuge des Ackerbaues dargestellt: einen Pflug, eine Schwinge, Ochsen und ein zwischen den Furchen hüpfendes Kalb. Man sieht auch Brot backen, und Vorbereitungen zu einem Feste treffen. Zur Seite erblickt man eine Be-

wässerungs-Szene, eine mit den schönsten Blumen prangenden Garten, Ruhebetten, Sofas, Stühle und Lehnstühle von so zierlicher Form, daß sie den herrlichsten Prunksälen in London und Paris zum Schmuck gereichen würden, überdem noch Gefäße und Geräthschaften jeder Art und von jeder Gestalt.

Auf diesen Gemälden sieht man auch Priester, die auf der Harfe spielen, und andere die ihnen sitzend zuzuhören scheinen. Hier sind Schiffe mit buntfarbigen Segeln, da Zeremonienkleider und Waffen, wie Degen, Lanzen, Dolche, Pfeile, Bogen, Helme, ꝛc. Die übrigen an den Wänden der königlichen Begräbnisse dargestellten Szenen sind religiöse Mysterien und Prozessionen, umschlossen von sehr vielen hieroglyphischen Legenden. In einem kleinen Gemache befindet sich die Isiskuh, und in einem größeren eine nur zur Hälfte vollendete Dekoration. Ich bemerkte hier mehrere leichthin entworfene Zeichnungen, die wahrscheinlich am andern Morgen vollendet werden sollten. Leider ist dieser Morgen bis jetzt noch nicht erschienen.

Von einigen Alterthumsforschern verleitet, habe ich mich jedoch ein wenig zu sehr von meinem eigentlichen Vorhaben entfernt. Man weiß, welches der Einfluß des Nil auf die Schicksale Aegyptens gewesen. Von seinen Ueberschwemmungen, und von der längeren oder kürzeren Dauer derselben hängt das Dasein eines ganzen Volkes ab. Aus diesem Grunde wird die Zeit der Ueberschwemmung immer mit Ungeduld erwartet. Schon haben mehrere Reisende die Feierlichkeiten und Feste beschrieben, die beim Beginn des Wassersteigens stattfinden. Ich will mich

also darüber nicht weiter auslassen, und deute blos die künstlichen Mittel an, deren man sich bedient, um das Wasser auch auf die höher gelegenen Ländereien zu verbreiten.

In den gewöhnlichen Jahren wird die künstliche Bewässerung auf dreierlei Arten bewerkstelligt. Ist die Wasserhöhe des Flusses noch 4 oder 5 Fuß unter der des zu bewässernden Bodens, so bedient man sich gewöhnlicher Eimer, die durch ein persisches Rad in Bewegung gesetzt werden. Sind die Gewässer dagegen niedriger, und kann man auf obige Weise nicht eine hinlängliche Menge Wasser in der bestimmten Zeit erlangen, so nimmt man seine Zuflucht zu einem mechanischen Verfahren, Sakia genannt, dessen Erfindung in den entferntesten Zeiten zu suchen ist. Es ist sinnreich genug, doch hat es mehrere Verstöße, weshalb ein Theil des dadurch erhobenen Wassers wieder verloren geht. Ist der Fluß nur 4 Fuß unter der Oberfläche des daneben befindlichen Landes, so können 4 persische Räder, die durch eben so viele Ochsen in Bewegung gesetzt werden, genug Wasser erheben, um 1500 Fedanen (2000 Morgen) Landes zu bewässern.

Man bedient sich auch der Windmühlen und der Schöpfpumken (mit Klappen) zu des Wassers Erhebung. Da jedoch der Bau solcher Maschinen eine gewisse Kenntniß der mechanischen Künste und der Gleichgewichts-Gesetze erfordert, es den Aegyptern daran aber fast durchgehends gebricht, bemerkt man sie nur äusserst selten. An den Orten, wo man dergleichen errichtet, kann man sie nicht genug loben, so lange sie keiner Ausbesserung bedürfen; ereignet sich indessen ein solcher Fall, so vermag alles Talent

der Araber nicht, sie wieder in guten Stand zu setzen. Zur Bedienung eines Sakia braucht man 8 starke Ochsen, wovon jeder 100 Piaster (133 fl. rh.) kostet. Ihr Futter und der Dienstlohn der mit ihrer Pflege Beauftragten, kommt auf 30 Piaster (40 fl.) zu stehen. Ein Mann kann zu gleicher Zeit mehrere Sakia bewachen, man braucht also deren nur 4 oder 5 in einer Meierei, zu deren Bewässerung 30 bis 40 Ochsen erforderlich sind.

Wenn die Regierung Aegyptens mit vollem Ernste zu landwirthschaftlichen Verbesserungen schreiten wollte, müßte sie vor Allem mit Ausbesserung und Erweiterung der vorhandenen Kanäle, so wie mit Erbauung einer gewissen Menge neuer Wasserleitungen sich beschäftigen. Auf solche Weise könnte man mehr Wasser zurückhalten, und auch nach der Ueberschwemmung das Land befeuchten, ohne zu irgend einem mechanischen Verfahren seine Zuflucht nehmen zu müssen. Die alleinige bedeutende Ausgabe, welche man in diesem Betrachte zu machen hätte, würde die zur Erbauung der Schleusen sein. Denn es gibt kein Land, wo die Erdarbeiten so wohlfeil sind, als in Aegypten. Wallace hat im Said einen 2 Wegstunden langen, sehr breiten und tiefen Kanal gesehen, dessen Bau nicht mehr als 1400 Ardeben Getreide gekostet hatte. Der gewöhnliche Preis eines Ardeb ist 30 Piaster (40 fl.) folglich hatte der ganze Kanal einen Kostenaufwand von 42,000 Piaster (56,000 fl.) erfordert, was um so auffallender ist, da die ägyptischen Arbeiter keines unserer Werkzeuge, keines der sinnreichen Hilfsmittel haben, deren die unsrigen sich bedienen.

Schon hat der Pascha seine Aufmerksamkeit ebenfalls diesem wichtigen Theile seiner Verwaltung gewidmet. In dem ganzen Aegypten, von Rosette bis Assuan sind seine Beauftragten mit Untersuchung der Kanäle, der Dämme, der Bewässerungsanstalten, mit dem Zustande des Landes nach jeder Bewässerung überhaupt, beschäftigt. Sie müssen dem Mamur (Vorsteher oder Statthalter) der Provinz genaue Rechenschaft ablegen von dem durch die Gewässer angerichteten Schaden, wie von den Mitteln, durch welche man in Zukunft ähnliche Unfälle verhindern könne. Der Statthalter macht sodann seinen Bericht an Mehemet Ali, der Alles selbst kennen, und darüber verfügen will.

Seinem rastlosen Eifer ist es bereits gelungen bei den Aegyptern die seit Jahrhunderten erloschene Gewerbthätigkeit wieder zu wecken. Man weiß, daß er bereits nach Indien, durch das rothe Meer 800 Ballen in seinen Fabriken gesponnene Baumwolle gesendet, die auf den Märkten zu Bombay und Surate sehr gut verkauft worden. Er hat indessen die Absicht nicht darauf allein seine Ausfuhr zu beschränken, und läßt bunte Leinwand verfertigen, die eben so dauerhaft als schön ist. Mehrere seiner Agenten bereisen die verschiedenen Provinzen Indiens, um zu erfahren, welche Artikel daselbst den leichtesten und besten Absatz finden.

Aber wie schon gesagt, es ist noch viel Zeit erforderlich, bis der von dem Pascha verliehene Schwung von der Hauptstadt bis in alle Provinzen sich verbreitet. Man kann sich nicht leicht einen Begriff machen von der Verwahrlosung der meisten und noth-

wendigsten Künste bei den Arabern. Ein einziges Beispiel kann die Rohheit ihres mechanischen Verfahrens andeuten. Die Wolle, deren sie zu ihrer Bekleidung bedürfen, wird folgendermaßen gesponnen, und mehrere Personen beschäftigen sich damit in jedem Dorfe. Sie bedienen sich eines 8 Zoll langen und 1 Zoll dicken Stockes, der in einem anderthalb Zoll dicken Brette befestigt ist. Beim Spinnen dreht man diese Spindel mit der linken Hand, während man in der rechten die Wolle hält, und den Faden daraus zieht. Die Baumwolle wird ganz auf dieselbe Weise gesponnen.

In den meisten Bezirken ist der Ackerbau noch in der Wiege. Der Pflug, dessen man in Aegypten sich bedient, ist noch der von Osiris erfundene. Er besteht aus drei Stücken Holz, wovon zwei die Aerme und die dritte die Pflugschar bilden. Ausser einem dünnen Reifen, wodurch die Holzstücke zusammengehalten werden, braucht man dazu kein Eisen. Zwei an einer langen Deichsel, die mitten am Pflug befestigt ist, angespannte Kühe oder Ochsen ziehen diese unförmliche Maschine. Gewöhnlich sind diese Thiere übel abgerichtet, weshalb die Furchen sehr unregelmäßig sind. Hinter den Pflüger geht ein Kind, das mit einer Keule die zu großen Erdschollen zerschlägt.

Eben so wenig Geschicklichkeit beurkunden die Araber auch in der Art und Weise, wie sie die Metalle bearbeiten. Ihre Schlösser und Schlüssel sind noch dieselben, wie in grauer Vorzeit. Das Schloß besteht aus einem großen hölzernen Riegel, und einer unförmlichen roh bearbeiteten Stahlfeder. Der Schlüssel ist ein 6 Zoll langes Stück Holz, von 1 Zoll

Dicke, versehen an dem einen Ende mit einigen Eisenzähnen, die in die damit korrespondirenden Löcher im Schlosse passen.

Mehrere Umstände verhindern und werden noch lange die Verbesserungen verhindern, welche der Pascha in Aegypten einzuführen sich bemühet. Ein Haupthinderniß ist die Unwissenheit und der Aberglaube, die noch bei allen Ständen vorherrschend sind. Noch vor wenigen Jahren hatten die Juden in den großen Städten allein das Recht, das Metzger-Handwerk auszuüben. Es war ein seit undenklichen Zeiten angenommener Gebrauch, aus dessen Genuß die Israeliten wesentliche Vortheile bezogen. Der Pascha, der darin einen unleidlichen Mißbrauch gewahrte, bemühete sich, ihn zu beseitigen. Er bediente sich dazu folgenden Mittels:

Jeder Muselmann, der Gott fürchtet und den Propheten ehrt, betrachtet das Fleisch eines Thieres, das mit einem Messer geschlachtet worden, worin weniger als 5 Nägel sich befinden, als unrein. Es ergab sich nun aber, daß in den Messern, deren die Juden gewöhnlich sich bedienten, nur drei Nägel waren. Sogleich bedrohete Scheik Ibrahim alle Rechtgläubige mit dem Entsetzen der ewigen Verdammung, wenn sie fortan unreines Judenfleisch genössen. Das Volk gerieth darüber in so große Bestürzung, daß die Israeliten auf einmal alle ihre Kunden verloren, und daß muselmännische Metzger eine unumgängliche Nothwendigkeit wurden.

Trägheit ist überhaupt ein Erbübel bei den Aegyptern. Nichts auffallenderes, als die feierliche Langsamkeit der geringsten ihrer Handels-Verrichtungen

in den Bazaren zu Alexandria und Kahira. Die Bazare bestehen, wie man weiß, aus mehreren engen, bedeckten Gassen, die sich im Allgemeinen rechtwinkelig durchschneiden. Der Boden aller Kaufladen ist ungefähr 3 Fuß über der Straße, und bildet eine Art Bank, die sich durch den ganzen Bazar entlang zieht, und die immer mit Teppichen bedeckt ist, während die Waaren mehr im Hintergrunde auf Fächern sich befinden.

Der Kaufmann sitzt immer an seiner Ladenthür, mit übereinandergeschlagenen Beinen und dampfender Pfeife. Nähert sich ihm einer seiner Kunden, so nickt er mit dem Kopfe, jedoch ohne aufzustehen. Nach ausgetauschtem Salam beginnt die Unterhaltung folgendermaßen, vorausgesetzt daß Käufer und Verkäufer denselben gesellschaftlichen Rang haben:

„Der Name Gottes sei gelobt! Sind die Umstände Eures Hauses gedeihlich?“

— Gesegnet sei der Name Gottes, entgegnet der Kaufmann; sie sind gedeihlich. Und die Eurigen?

„Zur Zufriedenheit, ꝛc.“ Hierauf folgen noch einige andere Fragen und Antworten, bis endlich der Käufer auf seines Besuches eigentlichen Zweck kommt.

„Habt Ihr Zucker?“

— Ich habe keinen.

„Im Namen Gottes frage ich Euch: habt Ihr Zucker?“

— Ich antworte Euch im Namen Gottes, daß ich keinen Zucker habe.

Nach diesen mit vieler Feierlichkeit ausgesprochenen Worten unterhalten sich beide über gleichgiltige

Dinge, wonach der Käufer zu einem andern Kaufmann geht, um mit demselben das gleiche Spiel zu wiederholen, so daß oft zwei oder drei Stunden vergehen, bevor der erste findet, was er sucht.

Ein ehemals in Aegypten sehr beträchtlicher Gewerbthätigkeitszweig, der jetzt beinahe gänzlich verschwunden ist von dem Boden mit der Pflanze, deren man dazu sich bediente, ist die Bereitung des Papyrus. Diese Pflanze, die ehemals in großer Menge im Nil wuchs, ist jetzt äusserst selten geworden. Sie schwimmt im Wasser, und hängt auf keine Weise mit der Erde zusammen. Ihre Hauptwurzel dehnt sich wagerecht auf des Wassers Oberfläche aus, und sendet Nebenwurzeln senkrecht zur Tiefe. Aus der Hauptwurzel steigen 7 bis 8 Fuß hohe Stengel empor, die mit Kronen aus sehr feinen Fasern bedeckt sind und Blumen tragen, worin die Samenkörner enthalten sind.

Das Papyrus-Papier wurde, einigen Schriftstellern zufolge, aus der gelblichen Haut verfertigt, welche den Stengel nahe bei der Wurzel umschließt. Kapitän Smith hat jedoch, nach Plinius Andeutungen, das Mittel gefunden, den ganzen Stengel zu benutzen, und daraus sehr starkes Papier zu verfertigen. Der genannte Naturforscher beschreibt das Verfahren der Aegypter zu diesem Zwecke folgendermaßen:

„Man zerlegt den Stengel in sehr feine Häutchen von der ganzen Breite der Pflanze, wozu man einer Art Nähnadel sich bedient. Diese Häutchen bilden den Hauptstoff des Papiers. Die Häutchen in der Mitte werden am meisten geschätzt. Man legt sie nun

auf einen Tisch rechtwinkelig übereinander. In diesem Zustande befeuchtet man sie mit Nilwasser, drückt sie fest aufeinander, und läßt sie endlich an der Sonne trocknen."

Lange hat man geglaubt, daß im Nilwasser eine Art klebriger Flüssigkeit sich befinde, wodurch die Häutchen aneinander befestigt werden. Bruce hat jedoch bewiesen, daß dieses Zusammenhalten von einer zuckerartigen Materie herrührt, die in der Pflanze selbst befindlich ist. Die Papyrusblätter waren gewöhnlich 2 Fuß groß, nie mehr.

Aegypten ist jetzt in 14 Provinzen getheilt, wovon jede 365 Städte oder Dörfer hat. Des Landes Gesammt-Bevölkerung übersteigt nicht fünf Millionen Seelen. Die der Hauptstadt Kahira wird auf 260,000 bis 280,000 Individuen berechnet. Kann es Mehemet Ali dahin bringen, den Ackerbau zu erheben aus dem Zustande der Vernachläßigung, worin er sich jetzt befindet, würde die Volksmenge bald sich verdoppeln. Nach den von einigen Ingenieuren mir mitgetheilten Angaben ligen mehr als zehn Millionen Feddanen (13½ Millionen Morgen) Landes unfruchtbar, die ohne besondere Mühe von dem Gewässer des Nils bedeckt und in fruchtbare Felder verwandelt werden könnten. Das jetzt bebauete Land übersteigt nicht 5 Millionen Feddanen.

Zu den Handels-Elementen, welche Aegypten besitzt, muß man auch die Pferde rechnen, die von einer der arabischen beinahe gleichgeschätzten Gattung sind. Lange hat man behauptet, daß Thiere, wenn sie aus ihrem Geburtslande in ein anderes versetzt werden, dessen Klima von jenem auffallend verschieden ist,

bald ihre Stärke und ihre Schönheit verlieren. Indessen weiß man, daß die arabische Race in der Barbarei und in Spanien sich sehr veredelt hat. In England haben gewisse Durchkreuzungen die schönsten Ergebnisse veranlaßt, obschon die Regierung sich nicht bemühet hatte, Zweige von den edelsten Stämmen zu erhalten. Man verdankt in England den Besitz der schönsten Hengste dem bloßen Zufall. Der Godolphin wurde um 24 Guineen (294 fl. rh.) in Paris gekauft. Der arabische Hengst Northumberland wurde fälschlich als aus den Stallungen des Königs vom glücklichen Arabien herrührend ausgegeben. Nichts würde leichter sein, als in Aegypten so viel Hengste aufzukaufen, als man brauchte. Die Handels-Verbindungen zwischen den Aegyptern und den Beduinen werden immer häufiger. Drei Stämme, die früher nie ein Minaret gesehen, pflanzten 1827 ihre Zelte in der Nähe von Aleppo auf, wohin sie mehr als 6000 Pferde zu Verkauf brachten. Andere Stämme haben seitdem dies Beispiel befolgt, und es verstreicht nicht ein Jahr, wo nicht ein bedeutender Roßmarkt an den Grenzen der Wüste eröffnet würde. Die in Syrien wohnenden Europäer könnten leicht die Ankäufe besorgen, und die verschiedenen Regierungen könnten, zum allgemeinen Besten der Pferdezucht in Europa, mit ihnen in Unterhandlungen treten, oder besondere Beauftragte dahin senden.

Spaniens Zustand im Jahre 1834.

Drei Jahre waren beinahe verflossen, erzählt ein britischer Offizier, seit ich zur Besatzung von Gibraltar, diesem engen, unbequemen Gefängnisse gehörte, worin 3000 Engländer Tag für Tag das Schicksal verwünschen, das sie auf einem glühenden Felsen gefesselt hält. Glücklicher als die meisten meiner Kameraden, hatte ich einen Urlaub erhalten, um mich nach Altengland zu begeben. Statt mich nun auf einem Staatsfahrzeuge einzuschiffen, d. h. Gefängniß mit Gefängniß zu vertauschen, beschloß ich vielmehr über Land zu reisen, Spanien der Länge nach zu durchschneiden, noch einmal die Orte meiner ersten Waffenthaten zu besuchen, und einige meiner ehemaligen Beiwacht-Gefährten des Krieges von 1808 bis 1814 wiederzusehen.

„Ihre von Sorgen umdüsterte Stirn," sagte ich mir, „wird sich entrunzeln beim Anblick der Freiheits-Morgenröthe, welche die neue Regierung der Königin Isabella gesonnen scheint der ganzen Halbinsel zu gewähren. Es wird mir angenehm sein, ihr Glück, ihre Hoffnungen zu theilen, mit ihnen der Entbehrungen zu gedenken, die wir gemeinsam ertragen, um der spanischen Unabhängigkeit Triumph zu sichern."

Solches waren die meinen Geist durchkreuzenden Gedanken, als ich am 5. Juni 1834 Gibraltar mit etwa 20 Freunden verlies, die mich bis Algesiras begleiten wollten. Von da setzte ich allein meinen Weg nach der Insel Leon fort, auf allen Seiten

von den lachendsten, mannigfaltigsten Landschaftsbildern umschlossen.

So gelangte ich nach Kadix, wo ich drei Tage verweilte, um Alles zu untersuchen, was die Stadt und ihre Umgegend merkwürdiges darbieten. Ich hatte einen Empfehlungsbrief für den reichen Kaufmann Estoviedro, und übereichte ihn demselben. Sein wohlwollendes Benehmen trug nicht wenig dazu bei, mir den Aufenthalt angenehm zu machen.

Kadix ist jetzt ein sehr untergeordneter Handelsplatz, wo Alles stockt. Der ankommenden Schiffe sind nur wenige, und kein Unternehmer mag entfernte Expeditionen wagen. Nirgends habe ich mehr Selbstsucht, mehr Untheilnahme gefunden, als bei den Mittelständen. Man möchte beinahe voraussetzen, daß sie in eine Atmosphäre der vollkommensten Trägheit und Erschlaffung versenkt seien.

Der nur einiges Wohlstandes sich erfreuende Spanier wünscht und verlangt jetzt nichts als zweierlei: Ruhe und Zigarren. Die untern Stände, unaufhörlich von Mönchen und Priestern bearbeitet, zeigen sich von Zeit zu Zeit unruhig, halsstarrig. Das sind jedoch Paroxismen, die nie von langer Dauer sind. Die Geistlichkeit allein, und einige Mitglieder des Adels, zeigen mehr Thatkraft und Beweglichkeit in dieser allgemeinen Erstarrung. Wenigstens waren das meine ersten Eindrücke in Spanien.

Estoviedro war zum Deputirten bei den Kortes ernannt worden, und wollte in wenigen Tagen nach Madrid reisen. Er war gütig genug, mir einen Platz in seinem Wagen anzubieten, den ich jedoch ablehnte, zuerst weil ich besorgen mußte, ihm, und seiner ihn

begleitenden Familie beschwerlich zu fallen, sodann weil sein Reiseplan mit dem meinigen nicht übereinstimmend war. Ich wollte in kleinen Tagreisen, allein, den Weg von Kadix nach Madrid verfolgen. Die Gestade des Guadalquivir, und die von ihm bewässerten reichen Thalgelände, die Sierra-Morena, und ihre wilden Bewohner, die fruchtbaren Ebenen Neu-Kastiliens sollten mir mannigfache Bilder darbieten, die ich nur allein mit voller Aufmerksamkeit beobachten zu können glaubte.

Aller Vorstellungen meines gastfreundschaftlichen Wirthes ungeachtet, machte ich mich auf den Weg, den Schritten meines Mozo de espuellas folgend, der fast immer vor dem Maulthier sich befand. Welch Vergnügen, so ganz frei dies schöne spanische Land betrachten zu können, den Duft der wohlriechenden Pflanzen einzuathmen, die neben allen Pfaden und Wegen blühende Hecken bilden, und sich den Guerillas- und Banditen-Banden, diesen unvermeidlichen Zugehörungen der Landstraßen in der Halbinsel, bald gegenüber zu befinden, bald in der Ferne sie verschwinden zu sehen.

Die Hitze war sehr groß, als ich Kadix verlies. Um sie zu vermeiden, hatte ich den Entschluß gefaßt, auf ächtspanische Weise, nämlich am Morgen und am Abend, zu reisen. Vor Tagesanbruch war ich schon auf den Beinen, und verweilte gegen 11 Uhr, wenn die Luft schwül zu werden begann, in irgend einer Venta am Wege. Ich las oder schrieb bis zu meinem Mittagsessen, machte nach demselben meine Siesta, und zog um 5 oder 6 Uhr Abends weiter.

Mit Ausnahme der bedeutenden Städte und Flecken

Spaniens, wo die Fundas oder Posadas oft den englischen Gasthöfen zur Seite gestellt werden können, findet man nichts als elende Herbergen in den Dörfern, oder vereinzelt an den Straßen, die beinahe keine der Gegenstände enthalten, welche man in einem Wirthshause zu verlangen gewohnt ist.

Que lleva vmd (was bringt Ihr zu essen)? frägt ganz ruhig der Wirth. Ein Obdach und ein Platz am Herd, das ist Alles, was man billigerweise von einem Ventanero verlangen darf. Da meine Art zu reisen, mir vergönnte, Seitenwege einzuschlagen, konnte ich mit Leichtigkeit Lebensmittel, besonders Wildpret, kaufen. Hinsichts des Nachtlagers hatten meine früheren Feldzüge mich ziemlich abgehärtet, so daß die wollene Decke des Maulthiers für mich mehr als genügend war.

So legte ich die 47 Stunden von Kadix bis Kordua zurück. Ich besuchte Xeres, eine sehr hübsche, den Epikuräern liebe Stadt, Utrera, berühmt durch seine Stiergefechte, Sevilla, so herabgekommen von seinem ehemaligen Glanze, und dennoch immer groß und schön, Carmona, in dessen Oelbaumwäldern sich viele Uebelthäter verbergen, Ejiça, dessen Gebiet, eines der fruchtbarsten auf der ganzen Erde, nur durch fremde Kolonisten hat bevölkert werden können, Cordua endlich, dessen Ebenen mit den Früchten des Orangenbaums bedeckt sind, Cordua, die maurische Stadt, die noch ganz von der Regierung Abderama's voll ist.

Nichts in den Gesichtszügen, oder in der Haltung der Bewohner aller dieser Städte, deutete den politischen Sturm an, von dem Spanien seit so vielen

Jahren bewegt wird. Die Debatten werden geführt auf den Landstraßen, in den Bergschluchten zwischen den Soldaten der Königin, und den für Don Carlos fechtenden Guerillas. In Städten und Dörfern dagegen herrscht tiefe Ruhe. Man kümmert sich um der Sache Ausgang wenig oder nicht.

Bei meiner Ankunft in Kordua war die Hitze wirklich erstickend, und aller Vorkehrungen ungeachtet, hatte ich gegen ihren Einfluß mich nicht ganz sichern können. Eine Blut-Aufhäufung im Gehirn beurkundete sich plötzlich, und nöthigte mich, das Bett zu hüten. Glücklicherweise fehlt es in der Halbinsel an Aderlassern nicht. Man zapfte mir einige Schüsseln Blut ab, und nach wenigen Tagen war ich wieder auf den Beinen. Indessen war meine Schwäche, und die Besorgniß eines Rückfalles so groß, daß ich über die Gefahren meines Reise-Systems in Andalusien, während der größten Sonnenhitze, ernstlich nachdachte. Folge davon war, daß ich Maulthiere und Führer zugleich verabschiedete.

Ich dachte nach, wie ich weiter fortkommen wolle, als ich durch das Fenster, auf dem Platze vor der Hauptkirche, einen von sechs Maulthieren gezogenen Tiro bemerkte, der wie ein Pfeil die von ihm aufgewühlte Staubwolke durchschritt, und an der Thür des Gasthofes hielt. Mit dem größten Vergnügen sah ich den Kaufmann Estoviedro, seine Gattin und zwei junge hübsche Mädchen, seine Töchter, aussteigen. Einige Minuten nachher machte ich dieser liebenswürdigen Familie meine Aufwartung.

Ich wurde mit derselben Herzlichkeit, wie zu Kadix, empfangen. Mein Mißgeschick zog mir einige

verbindliche Scherze zu, worauf von neuem das Anerbieten folgte, einen Platz in der großen und bequemen Kutsche anzunehmen. Diesmal lehnte ich ihn natürlicherweise nicht ab, und am andern Morgen rollten wir auf der Straße von Kordua nach Madrid.

Der Tiro, oder die Coche de Culleras, worin ich mich befand, war eine viersitzige Miethkutsche, die jedoch sehr gut sechs Personen aufnehmen konnte. Sie wurde von 6 Maulthieren gezogen, die je zwei hintereinander gespannt waren. Dergleichen Karossen haben immer zwei Lenker. Der Eine, welcher Aehnlichkeit mit unserm Kutscher hat, wird Mayoral genannt. Der Andere heißt Zagal, und dient als Postillon.

Ich konnte anfänglich einer gewissen Besorgniß mich nicht erwehren, als ich unsere Maulthiere ihrer Stränge aussergewöhnliche Länge benutzen sah, um hart am Rande des Abgrundes zu laufen, was jedoch nie einen nachtheiligen Vorfall zur Folge hat. Mayoral und Zagal bewachen sehr aufmerksam alle Bewegungen ihres Gespanns. Bei dem geringsten Anschein einer Gefahr springt der Zagal von seinem Sitz, ergreift die Stränge, und zieht sie in der Richtung, welche ihm die beste scheint. Ohne alle andere Antreibungs- oder Zwangsmittel, als die Stimme, weiß er den Lauf der Thiere zu beschleunigen, oder zu mäßigen. Falls sie nicht gleich gehorchen, verleihet er seinen Worten dadurch den genügenden Nachdruck, daß er kleine Steine nach ihnen wirft, die, ohne sie zu verletzen, hinlänglich sind, sie zum Gehorsam zu vermögen.

Wir legten sehr schnell die Strecke von Kordua

bis zur Grenze von Mancha zurück, und nachdem wir durch Andujar, dem Zeugen der ersten Niederlagen der Franzosen in der Halbinsel, gekommen waren, gelangten wir nach Carolina, einer hübschen kleinen Stadt am Fuße des Morena-Gebirges, das wir zu übersteigen hatten.

Als der Mesonero uns ankommen sah, rief er in seinem unförmlichen Kauderwelsch: „Da kommen noch welche von den Kortes, die das Land mit Abgaben überladen, und ganz Spanien mit Feuer und Blut bedecken werden. Al infierno toda este gente (zur Hölle mit all' dem Geschmeiß)“!

Mein Begleiter erklärte mir mit wenigen Worten, daß grade Diejenigen, welche am meisten zu gewinnen hätten bei Abschaffung der bestehenden Mißbräuche, am meisten jeder Reform abgeneigt seien.

— In England verhält es sich nicht also, entgegnete ich. Unsere Anti-Reformisten bestehen nur aus Männern, die sich vom Schweisse des Volkes nähren. Pächter und Arbeiter jeder Art verlangen unaufhörlich dieser Mißbräuche Beseitigung.

In den Engpässen der Sierra-Morena wunderte ich mich nicht wenig über den guten Zustand der Landstraßen. Der Reisende hat jetzt nicht mehr zu besorgen, von losbrechenden Felsblöcken zerschmettert zu werden. Alle Hindernisse sind verschwunden. Man sollte beinahe glauben, auf der Simplon-Straße zu reisen. Seit der Regierung Karls III, hat man durch diese ehemaligen Räuber-Schlupfwinkel die schönsten Wege gebrochen. Man hat jetzt keine Angriffe von Banditen mehr zu besorgen, weil von Zeit

zu Zeit bewohnte Häuser sich befinden, und das Gebirg jetzt überhaupt ziemlich belebt ist.

Während unser Tiro langsam die steilen Abhänge hinanklimmte, folgten Don Manuel Estoviedro und ich ihm zu Fuße. Unsere Unterhaltung betraf besonders Spaniens gegenwärtige Lage. Mein Begleiter war ein eifriger, doch zugleich aufgeklärter Patriot, unterrichteter in Staatswirthschaft, als es die Spanier gewöhnlich sind. Er war schon Mitglied der alten Kortes gewesen, und kannte die meisten Personen, die früher eine wichtige Rolle in den öffentlichen Angelegenheiten der Halbinsel gespielt, oder sie jetzt noch spielten. Die schwankende Politik des ersten Ministers Martinez de la Rosa behagte ihm nicht. Er hatte eben so wenig irgend ein Vertrauen in des Grafen Toreno finanzielle Kenntnisse.

„Alle diese Leute," sagte er mehrmals, „sind nur Uebergangsmenschen. Sie kennen des Volkes Bedürfnisse nicht, und wissen nie den Forderungen des Hofes sich zu widersetzen."

Während dem letzten Kriege hatte er in häufiger Berührung mit Zumala-Carregun gestanden. Auch sprach er mehrmals von seinen ziemlich vertrauten Beziehungen mit Rodil. Ich überhäufte ihn mit Fragen über diese beiden Männer, die mir bestimmt zu sein schienen, ihres Vaterlandes fernerweitiges Schicksal zu entscheiden. Ich merkte mir daher sorgsam alle die Nachrichten, welche er über beide mir mittheilte, und die um so wichtiger für mich waren, da ich von ihrer vollkommenen Richtigkeit, wie von der Unparteilichkeit dessen, der sie mir gewährte, überzeugt war.

„Johann Zumala-Carreguy," sagte Estoviedro, „ist eins jener Individuen, das nur Staats-Umwälzungen der Dunkelheit entreissen, damit sie eine ausgezeichnete Rolle auf der Weltbühne spielen. Er war 1820 Hauptmann in der Infanterie, und schien der Konstitution ausserordentlich zugethan. Während dem kurzen, verhängnißvollen Feldzuge von 1823 wurde er, als er grade eine Abtheilung Kriegsgefangener eskortirte, von einer Guerillas-Partei der Glaubens-Armee überfallen. Nach kurzem Widerstande mußte er sich ergeben, und wurde nach Frati gebracht. Er entwich aus dieser Stadt, wurde aber, nach seiner Ankunft in Pamplona, unter der Anklage des Verraths, vor ein Kriegsgericht gestellt. Am Abend vor dem Tage, wo seine Sentenz gefällt werden sollte, und wo er gewiß war, verurtheilt zu werden, gelang es ihm abermals zu entfliehen. Er begab sich nun zur Glaubens-Armee, wo er sogleich als Oberst angestellt wurde.

„Seitdem blieb er bis 1831 im Dienst, und zwar unter dem persönlichen Schutze Ferdinands VII, der seiner Tapferkeit zu bedürfen glaubte. Nach Auflösung der königlichen Freiwilligen zog er sich nach Navarra, seinem Geburtslande, zurück, wo er durch die königliche Gunst zum Militär-Sekretär des Vizekönigs ernannt wurde. Nach Ferdinands VII Tode würde Zumala-Carreguy ohne Zweifel der Sache der Tochter seines Wohlthäters sich zugeneigt haben, wenn man sich nicht einer Vernachläßigung gegen ihn schuldig gemacht hätte. Sein Name befand sich nicht auf der Liste der Beförderungen und Ehrenbezeugungen, womit die Königin-Regentin, bei ihrer Gelangung

zur höchsten Macht, übrigens so verschwenderisch gewesen.....

„Zumala-Carreguy ist ein Mann, dem es weder an Muth, noch an Fähigkeit gebricht. Seine Gegner selbst machen ihm seine militärischen Talente nicht streitig. Bei alledem hat er jedoch die ersten und nothwendigsten Eigenschaften eines guten Partei-Anführers, Enthusiasmus und Ueberzeugung, nicht. Interesse fesselt ihn jetzt an Don Carlos, Interesse kann ihn auch wieder von dem Prätendenten abwenden.

„Rodil seinerseits ist ein Mann von anderem Gehalt, ein ganz eigenthümlicher Karakter, der Typus jener alten spanischen Race, wovon man nur noch in der Geschichte Spuren findet. Während den Ereignissen, durch welche des Mutterlandes Macht in Südamerika vernichtet worden, hat er eine furchtbare Thatkraft, eine unerschütterliche Festigkeit, wie die wohlüberdachte Grausamkeit der Stellvertreter von Kortes und Pizarro beurkundet.

„Rodil war 1814 Oberstlieutenant. Die Gelegenheit sich auszuzeichnen, worauf er so begierig war, schien damals in Europa für lange Zeit vertagt, weshalb er sich nach Südamerika begab. Sein Ehrgeiz konnte dort mehr Befriedigung finden, indem er zugleich seine Talente und seinen Muth zu zeigen im Stande war. Die heldenmüthige Vertheidigung der Festung Callao, bei Lima, wird immer eine ausgezeichnete Stelle in den Jahrbüchern der Belagerungen einnehmen.

„Nach der Schlacht bei Ayacucho weigerte er sich, den Artikel der zwischen den Generalen Canterac

und Sucre abgeschlossenen Kapitulation, wonach Callao, dessen Kommandant er war, übergeben werden sollte, in Ausführung zu stellen. Er beschloß vielmehr, sich aufs Aeusserste zu vertheidigen, und hielt sich 18 Monate lang, einer beinahe ununterbrochenen Beschiessung ungeachtet, und obgleich seine Mannschaft durch Hunger und ansteckende Fieber sehr vermindert worden.

„Die Leiden der Besatzung und der unglücklichen Einwohner, während dieser langen Belagerung, lassen sich nicht beschreiben. Von den 4000 Personen, die in der Festung sich befanden, wovon die meisten Anhänger der königlichen Sache waren, und größtentheils zu den besten Familien Limas gehörten, kam auch nicht eine mit dem Leben davon. Mehr als einmal war Meuterei in der Besatzung. Aber des Kommandanten Kaltblütigkeit und Geistes-Gegenwart nöthigte sie, ihrer Pflicht getreu zu bleiben. Nachstehender Zug vermag am besten Rodils Karakter vollkommen zu enthüllen.

„In den letzten Tagen der Belagerung, als schon alle Hilfsmittel erschöpft waren, und man jede Hoffnung auf Entsatz aufgeben mußte, hatte Rodil die Festung unterminiren lassen, um sich lieber in die Luft zu sprengen, als zur Uebergabe sich zu verstehen. Unter solchen Umständen erfuhr er, daß man in den beiden Infanterie-Regimentern von Buenos-Ayres den Entschluß gefaßt, den Platz dem Feinde zu überliefern.

„Um die Häuptlinge dieser Verschwörung zu entdecken, bediente er sich eines ganz eigenen Mittels.

Er lies die beiden Regimenter aufmarschieren, stellte sich vor die Front, und sagte mit lauter Stimme, daß er jede Hoffnung auf äusseren Beistand aufgegeben, weshalb er willens sei, sich und seine getreuen Spanier unter den Trümmern der Festung zu begraben.

„„Was Euch andere anbelangt,“ fügte er mit jenem Ausdruck nachläßiger Gutmüthigkeit hinzu, den er so gut anzunehmen versteht, „Ihr seid Amerikaner, und dient vielleicht gegen Euern Willen. Ich mag Euch also nicht länger zurückhalten, und stelle es denjenigen, welche die Sache des Königs verlassen wollen, frei, sich zu entfernen. Sie können sogleich austreten, und sich 20 Schritt vor der Front aufstellen.““

„Erfreuet, so leichten Kaufs der sie bedrohenden Gefahr entgehen zu können, sonderten sich ein Oberst, mehrere Offiziere, und etwa hundert Unteroffiziere und Soldaten ab, und bildeten, der Aufforderung des Generals gemäß, eine dichte Kolonne, der treugebliebenen Besatzung gegenüber. Kaum war dies geschehen, so nahm Rodil ganz ruhig seine Zigarre aus dem Munde, trat einige Schritte bei Seite, und befahl den Truppen Feuer zu geben. An strengen Gehorsam gewöhnt, schlugen die Soldaten auf die Verschwörer an, die einen Augenblick nachher in ihrem Blute sich wälzten, wonach Alles wieder stumm und ruhig wurde, wie er es gewollt.

„Erst als Rodil Spaniens Sache in Amerika ganz verloren sah, unterzeichnete er eine ehrenvolle Uebergabe, unter Sir Robert Maxwells Garantie, auf dessen Schiffe, „Briton,“ die Artikel erörtert

wurden. Das englische Schiff legte sodann bei der Festung an, und der unbezwinglige Befehlshaber derselben unterzeichnete nicht eher, bis er unter dem Schutze der britischen Flagge sich befand.

„Es ist zu bedauern, daß die militärische Laufbahn des tapfern Rodil, daß der Glanz seiner Thaten durch Grausamkeiten befleckt werden, die so sehr mit unserer Zivilisation im Widerspruche stehen. Während dem amerikanischen Kriege machte er auf unglückliche Patrioten, wie auf wilde Thiere, Jagd.

— Con que amigo, sagte er eines Tages mit Ironie zu einem gefangenen patriotischen Offizier, der eben eingebracht wurde, con que estas patrioto. Also Ihr seid Patriot; Ihr seid einer von jenen Tapfern, deren Wahlspruch ist: Unabhängigkeit oder Tod! Da mir nun meine Pflicht verbietet, den ersten Theil Euers Gelübdes zu erfüllen, soll der zweite Euch unmittelbar zu Theil werden.

„Er wendete sich nun gegen seinen Ordonnanz-Offizier, und sagte mit der größten Kaltblütigkeit: Matta le. Einige Minuten später verkündete ein Pelotonfeuer, daß sein Befehl vollstreckt worden, und daß der Gefangene aus der Lebendigen Liste ausgestrichen sei.“

Unter solchen Gesprächen waren wir bis zum Despenna perros gelangt, wo das Auge die ungeheure Ebene von Mancha überblickt, der unser Tiro auf einem langgedehnten, ziemlich sanften Abhange uns rasch zuführte. Zu Alumriadel berührten wir die Weinberge von Manzanares. Ohne Aufenthalt fuhren wir durch diese Stadt, einem der Haupt-Aufenthaltsorte der königlichen Karabinirer, und durch-

schnitten die unfruchtbare Ebene, die sich bis Ocana erstreckt. Mit Wohlbehagen verweilten unsere Blicke kurze Zeit auf dem schönen Tajothale, wonach wir wieder Sonnenglut und Einsamkeit bis zu den Thoren Madrids hatten.

Ich schien bestimmt, Spaniens Hauptstadt nur in Zeiten der Noth und Unruhe zu sehen. Als ich im November 1808 mich darin befand, waren die Franzosen an den Thoren, und ein wüthender Pöbel war auf dem Punkte, den größten Exzessen sich zu überlassen.

Diesmal hatte sich grade eine fürchterliche Krankheit erklärt, die rasch um sich griff. Das Cholera, zuerst auf einige Spitäler beschränkt, zeigte sich nun auch in den von der ärmsten Volksklasse bewohnten Stadttheilen, und seine schrecklichen Folgen verbreiteten Furcht und Entsetzen bei einer unwissenden fanatischen Bevölkerung. Die Grausamkeiten, welche unter ähnlichen Umständen selbst in den zivilisirtesten Ländern Europas verübt worden, mußten sich nothwendigerweise auch zu Madrid erneuern. Ich war Zeuge der traurigen Szenen, von denen alle Zeitungen Bericht abgestattet haben, wie von der unbegreiflichen Gleichgültigkeit, mit der die öffentlichen Behörden ruhige Zuschauer so empörender Unordnungen blieben.

Besorgniß vor den Gesundheits-Verordnungen, oder vielmehr der Wunsch, der Eröffnung der Kortes beizuwohnen, hielt mich zu Madrid länger zurück, als ich anfänglich die Absicht gehabt. Mein Begleiter Estoviedro führte mich in einigen der vorzüglichsten Handlungshäusern ein. Ich fand überall in die-

sem Stande nicht sowohl viel Unterrichtung, als viel gesunden Verstand, richtige Ansichten über den gegenwärtigen Zustand der Dinge, und viel mehr wirklich philosophische Grundsätze, als es die im Allgemeinen sehr vernachläßigte Erziehung hätte voraussetzen lassen. Es waren, mit einem Worte, Geschäfts- und Erfahrungsmenschen.

Man kann sich wohl denken, daß die neuesten Ereignisse in Navarra und Biskaya viel besprochen wurden. Die unsere gewöhnliche Gesellschaft bildenden Personen, waren durch ihre Lage und ihre Verbindungen im Stande, der Ereignisse wirklichen Gehalt zu kennen, und mit Umsicht ihn zu beurtheilen. Keine einzige schien den mindesten Zweifel über der Sache endlichen Ausgang zu haben. Estoviedro vorzüglich hatte in den Triumph der konstitutionellen Sache ein unbedingtes Vertrauen.

„Sein Sie versichert," sagte er eines Tages zu mir, „alle physischen und moralischen Uebel, unter denen Spanien jetzt leidet, sind von der Vorsehung über dieses Land nur verhängt worden, um es zu läutern, um es der ruhmvollen Aera würdig zu machen, für die es bestimmt ist. Die göttliche Macht offenbart sich uns, wenn es ihr gefällt. Sie bedient sich jetzt des Armes einer schwachen Frau, um ein mächtiges Reich wieder zu erheben."

Estoviedro war demungeachtet kein blinder, enthusiastischer Anhänger der Regentin. Aber er hielt ihr die Schwierigkeiten zu Gute, von denen sie bisher umringt gewesen. „Die Einen," sagte er, „behaupten, daß die Königin mit zu geiziger Hand die Freiheit spendet, während die Andern sie beschuldigen,

daß sie zu rasch, zu unbesonnen der Fortschritte Bahn verfolgt.

„Meines Erachtens ist das schönste Lob, welches man ihrer Verwaltung ertheilen kann, dieses, daß sie ohne vorherige Erfahrung, ohne Führer auf dem von ihr betretenem Wege, kein Begehen sich vorwerfen kann, welches ihre Feinde ihr als Verbrechen anrechnen dürften. Man tadelt sie im Allgemeinen nicht über was sie gethan, sondern was sie nicht gethan. Glücklich der Monarch, der sich in der Lage unserer Königin befindet, und der keinen härteren Tadel zu erdulden hat. Ist es denn nicht das Eigenthümliche einer edlen Seele, ihrer Macht selbst Schranken zu setzen, und sich freiwillig einer Bevormundung zu unterziehen?

„In Hinsicht ihrer Persönlichkeit achte ich sie eben so hoch als Frau, denn als Monarchin. Verläumdung hat sie nicht verschont, und wie auch hätte sie sich ihr entziehen können? Doch starke Seelen verachten dergleichen Angriffe, welche die Zeit bald nach ihrem wahren Gehalte zu würdigen vergönnt."

Einige Tage nach dieser Unterhaltung, war Don Carlos Wiedererscheinen in Spanien kein Geheimniß mehr zu Madrid. Ich besuchte Estoviedro, sobald ich davon Nachricht erhalten, und da ich einige Besorgnisse über die Folgen dieses Unternehmens des Prätendenten äusserte, entgegnete er:

„Seit Langem ist Don Carlos hier so gewürdigt, daß man seine Sache als verloren betrachten kann. Sein Wiedererscheinen in Spanien kann ihm eben so wenig die Thore von Madrid öffnen, als es ihm irgend einen Anschein von Muth und Entschlossenheit

geben kann. Welches auch seine christlichen und seine Privat-Eigenschaften seien, hat er doch diejenigen nicht, deren ein Prätendent bedarf, wenn er auf Erfolg sich Rechnung machen will. Es gebricht ihm durchaus an aller Umsicht und an persönlicher Tapferkeit. Man bemerkt leicht, daß die Energie, welche er neuerdings plötzlich gezeigt, ihm nicht eigenthümlich, sondern blos entlehnt ist. Uebrigens wissen seine Anhänger das sehr wohl.

„Wenn in dem Augenblicke, wo Ferdinand VII willkürlich die Thronfolge änderte, oder wenn unmittelbar nach des Königs, seines Bruders, Tode, Don Carlos aufgetreten wäre, seine Rechte und Ansprüche geltend zu machen; wenn er sich entschlossen gezeigt hätte, lieber sein Leben aufzuopfern, als Bedingungen zu unterschreiben, die ihn und seine Familie des Throns beraubten; wenn er, statt bei Don Miguel in Unthätigkeit zu beharren, nur mit einem schwachen Korps auf der Grenze von Estremadura erschienen wäre, als ganz Spanien noch wie mit moralischer Starrsucht geschlagen war, und die Provinzen noch nicht gegenseitig auf einander sich beruhen konnten, weil jede gefürchtet hätte, die einzige bei einem gewagten Schritte zu sein, hätte es dem Prätendenten wohl gelingen können, der Befestigung des Thrones seiner Nichte mächtige Hindernisse in den Weg zu stellen.

„Wer weiß, wie weit durch den Einfluß der Priester, der Stände Eifersucht, und die Forderungen verschiedener Provinzen er es hätte bringen können? Vielleicht hätte der größte Theil des spanischen Volkes sich gänzlich untheilnehmend verhalten, und es wäre ihm ein Leichtes gewesen, diese Untheilnahme

zu seinem Vortheil zu benutzen. Die konstitutionelle Armee war noch nicht gebildet. Mehrere ihrer Anführer gehörten zur rückwärtsschreitenden Partei. Die Königin hatte nur wenige ihrer Sache und ihrer Person ergebene Anhänger. Mit Kaltblütigkeit, Muth und Geschicklichkeit würde es also Don Carlos nicht unmöglich gewesen sein, die Krone von Kastilien auf sein Haupt zu setzen.

„Jetzt dagegen hat Alles eine andere Gestalt gewonnen. Die Regierung der Königin ist vollkommen festgestellt, und findet keine Opposition, als in den drei Provinzen, wo die Insurrektion zu Gunsten des Prätendenten sich erklärt.

„Zudem muß man sich noch Rechnung ablegen über die Ursachen dieser Insurrektion. Man glaube nicht, daß die Einwohner von Navarra und Biskaya zu Gunsten der Mönche, oder der unumschränkten Regierung die Waffen ergriffen haben. Es ist ein Krieg, den sie in ihrem Privat-Interesse führen. Sie vertheidigen ihre Privilegien gegen die Ansprüche der konstitutionellen Regierung, die nothwendigerweise, um ihrer Aufgabe getreu zu bleiben, alle örtlichen Vorrechte und Unabhängigkeiten beseitigen, und die besondern Freiheiten durch Feststellung einer allgemeinen Freiheit, ersetzen muß.

„Darum auch hat kein anderer Theil Spaniens das von dem Norden gegebene Beispiel nachgeahmt. Einige mit Mühe in Arragonien angestiftete Unruhen, sind schnell beschwichtigt worden. Der Regentschafts-Rath besteht freilich aus nicht besonders populären Männern, die noch überdem uneinig sind. Aber der Instinkt ihrer eigenen Erhaltung wird sie veranlassen,

jede Gefahr zu vermeiden, und wo nicht die Nation gänzlich zu befriedigen, doch nicht ihren Unwillen zu reizen.

„Indessen gewinnt die konstitutionelle Sache immer mehr Anhänger. Die Provinzial-Milizen organisiren sich, und beginnen schon der Geistlichkeit ihren unbeschränkten Einfluß streitig zu machen. Von der Stimmung der Truppen sind Sie selbst Zeuge gewesen bei Rodils Durchmarsch durch Madrid. Was sie in Portugal geleistet, darf man mit Zuversicht auch in Navarra von ihnen erwarten.

„Und das gerade ist der von Don Carlos gewählte Augenblick, die Bevölkerung zu neuem Aufstande zu vermögen, und für seine Sache sein Blut zu vergießen, weil er jetzt endlich Muth genug gewonnen, — sie für sich sterben zu sehen. Wahrlich, sein Unternehmen würde lächerlich sein, wenn nicht das Leben so vieler Menschen dabei auf dem Spiel stände.

„Die konstitutionelle Regierung muß nothwendigerweise triumphiren. Es gibt indessen noch ein Hinderniß, das so lange als möglich ihre Befestigung verhindern wird; und dies Hinderniß ist der von der Geistlichkeit ausgeübte Einfluß. Dieser auf ihre Zahlenstärke und ihre Reichthümer begründete Einfluß, macht sich noch überall auf eine beinahe unzubeseitigende Weise geltend. Die Priester und die Mitglieder der geistlichen Orden, die fast alle aus den untern Ständen hervorgegangen sind, leiten nach Willkür ihre Familien, sei es durch die Autorität ihrer Worte, sei es, indem sie ihnen Hilfe und Almosen angedeihen lassen. Ihre beinahe unvermeidliche Vermittelung in allen bürgerlichen Unterhandlungen, die Be-

wachung, welche ihr Stand sie berechtigt, über Alles was sie umgibt, auszuüben, überliefert ihnen alle Geheimnisse, entschleiert ihnen alle Meinungen. Man begreift, welchen Vortheil geschickte Umsicht von solcher inquisitorischen Macht gewinnen kann.

„Die Geistlichkeit weiß nun aber sehr wohl, daß ihre Ueberlegenheit mit dem neuen Zustande der Dinge unverträglich ist, weshalb sie ihn durch alle erdenkliche Mittel zu beseitigen sich bemühet. Zu Bilbao, wo die Autorität der Königin öffentlich anerkannt ist, hat demungeachtet ein Franziskaner-Kloster es gewagt, Karl V als König auszurufen. Wahr ist es, daß man diese Unverschämtheit schnell und kräftig bestraft hat. Das Kloster ist unterdrückt, und seine Besitzungen sind eingezogen worden.

„Die Lektion war stark und scheint den meisten Klöstern zur Warnung zu gereichen. Aber dennoch wird die Regiernng sich erst als vollkommen sicher betrachten können, wenn die Geistlichkeit nicht mehr dieselbe Ueberlegenheit hat, welche sie jetzt so sehr über die andern Stände erhebt. Eine solche Reform kann vielleicht schneller von statten gehen, als man glaubt. Des spanischen Volkes Fanatismus hat sehr sich vermindert. Die französische Invasion hat ihm einen gewaltigen Streich versetzt, und seitdem hat die Aufklärung bemerkliche Fortschritte gemacht.

„Die armen Stände halten immer noch viel auf die geistlichen Orden, mehr der Unterstützung wegen, welche sie von ihnen beziehen, als aus wirklicher Zuneigung. Wird dagegen die Gewerbthätigkeit sich mehr entwickeln, und größeren Wohlstand bei ihnen verbreiten, dürfte der Verkauf der ungeheuern Be-

sitzungen der Geistlichkeit ohne Schwierigkeit, ja selbst ohne das geringste Mißvergnügen beim Volke zu erregen, stattfinden.

„Wenn nun aber dies Uebel auch als das auffallendste betrachtet werden muß, ist es dennoch nicht dasjenige, dessen Heilung nicht vertagt werden könnte. Nur wenige Personen kennen die fast unglaubliche Unordnung und Habgier, die in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung herrschend ist. Die Finanzen sind ohne alle Kontrolle. Privilegien und Monopole bestehen noch überall. Die Gerechtigkeitspflege ist verkäuflich. Richter und Advokaten sind einverstanden, um die Prozesse so viel als möglich in die Länge zu ziehen. Die meisten höhern Beamten sind ohne alle Fähigkeit, oder lassen sich zu den empörendsten Bestechungen willig und bereit finden. Das mangelhafte und lächerliche Mauthsystem hat den Handel zu Grunde gerichtet, und jede Gewerbthätigkeits-Entwickelung verhindert. Dies durchaus zweckwidrige System erhält eine Armee Müßiggänger längs den Land- und Seegrenzen, und befördert die Unsittlichkeit bei den untern Ständen immer mehr.

„Das sind die Uebel, woran Spanien leidet, und die man schnell zu heilen sich bemühen muß. Die Aufgabe ist freilich groß, doch ist das Land stark genug, um sie in Ausführung zu bringen. Es gibt in der Halbinsel noch Männer, die bereit sind, für das öffentliche Beste sich aufzuopfern, und ihre Stimme wird mehr als ein Echo finden. Derselbe Schwung, der 1808 sich beurkundete, als es darum zu thun war, Napoleon und seine Armeen zurückzudrängen, kann auch von den Kortes von 1834 wieder erweckt werden,

wenn sie alle die Uebel entschleiern, unter denen wir erligen, und den Weg andeuten, den wir zu verfolgen haben, um ihnen uns zu entreissen."

Endlich erschien der zur Eröffnung der Kortes festgesetzte Tag, und ich war Zeuge der diese Eröffnung begleitenden Feierlichkeiten. Die Königin präsidirte die Versammlung in eigener Person, und Madrid bekleidete sich für einen Tag mit dem vollen Glanze der alten spanischen Feste.

Ich bemerkte jedoch, daß ein Anflug von Ernst und Traurigkeit unaufhörlich allem Pomp sich beigesellte. Die Gemüther schienen äusserst beschäftigt mit der Wichtigkeit des Augenblicks und mit der das Vaterland bedrohenden Gefahr. Der Saal war prachtvoll ausgeschmückt, und der erste Anblick der darin versammelten Menge hat etwas höchst Imposantes. Die glänzenden Trachten der Proceres (Pairs), das Enthusiasmusgeschrei, veranlaßt durch das Erscheinen der Königin, das noch fortdauerte, als sie bereits Platz genommen, verliehen dieser Sitzung einen zugleich königlichen und populären Anstrich.

Ein Gemisch von Unruhe und Zufriedenheit malte sich auf dem Gesichte der Regentin, während die junge Königin Isabella, die neben ihr saß, mit den goldenen Zierrathen spielte, womit das arme Kind überdeckt war. Mit Rührung vernahm ich aus königlichem Munde den Aufruf zur Freiheit, gerichtet an ein Volk, das nur zu lange in Sklaverei geschmachtet hatte. Mein innigster Wunsch war, daß ein so schweres, und zugleich so ruhmvolles Unternehmen, wie das angekündigte, der Wittwe Ferdinands VII gelingen möge.

Tags darauf schlug ich mit einem englischen Kurrier, der sich nach Paris begab, den Weg nach Frankreich, über Valladolid und Burgos, ein. Bei Uebersteigung des Guadarrama-Gebirgs erblickte ich den Palast, oder vielmehr das Kloster Eskurial, dies Denkmal von Mönchsstolz und Königs-Schwäche.

Je weiter wir in Alt-Kastilien vordrangen, um so mehr schien der Gesichtskreis sich zu verdüstern. Aus diesem Grunde beobachtete ich Alles um mich her mit der größten Aufmerksamkeit, die von Zeit zu Zeit nicht ohne Besorgniß blieb. Hier und da sahen wir bewaffnete Abtheilungen, die gegen Norden zogen. Die Haltung der meisten dieser Insurgenten war ruhig und entschlossen. Man hätte voraussetzen sollen, sie gingen aus zur Erfüllung einer heiligen Pflicht. Man benachrichtigte mich, es seien Rekruten zu Merino's Armee.

In Nähe des Kriegsschauplatzes erwartete ich auf diesem so entzündbaren Boden einige Funken des Feuers zu finden, von dem die benachbarten Provinzen verheert wurden. Aber das ernste, sorgenvolle Gesicht des Kastilianers läßt sich nicht durchdringen, und die lebhaftesten Aufregungen überschreiten nie desselben gewöhnlichen Ausdruck. Erst in der Stadt Olmedo bemerkten wir einige Spuren von Aufregung. Ein Korps konstitutioneller Truppen war auf dem Punkte, gegen Geronimo Merino, mehr bekannt unter dem Namen Cura (Pfarrer), aufzubrechen, der in der Umgegend mit einer ziemlich starken Guerilla sich gezeigt.

Dieser Parteigänger, dessen politische Wichtigkeit seit einiger Zeit sich sehr vermindert hat, ist immer

noch furchtbar in der Provinz, die er zum Schauplatz seiner abscheulichen Grausamkeiten gewählt. Die Strecke von 40 Stunden, die Burgos von Madrid scheidet, gewährt ihm eine Sicherheit, worauf er zu trotzen scheint.

Er zieht öffentlich von Dorf zu Dorf, begleitet nur von 5 oder 6 Mann. Demungeachtet ist das von ihm eingeflößte Entsetzen auf dem offenen Lande so groß, daß seine Befehle eben so pünktlich vollstreckt werden, wie die des General-Kapitäns der Provinz. Um diesen Umstand sich zu erklären, muß man bedenken, daß die Regierung, die es mit wichtigeren Feinden zu thun hat, die Herausforderungen dieses untergeordneten Rebellen duldet, indem sie es sich vorbehält, ihn später mit einem einzigen Streiche zu zermalmen, und an ihm ein warnendes Beispiel zu statuiren.

Wir durchreiseten schnell die Gegend, wo der gefürchtete Pfarrer sein Wesen treibt, ohne ihn ansichtig zu werden; doch schwebte sein Name auf allen Zungen. In der Nähe von Burgos stießen wir auf eine Division der konstitutionellen Armee. Offiziere und Soldaten schienen vom besten Geiste beseelt. Diese Division gehörte zu Rodils Armee und ich erfuhr von einem meiner ehemaligen Waffen-Gefährten, daß sie zwischen dieser Stadt und Vittoria sich zusammenziehe.

Das Gerücht hatte sich verbreitet, daß der Prätendent sich bemühe, nach Biskaya vorzudringen, um eine Ausschiffung von Waffen und Mannschaft zu unterstützen, die von seinen Anhängern bewerkstelligt werden sollte. Rodil seinerseits manövrirte, um ein

Armeekorps zwischen die Küste und Don Carlos Heer zu werfen. Alle diese Märsche und Gegenmärsche, wie die Vorsichts-Maßregeln, welche man nothwendigerweise treffen mußte, um jeden Ueberfall zu vermeiden, hatten die Zirkulation der Reisenden auf diesem Punkte gänzlich unterbrochen.

Ich entschloß mich also, wieder umzukehren, um in meiner Reise nicht gar zu lange aufgehalten zu werden. Ein englisches Schiff zu Bilbao wollte eben die Segel lichten. Ich benutzte diese Gelegenheit, und verlies Spanien, ohne ganz den Zweck erreicht zu haben, den ich anfänglich mir vorgesteckt. Ein invalider Brigadier, der unter Mina gedient, Namens Don Jose de Villasanta, und ein junger Adjudant des Generals Castanos, der gegenwärtig Artillerie-Hauptmann ist, waren die alleinigen alten Freunde, welche ich umarmen konnte.

Dennoch erlangte ich auf meinem Streifzuge die Gewißheit, daß die Regierung der Königin Isabella, mit nur einiger Geschicklichkeit alle die Hindernisse besiegen dürfte, die sich ihr jetzt noch entgegenstellen, und daß die spanische Nation, in Masse genommen, lange nicht die Gleichstimmung hat, für Don Carlos und die Priester-Partei, deren Haupt und Werkzeug er ist, wie man mehrmals, ohne irgend einen triftigen Beweisgrund, behauptet hat.

Sittengemälde der vorläufigen Verhaftshäuser in London.

Letztes Bild.

Wir mögen nicht alle die einzelnen Umstände unsern Lesern andeuten, welche die schöne aber lockere Unglücksgefährtin Trueba's über ihr bisheriges Leben ihm mitzutheilen für nothwendig erachtete, um ihm von dem traurigen Zustande, worin sie sich jetzt befand, einen richtigen Begriff beizubringen. Viele dieser Szenen waren so zurückstoßend, so gemein, daß wir es nicht unternehmen möchten, sie wenn auch nur oberflächlich, noch zu skizziren. Begnügen wir uns, zu sagen, daß die arme Sally, Tochter eines Pächters in den Umgebungen London's, nachdem sie einige Zeit sehr üble Behandlung erlitten, von Seiten ihrer Familie, die durchaus nicht haben wollte, daß sie mit einem jungen Soldaten sich verheirathe, den sie liebte, sich nach London, zu einer ihrer Schwestern flüchtete, die als Magd bei einem Richter diente.

Dieser Mensch (es ist mir unmöglich, auf eine höflichere Weise ihn zu bezeichnen), der eine gewisse Aehnlichkeit hatte mit dem alten Herzog von Queensbury, dem Freund Georg's IV, der einen Ruhm darin suchte, mehr junge Mädchen ins Verderben gestürzt zu haben, als er Haare auf seinem Kopfe zählte, dieser Richter verführte auch die junge Sally, und verlies sie sodann.

Es war merkwürdig genug, den Weltmann Trueba, der viel gereiset und viel gesehen hatte, der über-

dem ein guter Schriftsteller war, zu sehen, wie er bemühet war ein Frauenzimmer zu trösten, das er sonst keines Blickes gewürdigt haben würde, und das, bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihm, im Spunging-House eine so unverkennbare Verachtung gegen seine Mäßigkeit, Zurückhaltung und Höflichkeit geäussert hatte.

Er unterzog sich ziemlich gut der Verrichtung eines Beichtvaters, bediente sich seiner ganzen Beredsamkeit, um in der Büßenden Seele die Erinnerung an ihre Familie recht lebhaft zu machen, und forderte sie dringend auf, den Beistand derselben in Anspruch zu nehmen. Sie aber schüttelte den Kopf, und entgegnete, daß ein solcher Gedanke peinlicher für sie sei, als jeder andere, daß sie nie den Muth haben könne, den Blick ihres Vaters zu ertragen, daß es für immer um sie geschehen sei, und daß jedes Mittel, zu einem rechtschaffenen Leben zurückzukehren, ihr entrissen sei. Am meisten fürchtete sie die bittern Spöttereien, die man sich gegen sie erlauben würde, und die sie gewiß nicht ertragen könnte. Männer die, statt schöne Abhandlungen ex professo über Philantropie und Politik zu schreiben, die edelmüthigen Gesinnungen Franklins und Howards theilen, sollten wohl tiefer nachdenken über diesen von uns nur oberflächlich berührten Gegenstand, der in dem ganzen christlichen Europa ein so allgemeines, so tiefgewurzeltes, so schreckliches Uebel ist.

Schon 1788 hat ein guter Schriftsteller, Goldsmith, die Lage eines armen Frauenzimmers geschildert, „das für die ganze Welt, für die Tugend, für seine Freundinnen verloren, sein Haupt auf die

Thürschwelle dessen stützt, der die erste Ursach seines Elends ist. Frost schüttelt das arme Wesen, Regen näßt und durchdringt es, und sein mit Angst erfülltes Herz bejammert umsonst den verhängnißvollen Augenblick, wo leichtsinnige Trägheit, wo eitle Ehrsucht, wo das Verlangen die Stadt zu sehen, ihm die ländliche Spindel und das graue Gewand haben verwerfen lassen. [a]

Now lost to all, her friends, her virtue fled,
Near her betrayer's door she lays her head;
And pinched with cold, and shrinking from the shower
With heavy heart deplores that luckless hour,
When idly fierst, ambitious of the town,
She lefter wheel, and robes of country-brown.

Eine andere herzzerreissende Szene erwartete noch den Spanier. Denn wo soll man dramatische Ereignisse finden, wenn nicht an den Sammelpunkten menschlichen Elends? — Ein junger Mann, der einige Zeit mit Erfolg den Tuchhandel betrieben, hatte sich in den Bankerott mehrer Bankhäuser verwickelt gesehen, auf die er zählte. Seine Frau, die mit Liebe an ihm hing, besuchte ihn täglich.

Der erste Gegenstand, welcher im Vorhofe des Gefangenhauses seine Blicke an sich gezogen, war eine große Inschrift, die einen Auszug der Verordnungen von Marshalsea enthielt. Sie war in großen rothen Buchstaben gedruckt. Unter andern bedrohenden Verfügungen war auch die darin enthalten, daß jede von Aussen kommende Person zu durchsuchen sei, und daß wenn sie Branntewein einzubringen suche, sie sogleich in ein Geheimgefängniß gebracht werden solle, wo sie beim ersten Male einen Monat, und im Wie-

derholungsfalle zwei Monate, sodann drei ꝛc. zubringen müsse. Das Geheimgefängniß in England ist eine ganz entsetzliche Strafe. Man wirft den Gefangenen in einen unterirdischen Kerker, worin zur Nahrung nichts als Brot und Wasser erhält. Es ist sogar verboten, ihm ein Bett zu geben.

Aller dieser furchtbaren Verfügungen ungeachtet, verbarg dennoch die Frau des Tuchhändlers, die in dem Zustande einer bereits weit vorgeschrittenen Schwangerschaft sich befand, eine Flasche Branntewein unter ihre Schürze, was bei der Durchsuchung entdeckt wurde. Der Gefangenwärter, welcher zugleich Vollstrecker des seiner Obhut anvertrauten Gesetzes ist, hat das Recht, es nach Gutdünken zu mildern, was er jedoch selten oder nie thut, um die Verhafteten zu nöthigen, Alles was sie brauchen, besonders alle geistigen Getränke, bei ihm zu kaufen.

Die junge Frau war eben von einem untergeordneten Häscher angepackt worden, um in den düstern Kerker geführt zu werden, als ihr Mann von dem Vorgang unterrichtet wurde.

„Nie, erzählte mir Trueba, habe ich einen heftigern Schmerz gesehen. Er stieß einen Schrei der Wuth aus, drängte sich mit Gewalt vorwärts, warf zwei Beschließer zu Boden, die ihn zurückhalten wollten, und gelangte endlich bis an das äusserste Ende des Sprachzimmers, dessen Eisengitter er mit beiden Händen schüttelte, indem er ein schreckliches Geheul ausstieß.

Auf der andern Seite des Gitters befand sich die arme Frau, beinahe ohne Besinnung, unter den Fäusten gefühlloser Menschen, die einem Unglücklichen

für einen halben Schelling das Leben rauben würden, und die sie fortzuschleifen sich bemüheten. Ihr Gatte, seine Unmacht ihr beizustehen, erkennend, lies die Aerme sinken, und weinte wie ein Kind. Man führte die Frau ab, wonach der Beklagenswerthe, wie ein gefällter Baum zu Boden sank, und unbeweglich, mit starrem Blick, mit verzerrten Gesichtszügen, ligen blieb.

„Alle Verhafteten, die bei dieser Szene gegenwärtig waren, wurden davon tief gerührt. Ihr Mitleiden theilte sich binnen einigen Minuten der ganzen Bevölkerung von Marshalsea mit, und erzeugte eine so schnelle und elektrische Bewegung, daß man in dem großen Hofe sich versammelte, wo unverweilt eine sehr einfache, aber zugleich ergreifende Bittschrift verfaßt wurde, die ich sehr bedauere, wieder vergessen zu haben.

„Von einem der auserlesensten Betrüger der ganzen Gesellschaft diktirt, war sie ein Muster pathetischer Energie und Beredsamkeit. Der Direktor des Gefangenhauses, Jenkins, wurde darin gebeten, nur dies eine Mal nachzulassen von der Strenge, welche das Gesetz ihm zugestanden, indem man ihm zugleich die Versicherung gab, daß er durch eine solche Milde die Dankbarkeit aller Unterschriebenen, deren Zahl sehr bedeutend war, erwerben würde.

„Eine Deputation, zu der ich gehörte (die einzige politische Verrichtung, der ich je mich unterzogen), überreichte diese Bittschrift dem Direktor, der die Schuldige sogleich wieder in Freiheit zu stellen befahl. Der unglückliche Gatte befand sich noch in demselben Zustande des Dahinstarrens, als das allge-

meine Triumphgeschrei, womit seine Frau ihm zugeführt wurde, daraus ihn erweckte."

Seit drei Tagen beobachtete der Spanier dies unbekannte Land, das wie man sieht, seine wirklichen Trauerspiele und Romane hat, als die Entweichung des Schleichhändlers Brekelt diese ganze kleine Welt in Bewegung setzte. Ich mag mich nicht umständlicher ausdehnen über dieses Mannes frühere Thaten. Ich mag nicht sagen, wie so viele Biographen berühmter Straßenräuber, daß er den Muth eines Zäsar, die Klugheit eines Hannibal, und die Geschicklichkeit eines Sertorius hatte. Seine Thaten beschränkten sich auf einige Scharmützel mit den Mauthbedienten längs der Küste. Ich glaube sogar, daß er deren zwei oder drei erschossen. So viel ist gewiß, daß er in einen Kriminal-Prozeß verwickelt war, in welchem sein Leben auf einem sehr gewagten Spiele stand.

Zu Marshalsea behandelte man ihn wie einen Staatsgefangenen, und die Kerkermeister hatten den Befehl erhalten, ihn aufs strengste und genaueste zu bewachen. Brekelt, der durch seine gefährliche Handthierung sich bereichert hatte, führte im Gefängnisse ein lustiges Leben, und das von ihm mit vollen Händen ausgestreuete Gold, machte die Aufseher bald geschmeidiger. Vielleicht auch glaubten sie ihn ausschließlich nur mit seinen Magen- und Kehlen-Genüssen beschäftigt, während er ein eben so sonderbares, als geschickt ersonnenes und einfaches Komplott anzettelte, dem er seine Freiheit verdankte.

Er hatte mehrere Tage sich das Ansehen zu geben gewußt, als wäre er über sein fernerweitiges Schick-

sal ganz unbekümmert. Essen und Trinken schien sein alleiniges Bedürfniß. Er bestellte endlich ein großes Gastmahl, wozu er selbst die nothwendigen Vorkehrungen besorgen wollte. Dabei machte er viel Aufhebens, und beschäftigte alle Gefangenwärter, Aufseher und Beschließer so sehr, daß sie ihr eigentlichen Verrichtungen ganz aus den Augen verloren, um nur ihm hilfreiche Hand zu leisten.

Als der große Tag erschien, empfing Brekelt selbst seine Gäste mit der größten Höflichkeit, und führte jeden an seinen Platz. Schon war der lange Tisch auf allen Seiten besetzt, und die Gerichte wurden aufgetragen, als der Schleichhändler, der sehr genau die Oertlichkeit erforscht hatte, durch das Sprachzimmer schritt, dem einzigen Wächter, der die Thür hütete, ein Pistol gegen die Stirn drückte, und ihm zuschrie: „Mache auf, oder Du bist des Todes!“

Er benutzte des andern Schreck, öffnete rasch die Thür, fand vor derselben, wie er es vorher bestimmt, zwei gesattelte und gezäumte Pferde, warf sich auf eins, und galoppirte gegen Battersea, wo sich ihm nicht das geringste Hinderniß entgegenstellte. Seine Freunde, mit denen er über diese Flucht sich verständigt, hatten im Voraus den Wegeinnehmer bezahlt, und ihn benachrichtigt, daß in einer bestimmten Stunde drei Personen, die mit einander gewettet, so schnell als möglich vorüberreiten würden.

Wie gesagt, so gethan. Das Geschrei selbst, welches man bei Brekelts Entrinnen ausstieß, wurde von dem Volke für ein Zeichen der Bewunderung über dies Wettrennen gegen einen Kirchthurm gehalten. Zu Battersea fanden die Reisenden einen be-

reitstehenden Wagen, mit dem sie, in vollkommene Dandys verwandelt, mit falschen Haaren, Schnauz- und Backenbärten, den Weg von London nach Konsington einschlugen, und sich der langen Prozession von Modeleuten beigesellten, die an schönen Tagen die Bewunderung der Spaziergänger von Hyde-Park erregen.

Sie verweilten dort eine Stunde oder zwei, um Appetit zu gewinnen, wonach sie auf der Piccadilly-Straße nach London zurückkehrten, und in einem jener geheimnißvollen Wirthshäuser sich verloren, wo die verschriensten Raubhelden immer einen sichern Zufluchtsort finden. Eine heitere Mahlzeit entschädigte sie für ihre vom besten Erfolg gekrönten Mühseligkeiten. Sie verbrachten den Abend unter Lachen und Scherzen, machten sich lustig über die Gerechtigkeit, und brachten Toaste aus auf neue abenteuerliche Unternehmungen, die sie ihren früheren Thaten beizugesellen sich versprachen.

Die ganze Vorstadt Southwark, die ganze Umgegend von Marshalsea war in Aufruhr. Polizeibeamten wurden nach allen Seiten ausgeschickt, um dem Entwichenen nachzuspähen. Alle Schenkhäuser und Schlupfwinkel wurden mit Aufpassern bevölkert. Brekelt's Personbeschreibung wurde an allen Straßenecken angeschlagen, begleitet mit dem Versprechen einer Belohnung für denjenigen, der seinen Aufenthaltsort verrathen würde.

Demungeachtet blieb der Schleichhändler unentdeckt. Ausserordentlich geübt in der Kunst sich zu verkleiden und sich zu entstellen, besuchte er Schauspiel- und Kaffeehäuser, zeigte sich mehr als einmal

bei vollem Hause in Drury-Lane, und fürchtete bei alledem nichts. Wirklich entging er auch allen Nachforschungen, und als der erste Verfolgungseifer nachgelassen hatte, schiffte er sich nach Holland ein, und lies sich häuslich in Vliessingen nieder.

Solches waren die Ereignisse des Gefangenhauses, die Trueba, dem es an jeder andern Beschäftigung gebrach, einsammelte, als man ihn benachrichtigte, daß zwei junge Männer ihn zu sprechen verlangten. Er fand im Sprachzimmer zwei Personen, die ihn ersuchten, 50 Pfund Sterling (600 fl. rh.) anzunehmen, die, sagten sie, ein ehemaliger Schulkamerad ihm sende, der nicht näher gekannt sein wolle. Vergebens bemühete sich der Spanier den Schleier zu heben, worunter diese in unsern Tagen so seltene Freigebigkeit sich verbarg. Seine Vermuthungen beruheten sich vorzüglich auf den gelehrten Sharon Turner, den er früher in Spanien gekannt, und dessen eben so bescheidenes als ruhmvolles Leben, an mehreren ähnlichen Zügen reich ist.

Ohne ihm die Mittel zu gewähren, seine verwickelten Angelegenheiten vollständig in Ordnung zu bringen, boten diese 50 Pf. Sterling ihm wenigstens das Mittel dar, Marshalsea mit einer weniger unangenehmen Haft zu vertauschen. Er wendete den von tiefen Spalten durchrissenen Mauern, den traurigen Gemächern, den Einsturz drohenden Balken, dem Schmutz und Staub, der Marshalsea vor Allem karakterisirt, den Rücken, sagte den zahlungsunfähigen Schuldnern, die den größten Theil seiner Bevölkerung bilden, Lebewohl, lies hinter sich alle die Betrüger, die Bankerottirer, die Taschendiebe und

Straßenräuber, die verschuldeten Freudenmädchen und die armen Poeten, die dem Staate hundertmal mehr kosten, als sie werth sind. Mit einem von dem Gericht von Old-Bailey ausgestellten Schein versehen, begab sich unser Spanier nun nach dem aristokratischen Gefangenhause von Fleet-Street, wo vielleicht unsere Leser ihn bald wieder finden werden.

Neuester ausserordentlicher Luftbeschiffungs-Versuch, vermittelst eines fischähnlichen Ballons.

Die Vögel erheben sich in die Lüfte, mit Hilfe ihrer entfalteten Flügel, die ihnen als Stützen und als Segel dienen. Sie durchschneiden den weiten, leeren Raum über unsern Häuptern mit einer Schnelligkeit und Sicherheit, welche des Menschen sinnreichste Erfindungen und Vorkehrungsmittel weit hinter sich zurücklassen. Die gewöhnliche Hausschwalbe überfliegt die ganze Breite des mittelländischen Meeres in einem Tage, und legt wahrscheinlich die große Strecke von Deutschland bis nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, oder nach dem Kaffernlande, wo sie so lange verweilt, als bei uns der Winter dauert, in weniger als vierzehn Tagen zurück.

Die von den gefiederten Wesen bereisete Welt, scheint nicht für den Menschen bestimmt. Denn obgleich er den Gefahren des Ozeans Trotz geboten, obgleich seine Vernunft nach und nach alle die Hin-

dernisse besiegt, welche das stürmische Element ihm dargeboten, hat es ihm dennoch nicht gelingen wollen, wie vielfach seine Kräfte im Laufe der Jahrhunderte sich auch vervollkommt haben, dem kleinsten Insekte es gleichzuthun, das über oder neben ihm dahinfliegt.

Indessen ist der Vogel dennoch tausendmal schwerer, als die aufgelöseta und zertheilte Flüssigkeit, Luft genannt, worin er sich bewegt. Zwei Flügel, deren Ausdehnung kaum doppelt so groß ist, als die, welche sein Körper der Wirkung der Luft entgegenstellt, sind genügend, um dies verhältnißmäßig so schwere Thier bis über unsere höchsten Berge zu erheben, um es mit Blitzesschnelle einem bestimmten Ziele zuzutragen.

Man sehe den Hünergeier über seiner Beute schweben. Kaum daß die Bewegung seiner Flügel durch ein leichtes Zucken sich verräth. Man sehe den Fregattenvogel über dem wüthenden Meere mit dem Sturme spielend, unveränderlich auf seinem Platze beharren. Er scheint unbeweglich, obgleich er beständig sich erhebt und vorwärts dringt. Plötzlich läßt eine kaum bemerkliche Bewegung ihn bis zur Meeres-Oberfläche hinunterschießen, wonach er wieder, wie ein papierner Drache, dem Wind entgegen, emporsteigt. Er lawirt solchergestalt von unten nach oben, bietet der Wirkung der Luft eine schräge Richtung, und den Widerstand seines Gewichtes dar, wodurch er, von Wolke zu Wolke ansteigend, bis zu unsers Dunstkreises Grenzen gelangt.

Die reisende Schwalbe erhebt sich, beim Beginn unsers Frühlings, bis zu der Luftströmung, die sich gegen Norden bewegt, und auf des Windes Flügel ge-

tragen, gelangt sie zu uns aus ihrem Winterquartier, beinahe ohne Ermüdung, mit einer Schnelligkeit von 40 Wegstunden in einer Zeitstunde.

Sollte es denn gänzlich unmöglich sein, diese leichten Luftbewohner nachzuahmen, und zu reisen wie sie? Sollten wir bestimmt sein, uns nie durch unsere eigene, von Kunst vervollkommte Kraft, über die Dächer unserer Wohnungen zu erheben? Sollten wir den Wind, mit dessen Hilfe wir auf des Gewässers Oberfläche dahingleiten, nicht auch benutzen können, um die Luft zu durchschiffen, wie das Meer, um ohne Mühe und Anstos nach andern Himmelsstrichen wie zu andern Völkern zu gelangen, und solchergestalt den Austausch unserer Erzeugnisse, unserer Aufklärung zu beschleunigen?

Mathematische Wissenschaft hat bewiesen, daß die Muskelkraft, wodurch unsere Aerme in Bewegung gesetzt werden, nicht hinlänglich ist zur Schwingung von Flügeln, deren Umfang mit unsers Körpers Masse und Dichtigkeit in Uebereinstimmung stehen müßte. *)

Mißbrauch derselben Wissenschaft (denn leider wird mit den besten Dingen oft der größte Mißbrauch getrieben) hat beinahe einen Glaubensartikel gemacht aus der Unmöglichkeit für der Menschen, in der Luft eine Maschine zu bewegen, die durch ihre Größe und verhältnißmäßige Leichtigkeit unsers Körpers Schwere wieder ausgleichen könnte.

*) M. s. den Aufsatz: „Ueber die Kunst zu fliegen, und über die Versuche zu diesem Zwecke," im dritten Theile des laufenden Jahrgangs dieses Werkes.

„Man wird nie," hat man in einer Vergleichung der Luftschifffahrt mit der auf dem Wasser gesagt, „einen so festen Widerstandspunkt in der Luft wie im Wasser finden." Das ist unbestreitbar, so lange man darauf bestehet, ein Luftschiff auf dieselbe Weise erbauen und lenken zu wollen, wie ein Wasserschiff. Wer aber möchte einen günstigen Erfolg abstreiten, wenn man auf eine dem Elemente, in welches man sich zu erheben gedenkt, mehr entsprechende Weise verfährt?

Mit Anerkennung gewisser Ausnahmen, die vielleicht immer Ausnahmen bleiben werden, kommen wir demungeachtet des Problemes Lösung näher. Schon macht man keine jener so oft fehlgeschlagenen, fast immer unglücklich ausgefallenen Versuche mehr, mit Flügeln, die unmittelbar an dem Körper befestigt sind, sich zu erheben. Schon hat man darauf verzichtet, mit Hilfe eines Segels in einer immer gleichmäßig widerstrebenden Luftschicht vorwärts zu dringen. Schon stellt man sogar keine Experimente mehr an, um Körper von ganz runder Form durch die verschiedenen Strömungen zu lenken, die sie im Wirbel um sich selbst drehen, und sie wie eine Seifenblase mit sich fortreissen, ohne daß man im Stande wäre, den mindesten Widerstand geltend zu machen, oder dem Ballon eine beliebige Richtung zu geben.

Zu ergründen bleibt jetzt noch, welche Macht der Wind auf einen langgedehnten Körper haben kann, dem man die Gestalt eines Fisches gegeben, der im Gewässer schwimmt, oder eines Vogels, der die Luft durchschneidet. Es bleibt noch zu erforschen, ob wir nicht, wie der Hünergeier, über den Wolken uns

schwebend erhalten können, sobald es uns gelingt, eine große länglichrunde Masse den entgegengesetzten Luftströmungen darzubieten, und nach Willkür aus einer derselben in die andere uns zu erheben, oder zu senken. Ein leichtes Beben würde alsdann hinlänglich sein, uns vorwärts zu bewegen, und mit ausserordentlicher Schnelligkeit die Luft zu durchschneiden.

Sollte es durchaus unmöglich sein, ein Mittel zu entdecken, um, wie die Schwalbe, zu ihren Reisen den Nord- oder Südwind zu benutzen, nachdem man sich bis zu der Luftschicht erhoben, wo diese Strömung vorherrschend ist? Die Schwalbe gehorcht nur ihrem Instinkt; sollten denn wir, mit unserer ausgebildeten Vernunft, nicht wenigstens eben so viel vermögen, als sie? Haben wir es nicht schon auf dem Meere so weit gebracht, gegen Wind und Wetter vorwärts zu dringen, indem man der Luftströmung einen schrägen Plan entgegenstellt, der schwerer ist, als sie selbst? —

Seit unsere Gelehrten ein Gas entdeckt, das leichter ist, als die Luft, war es nur noch darum zu thun, dies Gas mit einer nicht zu schweren Hülle zu umschließen, und sodann sich in die Atmosphäre zu erheben. Der Stoff, dessen man bisher zu dieser Gashülle sich bedient, scheint viel zu leicht und zu zerbrechlich, indem das Gas ihn bereits mehrmals zerrissen, was immer sehr gefährlich ist. Man müßte demnach vor Allem darauf bedacht sein, diesen Gegenstand zu vervollkommen, bevor man fernerweitige Versuche unternehmen könnte.

Hinsichts eines möglichen Gelingens der Luftdurchschiffung, hat die Natur uns zwei Muster dar-

geboten, die wir nachahmen müssen, wenn wir auf die Möglichkeit eines günstigen Erfolges uns Rechnung machen wollen. Diese beiden Muster sind: der Vögel Flug; das Schwimmen der Fische. Bei den einen, wie bei den andern, sind die Körper in einem einzigen Elemente versenkt. Bei unserer Schifffahrt auf des Wassers Oberfläche dagegen haben wir zu unserer Verfügung zwei Elemente, wovon das eine als Fortbeweger benutzt werden kann.

Die Fortbewegungsweise der Fische kann uns, besser noch als die der Vögel, andeuten, welche Bedingungen wir zu erfüllen haben, um in der Luft zu schiffen. Das Wasser hat eine mehr der des Körpers, welcher darauf sich bewegt, nahe kommende Dichtigkeit, als die Luft. Demungeachtet ist seine Aehnlichkeit mit dieser letztern auffallend, indem wir in ihr, bis zu einer gewissen Höhe, einen Körper schwebend erhalten können, dessen Gewicht dem der Luft, von der er umschlossen ist, gleichkommt.

Das Wasser scheint, mit Ausnahme einer dünnen Schicht auf der Oberfläche, in seiner ganzen Tiefe von gleicher Dichtigkeit. Die in ihm sich bewegenden Strömungen haben eine gewisse Beständigkeit, die man in der Luft nicht bemerkt. In Nähe des Landes, wo sie gewöhnlich ruhiger ist, als auf offenem Meere, hat man stufenweise Versuche angestellt, die schnell zur Schifffahrtskunst Veranlassung gegeben. Beachtet man nun genau diesen Unterschied, benutzt man überdem die Kenntniß von der natürlichen Beschaffenheit unserer Atmosphäre nach dem Flug der Vögel und der Wolken Bewegung, so kann man von den

Fischen die eigentlichen Mittel der Luftschifffahrt lernen.

Sie können uns lehren, warum ihre Floßfedern, verhältnißmäßig mit den Flügeln der Vögel, so klein sind; warum die Muskeln, welche ihren Schwanz in Bewegung setzen, eine so ausserordentliche Stärke haben, woran es jenen der Floßfedern gebricht; warum endlich, je knöchriger ihr Kopf ist, um so näher die Floßfedern diesem Kopfe stehen, warum der Aal und die walzenförmigen Fische keine Schwimmglieder haben, warum die Roche einen Schwanz hat, während man bei den flachen Fischen beinahe keine Spur von Floßfedern bemerkt? —

Das merkwürdigste Organ in den Fischen ist die Luftblase, die mit dem Magen in Verbindung steht, und die, wie man glaubt, bestimmt ist, das Gas dieses letzten Organs in sich aufzunehmen, um des Thieres Dichtigkeit zu vermindern, wenn es aus der Gewässer Tiefe sich erheben will.

Man weiß, daß die Fische mit ihrem Schweife auf dieselbe Weise im Wasser sich vorwärtsstoßen, wie die Vögel in der Luft, nämlich ruckweis, von der Rechten zur Linken, und von der Linken zur Rechten lavirend. Der Schmetterling, dessen launischer Flug allein bestimmt zu sein scheint durch die mannigfaltigen Schönheiten der Natur, könnte nicht lange und mit derselben Schnelligkeit in gleicher Richtung fortfliegen, weil jeder seiner Flügel vereinzelt sich bewegt, und vom Jasmin zur Rose, von der Rose zur Nelke ihn schweben läßt.

Die Floßfedern der Fische haben nur einen, durch seine natürliche Leichtigkeit bereits im Wasser

ruhenden, Körper in Bewegung zu setzen. Wenn auch kurz, sind sie dennoch genügend, eine so bewegliche Masse, wie die eines Fisches, in jeder Richtung fortzustoßen.

Bei alledem bemerke man, welche Gleichförmigkeit in der Natur herrscht. Als die Naturforscher sich bemühet, besondere Karakter zur Bestimmung der Gattungen zu entdecken, haben sie kaum eine gewisse Verschiedenheit anzudeuten vermocht in den Flügeln der Vögel, obgleich sie grade dadurch am meisten von den andern Geschöpfen sich unterscheiden sollten. Sie haben eben so wenig eine auffallende Verschiedenheit gefunden in den Floßfedern der Fische, und nur nach der Gestalt des Schnabels oder des Kopfes hat man die Gattungen ordnen müssen.

Je kürzer die Flügel, um so größer und stärker die Füße der Vögel, die nicht mehr Luft- sondern Erdbewohner zu sein scheinen. Es ist dasselbe mit den in Füße sich verwandelnden Floßfedern. Dagegen haben die wirklichen Luft- oder Wasserbewohner unter allen Himmelsstrichen ihre Flügel oder Floßfedern auf dieselbe Weise befestigt, welches in allem Uebrigen auch ihre verschiedenartige Bildung oder Lebensweise sei. Der Grund davon ligt darin, daß das Element, worin sie sich zu bewegen haben, immer dasselbe bleibt, während die verschiedenen Wärmegrade oder Nahrungen eine abwechselnde Form des Schnabels und des Gefieders nothwendig machen.

Mit solchen, und vielen anderen damit verwandten Betrachtungen vielleicht, hatte ein Franzos, Namens Lennox, dessen Familie eigentlich aus Schottland abstammt, und der bald nach der Juli-Revolution

eine politische Rolle zu spielen versucht, seit einigen Jahren sich beschäftigt, in der Absicht die Luftschifffahrt wo möglich an bestimmte Regeln zu binden, und durch neue Versuche sie zu vervollkommen.

Seines ersten Unternehmens Erfolg, hat freilich den darauf begründeten Erwartungen nicht entsprochen, und sein hundert Fuß langes Luftschiff, dem er die Gestalt eines Fisches gegeben, ist schon vor dem Aufsteigen zerplatzt. Aber eben dieser Umstand beweiset, daß wenn man es dahin gebracht ein Luftschiff aus stärkeren Stoffen zu erbauen, als man bisher dazu verwendet, die Gewalt des in dem langgedehnten Körper enthaltenen Gases, denselben mit großer Leichtigkeit erheben werde. Auf jeden Fall kann man also diesen ersten, wenn auch mißlungenen Versuch, dennoch als ein wichtiges Ergebniß zu den Fortschritten der äronautischen Wissenschaft betrachten.

Vor zwei Jahren schon, hatte Lennox in den Steinbrüchen von Montmartre, bei Paris, einen großen Luftballon erbauet, den er, sorgsam verborgen, eines Abends aufsteigen lies, um ohne durch den Zudrang Neugieriger belästigt zu werden, seiner Berechnungen Werth zu studieren. Des Windes Stärke wirkte auf die abhängige Fläche, die er ihr entgegenstellte, wie beim Fregattenvogel, und erhob den Ballon viel höher, als er, seiner Ansteigungskraft zufolge, hätte gelangen sollen. Lennox bestieg nun selbst sein Luftschiff, und bemerkte bei mehreren Versuchen, daß er immer gleichförmig von der Luftströmung fortgezogen wurde, worin er jedesmal sich befand.

Auf diese Beobachtung gestützt, beschloß nun Lennox

seine Versuche in einem größern Maßstabe fortzusetzen. Er behielt die langgedehnte, fischähnliche Form bei, die er seinem Luftschiffe gegeben, und brachte im Innern dieser ungeheuern Maschine eine Art Schwimmblase an, die er mit Luft anfüllte oder leerte, je nachdem er sinken oder steigen wollte. Er brachte es auch dahin, ohne weder seinen Ballast noch sein Gas zu verlieren, in der Luftschicht sich zu erhalten, die ihm zur Erzielung seines Zweckes die entsprechendste schien. Es ist das eine glückliche Anordnung, die dem Luftschiffer vergönnen kann, der Atmosphäre verschiedene Strömungen zu studieren.

Ein Steuerruder, das dieselben Dienste leisten kann, wie der Fischschwanz, einige Floßfedern, Räder mit Flügeln besetzt, die, wie sinnreich sie auch sein mögen, nicht eine neue Erfindung genannt werden können, obgleich sie an dem Luftschiffe eine Macht entwickeln, welche sie, hätte man dem Ballon eine andere Form gegeben, nicht haben könnten: das ungefähr ist die ganze äronautische Zurüstung, die Lennox ein wirkliches Luftschiff nennt, und die, gleich dem Adler, dessen Namen er ihr gegeben, am 15. August d. J. vom Marsfelde zu Paris sich erheben sollte.

Wie bereits gesagt, ist das beabsichtigte Unternehmen an dem bestimmten Tage nicht gelungen, indem der Stoff, woraus das Luftschiff verfertigt worden, nicht stark genug war, um dem Drucke des Gases, womit es angefüllt worden, zu widerstehen. Glücklicherweise platzte das Fahrzeug schon, ehe die siebenzehn Personen, welche zu seiner Leitung, und zu Anstellung mannigfacher Beobachtungen bestimmt waren, es bestiegen, und von der Erde sich erhoben.

Ohne diesen Unfall hätte Lennox in der höhern Luftregion die Strömung gewählt, der er im Voraus willens war, sich zu überlassen, und die ihn, seiner Berechnung nach, in Zeit von zwei Stunden von Paris nach London führen sollte. Mit einer andern entgegengesetzten, höheren oder niedrigeren Strömung, würde er am Abend desselben Tages wieder nach Paris zurückgekehrt sein.

Auf jeden Fall ist das Studium der in der Atmosphäre herrschenden Strömungen von großer Wichtigkeit, und man kann jetzt, mit Hilfe der von Lennox in seinem Luftschiffe angebrachten Schwimmblase ohne Gefahr sich unterziehen. Die meteorologische Wissenschaft, das Studium der herrschenden Winde, haben uns seit Langem gelehrt, daß durchaus entgegengesetzte Strömungen, von verschiedenartiger Schnelligkeit in der höheren Luftregion wirklich vorhanden sind. Man weiß auch, daß es in dem Raume zwischen diesen Strömungen, eine Art Windstille gibt, die durch Zurückprallen erzeugt wird. Dieser Raum ist jener der unbeweglichen Wolken, an denen wir die Schnelligkeit der an ihnen vorüberziehenden berechnen.

Das Alles beweiset die Richtigkeit von Lennox's Angaben, wie die Möglichkeit des Gelingens seines Entwurfs, wenn er mit Umsicht und Beharrlichkeit in Ausführung gebracht wird. Mehrere junge Physiker, und andere muthvolle Männer, haben bisher den kühnen Neuerer bei seinem Vorhaben unterstützt. Ajasson de Grandsagne, einer der ersten, hatte im Voraus durch die öffentlichen Blätter angedeutet, welche Beobachtungen man vorzunehmen gesonnen sei.

„Man wolle studieren, sagte er:

1. Die in der Atmosphäre herrschenden Strömungen und Gegenströmungen;

2. Das Gesetz der Verminderung des Wärmestandes, in dem Maße als man sich in der Luft erhebt, folglich des fortschreitenden Ganges des Barometers und Thermometers, wie zur Vervollkommung auch dessen des Hygrometers;

3. Das Gesetz der Fortpflanzung des Lautes durch Luftschichten von verschiedenartiger Dichtigkeit;

4. Die Intensität des Erdmagnetismus, um zu wissen, ob er derselbe ist in den höhern Regionen, wie auf des Bodens Oberfläche.

„Es wird nach den Experimenten, fügte er hinzu, welche wir bei der bevorstehenden Luftschifffahrt und den darauf folgenden vornehmen wollen, möglich sein zu entnehmen, ob es unter den Erdpolen einen Anziehungs-Mittelpunkt gibt, gegen den die Magnetnadel gerichtet ist, oder ob, der Meinung einiger Physiker zufolge, die Richtung des Kompasses gegen Norden durch eine elektrische Strömung bestimmt wird, welche die Sonne unterm Aequator erzeugt, und die auf den Magnet dieselbe Wirkung hervorbringt, wie eine voltaische Strömung in dem Metalldrath kreisend, der die beiden Pole einer Säule verbindet."

Während den von den Luftschiffern in der höhern Region angestellten Beobachtungen, sollten, auf Verfügung der Akademie der Wissenschaften zu Paris, korrespondirende Beobachtungen auf der königlichen Sternwarte angestellt werden, um die einen mit den andern zu vergleichen. Die Luftschiffer wollten auch von Zeit zu Zeit an ihre Freunde gerichtete Briefe

auswerfen, worin sie Rechnung von Allem, was ihnen begegnet wäre, abzulegen gesonnen waren. Im Fall eines Unglücks sollte man an den Instrumenten genau die Beobachtungen angedeutet finden, welche man zuletzt zu machen im Stande gewesen.

Das Mißglücken des Entwurfs, rührte einzig und allein von der Unzulänglichkeit der bei der Füllung des großen Luftschiffes in Anwendung gebrachten Mittel her. Einige der Stricke, woran dies letzte befestigt war, zerrissen, und der Ballon, solchergestalt auf einer Seite frei, bewegte sich mit großer Heftigkeit aufwärts. Ein plötzlicher Windstoß ergriff ihn nun, und beförderte sein Zerplatzen, wonach das Gas ausströmte, und der jedenfalls zu dünne Stoff, woraus das Luftschiff verfertigt worden, zur Erde zurücksank. Lennox beschloß sogleich den Bau eines anderen, viel stärkeren Fahrzeuges, mit welchem er sich gegen Ende Septembers, oder zu Anfang Oktobers, in die Lüfte zu erheben gedenkt.

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich.

Unter allen revolutionären Herden in Frankreich ist der in Lyon, der zweiten Stadt des Landes, einer der thätigsten. Wenn die Unternehmungen der Mitglieder der Gesellschaft der Rechte des Menschen und Bürgers in einigen bedeutenden Städten, wie in Metz, Nancy, Straßburg, Besançon, Dijon, Orleans ꝛc. nur lächerlich genannt werden können, weil sie auf bloße Prahlereien, Bravaden, Charivaris und theatralische Gaskonaden sich beschränken; wenn sie in Marseille, Grenoble und St. Etienne durch Raufereien sich beurkunden, die weiter keine Folgen nach sich ziehen, haben sie dagegen in Lyon sehr blutige Ereignisse veranlaßt, eine fünftägige Schlacht in den Straßen dieser Stadt, welche der Gewerbthätigkeit derselben einen harten Stoß versetzt, und den allgemeinen Wohlstand in ihr auf lange Jahre kompromittirt hat.

Wahrscheinlich nicht um einen solchen Zweck zu erreichen, jedenfalls aber um in Frankreich eine neue Umwälzung zu veranlassen, die gegenwärtige Ordnung der Dinge in diesem Lande zu beseitigen, und durch eine republikanische Verwaltung sie zu ersetzen, ersparte die revolutionäre Propaganda kein Mittel, wodurch die Gemüther aufgereizt, eine fieberische Erbitterung gegen die Regierung immer mehr verbreitet, und ein moralischer Zustand herbeigeführt werden konnte, der endlich in eine allgemeine Insurrektion sich verwandeln sollte.

Zu diesem Zwecke wurden eine Menge Flugschriften, zu vielen tausend Exemplaren, verbreitet; wur-

den den untersten Volksklassen die verderblichsten Grundsätze beigebracht, unter dem Vorwande der allgemeinen Forderung des Genusses der Rechte des Menschen und Bürgers; wurden ihnen Trugbilder künftigen Wohlergehens unter den Gesetzen der Republik vorgespiegelt; wurde ihnen als Mittel zur Erzielung desselben, der gegenwärtigen Regierung, wie aller monarchischen Institutionen Sturz angedeutet.

Unter diesen Flugschriften befand sich besonders häufig eine angeblich von dem bekannten Ci-devant-Marquis, später citoyen Boyer-d'Argenson verfaßte, unter dem Titel: „Raps eines Reichen mit populären Gesinnungen (boutade d'un riche à sentimens populaires)." Es war unmöglich, diese Ergüsse einer milzsüchtigen Laune ohne alle Ueberlegung, besser zu bezeichnen, als durch das Wort „Raps."

Demungeachtet war der dadurch ausgeübte Einfluß auf die untern Stände sehr verderblich, weshalb die Flugschrift mit Beschlag belegt, und ihre Verbreiter der Gerechtigkeit überantwortet wurden, obgleich der Verfasser dieses Raps, auf seine Versicherung, daß er ihn wohl geschrieben, doch nicht bekannt gemacht, vor den Assisen zu Paris freigesprochen worden.

Unter den auffallendsten Stellen der inkriminirten Schrift, zeichnen sich besonders diejenigen aus, in welchen sich der Verfasser direkt an die untersten arbeitenden Klassen wendet, ihnen alle Wohlhabenden, alle Unternehmer, Fabrikanten, Werkmeister ꝛc., als ihre Unterdrücker, ihre Plagegeister und Blutsauger andeutet; wo er die Reichen, die Geldraben darstellt, als nur darauf bedacht durch „abscheuliche, unmensch-

liche Gesetze" die Arbeiter im Zaum zu halten, das Volk auszubeuten, und ihm die schwere Last aller Abgaben aufzubürden, wo er dieses endlich auffordert, durch eine energische Maßregel seiner Blutsauger, seiner Unterdrücker sich zu entledigen, sich frei zu machen, seine Souveränetät zu behaupten, und durch sich selbst sich Gesetze zu geben. Um desto eher dazu die noch Schwankenden zu bewegen, ruft er ihnen wie begeistert zu:

„Ihr verletzt alle Eure Pflichten gegen Gott, gegen Euch selbst, gegen eure Frauen, gegen die Urheber Eures Lebens, wenn sie noch vorhanden sind, vorzüglich aber gegen Eure Kinder, wenn Ihr nach einem von Erfolg gekrönten Aufstande feig oder unwissend genug sei, um Euch damit zu begnügen, eine Verbesserung des Tarifs, oder eine Erhöhung Eures Arbeitslohns zu fordern. Denn wäre dies letzte selbst dreimal so stark, als es gegenwärtig ist, würde es dennoch nicht dem Euch von Rechtswegen zustehenden Theile des gesellschaftlichen Erbes gleichkommen. Mehr noch, so lange ihr den Reichen die Macht überlasset, allein Gesetze zu machen, werden sie wohl, welcherlei Zugestehungen Ihr von ihnen auch erlanget, Euch mit Wucher Alles wieder abzunehmen wissen."

— Da hören Sie, rief, nach Vorlesung dieser Stelle, der General-Advokat Tournel den Geschwornen (der Assisen zu Lyon) zu, daß hier nicht mehr von politischen Rechten allein die Rede ist, sondern von dem den ärmern Volksklassen zustehenden Theile des gesellschaftlichen Erbes. Das Ende der Phrase stellt das auf das augenscheinlichste fest. Es ist um

die gesellschaftlichen Reichthümer, um die Kapitalien zu thun, von denen man den Unbemittelten ihren Antheil verspricht, den sie jedoch zuvor durch eine allgemeine Auflehnung gegen die bestehenden Gesetze sich erwerben müssen. Das sind die Doktrinen, die staatswirthschaftlichen Lehren, die man dem Volke einzuprägen sich bemühet, indem man sie ihm unter allen Formen darbietet.

Der General-Advokat denkt überdem, daß es nothwendig sei, den Karakter der inkriminirten Flugschrift, ihre Moralität an und für sich selbst, wie ihren Einfluß auf die Umstände, welche ihre Verbreitung zu Lyon bezeichnet haben, näher zu untersuchen, ohne Rücksicht zu nehmen auf ihres Verfassers Freisprechung, die nur erfolgt sei, weil er versichert, daß er sie nicht bekannt gemacht.

Die Geschwornen erklärten den Verbreiter der in Rede stehenden Flugschrift, einen gewissen Reverchon, der Aufreizung zum Haß und zur Verachtung gegen eine gewisse Klasse Personen, wie eines Angriffs gegen das durch den Artikel 8 der Staats-Urkunde als unverletzlich festgestellte Eigenthumsrecht, schuldig, weshalb er zu sechsmonatlicher Haft und 200 Fr. (93 fl. 20 Kr. rh.) Geldstrafe verurtheilt wurde.

Johanna Plautin, von Chams (im Lozère-Departement) 33 Jahr alt, und Peter Chausse, von Thoras, waren beide angeklagt, in der Nacht vom 25. zum 26. August 1832, wie am 13. Oktober desselben Jahres, einen Mordangriff gerichtet zu haben gegen Andreas Bazin, Ehemann der Plautin. Sie

waren ferner beschuldigt, demselben am 27. November 1832 Gift beigebracht zu haben. Chausse hatte sich allen Nachforschungen entzogen, weshalb seine Mitschuldige allein vor Gericht erschien.

Seit drei Jahren hatte ein ehebrecherisches Verhältniß zwischen der Bazin und Peter Chausse bestanden, doch erst gegen Mitte 1832 wurde der ersten Mann davon unterrichtet. Vergebens bemühete er sich, seine Frau zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Häusliche Uneinigkeit und körperliche Mißhandlungen, waren seines Strebens alleinige Folge.

Die Zusammenkünfte der beiden Schuldigen wurden von Bazin jetzt strenger bewacht, und da er eines Tages beide beisammen fand, vernrsachte er einen öffentlichen Skandal, der seine Frau veranlaßte auszurufen: daß sie ein solches Leben nicht länger ertragen könne, und gesonnen sei, entweder ihrem Manne, oder sich selbst das Leben zu nehmen. Schon früher hatte sie in Gegenwart mehrerer Personen sich geäussert, daß wenn ihre Augen Pistolen wären, und sie ihren Mann damit erschiessen könnte, er schon lange nicht mehr leben würde.

Den 25. August 1832 hatte Bazin mit seiner Frau sich zum Jahrmarkt nach Thoras begeben. Auf dem Rückwege nach Chams sah er seine Frau sich rasch entfernen, und hörte sie zu Chausse sagen: „Du hast ihn jetzt unter der Hand, mache ein Ende mit ihm.“ Es war bereits Nacht, und Bazin, der einen Mordanschlag gegen sich befürchtete, lief so schnell als möglich nach Thoras zurück, wo er athemlos im Wirthshause ankam, und erzählte, was ihm begegnet war.

Etwas ähnliches ereignete sich auf dem Jahrmarkt

zu Croisances, wo Bazin unvermuthet von Chausse überfallen wurde. Der Gastwirth, in dessen Hause beide eingekehrt waren, schlug sich ins Mittel, und nöthigte Chausse sich zu entfernen, was Bazin's Frau sehr übel aufnahm. Auf der Heimkehr macht Chausse auf Bazin Jagd, konnte ihn jedoch nicht erreichen, weil er schnellfüßiger war als jener, und früher ein dichtes Gebüsch erreichte, wo er sich verbarg.

Von nun an verging beinahe kein Tag, wo Chausse nicht Bazin bedrohte, ihm die Kehle zuzuschnüren, oder ihm mit einer Axt den Garaus zu spielen. Er schliff die letzte mehrmals, und lies sie von einigen Zeugen probieren, um gewiß zu sein, daß er damit, sagte er, den ersten besten Wolf auf einen Streich erlegen könne.

Indessen hatte Bazin's Frau den Entschluß gefaßt, auf eine weniger auffallende Weise ihres Mannes sich zu entledigen. Einige Nachbaren und Bazin's eigener Vater hinterbrachten ihm, daß jene Gift gekauft, und daß er sich in Acht nehmen solle. Der Unglückliche hatte jetzt keinen ruhigen Augenblick mehr. Bei dem geringsten Uebelbefinden nahm er sogleich Brechmittel, und behauptete die Wirkung des Giftes fortwährend in seinen Eingeweiden zu spüren.

Endlich am 26. November 1832, nach einem neuen Hauszwist, begab sich Bazin nach Grandrien, wo er im Wirthshause übernacht blieb. Tags darauf war er wieder in Chams, wo er ebenfalls im Wirthshause einkehrte. Er trank mit mehreren Personen, und ging gegen Mittag nach Hause, wo sein Essen schon bereit stand. Bald nachdem er dasselbe genossen, verspürte er heftige Schmerzen in den Eingeweiden,

mußte sich stark erbrechen, und wurde ganz ermattet in sein Bett gebracht. Er verlor die Sprache und verschied am andern Morgen.

In Gegenwart mehrerer Zeugen blickte er seine Frau, die mit ihrem jüngsten Kinde auf dem Arm in sein Zimmer trat, mit einem schrecklich durchbohrenden Blicke an, als wollte er damit sie anklagen, schuld an seinem Tode zu sein. Einer der Anwesenden, ein gewisser Loubier, wurde von diesem Blicke so sehr ergriffen, daß er der Frau, die keine Mine verzog, zurief: „O Johanna, was hast Du gethan, Du hast Deinen Mann vergiftet.“ Dieser bewegte schnell den Kopf, als wollte er Loubier's Ausruf bestätigen, wonach er die Augen auf immer schloß.

Von allen diesen Umständen unterrichtet, verbot der Maire den Leichnam zu beerdigen, und beorderte zwei Aerzte, ihn zu öffnen. Aus ihrem Bericht ergab sich, daß der Magen in dem Zustand der höchsten Entzündung sich befunden, und zum Theil mit Arsenik angefüllt gewesen.

In ihrem Verhör läugnete die Angeklagte, Urheberin des Verbrechens zu sein. Sie bemühete sich dagegen, glaublich zu machen, daß ihr Mann sich selbst vergiftet habe. Der auf sie haftende Verdacht wurde noch verstärkt durch die Aussage des Zeugen Gazanion, der ungefähr drei Monate vor Bazin's Tode, dessen Frau und Chausse, beide auf einem Pferde reitend, begegnet. Sie schienen sehr heiter, und lachten aus vollem Halse. Neugierig zu wissen, wohin sie sich begeben, oder was sie weiter treiben würden, folgte er ihnen, und sah sie (es war Abend und heller Mondschein) an einer Mauer halten, hinter

welche sie sich verbargen. Er lauschte einige Minuten, und hörte unter andern die Bazin zu Chausse sagen: „Ich habe schon zweimal versucht, ihn mit Gift aus der Welt zu schaffen. Aber er hat jedesmal etwas gemerkt, und sogleich ein Brechmittel genommen. Zum dritten Male will ich ihm indessen ein so gutes Süppchen kochen, daß alle seine Mittel ihm nicht helfen sollen.“

— Warte nur bis er ganz sicher geworden ist, entgegnete Chausse, damit es endlich anschlägt, und wir nicht noch einmal Gift kaufen müssen.

Der bejahenden Erklärung der Geschworenen gemäß, wurde Johanna Plautin, mit Rücksicht auf einige „mildernde Umstände“ (die jedoch nicht näher bezeichnet worden), zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

Am 23. August d. J. wurde vor den Assisen zu Paris, unter dem Vorsitz des Präsidenten Poultier, eine politische Rechtssache verhandelt, die in den Jahrbüchern der französischen Gerechtigkeitspflege einen ausgezeichneten Rang einnehmen wird. In ihrer Nummer vom 1. August d. J. hatte die Zeitung, National von 1834, die Eröffnung der Kammern durch den König Ludwig Philipp auf eine Weise beschrieben, die von dem Parkett als eine Beleidigung gegen des Königs Person, und gegen die königliche Familie betrachtet, und als solche der Würdigung der Geschwornen unterzogen wurde.

Wahr ist es, daß Preßlizenz unmöglich weiter ausgedehnt werden konnte, als in diesem Aufsatze, worin nicht bloß des Königs Persönlichkeit lächerlich

und verächtlich gemacht, sondern auch über seine angebliche Hinfälligkeit gespottet, und die Hoffnung ausgesprochen wurde, daß es mit seinem Leben bald zu Ende gehen dürfte, weil sein Gesundheits-Zustand in den letzten Zeiten sich sehr verschlimmert habe. Eben so unschicklich, ja beinahe pöbelhaft, waren die Ausfälle gegen die Königin, gegen die Prinzen und Prinzessinnen, gegen des Königs Schwester, endlich gegen die Pairskammer, gegen einzelne Deputirten, Generale und andere Personen. Wir würden uns selbst verachten, wenn wir im Stande wären, unsere Feder zu besudeln mit diesem Pasquill, das alle radikale Zeitungen mit großem Jubel, und mit erläuternden Kommentaren begleitet, nachgeschrieben haben.

Der verantwortliche Herausgeber des National, Armand Carrel, erklärt 33 Jahr alt zu sein. Sein Advokat ist der bekannte Ledru, ein persönlicher Feind des Königs, dem er den Vorwurf macht, ihn vernachläßigt zu haben, obgleich er angeblich viel zu seiner Erhebung auf den Thron beigetragen.

Der General-Prokurator Martin äußerte sich folgendermaßen über den inkriminirten Aufsatz:

„In Betreff der Presse müssen die Rechte und Pflichten des Schriftstellers und der Magistratsperson gewissermaßen wechselseitig sein. Der Schriftsteller muß einer großen Freiheit genieſſen, und eine zänkische oder verfolgende Magistratsperson, die ihn in zu enge Grenzen beschränken wollte, würde ihre Pflichten verkennen, und der ihr anvertrauten Aufgabe wenig würdig sein.

„Der Schriftsteller aber muß ebenfalls wissen, daß seine Rechte nicht alle Schranken überschreiten

können, und daß es Schwäche sein würde auf Seiten der Magistratsperson, wenn sie nicht die Ausgleichung gewisser von Schriftstellern begangener Vergehen verlangte.

„Einige Worte über das Vergehen, welches dem National von 1834 zur Last gelegt wird. Bei allen monarchischen Regierungen ist es eine unbestrittene Regel, daß des Königs Person unverletzlich und geheiligt ist. Dies Prinzip ist nicht blos im Interesse der königlichen Würde festgestellt worden, sondern im allgemeinen Interesse. Denn wenn man täglich das Staatshaupt beschimpfen kann, werden bald alle Bande erschlaffen, die vernünftigsten Dinge werden alle Achtung verlieren, der Thron kann zusammenstürzen, und mit dem Thron werden Ruhe und Sicherheit der Bürger zu Grunde gehen.

„Dadurch, daß man in die Staats-Urkunde einen Artikel aufgenommen, der bestimmt, daß des Königs Person unverletzlich und geheiligt sei, hat der Gesetzgeber augenscheinlich gewollt, daß diese Person des Königs eben so wenig lächerlich gemacht, als thätlich beleidigt und verletzt werden dürfe. Wenn er wollte, daß sie geheiligt sei, wollte er auch, daß sie mit Achtung und Bewunderung umringt bleibe. Sie bedurfte eines Schutzes gegen Parteigeist und Haß, darum befindet sich in unserm Gesetzbuche ein Artikel, der die Beleidigung gegen des Königs Person bestraft.“

Nach Erörterung der verschiedenen strafwürdigen Anzüglichkeiten gegen Ludwig Philipps Persönlichkeit, und des wenig passenden Tons, womit die beiden großen politischen Körper der Pairs- und Deputirten-

Kammer behandelt worden, bezeichnet der General-Prokurator besonders die Phrase, welche sich auf die königliche Familie bezieht, und worin es unter anderm heißt, daß den Frauen dieser Familie etwas fehlt, dessen Bossuet gedenkt.

„Wissen sie," rief er, „was dieses Etwas ist, wovon Bossuet spricht, und das nicht näher bezeichnet wird? Erinnern Sie sich, daß Henriette von England die Frau eines unglücklichen Königs war, dessen Kopf auf dem Blutgerüste fiel. Das ist es, was man hat sagen wollen. Dies Blutgerüst ist es, was noch fehlt..."

Carrel erhielt das Wort. „Meine Herren Geschwornen," sagte er, „Sie sind nicht blos Geschworne, Sie sind auch politische Wahlmänner. Sind Sie Richter der Presse, so sind Sie auch Richter des Regierungs-Systems, dem Sie die Mehrheit verleihen. Sie haben eine allgemeine Neuwahl gemacht. Die Krone und die Deputirten haben sich in der Nähe gesehen. Sind Sie zufrieden gewesen mit der Adresse, so müssen Sie sich über die darauf ertheilte Antwort gewundert haben.

„In dieser Sache ist es um Bemerkungen zu thun, welche der National von 1834 über die Thronrede bekannt gemacht, Bemerkungen, die jeder Schriftsteller zu machen das Recht hat. Ich spreche zu Männern, welche die Juli-Revolution angenommen haben, die sehr wohl wissen, wie sie gemacht worden, und die eben so gut wissen, wie man sich benehmen muß, um sie zu erhalten. Ich spreche zu Geschwornen, die nicht meine Gegner sind.

„Sie wissen, daß der National von 1834 nicht

monarchisch ist. Dadurch, daß er die Kronrede kritisirt, daß er ihren Inhalt mehr dem Könige zuschreibt, als dem Kabinet, hat er eine „Zensur“ geltend gemacht, die in Allem in den Schranken seiner Rechte war. Ich würde mich nicht bemühen, die Beleidigung zu mildern, wenn sie wirklich existirte, eben so wenig, als ich sie vermehren möchte.

„Was Unangenehmes in dergleichen Entwickelungen ligt, kann nur der Anklage zugeschrieben werden, die mich nöthigt, dazu meine Zuflucht zu nehmen, indem sie mir die Ehre erzeigt, einen solchen Gehalt in meine Worte zu legen. Der National von 1834 hat nichts gethan, was sein „Zensurrecht“ überschreitet, und dies Recht kann nicht mehr bestritten werden, seit Châteaubriand sein berühmtes Buch: „Von der Monarchie nach der Charte,“ geschrieben.

„Die Eröffnung einer neuen Gesetzgebung stellt die gewichtigsten Diskussionen in Beachtung, weil sie das Land mit einer fünfjährigen Dauer bedrohet, vorzüglich wenn es darum zu thun ist, einem System sich beizugesellen, das bittere Früchte erzeugt, einem System, das seit drei Jahren die blutigen Ereignisse von Lyon und Paris veranlaßt hat. Man kann besorgen, daß sie nicht die Freiheit aufopfere, und einen heftigen Anstoß herbeiführe. Aus Erfahrung weiß man schon, daß die politischen Erschütterungen furchtbar sind für Diejenigen selbst, welche sie bewerkstelligen.

„Ist aber der National von 1834 die einzige Zeitung, die es bei dieser Gelegenheit mit der Königswürde angebunden hat? Wo ist das unabhängige

Blatt, das in dem Marschall Gérard ein System hätte brandmarken mögen, welches nicht das seinige war, indem Jedermann wußte, daß das seit vier Jahren befolgte System dem Könige gehörte, was er bei mehr als einer Veranlassung geäussert und wiederholt hat.

„Der National von 1834 hat Ludwig Philipp dies System zugeschrieben, und desbalb wird er verfolgt. Hätte dagegen eine Zeitung dieses System gelobt, würde man sie alsdann auch verfolgt haben? Wenn der National gesagt hätte, es sei das Werk von Ordnung der Dinge (ordre de choses), oder das Werk von einem gewissen Jemand, wie einige leichte Blätter sich auszudrücken pflegen, würde man ihn nicht verfolgt haben, obgleich Jedermann gewußt, was er hätte sagen wollen."

Carrel diskutirte nun die Frage der königlichen Unverletzlichkeit, und erklärte, „daß wenn die königliche Majestät ihre Unverletzlichkeit bewahren wolle, sie neutral bleiben, sie herrschen, aber nicht regieren müsse." Er endete mit den an die Geschwornen gerichteten Worten:

„Wenn Sie dafür halten, daß die Regierung ausser den konstitutionellen Regeln ist, werden sie durch unsere Nichtschuldig-Erklärung ein edles Beispiel aufstellen. Sie werden der Macht dadurch ein Beispiel der Mäßigung geben."

Nach sehr kurzer Berathung ertheilten die Geschwornen ihre entscheidende Antwort auf die ihnen vorgelegte Frage: Ist der National von 1834 einer Beleidigung gegen des Königs Person und gegen die königliche Familie schuldig? Sie war verneinend.

Demzufolge wurde Carrel von der gegen ihn anhängig gemachten Anklage freigesprochen.

Nirgends sind Gauner und Betrüger jeder Art an neuen Hintergehungsmitteln reicher, als zu Paris. Der Bemittelte muß die äusserste Vorsicht aufbieten, um nicht von ihren Netzen umgarnt zu werden, oder in ihre Fallstricke zu gerathen. Unter den neuen Vorkehrungen, deren sie sich zur Erreichung ihrer Zwecke bedienen, hat man besonders nachstehende zu bemerken:

Ein anständiger Mann wurde ganz neuerdings, im Vorübergehen am Palais-Royal, von einem Individuum angehalten, das behauptete, eine auf ihn lautende Schuldverschreibung von 500 Fr. (233 fl. 20 kr. rh.) zu haben. Der Fordernde fügte hinzu, daß er sich in der größten Noth befinde, und seit zwei Tagen nichts gegessen habe, während sein Schuldner, der ihn leicht bezahlen könne, aber nicht wolle, im Ueberfluß lebe.

Sein Geschrei zog bald eine Menge Gaffer herbei, die, albern und leichtgläubig wie der pariser Pöbel durchgängig ist, den angeblichen Schuldner mit Drohungen bestürmten, und ihn zwingen wollten, den Andern zu befriedigen, oder ihm wenigstens etwas auf Abschlag zu geben. Unser ehrlicher Mann, der den Betrüger in seinem Leben nicht gesehen, mußte sich glücklich schätzen, mit 10 Fr. (4 fl. 40 kr.) sich aus der Verlegenheit zu ziehen, um vielleicht thätliche Beleidigungen, oder noch größeren Geld- und Zeitverlust zu vermeiden.

Mehrere andere Personen sind auf gleiche Weise

angefallen und gebrandschatzt worden. Eine derselben wurde in der Richelieu-Straße von einem jungen mit einem Fuhrmannshemd bekleideten Menschen verfolgt, der gegen sie die pöbelhaftesten Drohungen und Schimpfnamen ausstieß, während er zugleich die Bezahlung einer Summe von tausend Franken forderte, welche der Andere seiner Mutter schuldig sein sollte.

Glücklicherweise war ein großes Kaffeehaus, das der Minerva, in der Nähe, in welches der junge Mensch einzutreten genöthigt wurde. Er folgte nur zögernd, veränderte hier sein System, und erklärte, daß der von ihm Verfolgte ihm einen Bankoschein von 1000 Fr. bei einem Weinschenker entwendet habe.

Dieser Widerspruch, wie seine nichts weniger als anständige Kleidung, erregten Verdacht, und man beschloß ihn festnehmen zu lassen. Als er sein Spiel verloren sah, stotterte er Entschuldigungen, daß er in der Person sich geirrt, und bemühete sich zu entwischen, was ihm auch mit Hilfe einiger dienstfertigen Vermittler, die man nicht grade als seine Helfershelfer betrachten konnte, die aber jedenfalls unbesonnen genug als Vertheidiger eines gefährlichen Individuums sich aufwarfen, recht gut gelang.

— Eine Betrügerei anderer Art ist nachstehende: Am 14. Februar d. J. kam ein Individuum das sich den Namen Fleury gab, und behauptete, ehemals als Musiker bei der königlichen Kapelle angestellt gewesen zu sein, zu einem bekannten Musik-Liebhaber, dem es ein Billet antrug zu einem Konzert, welches am Sonntag, 16. desselben Monats, bei dem berühmten Tonsetzer Pleyel gegeben werden sollte.

Das Billet war auf Rosapapier und äusserst zier-

lich lithographirt. Es war darauf angedeutet, daß man in der Vokal-Partie ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen, wie Dérivis, Jansenne, Richelini, Damoreau-Cinti, Dorus-Gras, Pixis u. a. hören werde. Die Instrumental-Partei solle von Chopin, Baillot, Hertz, Fleury und Dü-Fresne geleitet, und das Piano von de Beaulieu gehalten werden. Und das Alles für die mäßige Summe von 5 Franken (2 fl. 20 kr.). Wie wäre es möglich gewesen, so verführerischen Namen, unterstützt von den dringenden Einladungen des Exkünstlers der königlichen Kapelle, zu widerstehen. Der Liebhaber nahm zwei Billete, deren Preis er sogleich baar bezahlte.

Am Sonntag Abend fanden sich nun eine große Menge Musik-Liebhaber bei Pleyel ein, um das angekündigte Konzert zu hören. Ihr Erstaunen war groß, als man ihnen ankündigte, daß man nie die Absicht gehabt, eine solche musikalische Soirée zu geben, und daß sie mit den Billeten von einem schlauen Betrüger hintergangen worden.

— Ein Mittel dessen viele Gauner ebenfalls mit Erfolg sich bedient, ist Folgendes: Ein sehr anständig gekleideter Mann steigt in einem der besten Hôtels ab, und läßt sich ein schönes Zimmer geben. Nachdem er vortrefflich zu Nacht gespeiset, und bei einer Flasche Wein tief in die Nacht von seinen Angelegenheiten oder Geschäften geschwatzt, geht er endlich zur Ruhe, indem er zuvor ausdrücklich befohlen, ihn recht ordentlich ausschlafen zu lassen, weil er sehr müde sei, und unter keinem Vorwande gestört sein wolle.

Tags darauf, ziemlich früh, findet sich ein Knabe

ein, der ein großes Paket für den Reisenden bringt, nebst einer Quittung, wofür er 5 bis 10 Franken zu erhalten hat. Der Wirth oder der Oberkellner macht die kleine Auslage für den reichen Fremden, der, nachdem man ihn bei seinem Erwachen davon unterrichtet, äusserst flegmatisch sagt: „Es ist gut, ich weiß schon was es ist. Man trage es nur auf mein Zimmer.“ Nach eingenommenem Frühstück oder Mittagessen geht er einen Augenblick aus, um sich Zigarren zu kaufen, mit denen er jedoch nicht wieder erscheint. Man öffnet nun das Packet, worin man nichts als Heu oder Lumpen findet.

— Andere Betrüger, immer sehr gut gekleidet, geben vor, von einem bekannten Wechselherrn, oder von dem Notar des Hauses, geschickt worden zu sein, um den Eigenthümer zu unterrichten, daß viele falsche Bankbillete im Umlauf seien. Auf die eine oder die andere Weise finden sie immer eine Gelegenheit, bei Durchsehung der ihnen etwa vorgelegten Billete, eins derselben zu entwenden, oder eine Uhr, einige silberne Löffel, einige Kleinodien, und im äussersten Falle wenigstens einige Schnupftücher ꝛc., mit sich zu nehmen.

— Bejahrte Personen werden von jungen Männern besucht, die ihnen entweder Empfehlungsschreiben, oder mündliche Grüße, von entfernten Verwandten und Freunden überbringen. Eingeladen Platz zu nehmen, wissen sie so geschickt ihre Rolle zu spielen, daß man Vertrauen zu ihnen faßt, und sie zum Frühstück oder zum Mittagsessen behält. Erst nach ihrer Entfernung entdeckt man, daß ein mehr oder weniger bedeutender Diebstahl verübt worden,

den man Niemand, als dem fremden Gaste zuschreiben kann.

— Gemeine Betrüger hintergehen Leute aus der Provinz dadurch, daß sie ihre Habsucht reizen, und sich das Ansehen geben, als seien sie Fremde (meistentheils Amerikaner) und als kennten sie den Werth der Zwanzigfrankenstücke nicht, weshalb sie ein gelbes Stück gegen zwei Fünffrankenthaler auszutauschen sich erbieten. Geht der Andere in diese Falle, so bringt der Amerikaner entweder den Austausch einer runden Summe in Vorschlag, für die er eine ganze Goldrolle anbietet (die jedoch nichts als Schokolade, mit einem 20 Frankenstück auf jeder Seite enthält), oder er vermag den Provinzial, beide Summen in den Händen eines Dritten zu lassen, der als Wirth des Hauses, wo man eingekehrt ist, passirt, und bei einem Goldschmied ein Zwanzig- und Fünffrankenstück zu probieren, um sich zu überzeugen, ob beide wirklich von gutem Metall seien. Er findet dabei leicht Gelegenheit zu entschlüpfen, und der andere sieht sich um sein Geld geprellt.

Monié, gewesener Gerichtsdiener zu Beauvais, beschäftigte sich zu Paris mit einer Industrie, die bald so nachtheilig für den Fiskus wurde, daß der Minister des Innern bei der Akademie der Wissenschaften sich Raths erholte, über die Mittel, sie zu verhindern. Monié kaufte nämlich alte Aktenstücke auf Stempelpapier pfundweis, beitzte sodann die Schrift weg, und lies nur den Stempel übrig, wonach er das Papier an Spekulanten verkaufte, die es

als neu wieder anbrachten, wobei sie natürlich sehr bedeutende Vortheile gewannen.

Solches Unternehmens wegen vor Gericht beschieden, wurde Monié von den Geschwornen für schuldig erklärt, demungeachtet aber frei gesprochen, weil das Gesetz keine Strafe über ein Vergehen, wie das seinige, verfügte. Der in dieser Sache gefällte Ausspruch ist zu merkwürdig, als daß wir ihn nicht mittheilen sollten. Er lautet wie folgt:

„In Erwägung, daß der Umstand, durch irgend eine Vorkehrung die Gesammtheit unnütz gewordener Schriften weggebeitzt zu haben, um das Papier, worauf sie befindlich gewesen, in den Stand zu setzen, mit neuer Schrift bedeckt werden zu können, an und für sich nicht verbrecherisch ist;

„Daß die vollkommene Wegbeitzung einer ganzen Schriftmasse nicht eine Verfälschung derselben ist, wodurch ihr Sinn hätte verändert werden können, sondern eine vollkommene Vernichtung, die nur in dem Fall Schaden verursachen könnte, wenn diese Schriften zu Gunsten eines dritten Titel bildeten, wessen Monié nicht beschuldigt ist;

„In Erwägung, daß die auf Stempelpapier anwendbar gemachte Abwaschung nicht seinen Karakter verändert, weil es sodann nur als gewöhnliches Papier gebraucht werden kann, und in diesem Falle der Mangel jedes Nachtheils die Idee einer Verfälschung zurückstoßt;

„In Erwägung, daß der der Verwaltung zugefügte Schaden nur in dem Augenblicke beginnt, wo das wieder weis gemachte Papier von Neuem als Stempelpapier verwendet wird; daß dieser Doppel-

gebrauch eines Papiers, das nur einmal dienen soll, ein durch ein besonderes Gesetz bezeichnetes Begehen ist, dessen Bestrafung nur auf dem Wege der Beschlagnahme und der Klage von Seiten der Verwaltung verfolgt werden kann;

„In Erwägung, daß wenn die Zubereitung des alten Stempelpapiers durch Abwaschen, wie nachtheilig sie auch sei für den Schatz, nicht einer betrügerischen Schrift-Verfälschung gleich gestellt werden könne, in dem Sinn des Artikels 147 des Strafgesetzbuches, die Verbreitung und der Verkauf dieses Papiers eben so wenig als Verbrechen bezeichnet werden können;

„In Erwägung überdem, daß der Angeklagte Niemand betrogen über die Beschaffenheit des Papiers, sondern daß er ihnen vielmehr erklärt, dies Papier habe die Operation der Abwaschung erlitten, dergestalt, daß dieser erwiesene Umstand weder Verbrechen noch Vergehen konstituirt, wie das Strafgesetzbuch sie bezeichnet;

„Nach Ansicht des Artikels 364 des Kriminal-Instruktions-Gesetzbuches:

„Erklärt das Gericht den Angeklagten freigesprochen von der gegen ihn anhängig gemachten Anklage.“

Coulon, Soldat von der alten Garde, saß in einem Wirthshause zu Mézières (im Ardennen-Departement) hinter einem ungeheuern Salat, dem einzigen ihm bekannten Mittel gegen seine heftigen Rückenschmerzen, die er solchergestalt von Innen heraus zu vertreiben sich bemühete, als sich ein Mann vor ihn hinstellte, dessen bereits grau untermischte

Haare ihm ein würdevolles, Vertrauen einflößendes Ansehen gaben. Dies Individuum nannte sich Johann Baptist Kristoph Plümet, und behauptete „Doktor-Physikus-Magikus“ zu sein. Es entstand zwischen ihm und dem alten Krieger folgender Dialog:

„Freund, Ihr scheint sehr zu leiden?“

— Alle Teufel, wohl. Der verfluchte Rückenschmerz von der Beresina setzt mir gewaltig zu.

„Ich glaube Euch sagen zu können, daß Euer schmerzliches Uebel seinen Sitz in der untern Region des Rückgrath habe.“

— Tiens, wie wißt Ihr das?

„Ich weiß Alles, mein Freund. Ein Mann wie ich, braucht einen Kranken nur anzuschauen, um zu wissen, was ihm fehlt. Ich bin Doktor-Physikus-Magikus, der allererste Arzt in ganz Frankreich und in Europa, Leibarzt von vier Potentaten, Mitglied aller Akademien und gelehrten Gesellschaften, ꝛc. Ihr seid ein alter Schnurbart, ein Braver; ich will Euch radikal wiederherstellen.“

— Seid Ihr das im Stande, Herr, so leistet Ihr mir einen famosen Dienst. Aber hört, Herr, ich bin nicht reich. Ihr müßt mir keine zu große Rechnung machen.

„Beruhigt Euch; das wird sich schon finden. Schafft mir nur zehn Ellen Band herbei, und ein Fünffrankenstück, damit ich mein Mittel zubereiten kann.“

— Ich habe grade kein Fünffrankenstück. Wenn Ihr aber glaubt, daß ein Kronenthaler Euch denselben Dienst leisten könne, so hat meine Frau noch einen solchen.

„Das kommt auf eins heraus. Es ist nur, um Euch das Stück aufzubinden. Zieht Euch schnell aus; ich habe nicht lange Zeit.“

Lassen wir den Soldaten selbst des Abenteuers Fortgang erzählen.

„Ich ziehe mich also aus, tout nu, tout cru, den....mit Respekt zu sagen, nach oben, und den Kopf zwischen den Beinen, um zu sehen, was der Doktor-Physikus-Magikus mit mir anstellen wird. Der nimmt nun die zehn Ellen Band, taucht sie in Kampfer-Branntewein, und wickelt, statt meinem Kronenthaler, ein großes Zweisousstück hinein.

„Ich sage zu mir: Bon, Du willst mir eine Carotte ziehen. Aber ich bin feiner, als Du. Er schlingt mir die zehn Ellen Band um den Leib, legt mir das Zweisousstück auf den Rücken, zieht das Band aus allen Kräften fest zusammen, und sagt: Jetzt ist's geschehen. Ihr seid mir zwei Franken (56 Kr. rh.) schuldig.

„Um Euch die zwei Franken zu zahlen, sage ich zu ihm, müßt Ihr mir erst meinen Kronenthaler zurückgeben. — Ihr habt ihn auf den Rücken gebunden entgegnet er. Hütet Euch, ihn vor 48 Stunden wegzunehmen; Ihr würdet sonst die ganze Operation verderben. Aber weil Ihr ein braver Mann seid, wird Euch die Wirthin wohl Geld borgen. Darauf lies er sich 10 Franken (4 fl. 40 Kr. rh.) von der Wirthin geben.

„Wie ich das sehe, höre ich nicht mehr auf rime und raison. Ich will mit Gewalt den Verband abreissen, was er jedoch verhindert. Machst Du noch eine Bewegung, schreit er mir zu, so bist Du auf Zeitle-

bens ein verkrüppelter Mensch. Komm mit mir oben in mein Zimmer, da will ich Dir behutsam den Verband abnehmen.

„Ich wußte wohl, daß wenn ich ihn machen ließe, er den Kronenthaler geschickt unter das Band praktiziren würde. Darum riß ich es ab, aller Mühe ungeachtet, die er sich gab, mich daran zu hindern, wonach sein Zweisousstück vor aller Welt auf den Boden fiel. Aber mein Kronenthaler war eben so wenig da, als Dinte in einem Weihfaß.“

Der Doktor-Physikus-Magikus Johann Baptist Kristoph Plumet seinerseits nahm nun das Wort zu seiner Vertheidigung. Er trat einen Schritt vor, machte einen zierlichen Hanswurst-Bückling, stemmte die linke Hand auf seine Hüfte, und focht mit der Rechten, wie Jemand der gewohnt ist an den Straßenecken zu peroriren.

„Messieurs et Mesdames,“ sagte er, „glauben Sie nicht, daß ich einer jener Marktschreier bin, die sich für Doktoren der Medizin und der Philosophie ausgeben, und die ihres Titels sich nur bedienen, um das Publikum hinters Licht zu führen; die seine Leichtgläubigkeit ausbeuten, und das menschliche Elend, statt es zu vermindern, nur noch vermehren. Bst! Ahi!...

„Messieurs et Mesdames, hochgeehrte und achtungsvollste Gesellschaft, ich habe die Experimental-Physik und die Chemie studiert, ich habe mit Pathologie, Phränologie, Geologie, Lithologie, Mineralogie, Geographie, Topographie, Lithographie und Philosophie mich beschäftigt; ich habe hepatische, hektische, melancholische, kolerische, flegmatische und

sanguinische Uebel kurirt, worüber ich die besten und glaubwürdigsten Zeugnisse aufzuweisen habe.

„Messieurs et Mesdames, ich kenne alle leitenden Fäden des menschlichen Körpers, seine Organisation, Konstruktion, Kombination und Desorganisation, wie überhaupt Alles, was Bezug hat auf die Organe und Fakultäten eines jeden Einzelnen im Besondern, wie im Ganzen. Man gebe mir ein Individuum, daß an einem Schaden an der Kinnlade oder am Körper leidet, das ein schmerzliches, rheumatisches, neuralgisches, oder sonst ein anderes Uebel im Munde hat, ich lasse ihm seinen Zahn auf 40 Schritte springen, ohne die Hand an ihn zu legen. Bst! Ahi! (Der Angeklagte schnalzt mit der Zunge und knallt mit den Fingern.)

„Messieurs et Mesdames, ehrenwerthe Gegenwärtige und Messieurs le tribunal, ich habe kein Doktor-Diplom. Aber um Ihnen zu beweisen, daß ich meine Wissenschaft aus dem Grunde verstehe, lade ich den Ersten Besten von Ihnen ein, sich von mir kuriren zu lassen, wenn ihm etwas fehlt, oder wenn ihm nichts fehlt. Meine Wissenschaft ist über alle Wissenschaft. Ich kann machen, daß ein Todter, der vorher gestorben ist, noch 22 Schritte macht, auf meinen Befehl, ein Kunststück, was wenige Doktoren der Medizin und der Philosophie vor mir zu produziren die Ehre gehabt.“

Nach einigen zum Verschnaufen verwendeten Augenblicken fuhr Plümet fort:

„Messieurs le tribunal, ich bin als ein guter Bürger bekannt, worüber ich von den achtungsvollsten französischen Bürgern Zeugnisse, Attestate und

Zertifikate aufzuweisen habe. (Er überreicht dem Präsidenten einen Schein von dem Maire eines Dorfes, wo er eine sogenannte physische, d. h. eine Taschenspieler-Vorstellung gegeben.) Ich habe nur einen Fehler; ich bin nämlich ein wenig Bambocheur, und es thut mir leid, daß ich, grade im gegenwärtigen Falle, es mit einem schlechten Bürger zu thun gehabt. Ich habe zu ihm gesagt: Du verstehst keinen Spaß. Du bist ein schlechter Franzos. Männer wie ich, sollten sich mit Menschen wie Du nie gemein machen. Das hat man davon, wenn man mit solchem Pack spaßen will. Du hast Dich betrogen wie ein Sack, wie ein Subjekt ohne alle Erziehung.

„Messieurs et Mesdames, ich wollte 50, 100 Franken wetten, daß wenn sich jetzt noch 20 Sous in meiner Tasche befinden, ich am Abend nichts mehr habe, rein nichts mehr. Ich bin Philantrop. Ich thue aller Welt Gutes. Alles was ich besitze, habe ich auf dem Altar der Menschheit zum Opfer gebracht. Ich lebe als Philosoph, als Diogenes mit der Laterne; ganz Frankreich kennt mich dafür. Gehen Sie hin, Messieurs le tribunal, und fragen Sie alle Welt, ob ich eine einzige Unwahrheit gesagt. Ich will mich verurtheilen lassen; ich will das Blutgerüst besteigen, wenn eine einzige Unwahrheit über meine Lippen gekommen ist. Hier ist mein Kopf; ich bin ein zu guter Bürger, um ihn zu verweigern.

„Was aber den Kronenthaler anbelangt, von dem dieser schlechte Belgier behauptet, daß ich ihm denselben subtilisirt habe, so ist solches eine Lüge, eine Erzlüge, die Lüge aller gewesenen, gegenwärtigen und zukünftigen Lügen. Denn wenn ich 5 Franken,

15 Franken, 20 Franken, 30 Franken brauchte, in weniger als zwei Minuten würden alle guten Bürger Frankreichs, würde das Gericht selbst sie mir geben, ohne daß ich einem so schlechten Belgier sie abzunehmen brauchte."

Dieser pathetischen Standrede ungeachtet, wurde der Doktor-Physikus-Magikus Johann Baptist Kristoph Plümet zu achttägiger Gefängnißstrafe verurtheilt, dergestalt daß die Todten, welche vorher gestorben sind, während dieser Zeit weder 2 noch 22 Schritte werden machen können.

Ausdünstung eines starken Wärmestoffes aus gewissen Blumen, und verschiedenartiger Wärmestand derselben.

Was den genievollen Mann unterscheidet von dem bloßen Gelehrten, das ist die schöpferische Macht, von der er beseelt wird, das ist der Eifer, der ihn bisher unvollkommen gewürdigte Phänomene genauer erforschen läßt. Durch solcher Männer Beharrlichkeit werden der Natur endlich ihre verborgensten Geheimnisse entrissen, und die Wissenschaft zählt täglich neue, schönere Eroberungen.

Lamark, Sennerib und Huber hatten in der Pflanzen-Gattung Arum, vorzüglich in dem Arum italicum und in dem Arum cordifolium, die spezielle Eigenschaft entdeckt eine bedeutende Menge Wärmestoff im Augenblick der Befruchtung auszustoßen. Später behauptete Brongniart, Dütrochet und Biot daß alle Pflanzen mit derselben Ei-

genschaft, wenn gleich in einem geringern Maße, begabt seien.

Schultz seinerseits hat ganz neuerdings bewiesen, das die Wärme-Ausstoßung sich auf eine sehr bemerkliche Weise ebenfalls beim Caladium pinnatifidum beurkundet, und zwar unter den gleichen Umständen, wie bei derselben Gelegenheit. Diese Entdeckung ist von um so größerer Wichtigkeit, weil sie mit bereits erwiesenen Experimenten übereinstimmt, das Gebiet der Botanik erweitert, und sehr viele als Wahrheiten angenommene Irthümer beseitigt.

Wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, hat diese Thatsache, die von einigen Gelehrten zu unrechter Zeit, folglich übel beobachtet worden, anfänglich Veranlassung gegeben zu bittern Rügen und Kritiken. Man ging sogar so weit, den von Schultz gemachten Beobachtungen alle Glaubwürdigkeit abzustreiten, und sie für bloße Hirngespinnste auszugeben. Aber endlich hat die Wahrheit dennoch den Sieg behauptet, und oft wiederholte Versuche haben die in Rede stehende Thatsache unbestreitbar festgestellt. Wir mögen es nicht unternehmen uns umständlich auszulassen über die zahlreichen Experimente, welche Schultz angestellt, bis er zu einem vollkommen entsprechenden Ergebnisse gelangt ist. Lassen wir nur über einige derselben ihn selbst Bericht erstatten.

„Es war im Laufe des Jahres 1826," sagt er, „als ich im botanischen Garten zu Berlin mich ergehend, eine schöne Staude des Caladium pinnatifidum bemerkte, die mit einem Strauß von 20 bis 30 Blumen bedeckt war. Bei näherer Betrachtung dieser Pflanze wurde ich betroffen von der Schnelligkeit,

womit sie sich entwickelt hatte. Denn ich erinnerte mich sehr wohl, daß ich kurz vorher erst an ihr vorübergegangen war, und daß sie damals so bald noch nicht blühen zu wollen schien.

„Eine solche Beschleunigung lies mich vermuthen, das Caladium könne vielleicht dieselbe Eigenschaft haben wie die Gattung Arum, und zwar aus dem Grunde, weil sie zu derselben Familie gehört. Es schien mir also wahrscheinlich, daß sie während ihrer Befruchtung ebenfalls Wärme ausstoße. Was die Aehnlichkeit mir hatte vermuthen lassen, bewies sich mir, durch ein angestelltes Experiment als gegründet, und ich gewann bald die Ueberzeugung, daß der Merkur im Thermometer höher stieg, wenn ich diesen letzten der Pflanze näherte. Die Wärme im Innern des Gewächshauses, war 15 Grad Réaumür, während der ganz nahe an die Pflanze gehaltene Thermometer zuerst 4 sodann 5 Grad Wärme mehr andeutete.

„Ich setzte nun meine Nachforschungen fort, und überzeugte mich, daß der Theil des Kelches, worauf die Staubfäden ruheten, derjenige war, dem alle Wärme entströmte. Ich versicherte mich, daß er sie sodann dem ganzen Kelche mittheilte, und daß in dem Maße wie die Blumenblätter welk wurden, der Wärmestand sich verminderte.

„Diese Beobachtungen schienen mir wichtig genug, um ihre Bekanntwerdung nicht zu vernachläßigen, weshalb ich sie in den zweiten Band eines Werkes einrücken lies, dessen Titel ist: „Die Natur der lebendigen Pflanze.“

„Mehrere Gelehrte wollten nach mir das Experiment vornehmen, das ich umständlich beschrieben

hatte. Sie konnten jedoch nicht dieselben Ergebnisse erzielen, weshalb ich von ihnen mich angegriffen sah. Link betrachtete meine Angabe gradezu als falsch und unrichtig, nnd Professor Goppert, von Breslau, stand nicht an, zu erklären, daß der von mir angedeutete Umstand wenigstens sehr zweifelhaft sei. Da ich jedoch der Genauigkeit meiner Beobachtungen sicher war, erwartete ich mit Ungeduld eine Gelegenheit, sie zu erneuern. Erst zu Anfang dieses Sommers war es mir vergönnt, dies Phänomen abermals zu untersuchen, und es auf sichere, unzubestreitende Beweise festzustellen.

„Die Blume des Caladium pinnatifidum gelangt sehr schnell zu vollkommener Entwickelung, wonach sie ebenfalls in wenigen Augenblicken wieder welkt. Die Natur, die in alle ihre Werke Uebereinstimmung und Entschädigung gelegt, braucht nicht zwölf Stunden, um sie zu vernichten. Sie führt sie dagegen auch zum Leben mit einer Macht und Stärke, die man bei den andern Pflanzen nicht bemerkt.

„Diese Beschleunigung ist nicht fortwährend. Sie hat ihre Epochen der Intensität und des Nachlassens. Der Augenblick aber, wo sie am stärksten sich beurkundet, ist zwischen acht und zehn Uhr Abends. Ausser dieser Zeit befindet sich das Caladium pinnatifidum unter dem allgemeinen Gesetze aller übrigen Pflanzen. Sie unterscheidet sich durch keinerlei Eigenthümlichkeit, und ihr Wärmestand ist jener der Atmosphäre.

„Gibt es Blumen, die zu irgend einer andern Zeit, als in der bestimmten, blühen, so werden sie von der Natur stiefmütterlich behandelt. Der Sten-

gel gibt ihnen nicht genug nährende Säfte, und die Blume muß mit dem Morgenthau allein sich begnügen. Sie genießt nicht jene belebende Wärme, welche sie auf dem Stengel erhält, weshalb sie vor Kälte und Mangel bald stirbt.

„Diese eben angedeuteten Umstände sind von besonderer Wichtigkeit, und hätte sie Link mehr beachtet, würde er in seinen Nachforschungen vielleicht glücklicher gewesen sein. Ich kannte wohl die verschiedenen Eigenschaften des Caladium pinnatifidum. Aber ich hatte nicht eine besondere Aufmerksamkeit verwendet auf die verschiedenen Grade der aus ihr hervorgehenden Wärme-Intensität. Seit dem habe ich die Befriedigung gehabt, auch diesen Umstand genau beobachten zu können.

„Am 1. Mai d. J. pflückte ich eine kaum aufgeblühete Blume des Caladium, nachdem ich mich vorher überzeugt, daß ihre Wärme ganz dieselbe war, wie die der sie umgebenden Luft. Ich trug sie in mein Kabinet, und steckte sie, mit dem äussersten Ende ihres Stengels, in ein Glas Wasser. Der Wärmestand des Kabinets und der Blume war 13 Grad Réaumur (61⁰ 2 Fahrenheit). Bis um 5 Uhr Abends bemerkte ich darin nicht die mindeste anscheinende Veränderung. Gegen 6 Uhr verbreitete die Blume, die bisher ganz geruchlos gewesen, einen sehr starken, unangenehmen Geruch, und ihre Wärme hatte sich um zwei Grad vermehrt. Der Thermometer zeigte 15 Grad um 7 Uhr, stieg bis auf 17⁰ um 8 Uhr, bis auf 19⁰ um halb 9 Uhr, bis auf 19½ um 9 Uhr, bis auf 20½⁰ um 10 Uhr, und bis auf 21½⁰ um 10¼ Uhr.

„Ich ermüdete nicht, und setzte meine Beobachtungen bis 11 Uhr Abends fort. Der Thermometer blieb jedoch unverrückt auf demselben Punkte, und die Wärme hatte ihr Intensitäts-Maximum erreicht. Ich darf nicht vergessen zu sagen, daß der unangenehme Geruch, der sich gleich mit zunehmender Wärme bemerklich gemacht, in dem Maße stärker wurde, als diese sich vermehrte. Er wurde endlich so heftig, daß man hätte glauben mögen, der Fußboden sei mit flüchtigem Laugensalz befeuchtet worden.

„Als ich am nächsten Morgen die Blume wieder untersuchte, war ihr Wärmestand ganz derselbe, wie jener der Luft, und am Abend desselben Tages zeigten sich die Abends zuvor beobachteten Phänomene nicht mehr. Ich begnügte mich jedoch mit diesem Versuche nicht allein, sondern wiederholte ihn mit allen Blumen, die ich mir zu meinen Experimenten verschaffen konnte. Das Phänomen, welches ich eben beschrieben, zeigte sich mir immer wieder unter denselben Gesetzen und in demselben Verhältnisse.“

Gesellen wir diesen Beobachtungen noch einige andere über den Wärmestand der Blumen von verschiedenen Farben bei, der uns von nicht geringerem Interesse scheint.

Wilhelm Herschel hat bemerkt, daß ein sehr richtiger Thermometer dem violetten Strahl des Sonnenbildes ausgesetzt, einen Wärmestand von 2^0 über den der umgebenden Luft andeutete, daß der grüne eine Erhebung von $2{,}25^0$ veranlaßte, und das Maximum des rothen Strahls bis auf $4{,}58^0$ Fahrenheit steige.

Murrey, Verfasser eines geschätzten Werkes über

die Physiologie der Pflanzen, berichtet, daß bei genauer Untersuchung über dieser Angaben Zuverlässigkeit, er die Entdeckung gemacht, nach dem Wärmegrade der die Bildung einer besondern Farbe folgt, erzeugt durch die chemische Kombination mehrerer verschiedenen Substanzen, daß jede Farbe der prismatischen Reihefolge in dem Augenblicke ihrer Entwickelung einen besonderen Wärmestand erzeugt, der immer derselbe bleibt.

Diese Ergebnisse beweisen, daß die farbigen Substanzen darbieten, für das Violette = 1°; für das Blaue 1,5°, für das Gelbe = 2,5°, und für das Rothe = 7,5° über der mittlern Temperatur der zur Bildung dieser verschiedenartigen Farben verwendeten Farben.

Aehnliche Experimente, welche er mit größter Sorgfalt bei den verschiedenartig farbigen Theilen der Blumen vorgenommen, haben ihm ähnliche Ergebnisse dargeboten, woraus er schließt, daß unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen jede dieser eigenthümlichen Farben, die sich auf der Blumenscheibe befinden, einen besonderen Wärmestand habe, der in genauer Beziehung stehe mit derjenigen, welche dieselben Farben des Prisma darbieten.

Wir wollen eine Stelle anführen, worin der gelehrte Beobachter selbst seine Experimente andeutet, die eben so viel Umsicht und Geschicklichkeit, als Genauigkeit der Instrumente erfordern, deren er sich bedient.

„Ich will jetzt," sagt er, „den Wärmestand der verschiedenen Blumen angeben, wie er mir durch einen sehr richtigen und empfindlichen Thermometer angedeutet worden. Im Schatten war die Richardia aethiopica auf 55° Fahrenheit, die Rosa odorata

auf 56°, und die Amaryllis Johson auf 56°. In einem Augenblicke, wo die umgebende Luft eine Wärme von 54° hatte, gab die Kerria Japonica eine solche von 56, und die doppelte rothe Anemone eine solche von 57,5°. Diese Experimente beweisen eine besondere Temperatur für jede eigenthümliche Farbe. Nachstehende Uebersicht, in der Ordnung der prismatischen Reihefolge aufgestellt, kann uns einen neuen Beweis meiner Voraussetzung darbieten.

Wärmestand der Luft.		Wärmestand der Blume.
	Weisse Blumen.	
55	Gänseblume	52,5°
60	Brombeerblume	59,5°
58,5°	Nymphaea	57,5°
81	Narzisse	80,5°
66	Halbdoppelte Glockenblume . . .	67,5°
	Gelbe Blumen.	
60	Leontodon taroxacum	64
70	Sonnenblume	73
82	Gelber Mohn	85
82	Gelbe Rose	91
	Blaue Blumen.	
54	Glockenblume	55
70	Schwertlilie	71
75	Gentianella	77
59,5°	Rittersporn	67
	Rothe Blumen.	
81	Doppelte rothe Pfingstrose . . .	89
71	Adonis autumnalis	72
54	Rose	58,5°
54	Lychnis chalcedonica	61

Der Wärmezustand der weissen Blumen ist verschieden von dem der Luft, sowohl im Schatten, als im Sonnenschein, und es ist wahrscheinlich, daß sie weniger Luft zersetzen, als die Blumen von einer andern Farbe. Der Wärmestand der Blumen ist immer höher, als jener der Luft, mit Ausnahme einiger weissen Blumen. Das Vorüberschweben eines Gewölks über die Sonnenscheibe, macht auf sie eine sehr bemerkliche Wirkung. Bei einem solchen Umstande war die Luftwärme 71°, und die der Adonisrose (Feuerrohr) nur 72°.

Skizze einer Reise durch die lybische Wüste.

Einer der neuesten britischen Reisenden beschreibt folgendermaßen ein ihm zugestoßenes Ereigniß in der lybischen Wüste:

Endlich verließen wir Alexandria, um uns nach Syuah, in den äussern Oasen zu begeben. Es machte mir ausserordentliches Vergnügen jenes im Alterthum so berühmte Lybien zu besuchen, den Boden dieser alten griechischen Kolonie zu berühren, und mich auf den Trümmern des Jupiter Ammon-Tempels zu setzen. Ganz den Eindrücken überlassen, welche die von dem mazädonischen Eroberer gegründete Stadt mir darbot, versenkte ich mich in die sonderbarsten Träumereien, und entriß mich denselben nur, um mit den Szenen mich zu beschäften, die, wie ich voraussetzte, in der Pentapolis mich erwarteten.

So verloren in Gedanken und Empfindungen, welche die Ueberreste so vieler verschwundener Größe

mir eingeflößt, durchwanderte ich behaglich die reichen Gegenden, die sich von Alexandria bis zur Wüste erstrecken. Abends verweilten wir unter den großen Blättern des Palmbaums, und am Tage machten wir halt bei den Brunnen, die von Zeit zu Zeit neben unserm Wege sich zeigten. Oft ging ich allein voraus, und wartete, bis mein Führer mich einholte. Nach einem zehntägigen Marsche durch ein fruchtbares, mit grünem Rasen und reichen Erndten bedecktes Land, kamen wir an einen Brunnen, der sehr wasserreich war.

„Verweilen wir hier," sagte mein Führer; „es ist der letzte. Füllen wir unsere Schläuche, und lassen wir unsere Pferde saufen; denn wir finden jetzt kein Wasser, als zu Syuah, das von hier noch weit entfernt ist."

Ich befolgte Abel Azra's Rath. Wir stiegen ab, und bald hatten wir den nothwendigen Wasser-Vorrath für unsere bevorstehende Reise eingenommen. Wir nahmen Abschied vom Brunnen, und wanderten der Wüste zu. Allmählig verschwand das Grün der Wiesen und Felder, der Sand zeigte sich immer nackter, immer glühender, und bald sahen wir auf allen Seiten davon uns umschlossen.

Hier war kein einziger Baum mehr, kein Halm, keine Spur von Feuchtigkeit, selbst Morgens und Abends kein Thau. Wir befanden uns in Mitte eines ungeheuern Sand-Ozeans, wo kein gebahnter Weg, kein leichter Pfad die Richtung andeutete, welche man zu verfolgen hatte. Des Bodens Beweglichkeit verwischte die Fußstapfen eben so schnell, als sie entstanden waren, und nirgends konnte man mit Zuver-

läßigkeit sagen, daß ein Reisender früher dieselbe Stelle berührt habe.

Hier und da nur erblickten wir einige über einander gehäufte Steine, oder andere, die in derselben Richtung hingeworfen, uns andeuteten, daß wir uns nicht verirrt. Nicht selten waren jedoch auch diese Merkmale so sehr schon mit Sand überdeckt, daß ein geübtes Auge dazu gehörte, sie noch zu unterscheiden.

Die Sonne sendete senkrechte Strahlen herab, deren Glut bald unerträglich wurde. Kein wohlthätiges Gewölk bedeckte uns mit seinem Schatten. Die Luft war ermattend schwül, und die von der Erde zurückgesendete Hitze war noch erstickender, noch durchdringender, als die der Luft.

Ich schwitzte Blut und Wasser, und wunderte mich darüber nicht. Aber auch mein Führer, obgleich an das Klima dieses Landes gewöhnt, war nicht minder erschöpft. Wir liessen unsere Pferde gehen, wie sie wollten, ohne den Zügel zu halten, und ohne Willen oder Kraft, sie zu lenken. Da wir jedoch nach einigen Stunden keine Steinhaufen mehr erblickten, rief Abel Azra plötzlich: „Wir haben uns verirrt!“ Vergebens bemüheten wir uns, genau wieder in der Richtung zurückzukehren, in der wir gekommen waren. Unmöglich irgend eine Spur des von uns verfolgten Weges zu entdecken. Ich verzweifelte, wie sehr mein Führer sich auch bemühen mochte, mich zu beruhigen.

„Wandern wir immer fort,“ sagte er mit anscheinendem Gleichmuth. Wir haben noch Lebensmittel

für 5 Tage und Wasser für sechs. Ich bin überzeugt, daß wir bis dahin unsern Bestimmungsort erreicht haben werden."

Was war zu thun? Wir zogen weiter. Nach einiger Zeit bemerkte ich etwas, das einem Zelte ähnlich war, vor welchem Menschen hin- und herliefen. Mit Entzücken rief ich: Wir sind gerettet! und deutete meinem Begleiter an, was ich gesehen.

„Es sind wahrscheinlich Jäger," erwiederte er. „Sie machen auf wilde Thiere Jagd, und können uns wieder zurechtweisen."

Wir eilten ihnen näher, und bald sahen wir zwei Männer uns entgegenkommen, die ihre Turbane über sich schwangen, uns begrüßten, und mit dem Ausdruck lebhafter Freude zu uns sagten:

„Gesegnet sei Gott und sein Prophet Mahomet, der Euch zu uns sendet. Wir sind hier in der Wüste auf der Straußen-Jagd, und haben der Beute mehr als genug. Aber seit gestern leiden wir Wassermangel, und müssen verschmachten, wenn Ihr nicht mit Euerm Ueberflusse unsere Lippen benäßt. O Fremdling, den Gott und Mahomet gesendet haben, um einem gewissen Tode uns zu entreissen, wir sind vier Tagreisen von dem nächsten Brunnen entfernt, und unsere Seele verschmachtet, wenn Du uns nicht hilfst. Deine Schläuche sind noch voll; darum gewähre uns einen Trunk, weil Du es kannst. Verweile unter unserm Zelte, und ruhe aus von Deiner Ermüdung."

Die Art und Weise womit diese Worte betont wurden, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich vergaß meine eigene Noth, und beschäftigte mich nur mit der dieser Leute. Ohne Anstand entsprach ich

ihrem Verlangen, und sah sie mit Vergnügen in langen Zügen ihren brennenden Durst stillen. Nach vielen Fragen und Antworten brachte ich es endlich so weit, von ihnen eine bestimmte Auskunft über unsern fernerweitigen Weg zu erlangen.

„Ihr geht nach Syuah," sagte der ältere der beiden Jäger, „und könnt die Richtung dahin nicht mehr verlieren, obgleich der Weg noch ziemlich lang ist. Die Sonne wird sieben Mal auf- und untergehen, bevor Ihr es erreicht. Am sechsten Tage werdet Ihr nach einem Dorfe kommen, das man Msellem nennt. Ihr werdet dort klopfen an die Thür des Jägers Saryah. Eine Frau wird Euch entgegentreten, Euch bei sich aufnehmen, und Eure Lebensmittel erneuern, weil Ihr dem Gatten dieser Frau in der Wüste durch einen Trunk Wasser das Leben gerettet."

Ich dankte noch Saryah für seine Mittheilung und für sein gastfreundschaftliches Erbieten, als sein junger Begleiter mich bei der Hand ergriff, und mir fünf Strauße zeigte, die zur Jagd abgerichtet waren. „Wählt unter diesen, o Fremdling," sagte er, „und nehmet diejenigen, welche Euch am meisten gefallen. Sie sind noch jung und beinahe ganz zahm. Wir würden uns von Euch beleidigt halten, wenn Ihr dies Zeichen unserer Erkenntlichkeit verschmähetet."

Wie bestimmt und dringend dies Anerbieten auch war, wußte ich dennoch nicht, ob ich es annehmen sollte, weil es mir schwer, wo nicht unmöglich schien, sie bis nach Syuah zu bringen, um so mehr da durch sie unsere Reise verzögert werden konnte. Abel Azra bemerkte mein Schwanken, und machte mir bemerk-

lich, daß ich die Jäger sehr betrüben würde, wenn ich ihr Geschenk ablehnte. Ich nahm also zwei Strauße an, fest entschlossen, sie in einer gewissen Entfernung von den Jägern wieder laufen zu lassen. Von den beiden Vögeln war das eine ein Männchen, das andere ein Weibchen. Sie fraßen zuerst etwas Korn, das wir ihnen vorgeworfen, und verschlangen sodann mit großer Gier einige Kieselsteine, welche sie aus dem Sande gescharrt. Ich lies ihnen Stricke um Hals und Beine binden, obgleich ich im Voraus überzeugt war, daß ich dadurch sie nicht am Entlaufen hindern könne.

Wir speiseten einige Datteln, liessen den Jägern noch einiges Wasser, und entfernten uns sodann mit ihrem Geschenke. Auf das erste Zeichen setzten sich die Vögel mit uns in Marsch, und schienen gar nicht willens, davon zu laufen. Sie hielten immer mit unsern Pferden gleichen Schritt, und liefen weder schneller noch langsamer als sie. Dieser Umstand verhinderte mich indessen nicht, nach einigen Stunden sie frei lassen zu wollen. Aber mein Führer, der bereits Gefallen daran fand, bat so lange, bis ich ihm endlich die Erlaubniß gab sie zu behalten.

Am dritten Tage nachdem wir die Jäger verlassen, sahen wir mit Schrecken unsern Wasservorrath so sehr sich vermindern, daß wir die Pferde nicht mehr hinlänglich tränken konnten. Sie schienen deshalb sehr zu leiden, und verloren beinahe alle Kraft. Wir hatten Halt gemacht, und ich schlummerte nach unserer Mahlzeit, auf eine Matte ausgestreckt, als ich plötzlich durch einen starken Schrei aufgeschreckt wurde.

„Was gibts denn, Abel?“ fragte ich, mir die Augen reibend.

— Es ist uns ein grosses Unglück zugestoßen, entgegnete er. Eins unserer Pferde ist tod, und das andere kann nicht von der Stelle.

Diese Nachricht war für mich ein Donnerschlag. Ich begriff genau die Größe der Gefahr, in der ich mich befand, so wie die Nothwendigkeit, derselben unverweilt mich zu entreissen, falls ich darin nicht umkommen wollte. Tausend Gedanken drängten sich in meinem Kopfe. Ich überlies mich bald der Verzweiflung, bald faßte ich wieder neuen Muth.

„Laß uns aufbrechen,“ rief ich endlich meinem Begleiter zu; „es geschehe auch was da wolle. Nach dem was Saryah uns gesagt, können wir nur noch 3 Tagreisen von Mselem entfernt sein. Nehmen wir nur mit, was wir höchst nothwendig brauchen, und machen wir uns unverzüglich auf den Weg.“

Dieser Entschluß war im Grunde nur von der Ueberspannung meiner Einbildungskraft mir eingegeben. Denn schon hatte die bisherige Reise mich so sehr erschöpft, daß ich alle Hoffnung aufgab, Mselem je zu erreichen. Zudem mußten wir Wasser mitnehmen, und unsere Schläuche waren zu schwer, um sie tragen zu können. In dieser Noth leisteten unsere beiden Strauße uns vortreffliche Dienste. Sie waren sehr groß, hatten lange, kräftige Beine, einen starken Körper, und waren noch so munter, als am ersten Reisetage. Wir luden ihnen einige unserer unentbehrlichsten Sachen, nebst einigen Wasserschläuchen auf, setzten uns sodann auf ihren Rücken wie zu Pferde, und trabten solchergestalt Mselem zu. Sich

selbst überlassen, und nur durch einen Stock geleitet, mit dem wir ihren Kopf von Zeit zu Zeit der Richtung zuwendeten, in welcher wir reisen wollten, eilten sie mit großer Schnelligkeit fort. Bald bewegten sie ihre kurzen Flügel, wie der Schiffer sein Ruder, um desto schneller der Strömung zu folgen, bald machten sie so gewaltige und schnelle Schritte, daß wir kaum noch den Boden zu berühren glaubten *).

Es mußte wahrlich ein sonderbares Schauspiel sein, meinen Führer und mich auf dem Halse eines Straußen reitend zu sehen, die Hände festgeklammert an unser Gepäck, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, während wir, der großen Schnelligkeit des Laufes dieser Thiere wegen, kaum Athem schöpfen konnten, während Haare und Kleider unordentlich im Winde flatterten. Mehr als einmal fühlte ich mich in Versuchung, über die Seltsamkeit meiner Reise zu lachen. Aber ein heftiger Stoß, woran es übrigens nicht fehlte, belehrte mich, daß ich vor Allem darauf bedacht sein müsse, nicht zu fallen, was für mich jedenfalls sehr gefährlich gewesen wäre.

Unsere Schnelläufer durcheilten indessen die Wüste mit unermüdlichem Eifer. Sie schienen weder Durst noch Hunger zu verspüren, und raseten immer vorwärts, weshalb wir sie laufen liessen, so lange sie wollten und konnten. Gegen Abend vermehrte sich ihre Schnelligkeit dergestalt, daß ich meinen Hut ver-

*) Dieser Umstand, wie sonderbar er auch scheinen mag, ist dennoch keineswegs neu. Buffon, Pearce, Mungo Park u. a. berichten, daß man im Innern Afrikas sich der Strauße sehr häufig zur Fortschaffung der Menschen und Waaren bedient.

lor, während Abel seinen Turban aus dem Gesichte verlor. Endlich um Mitternacht bemerkten wir einige Bäume und ein Dutzend schlechtgebaute Hütten unter denselben, woraus wir schlossen, daß wir bereits zu Msellem angelangt seien. Wir hatten also in 12 Stunden eine Strecke von drei Tagreisen zu Pferde zurückgelegt. Keine Entdeckung hätte mir größeres Vergnügen machen und mich mehr beruhigen können. Wir versuchten es, unsere Strauße anzuhalten, was uns nur mit vieler Mühe gelang. Sodann streckten wir uns auf dem Boden aus, klopften mit Tagesanbruch an die Thür des Jägers Saryah, und wurden von seiner Frau mit zuvorkommender Gastfreundschaft aufgenommen, nachdem wir den Gruß ihres Mannes ihr hinterbracht. Am Abend desselben Tages brachen wir wieder auf, und befanden uns bald nachher auf dem Gebiete der Stadt Syuah.

Ueber die häufigen Selbstmorde in unsern Tagen.

Die meisten Zeitungen in Deutschland und in der Schweiz, wie in Frankreich und England, haben seit einigen Monaten eine große Menge Selbstmorde, oft mit den sonderbarsten Umständen begleitet, zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Wir können nicht umhin über dies Verfahren nachstehende kurze Betrachtungen der öffentlichen Beherzigung zu empfehlen.

Die Neigung zum Selbstmorde, von welcher Veranlassung man sie ursprünglich auch ableiten mag, ist von Natur ansteckender, als man gewöhnlich glaubt. Sie ist eine Art Gemüthskrankheit, die sich „durch Nachahmung“ fortpflanzt, wie alle nervosen Einflüsse. Kein Arzt wird diese Wahrheit bezweifeln. Es ist also sehr zu bedauern, daß so viele Selbstmorde von den Zeitungen bekannt gemacht und beschrieben worden, was, wir sind dessen leider nur zu gewiß, Veranlassung zu häufigen Nachahmungen gegeben hat. Solche unvorsichtige Mittheilungen, die nur bestimmt sind, die Leser stark anzuregen und zu beschäftigen, üben unausbleiblich einen sehr nachtheiligen Einfluß auf gewisse schwache oder reizbare Gemüther aus. Sie machen die Einbildungskraft vertraut mit dem Gedanken eines freiwilligen Todes, sie bieten ihnen manchmal selbst die Ausführungsmittel dar, und verleiten sie häufig zur Nachahmung, durch das ansteckende Beispiel, welches sie dargeboten. Es würde also auf jeden Fall sehr wünschbar sein, daß die Presse nicht mehr so unvorsichtig freigebig wäre mit ihren umständlichen Beschreibungen verübter Selbst-

morde. Die Selbstmord-Epidemie, die grade jetzt zu herrschen scheint, wird nachlassen, wenn es ihr an hinlänglichen Nahrungs- oder Reizungsmitteln gebricht.

Wir haben so eben geäussert, daß der Selbstmord manchmal unter der Gestalt einer wirklichen Epidemie sich beurkundet. Dieser Umstand ist nur zu wahr, und die Geschichte hat uns mehrere Beispiele eines so befremdenden Phänomens aufbewahrt. Man sieht in Plutarch, daß zu einer gewissen Zeit die meisten jungen Frauen und Mädchen von Milet, in Verzweiflung die Gesellschaft ihrer Männer, Geliebten und Brüder entbehren zu müssen, die alle zu Felde gezogen waren, sich Dutzendweise hängten. Ein stoischer Philosoph hielt zu Alexandria, unter der Regierung der Ptolomäer, dem Selbstmord öffentlich eine Lobrede, und rühmte ihn als das leichteste und sicherste Mittel von allen Erdenleiden sich zu befreien. Eine unmittelbare Folge davon war, daß mehrere seiner Zuhörer nichts Eilfertigeres zu thun hatten, als sich selbst das Leben zu nehmen. Sydenham berichtet, daß im Juni 1697 in der Stadt Mannsfeld eine große Menge Selbstmorde stattfanden, ohne daß man die eigentliche Ursach derselben zu entdecken vermochte. Etwas ähnliches ereignete sich im Sommer 1811 in Stuttgart, 1806 in Rouen, und 1813 in dem Flecken St. Pierre-Montjoux, am nördlichen Abhange des großen Bernhardsberges, im Kanton Wallis, in der Schweiz. Esquirol, der diese Beispiele in dem Dictionnaire des sciences medicales anführt, berichtet auch, daß 1793 in der Stadt Versailles 1300 Selbstmorde sich ereigneten, was im Verhältniß mit ihrer damaligen Bevölkerung (21,000 See-

len) ein beinahe unglaubliches Ergebniß ist. Wir könnten noch viele andere Beispiele anführen, wollen es jedoch bei den angedeuteten bewenden lassen. Es ergibt sich daraus, daß der Selbstmord, obgleich er gewöhnlich ein vereinzeltes Begehen ist, das durch bloße individuelle Umstände veranlaßt wird, manchmal, unter dem Einflusse mehr oder weniger reizbaren Ursachen, den Karakter einer so auffallenden Ansteckung annehmen kann, daß er von gelehrten Beobachtern als eine wirkliche Epidemie bezeichnet worden.

Indessen glauben wir nicht, daß die in den letzten Zeiten ziemlich häufig stattgefundenen Selbstmorde, die von den meisten Zeitungen ziemlich ausführlich beschrieben worden, eine jetzt in Europa grassirende Selbstmords-Epidemie voraussetzen lassen können. Sie sind meistentheils (nach Allem was man bisher darüber erfahren) durch zu verschiedenartige Beweggründe veranlaßt worden, während die in der Geschichte beschriebenen Epidemien dieser Art von einer allgemeinen Ursach herrührten, wie von Hungersnoth, Kriegs-Verheerungen, große Unfälle im Handel und Wandel, von fanatischen Religions-Meinungen ꝛc.

Bemerken muß man jedoch, daß die Zahl der Selbstmorde in unsern Tagen so sehr sich vermehrt hat, daß dadurch eine gewisse sehr beachtungswerthe Veränderung in dem, was wir den moralischen Zustand unserer heutigen Gesellschaft nennen, veranlaßt worden. Wie es in dem, was man unter dem Namen „medizinische Konstitution“ bezeichnet, allgemeine, theils atmosphärische, theils hygiänische Bedingungen gibt, die in einem bestimmten Zeitpunkte vorzugsweise gewisse Krankheiten erzeugen, oder die allge-

meine Symptome den gewöhnlichen Krankheiten beigesellen, eben so darf man voraussetzen, daß in der intellektuellen und moralischen Ordnung ähnliche Schwankungen wie in der physischen sich ereignen, die auf den gewöhnlichen Gang der Leidenschaften und Ideen, wie die andern auf den Organismus, einen entscheidenden Einfluß ausüben. Die Erforschung solcher Ursachen und Veranlassungen ist immer eine äusserst schwierige Aufgabe. Man kann beinahe immer nur mit zu schwankenden Allgemeinheiten sich beschäftigen, welche die Sache nur verwickelter machen, ohne sie zu erklären. Auf jeden Fall würde eine solche Untersuchung uns zu weit führen, und für den größten Theil unserer Leser von zu geringem positivem Interesse sein, als daß wir darüber in nähere Erörterungen eintreten möchten.

Einige Bären und Böcke der berühmten Mistriß Trollope, abgesetzt auf ihrer neuesten Reise durch Deutschland.

Die durch die auffallende Beschreibung ihrer Reise in den Vereinstaaten Nordamerika's bekannt gewordene Engländerin Trollope, hat vor Kurzem ein zweites Buch geschrieben über eine von ihr gemachte Reise in Belgien, Baden ꝛc., das uns von der Beobachtungsweise dieser peremptorisch absprechenden Frau eben nicht den erfreulichsten Begriff gibt.

Vor Allem muß man wissen, daß Mistriß Trollope nur so viel Deutsch versteht, um in ihrer Schilderung drei oder vier Original-Worte, wie Saal, Alt-Schloss und Fawolh anzubringen, die den Scharfsinn ihrer Leser üben, und denselben von der Verfasserin erstaunlichen Sprachkenntniß einen hohen Begriff zu geben bestimmt sind. Mit so ausserordentlichem Wissen ausgestattet, kann man sich leicht denken, wie richtig und treffend ihre Bemerkungen sein können.

So sehen wir sie und ihre Begleiter (vielleicht ihre beiden Söhne) in dem drei Stunden von Heidelberg entfernten Städtchen Wisloch, während man ihr Frühstück bereitete, die Kirche besuchen, wo sie beim Eintritt mit einer lutherischen Hymne begrüßt werden.

„Dies kleine Gebäude war ganz mit Gläubigen angefüllt," sagt sie, „deren Manieren die rohesten, und deren Blicke die unfreundlichsten waren, welche ich je in meinem Leben gesehen. Männer und Wei-

ber trugen Kleider, die von Fanatikern zu Cromwell's Zeiten nicht verleugnet worden wären. Die ganze Szene versinnlichte nicht das schöne Ideal, sondern das traurige Ideal einer Methodisten-Versammlung." —

Wie „richtig" diese Bemerkung sei, kann man am besten beurtheilen, wenn man weiß, daß die Einwohner von Wisloch als die freundlichsten, heitersten und zuvorkommendsten Bachusverehrer der Rhein- und Neckargegend bekannt, und gekleidet sind, wie heut zu Tage Jedermann.

Der Verfasserin zufolge führt von Bruchsal nach Karlsruhe eine prächtige eine Stunde lange Pappel-Allee, obgleich die Entfernung zwischen beiden Städten fünf Stunden beträgt. Wahrscheinlich hat sie, nach ihrem Mittagsessen in Bruchsal, so fest geschlafen, daß sie die zwischen dieser Stadt und Durlach zurückgelegte Strecke gar nicht bemerkt. So muß sich denn auch der Leser mit der Beschreibung von einer Wegstunde begnügen, was unsers Erachtens kein besonders großes Unglück ist.

Noch eine unerwartete Beobachtung. Karlsruhe ist nicht die wirkliche Hauptstadt des Großherzogthums Baden, es wird nur gewöhnlich als solche betrachtet, weil der Großherzog hier seine Residenz hat. „Es ist eine kleine, wohlgebaute Stadt *), von lachendem Ansehen," fährt Mistriß Trollope fort, „die alle Annehmlichkeiten darbietet, welche man gewiß ist, in den Orten zu finden, wo die deutschen Fürsten ihren Aufenthalt gewählt." — Wie sinnreich und tief.

*) Diese kleine Stadt hat 24,000 Einwohner.

Die Reisende ist entzückt, begeistert, ausser sich über die Schönheiten und Genüsse, welche Baden darbietet. Man möchte, ihrer Beschreibung nach, voraussetzen, Baden sei das irdische Paradies. Leider geht es in diesem Paradiese ziemlich „menschlich“ zu. Lassen wir die Verfasserin selbst sprechen:

„Man hat so viel und so oft auf die Größe der Szene sich berufen, welche diese Stadt*) darbietet, daß ich es nicht versuchen mag, sie umständlicher zu beschreiben. Fühlte ich mich bei alledem in Versuchung, meiner Bewunderung freien Lauf zu lassen, würde ich meine Verzeihung in Anspruch nehmen zu Gunsten des Wunsches, welchen ich den Touristen (britischen Reisenden) einflößen möchte, diese Stadt unter die Zahl derjenigen aufzunehmen, die sie auf ihren Sommer-Ausflügen besuchen. Sie werden mir Dank wissen, wenn es mir gelingt, sie zu überreden, ich bin dessen gewiß, welches übrigens ihr Geschmack, ihr Karakter, ihr Geschlecht, ihr Alter sei. Alle werden in Baden einen bezaubernden Aufenthaltsort finden.

„Lieben sie eine große, feierliche, düstre, wilde Szene, so mögen sie eine Meile von der Stadt irren. Sie können sich da in die düstern Thäler verlieren, die sich durch die Berge fortpflanzen, bedeckt mit den Tannen des Schwarzwaldes**). Verlangen sie

*) Sie hat nur 4500 Einwohner, und enthält, nächst den Bädern und dem Schlosse, nichts Bemerkenswerthes.

**) Diese lächerliche, schwülstische Beschreibung ist eine poetische Lizenz. Die Thäler in den Umgebungen Badens sind nicht düster, und der eigentliche Schwarzwald ist nicht eine englische Meile (20 Minuten), sondern 4 Stunden (12 Meilen) von Baden entfernt.

eine mehr heitere, glänzendere Szene, welchen herrlicheren, entzückenderen Anblick können sie haben, als den der Gärten, die zu der Reihe von Gebäuden führen, welche man die Konversations-Säle nennt. Die närrischste Heiterkeit, die glänzendste Verschwendung, die größte Mannigfaltigkeit entzücken da den Blick und beleben den Geist. Nirgends könnte man eine vollständigere Mischung finden. Die vollkommenste Ordnung ist da herrschend.

„Nachdem man eine der Brücken der Stadt überschritten, führt eine schöne Straße, denen in den Gärten großer Herren ähnlich, auf beiden Seiten von Hecken beschützt, zum „Saal.“ Sehr wohl unterhaltene Kies-Alleen sind auf der einen Seite mit Hecken besetzt, und auf der andern von dem kleinen Flusse, dem Oelbach begrenzt. Dieser Bach bezeichnete ehemals die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland.*)....“

Folgt eine pompöse Beschreibung des Mittagessens bei Chabert, dem Speisewirth des Konversationshauses, der durch sein Silbergeschirr, seine Krystalle und seine atlasartigen Servietten die höchste Bewunderung der Reisenden in Anspruch genommen. Dieser Luxus, diese Zierlichkeit waren für sie etwas „Unerhörtes.“

Sie erklärt, daß die Speisen unbeschreiblich vortrefflich waren, und daß man ein ausserordentlicher

*) Eine köstliche Bemerkung. Wer Mistriß Trollope nur diesen Bären angebunden haben mag? Uebrigens heißt der Bach nicht Oelbach, sondern Oos. Er entspringt 1½ Stunden oberhalb Baden, und mündet, nach einem fünfstündigen Laufe, bei Hügelsheim in den Rhein.

vervollkommter Feinschmecker sein müsse, um darüber ein kompetentes Urtheil fällen zu können. Wenigstens vermag sie in ihrer Extase doch so viel zu sagen, daß diese Mahlzeit ein wirkliches Gegengift der Schwermuth, und ein sicheres Mittel gegen die blauen Teufel (blue devils) sei. Sollte man nicht meinen, Mistriß Trollope sei, mit Respekt zu sagen, selbst vom Teufel besessen gewesen? —

Tags darauf war es um einen Besuch auf dem alten Schlosse zu thun. „Auf der Chabert entgegengesetzten Seite (sagt die Verfasserin, deren drittes Wort beinahe immer Chabert ist, den sie als den kulinarischen Messias zu betrachten scheint) also Chabert gegenüber, erhebt sich der steile Hügel, worauf die Trümmer des alten Schlosses sind, das ungefähr sieben Jahrhunderte hindurch das Schloß der Fürsten von Baden war. Grade darüber, ungefähr zwei Meilen von der Stadt, sieht man ihre gegenwärtige Residenz, mit ihrer prachtvollen Terrasse.*)

„Das alte Schloß, eine beinahe unförmliche, aber erstaunlich hohe Trümmermasse, scheint durch einen düstern Tannen-Mantel zu blicken, wie um den neuern Luxus zu beschimpfen, der so kleinlich neben der feierlichen Größe des feudalen Ruhmes scheint. Das andere Schloß ist im Vergleich jünger, obschon

*) Mistriß Trollope hat wieder zu gut zu Mittag gegessen. Das neue Schloß ligt nicht grade über, sondern schräg unter dem alten. Auch ist es nicht zwei Meilen von der Stadt entfernt, sondern hängt unmittelbar mit derselben zusammen. Man sehe weiter unten der Verfasserin eigene Beschreibung.

sein Ursprung bis zu Kristoph, Markgrafen von Baden, im 13. Jahrhundert, ansteigt.

„Die Stadt steigt bis zu gleicher Höhe mit dem Gebäude, und obgleich kein Haus seine Ansicht verdeckt, wird der allgemeine Eindruck seiner hohen Lage und seiner Ausdehnung dennoch durch die Nähe der andern Häuser vermindert. Aber die Geschichte hat mit diesem Gebäude unauslöschliche Erinnerungen verbunden. Unter den massiven Pfeilern befinden sich so wohl erhaltene Zwinger, daß man daran noch die von den Opfern des heimlichen Gerichts, welche hier ihr Urtheil erlitten, geschriebenen Zeilen bemerkt. *) Es ist unmöglich, diesen düstern Giebel ohne Entsetzen zu betrachten. Aber wendet man den Kopf so wird der Blick statt von finstern Bergen und von diesem erschrecklichen Schlosse, von den lachendsten Gegenständen, und von der närrischsten Freude entzückt....“

Die Verfasserin scheint eine große Liebhaberin der Narrheit zu sein; wenigstens gebraucht sie dies Wort sehr häufig. Hätte sie vielleicht Baden mit den Augen eines weiblichen Erasmus betrachtet. Doch nein; sie hat von einer solchen Mission nicht den entferntesten Begriff. Sie schwatzt wie ein Frauenzimmer, das Hunger in Wisloch übelgestimmt, und das Chaberts volle Schüsseln und Flaschen mit hoher Begeisterung erfüllen. Wundern darf man sich da freilich nicht, daß ihr Enthusiasmus immer ein wenig nach der Küche schmeckt. Doch hören wir weiter:

*) Abermals eine poetische Freiheit. Von den angeblichen Zeilen dieser Opfer findet sich nirgends die geringste Spur.

„Einerseits dehnt sich eine lange Akazien-Allee bis an den Saum des Gesichtskreises aus*), besetzt auf der einen Seite mit einer Reihe Kaufladen, die ausser tausend kleinen hübschen Gegenständen, welche darin ausgelegt sind, die Mannigfaltigkeit der französischen, savoiischen, tirolischen Trachten darbieten, womit die Verkäufer beiderlei Geschlechts bekleidet sind.

„Die Allee selbst, mit der bunten Menge, die hier sich bewegt, bietet eines der belustigendsten Schauspiele dar. In einem Winkel ist ein unter den Bäumen aufgestellter Ecartétisch, der einen Kreis müßiger Spaziergänger anzieht, welche einen Augenblick verweilen, um den Gang des Spiels zu beobachten. In einem andern zeigt sich der grüne Schanzläufer, der zugespitzte Hut eines Schweizer-Krämers (wahrscheinlich eines Tirolers), der uns Handschuhe von Gemsenleder anbietet, die er mit eigenen Händen geschossen und genähet**), und die einige Käufer, wie eine große Menge Neugierige anziehen. Dort entfaltet eine junge Schweizerin, mit ihren hübschen Füßen, ihren kurzen Röcken und ihrem großen Strohhut alle ihre Zierlichkeit, und ladet uns ein Kreuzchen, Spindeln und Nadeln à la Napoleon, alles für den billigen Preis von einem Sous (1¼ Kr. rh.), zu kaufen. Hier gibt sich ein Taschenspieler, der seiner Kleidung etwas von der Tracht aller Völker

*) Diese unabsehbare Allee ist 180 Schritte lang. Haben wir Unrecht, wenn wir behaupten, daß Chabert der Urheber aller dieser Lizenzen ist.

**) Handschuhe schiessen und sodann nähen, das ist eine Erfindung ganz neuer Art. O Chabert, Chabert!

der Erde beigemischt, das Ansehen, als wolle er sie kritisiren, und erwirbt sich Zuhörer."

Wir können uns nicht entschließen, alle die erbärmlichen Dinge zu übersetzen, welche die Verfasserin als Hauptmerkwürdigkeiten Badens betrachtet. Welch ein Styl und welche Aneinanderfügung von Gedanken! Begreife, wer da kann, die Berühmtheit und Vogue einer Schriftstellerin, die für nichts, als für die abgeschmacktesten Oberflächlichkeiten Sinn hat, und die selbst diese Oberflächlichkeiten noch unter einem ganz falschen Gesichtspunkte darstellt. Ihr Hauptthema ist „Essen und Trinken." — Jeder Stuhl ist besetzt, sagt sie, jeder Tisch ist umringt. Die Franzosen fordern Kaffe und Cognac, die Deutschen rauchen, und die Engländer lassen sich Gefrornes auftragen, ꝛc.

Nächst Essen und Trinken fesselt das Spiel am meisten der Verfasserin Aufmerksamkeit. Der Roulette, dem Rouge et Noir oder Trente et Quarante ist ihre ganze Beobachtungsgabe gewidmet. Demungeachtet geht ihre Scharfsicht nicht einmal so weit, in der jungen, hübschen Frau, die vom Morgen bis zum Abend am Spieltische sitzt, und die mit der größten Gleichgiltigkeit, ja selbst mit sichtbarer Langeweile, bedeutende Summen gewinnt oder verspielt, das zu erkennen, was sie ist, nämlich ein nothwendiges Werkzeug der Spiel-Unternehmer, um andere Frauen ebenfalls zum Spiel zu vermögen; die Frau, oder die Schwester, oder sonst etwas eines der Croupiers, mit acht Franken (3 fl. 44 Kr.) täglich bezahlt, wie diese, und ohne alles wirkliche Interesse bei einer Verrichtung, die sie, wie ihre Amtsgenossen, als „Arbeit"

bezeichnet. Kommen wir zur Beschreibung der Ueberreste des alten Schlosses.

„Die dahin führende Straße," erzählt Mistriß Trollope, „ist gut eingeschnitten, und so bequem gemacht, als des Bodens Beschaffenheit es erlaubt. Dennoch brauchten wir eine ganze Stunde, bevor wir den Punkt erreichten, wo diese riesige Ruine sich auszudehnen beginnt. Die Ansicht der alleinigen Mauern des „Alt-Schloß" würde kaum für die Mühe entschädigen, welche man sich gegeben, um sie zu erreichen, wenn nicht das Gedächtniß die an diesen Orten entstandenen Legenden hervorriefe, wenn die Einbildungskraft nicht jene Szenen, jene verfallenen und verheerten Säle zurückriefe, die nur zu geeignet sind, sie wieder zu erzeugen. (Brr, welche Styl-Melodie!)

„Der Ort, den diese Trümmer einnehmen, ist erschrecklich durch seine Vereinzelung, und ihr großartiger Anblick vermehrt sich noch durch die unendliche Landschaft, worüber sie schweben, weil es nothwendig ist, um sie zu erreichen, wie der Jäger von Felsen zu Felsen zu klettern bis zu diesem Gipfel.*) Nie hatte ich eine ausgedehntere Landschaft überblickt. Der Felsen worauf diese Ruinen emporstarren ist hundert Fuß über den Rheinlauf erhaben**), und

*) Die Verfasserin hat wieder zu gut bei Chabert gefrühstückt. Sie vergißt, was sie einige Zeilen vorher von der großen bequemen Landstraße gesagt, die nach dem alten Schlosse führt, und die so gut unterhalten ist, daß man mit Leichtigkeit bis hinauf fahren kann. Das Klettern ist nur ein Bild, eine Uebertreibung, die man wahrscheinlich den Dünsten einer Flasche Champagner zu Gute halten muß.

**) Der innere Hofraum des alten Schlosses ist 980 Fuß über dem Rhein erhaben. Welch Augenmaß 100 Fuß anzugeben.

da er sich in Zuckerhutform beendet, ist das Rundgemälde vollkommen. Auf der einen Seite sieht man Straßburg, auf der andern Worms*), durchschnitten von dem Rhein, der sich in allen Richtungen dahinschlängelt.

„Das ist der Hintergrund. Der Vordergrund übertrifft ihn an Schönheit weit. Zahllose Hügel umschliessen Baden auf allen Seiten, und erstrecken sich weithin. Sie durchschneiden sich gegenseitig mit einem solchen Gemisch der Umrisse, mit einer so launischen Mannigfaltigkeit der Dinten, wenn das Licht auf den Abhängen der mit düstern Tannen bedeckten Berge spielt, daß das Auge, verworren von so viel wilder Pracht, von Gipfeln zu Gipfeln, von Thälern zu Thälern irrt, unfähig zu entscheiden, welchem Punkte es den Vorzug zugestehen soll.

„Ungeheure Granitmassen erheben sich über das Gehölz, nahe bei dem Schlosse. Sie scheinen eine Fortsetzung seiner Mauern. Meine Begleiter fanden da Beschäftigung, der Eine für seine Bleistifte, der Andere für seinen Hammer. Ich meinerseits bemerkte einen Tisch und eine Bank im Schatten, und setzte mich daran. Es war den Sonnenstrahlen unmöglich, mich da zu finden. Große Tannen, ungeheure Felsen und die hohen Thürme, warfen hier einen undurchdringlichen Schatten. Wir waren im Monat August. Ich schrieb, bis der Frost mich so sehr ergriffen, daß ich meine Feder nicht mehr halten konnte. Ich zitterte an allen meinen Gliedern. Ich hielt es

*) Man sieht wohl Straßburg doch nicht Worms. Das letzte ligt unterm Gesichtskreis, indem es 26 Stunden entfernt ist.

jetzt für klug meinen Rückweg anzutreten, und meine beiden Freunde zu rufen.

„Nachdem ich ihnen den traurigen Zustand, worin ich mich befand, angedeutet, begleiteten sie mich bis zum untern Theil des steilen Abhanges, wo wir die Allee erreichten. Auf der einen Seite dieser Allee ist ein Platz, wo Felsbrocken und Ruinen übereinander gehäuft sind. Zu meiner größten Befriedigung unterhielt man dort ein gutes Feuer. Eine alte Frau und ein junges Mädchen waren beschäftigt Töpfe und Schüsseln aufzustellen. In verschiedenen Winkeln des Felsens waren Flaschen, Gläser, Aepfel, Zwetschgen aneinander gereihet, eine Art ländliches Gasthaus andeutend, wie wir hofften, für diejenigen, welche, wie wir, bebend aus der eisigen Oede der Ruinen zurückkamen.

„Das Feuer erquickte mich sehr, und hatte eben so viel Reiz, als das in Chaberts Sälen. Ich trat ihm so nahe, als wenn Weihnachten plötzlich die Hundstage ersetzt hätte. Die alte Frau lächelte wohlwollend gegen uns, und ich glaube nie mehr Genuß verspürt zu haben, als indem ich die Zweige auf dem Herde krachen und sprühen hörte.

„Bei einem um mich geworfenen Blick bemerkte ich mehrere Eseltreiber. Der meinige war unter ihnen. Sie ruheten unter den Vorsprüngen dieses sonderbaren Wirthshauses. Mir zu Ehren wurde ein alter Stuhl aus einem verborgenen Winkel hervorgezogen. Ich folgte nun mit großer Genugthuung den Fortschritten von Etwas, das in einem kleinen kupfernen Pfännchen kochte, und das eben so wohl als die Alte, welche darauf Acht gab, den Einzelnheiten

eines Gemäldes von Van Ostade ähnlich war. Endlich bot sie mir in einer Schüssel das Ergebniß ihrer Mühe dar. Es war weder Rheinwein, noch sonst irgend eine Art Nektar, sondern etwas, das sie „Punsch“ nannte, und dem ich vor jedem andern Getränk den Vorzug zugestand.“

Das ist Alles, was die Verfasserin über die alte Wohnung der Markgrafen von Baden, über die damit verknüpften geschichtlichen Erinnerungen, Legenden ꝛc., worüber sie Anfangs den Mund so voll genommen, zu berichten weiß. Schales Geschwätz über persönliche Zufälle; nichts als das. Schade um das schöne Papier, das durch solche Mittheilungen verdorben worden. Schade um das schwere Geld, das die Leser für solche Waare ausgeben werden.

Die Beschreibung der unterirdischen Gemächer des neuen Schlosses, in welchen das heimliche Gericht seine Sitzungen gehalten haben soll, ist in demselben Geschmack, doch etwas befriedigender. Man erfährt wenigstens zum Theil, was man zu wissen begierig ist, nämlich, daß die Kerkerzellen in den Felsen ausgehauen sind, und durch keinen Strahl des Tageslichts erleuchtet werden; daß ihre Thüren aus zehn Zoll dicken Steinplatten bestehen, die sich noch ziemlich leicht öffnen und verschliessen lassen; daß der Richtsaal ganz dieselbe Form und Ausschweifung hat, wie zu den Zeiten der furchtbaren Vehme, das heißt, er ist vollkommen nackt und zeigt nichts, als die steinernen Sitze der Richter; daß man noch die Folterkammer und den Schlott sieht, durch welchen die Angeklagten mit Blitzesschnelle in diese unterirdischen Räume herabgesenkt wurden, wie das tiefe

Verließ, in welches man Diejenigen stürzte, deren man sich, nach über sie gefälltem Urtheil, schnell und auf immer entledigen wollte.

Gleich nach dieser Schilderung, die zu weitschweifig ist, als daß wir sie umständlich mittheilen könnten, finden wir die Verfasserin in Chaberts „glänzenden Sälen“ wieder. Sie sitzt hinter einem mit Weinflaschen und Schüsseln bedeckten Tische, und vergißt bei dem vom Vater Rhein gespendeten goldenen Rebensafte (den sie vorzüglich zu lieben scheint), wie beim guten Rehbraten und den erforderlichen Zugehörungen „das Entsetzen des Ortes, wo alle Gefühle erstarrt, alle Nerven mit Lähmung geschlagen waren.“

Sodann gings zum Ball und an den Spieltisch. Mistriß Trollope, die schon zu Anfang der großen (nicht der kleinen) französischen Revolution volljährig war, was sie jedoch nicht zugestehen will, findet natürlich den Tanz unter ihrer Würde, spricht dagegen um so mehr der Flasche zu, und moralisirt nebenbei wie folgt:

„Die Ergötzlichkeiten von Baden werden von allen Nationen Europa's geschätzt. Man findet hier Alles vereint zur Befriedigung jedes Geschmackes. Der Tisch bei Chabert ist vortrefflich. An guten Weinen fehlt es nicht. Spiel, Musik, Tanz, ꝛc. sind alltägliche Zerstreuungen. Man findet hier Personen aus allen Ständen, und die Mode ist durchaus parisisch. Ich habe selten so viel hübsche Frauen auf einem Punkte beisammen gesehen. Eine russische Dame von hohem Range, welche die ganze Badezeit hier zugebracht, deutete mir mehrere ausgezeichnete Personen an, wie Lords, Herzoge und Prinzen von königlichem Geblüt.

Die Menge der Spiegel, der Blumen, der Lichter, das zierliche Durcheinander der Gesellschaft, die sich beständig in diesen großen Sälen bewegt, das Alles gibt dem Ganzen einen entzückenden Glanz."

Mistriß Trollope macht von Baden einen Ausflug nach dem zwei Stunden entfernten Städtchen Gernsbach im Murgthal, und besucht die Ebersteinburg, von wo sie nach Baden zurückkehrt. Ihrer Beschreibung nach ist diese Reise von vier Stunden äusserst ermüdend, obgleich die zu übersteigenden Hügel nur niedrig sind, und der Weg überall fahrbar und gut unterhalten ist.

Uebrigens verwechselt sie ihre Erinnerungen, wenn sie die Ortschaft Herrenwies auf diesem Wege andeutet. Das genannte Dorf ligt 4 Stunden südlich von Baden, 2340 Fuß überm Meere, zwischen dem Seekopf und der Badener Höhe, während Gernsbach östlich von Baden sich befindet. Ein anderer Beweis, daß Mistriß Trollope Herrenwies nicht gesehen, ist der, daß sie behauptet, man könne von der Hügelreihe zwischen Baden und Gernsbach, die nicht über 800 Fuß hoch ist, den Mummelsee sehen, der in einem der schönsten Thäler des Schwarzwaldes ruhen solle.

Es ergibt sich nur die Schwierigkeit, daß der Mummelsee acht Stunden südlich von Baden entfernt und 3190 Fuß überm Meere, am Abhang des Berges Hörnis-Grinde und am Fuße des Katzen-Kopfes ist, die sich beide nördlich von ihm erheben. Er bildet eine Vertiefung von etwa 20 Minuten Umfang, und hat vollkommen die Gestalt eines Kraters. Rings von dunkler Waldung umgeben, ist sein Wasser schwarz-

braun, hart und kann weder von Menschen noch von Thieren getrunken werden. Von einem reizenden Thale ist hier nirgends eine Spur. Erst tiefer gegen den Rhein ist das ziemlich einförmige Kappelerthal, mit seinen Seitenzweigen von Grimerswalde, Seebach und Ottenhöfen.

Bei Gelegenheit des Mummelsees erzählt die Verfasserin alberne Mährchen von Feen und andern wohlwollenden Geistern, die sich beim Vollmond hier versammeln.

„Wenn irgend eine gute Hausfrau, auf 5 Stunden in die Runde," fügt sie hinzu, „in dieser Nacht irgend eine Arbeit beginnt, kann sie dieselbe den guten Feen zur Vollendung überlassen, was nie ermangelt, ohne daß sie dafür irgend eine Bezahlung oder Belohnung verlangen. Denn ich habe nirgends von der immer bereit stehenden Schüssel voll Rahm sprechen hören, deren Milton als Vergütung für die Arbeiten der unermüdlichen Poltergeister (Gnomen) gedenkt." —

Nichts Lächerlicheres für den Ortskundigen, als diese feinsollenden Beschreibungen merkwürdiger Gegenden, womit mehrere der neuesten Reisebeschreibern ihr Publikum regaliren. Wahrlich, die Unverschämtheit, womit heut zu Tage bloße Hirngespinnste als wirkliche Umstände und Ereignisse dargeboten werden, hat den höchsten Punkt erreicht. Jeder pariser Zeitungs-Lohnbedienter à tant la page verfertigt Reisebilder, Eremiten in der Schweiz und in Italien, Ausflüge nach München, Wien, Berlin, Korrespondenzen aus allen Weltgegenden, ohne je seinen Wohnort verlassen zu haben.

Unter den kühnsten dieser literarischen Aufschneider steht, nächst Alexander Dümas, ein gewisser Löwe, dessen Vater, ein Israelit, vor mehreren Jahren aus Weimar nach Paris gekommen, oben an. Bekannt unter dem Namen Löwe-Weimars, oder wie er auf französische Weise sich nennt: Loähw-Wähmars, verfertigt er regelmäßig alle 14 Tage einen Reise-Artikel für die Feuilletons der pariser Tagesblätter, worin es von Unsinn, Albernheit und Lügen jeder Art strotzt, und die demungeachtet von dem französischen Publikum sehr „goutirt" werden, weil der Verfasser der unzubeschwichtigenden Eitelkeit desselben geschickt zu schmeicheln, und seinen Vorurtheilen unaufhörliche Nahrung darzubieten versteht.

Einer seiner letzten Fabrik-Artikel dieser Art, in der Zeitung le Temps, betrifft einen Ausflug von Straßburg nach Karlsruhe, um in dieser letzten Stadt die Oper „Robert der Teufel," zu hören. Nirgends ist der Oertlichkeiten Unkenntniß weiter getrieben, als in diesem Aufsatze. Alles, was an läppischem Witz, an Einseitigkeit und falschen Angaben nur irgend hat aufgetrieben werden können, ist darin vereinigt.

So ist die Rheinbrücke bei Kehl länger als die Staaten der meisten deutschen Fürsten. (Sie ist 520 Schritte lang.) Der französische Soldat am linken Ufer, welcher diese Brücke bewacht, singt den Marseillermarsch, wirft verlangende Blicke nach Deutschland hinüber, und träumt sich schon Marschall von Frankreich, während der deutsche Soldat, am rechten Ufer, unbeweglich, steif wie eine Salzsäule steht, und weder singt noch denkt, weil er weder Hoffnung auf Ruhm noch auf Beförderung nähren kann....

Mit dergleichen Angaben, mit so roher, unförmlicher Kost wird die französische Eitelkeit gesättigt. So wird das Publikum dieses Landes in einem Wahn erhalten, der ihm die Unterwerfung Deutschlands als eine Spielerei betrachten läßt. Leider haben die Jahre 1813, 14 und 15 die Franzosen noch nicht genugsam belehrt, und wäre ihre Regierung nicht bedächtiger als sie, würden wir ihre frühern Eroberungskriege sich bald erneuern sehen.

Um von Straßburg, welches er gegen 10 Uhr Morgens verlassen zu haben vorgibt, um am Abend desselben Tages in Karlsruhe zu sein, und dort Robert den Teufel zu hören (was er jedem Postknecht zuschreit und ihn einladet, so schnell als möglich zu fahren) verfolgt der angebliche Reisende des Temps folgenden Weg: Er fährt zuerst nach Baden, 12 Wegstunden; von dort nach Pforzheim, auf der Straße von Kalsruhe nach Stuttgart, 14 Wegstunden; sodann von Pforzheim auf derselben Straße zurück nach dem Dorfe Sasbach, um Türennes Denkmal zu sehen, und einige abgeschmackte Phrasen gegen Deutschland anzubringen, 17 Wegstunden; von Sasbach nach Rastadt, um über den Gesandten-Mord zu deklamiren, 6 Wegstunden; endlich von dort nach Karlsruhe, 5 Wegstunden; im Ganzen 54 Stunden, obgleich die Entfernung von Straßburg bis Karlsruhe, über Kehl, Neu-Freistädt, Lichtenau und Rastadt nur 16 Stunden beträgt.

Mistriß Trollope reiset auf ähnliche Weise. Um von Baden nach dem zwei kleine Stunden entfernten Gernsbach zu gelangen, geht sie zuerst nach Herrenwies, 4 Stunden; von dort nach Hilpertsau, 5

Stunden: sodann zum Mummelsee, 9 Stunden, und endlich nach Gernsbach (entweder wieder über Baden oder über Hilpertsau) 10 Stunden. Sie braucht also 28 Stunden für 2 Stunden Weges.

Was muß man daraus schließen? Entweder daß sie ihre Erinnerungen sehr verwirrt, oder daß sie gar nicht an Ort und Stelle gewesen. Wir vermuthen das erste, wie wir bei Löwe-Weimar und bei Alexander Dümas des letzten versichert sind. Sehen wir nicht den zweiten von Murten nach Freiburg (in der Schweiz) über Neuenburg reisen, und, von diesem letzten kommend, durch das über einem Abgrunde schwebende Bürgelnthor Freiburg betreten, während man, um dahin zu gelangen, zuvor entweder die ganze Stadt durchschreiten, und die jenseitige Höhe ersteigen, oder einen Umweg von 3 bis 4 Stunden ausserhalb der Stadt machen muß.

Unkenntniß der Oertlichkeit des angeblich bereiseten Landes, Unkenntniß der Sitten, Gewohnheiten, oft sogar der Sprache ihrer Bewohner, Unkenntniß der auffallendsten Eigenthümlichkeiten der beschriebenen Gegenden, solches sind die Haupteigenschaften der meisten Reise-Szenen welche in der neuesten Zeit dem Publikum dargestellt worden, und die es nur mit gleicher Unkenntniß aufzunehmen oder zu dulden vermochte.

Wie lange wird es auf solche Weise sich noch hintergehen und verspotten lassen? Es ist Zeit, so schamlosen Spekulationen ein Ziel zu setzen. Ernste Rüge brandmarke sie, und man wird bald befreit sein von alle den zugleich lächerlichen und verächtlichen Hirngespinnsten, die man für Wahrheiten aus-

gibt, und die nur das öffentliche Begriffsvermögen zu verderben im Stande sind.

Kritische Revüe.

Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten, ein fortlaufendes Repertorium aller neuen interessanten deutschen Gesetze und Verordnungen, mit kritischen Beleuchtungen. Im Vereine mit vielen Gelehrten herausgegeben von Alexander Müller, Großherzoglich Sachsen-Weimarischen Regierungsrathe. Fünfter Band. — Zweites Heft. Frankfurt am Main, 1834. In Kommission bei August Osterrieth. 356 S. in 8. und 24 S. Anlagen in 4.

Nach kurzer Unterbrechung, wird dies eben so interessante als allgemein nützliche Unternehmen, von demselben geistreichen Herausgeber, der von seiner Umsicht, von seinem Takt, wie von seiner Thätigkeit schon mehr als einen überzeugenden Beweis gegeben, mit gleichem Eifer, wie früherhin, fortgesetzt. Die einzige mit dem Archiv für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten vorgegangene Veränderung besteht darin, daß es nicht mehr in Mainz, sondern in Frankfurt am Main erscheint, und daß es nicht mehr mit lateinischen, sondern mit deutschen Buchstaben gedruckt wird.

Des Werkes Inhalt ist nach wie vor kräftig und gediegen. Unter den Aufsätzen des vorliegenden Heftes befindet sich unsers Erachtens nicht einer, der nicht aufmerksamer Beachtung vollkommen würdig wäre.

Die Abhandlung: „Darf eine völlige Gleichstellung in staatsbürgerlichen Rechten sämmtlichen Juden schon

jetzt bewilligt werden? ist an moralisch-gesellschaftlichen Thatsachen, an geschichtlichen und religiösen Erörterungen überaus reich. Wir möchten sie zur Beherzigung allen Staats-Philosophen, wie allen das Beste der Gesammt-Menschheit Wollenden und Wünschenden empfehlen, obgleich die aufgestellte Frage hier an und für sich gewissermaßen verneinend beantwortet zu werden scheint. Vorzüglich merkwürdig sind die Mittheilungen über das berüchtigte Judengebet Alenu, wie über dessen Einfluß auf der Israeliten Gesinnungen gegen die Christen, und auf ihre Moralität und Duldsamkeit überhaupt.

Der Artikel: „Zur Geschichte der Preß-Gesetzgebung in Kurhessen, mit einem vergleichenden Hinblick auf §. 37. der Verfassungs-Urkunde dieses Landes. Aus den Mittheilungen von Dr. B. W. Pfeiffer;“ ist ein guter Beitrag zur genauen Kenntniß der öffentlichen und offiziellen Gesinnungen über die Presse in Deutschland. Er bietet triftigen Stoff zu mehr als einer ernsten Betrachtung dar, wobei man sich jedoch vor Allem gegen die Eindrücke einseitiger Parteilichkeit verwahren muß.

Nicht minder wichtig ist der Aufsatz: „Ueber die Entwickelungs-Formen der europäischen Staaten im Allgemeinen, und die danach geschehene Entwickelung des dänischen Staats insbesondere, eine staatswissenschaftliche Skizze aus dem Gesichtspunkte des historischen Rechts, als Einleitung zur Mittheilung der neuen Gesetze über die Provinzialstände in Dänemark und Schleswig-Holstein, vom Syndikus Klenze.“ Hierauf folgt: „Allgemeines Gesetz wegen

Anordnung von Provinzialständen in den Herzogthümern Schleswig und Holstein."

Reich an überzeugenden Thatsachen für Diejenigen, welche hören und sehen wollen, reich an Zahlen-Beweisen und arithmetischen Demonstrationen ist die „Uebersicht des neuesten Finanz-Zustandes von Oesterreich, Preussen und der übrigen deutschen Länder; oder das wirkliche Einkommen ihrer Revenüen, mit Rücksicht auf ihren Schulden-Zustand."

Wir entnehmen daraus, daß im österreichischen Kaiserstaate das wirkliche Staats-Einkommen zu 205,400,000 fl. und die Staatsschuld zu 793,360,000 fl. angegeben wird, obgleich diese Angabe nicht ganz zuverläßig ist.

Im preussischen Staate ist der neue Finanz-Etat für die Jahre 1822 — 1834, nach der preuß. Gesetz-Sammlung 1832 No. 6 auf 51,287,000 Rthlr. festgestellt. Die Staatsschuld beläuft sich auf 170 Millionen Thaler. Die Einkünfte und die Schulden der übrigen Staaten sind (wir begreifen nicht warum) in französischen Franken berechnet. Geben wir davon eine Uebersicht:

Staaten.	Einkünfte. Frkn.	Schulden. Frkn.
Königreich Baiern . . .	69,733,000	265,200,000
— Würtemberg .	20 Million.	60,000,000
— Hannover . .	27 —	64 Millio.
— Sachsen . .	28 —	70 —
Großherzogth. Baden . .	20 —	39 —
— Hessen . .	17,600,000	27 —
Kurfürstenth. Hessen . .	11 Million.	5 —
Großherz. Sachsen-Weimar	4,913,000	16,291,000
— Meklenb. Schwerin	6 Million.	20 ½ Mill.

Staaten.	Einkünfte. Frkn.	Schulden. Frkn.
Großherz. Meklenb. Strelitz	1½ Mill.	3 Mill.
— Holstein-Oldenb.	3,800,000	Keine.
Herzogth. Nassau . . .	6 Mill.	9½ Mill.
— Braunschweig .	6,300,000	8 —
— Sachs.-Kob.-Gotha	2½ Mill.	11,600,000
— Sachs.-Meiningen	1,939,000	8 Mill.
— Sachs.-Altenburg	1,526,000	3 —
— Anhalt-Dessau	1,400,000	1,600,000
— Anhalt-Bernburg	1,100,000	1,700,000
— Anhalt-Köthen .	630,000	3,103,000
Fürstenth. Reuß-Greiz . .	362,000	517,000
— Reuß-Schleiz .	336,000	1,810,000
— Reuß-Lobenstein	621,000	
— Schwarzb. Rudolstadt	800,000	600,000
— Schwarzb. Sondersh.	600,000	540,000
— Lippe-Detmold .	1,267,000	1,500,000
— Lippe-Schaumburg	556,000	1,034,000
— Waldeck . . .	4,034,000	3,103,000
— Hohenzoll. Sigmar.	500,000	2,600,000
— Hohenzoll. Hechingen	310,000	700,000
— Lichtenstein . . .	50,000	Keine.
Landgrafsch. Hessen-Homburg	400,000	1,164,000
Freie Stadt Frankfurt . .	1,634,000	17,000,000
— Bremen . . .	1,614,000	7,800,000
— Hamburg . .	5,600,000	40,000,000
— Lübeck . . .	1,034,000	9,000,000

Aus vorstehender Uebersicht entnimmt man, daß in Oesterreich zur Bestreitung der Staatskosten jedes Individuum 13 ½ Franken (6 fl. 17 Kr. rh.) jährlich zu zahlen hat; in Preussen 14 Fr. (6 fl. 32 Kr.);

in Baiern 17 ½ Fr. (8 fl. 10 Kr.); in Würtemberg 12 ½ (5 fl. 50 Kr.); in Hannover 16 Fr. (7 fl. 28 Kr.); in Sachsen 18 ⅔ Fr. (8 fl. 43 Kr.); in Baden 16 ⅔ Fr. (7 fl. 47 Kr.); in Hessen-Darmstadt 23 ½ Fr. (10 fl. 58 Kr.); in Kurhessen 16⅚ Fr. (7 fl. 51 Kr.); in den übrigen deutschen Staaten zwischen 11 ½ bis 23 Fr. (5 fl. 22 Kr. — 10 fl. 44 Kr.).

— In Frankreich zahlt jedes Individuum zu den öffentlichen Staatskosten jährlich 33 Fr. (15 fl. 24 Kr.) und in England 49 Fr. (22 fl. 52 Kr.)

Der letzte Aufsatz im zweiten Hefte des fünften Bandes des „Archivs," ist nachstehender: „*Ueber das* Recht der kurhessischen Landstände zur Festsetzung des Staatsgrund-Etats. Zugleich eine Darstellung der landständischen Geschäfts-Verhältnisse in Betreff aller in den kurhessischen Staatsrechnungs-Haushalt einschlagender Gegenstände. (Namens des permanenten landständischen Ausschusses entworfen von dessen Vorstande, Ober-Appellationsrathe Dr. Pfeiffer. Kassel, den 27. Dez. 1832.) Mit Anlagen I bis III."

Kein Werk scheint uns besser geeignet, dem Deutschen eine genaue Kenntniß von dem legislativen, staatswirthschaftlichen, politischen und finanziellen Zustande seines Gesammt-Vaterlandes, in dessen einzelnen Fraktionen, beizubringen, als das vorligende „Archiv für die neueste Gesetzgebung." Man findet darin Alles vereint, was als mathematischer und positiv-moralischer Beitrag zu unserer Zeitgeschichte, zur richtigen Würdigung der auffallendsten ge-

setzlichen und ökonomischen Verhältnisse derselben, dienen kann.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1835. Herausgegeben von Dr. Adrian. Frankfurt a. M., bei J. D. Sauerländer.

Nächst sehr zierlicher und geschmackvoller Ausstattung, bestehend aus dem Bilde Washington Irvings, als Titelkupfer, und einer Galerie von sieben herrlichen Kupfern aus Byron's Werken, mit einer Erläuterung des Herausgebers begleitet, enthält das „Rheinische Taschenbuch für 1835" fünf Aufsätze, die man alle wohl gelungen nennen darf.

„Die Rose von Salerno," von Ludwig Storch, ist ein reiches Gemälde unbesiegbarer Liebe und unerbittlichen Geschicks. Es ist viel Kolorit, eine glückliche Vertheilung der Tinten, ein südlicher Schmelz darin, der die Seele erweicht, sie mit Schwärmerei, mit Hoffnung und Angst, mit alle den Empfindungen erfüllt, welche das Interesse einer literarischen Darstellung so warm, so ergreifend machen.

Nicht minder großartig und inhaltschwer ist die historische Novelle: „Wolfson," von Wilhelm Blumenhagen. Die eben so romantischen als ergreifenden Abenteuer des neuen Romulus, ereignen sich in der von einem schwedischen Korps im dreißigjährigen Kriege besetzten Stadt Olmütz. Mit breiten Pinselstrichen ist das Elend dieser Stadt gemalt, sind die Exzessen der Soldaten, die Verschwörungs-Versuche der Bürger, und ihre endliche Erlösung, durch den Friedensschluß, geschildert. Meisterhaft darin

verwebt sind Wolffons persönliche Ereignisse. Die Entwickelung ist eben so schön als befriedigend.

In den „Briefen aus Wallis," von Dr. Adrian, sehen wir den Verfasser zuerst im Gasthause des Dorfes Simpeln, nahe am Simplon-Uebergange, sodann am Rosboden-Gletscher, endlich später im Hospiz des großen Bernhardsberges. Abgereiset von Mailand beschreibt er, mit sicheren, wahren Zügen, seines Weges Landschafts-Szene und gesellschaftliche Ereignisse. Es ist viel Leben, viel Abwechslung darin. Man liest die sechs Briefe gewissermaßen in einem Athem, und bedauert ihre anscheinende Kürze allein.

Das Mährchen: „Tanhäuser," von Eduard Duller, ist ein buntes Phantasiebild von üppiger Fülle, ausgestattet mit einem sprühenden Farbenluxus, der das Ganze zu einem Gedichte, zu einer epikuräischen Schwelgerei der Einbildungskraft macht. Man bewundert die unendliche Menge dicht aneinander sich reihender Ideen, den Bienenschwarm honigschwerer Gedanken, den flimmernden Blumenteppich zierlicher Kombinationen, wodurch dies Geistes-Erzeugniß in allen seinen Theilen sich auszeichnet.

Des Taschenbuches würdigen Schluß macht die malerische Skizze von Dr. Adrian: „Eine Nacht unter Schleichhändlern." Die Szene ereignet sich in England, am Strande von Kornwallis. Sie ist von Meisterhand geschildert.

E. L. Bulwer's Werke. Fünfter bis sechszehnter Theil. Aus dem Englischen von Dr. G. N. Bärmann. Zwickau, 1833. Im Verlag der Gebrüder Schumann.

Die vier ersten Theile von Bulwer's Werken, erschienen in demselben Verlag, wie die 12 folgenden, haben wir schon früher angezeigt. Wir können nur aufs neu bekräftigen, was wir schon damals über dies interessante Unternehmen, über den trefflichen Gehalt des Textes, über dessen glückliche, umsichtsvolle Uebertragung in unsere Sprache, über der typographischen Ausstattung Pracht, wie über des Preises Billigkeit gesagt.

Die Theile V bis VIII enthalten den Roman „Pelham," eines der besten literarischen Erzeugnisse des neuern britischen Sterne, der zu tiefer Empfindsamkeit noch einen unerschöpflichen Humor, eine rasche, lebendige Darstellungsgabe, eine Abwechslung der Szenerie, und ein glänzendes Kolorit gesellt, das man in gleichem Maße nur bei äusserst wenigen Schriftstellern finden dürfte.

„England und die Engländer," eine Art humoristischer Karakteristik, oder wenn man will eine moralische Boutade über das englische Volk und sein Land, ist reich an feinen Reminiszenzen, wie an derben Wahrheiten. Er schmeichelt nicht dieser Zeiten- und Sittenspiegel; aber er verläumdet eben so wenig. Demungeachtet hat man ihn von vorn und hinten bekratzt, um dem Publikum, das die kritischen Flecken gewahrt, den Glauben zu geben, der Spiegel sei nicht ganz treu. Auf jeden Fall sind die daraus zurückstrahlenden Bilder, wenn auch vielleicht etwas verschoben, dennoch ausserordentlich pikant.

„Der Verstoßene" füllt die vier Theile XIII bis XVI. Es ist ein ganz anderer Genre in dieser Erzählung, als in allen übrigen Werken Bulwer's.

Der Verfasser zeigt darin mehr Empfindsamkeit, mehr zarten Sinn, mehr jenes unnennbare aber ergreifende Etwas, das des Lesers Gleichstimmung in einem hohen Grade in Anspruch nimmt, und weswegen wir ihn den neuern Sterne genannt.

Die deutsche Bearbeitung dieser drei Werke, durch Dr. Bärmann, ist musterhaft. Sie bleibt dem Original getreu, ohne gegen Genie und Geschmack unserer Sprache zu verstoßen. — Papier und Druck sind so ausgezeichnet schön, wie die Offizin der Gebrüder Schumann in Zwickau, dem Publikum das eine wie den andern, bei allen ihren typographischen Unternehmungen, von jeher dargeboten.

Mannigfaltigkeiten.

Seewesen der Vereinstaaten Nordamerikas.

Die nordamerikanische Union hat gegenwärtig eine Kriegs-Marine, die der französischen bereits zur Seite gestellt werden kann, während sie die der übrigen europäischen Seemächte schon übertrifft, und nur hinter der Englands noch zurücksteht. Der neuesten offiziellen Angabe zufolge besteht sie aus

12	Linienschiffen	von	74	Kanonen . .	818 Kanonen.
14	Fregatten	von	44	id. . .	616 „
3	id.	von	36	id. . .	108 „
2	Korvetten	von	24	id. . .	48 „
13	id.	von	18	id. . .	234 „
7	Fahrzeugen	von	12	id. . .	84 „
1	id.	von	3	id. . .	3 „
52	Schiffe.				1981 Kanonen.

Oeffentlicher Unterricht in Frankreich.

Es gibt jetzt noch in dem aufgeklärten Frankreich nicht weniger als 11,339 Gemeinden, die durchaus keine Schulen haben. Eine große Zahl bedeutender Ortschaften im südlichen und westlichen Frankreich hat sich sogar der Stiftung so nützlicher Anstalten widersetzt, und die Munizipalräthe haben dazu jede Unterstützung verweigert. Auf 33 Millionen Menschen genießen bis jetzt erst 1,935,000 die Wohlthat des Primar-Unterrichts, was 1 Individum auf 17 macht. In England ist das Verhältniß wie 1 zu 16, in Oestreich wie 1 zu 13, in Holland wie 1 zu 12, in Böhmen wie 1 zu 11, in Schottland wie 1 zu 10, in Preussen wie 1 zu

9, in Baden wie 1 zu 8, und im nordamerikanischen Staate Neu-York wie 1 zu 4. Man entnimmt aus dieser Uebersicht, wie weit Frankreich, in Betreff des öffentlichen Unterrichts, noch hinter den meisten Ländern Europas zurücksteht. Nur in Spanien, im Kirchenstaat, in Neapel, in Portugal und in Rußland ist dies Verhältniß der Unterrichteten zu den Nichtunterrichteten noch auffallender.

Frankreichs Kriege.

Vom 13. bis zum 17. Jahrhundert hat das Königreich Frankreich 326 Jahre lang Krieg geführt und nur 174 Jahre lang Frieden gehabt. Die Kriege lassen sich folgendergestalt eintheilen: 35 Jahre Bürgerkrieg, 40 Jahre Religionskriege, 76 Jahre Kriege mit fremden Mächten auf seinem eigenen Boden, 175 Jahre Kriege im Auslande.

Bevölkerung von Genf.

Aus der neuesten offiziellen Volkszählung, im Laufe dieses Jahres, ergibt sich, daß die Stadt Genf eine Bevölkerung von 27,177 Individuen hat, wovon 12,573 männlichen und 14,604 weiblichen Geschlechts. Von obiger Zahl sind 10,162 Fremde (Nicht-Genfer) größtentheils aus den übrigen Schweizerkantonen, oder aus andern Ländern; aber seit mehreren Jahren in Genf wohnhaft. Die Gesammt-Bevölkerung des ganzen Kantons beläuft sich auf 56,655 Seelen, nämlich 27,288 männliche und 29,357 weibliche. Zwei Drittel davon sind Protestanten und ein Drittel Katholiken. In der Stadt zählt man von den ersten 21,434, und von den letzten 5688. Die Zahl der in der Stadt und im Kanton angesiedelten Fremden hat sich seit 1822 ausserordentlich vermehrt und die Bevölkerung der ersten, wie die des letzten, ist seitdem um ein Zehntel gestiegen. Die überwiegende Mehrzahl des weiblichen Geschlechtes über das männliche, beschränkt sich beinahe auf die Stadt allein, wo sie 2031

und im übrigen Kanton nur 40 beträgt. Dieser Umstand rührt daher, daß sehr viele männliche Genfer sich im Auslande, oder auf Reisen befinden, und daß überdem noch die meisten Dienstboten, welche man größtentheils aus dem Kanton Waat nimmt, Frauenzimmer sind. Nächst Genf enthält der Kanton noch die kaum eine halbe Stunde von jenem entfernte Stadt Carouge, mit 4800 Einwohnern, und die Marktflecken Chêne-Bougeries, Chêne-Thônex (beide mit 3500 Seelen), Versoix, Jussy-l'Evêque, Meyrin und Hermance.

Katholische Geistlichkeit in Frankreich.

Nach dem im königlichen Almanach angegebenen Verzeichniß war der Zustand des Personale der römisch-katholischen Geistlichkeit in Frankreich vom 1 Januar 1834 folgender: Titular- und Honorar Chorherren, 1121; Pfarrer, 3241; Parrhelfer, 24,517; Vikare, 6289; Kaplane, 449; Almosenpfleger, 943; Direktoren und Professoren in geistlichen Seminarien, 1158; unbeamtete Priester, 439; im Ganzen 40,447 Personen.

Baares Geld in Frankreich

Einer Uebersicht, betreffend die Vermehrung des in Frankreich im Umlauf befindlichen baaren Geldes, entnehmen wir nachstehende Angaben, die wir ziemlich zuverlässig halten. Bemerken wir nur im Voraus das ein Franke den Werth von 28 Kreuzer rhein. hat, daß folglich eine Million Franken 466,666 fl. 40 Kr. und drei Millionen Franken 1,400,000 fl. rhein. betragen.

Es befanden sich im Umlauf

1661 —	unter	Colberts	Ministerium	600	Millionen.
1708 —	„	Desmarets	„	800	„
1754 —	„	Séchelles	„	1600	„
1780 —	„	Necker	„	2000	„

1797 —	„	Ramel	„	2200	„
Kaiserthum	„	Mollien	„	2300	„
1828 —	„	der Restauration	„	2713	„
1832 —	„	Kasimir Perier	„	3583	„

Spaniens Seewesen.

Nach dem von dem Marine-Minister vor den Kortes abgelegten Berichte, ist der Zustand des spanischen Kriegs-Seewesens folgender:

1	Linienschiff	von 80	Kanonen . . .	80	Kanonen.
2	„	von 74	„ . . .	148	„
4	Fregatten	von 50	„ . . .	200	„
2	„	von 40	„ . . .	80	„
2	Korvetten	von 34	„ . . .	68	„
1	„	von 22	„ . . .	22	„
3	Brigantinen	von 22	„ . . .	66	„
1	„	von 20	„ . . .	20	„
1	„	von 16	„ . . .	16	„
1	„	von 14	„ . . .	14	„
1	„	von 5	„ . . .	5	„
1	Brigantin Goelette	5	„ . . .	5	„
1	Goelette	von 16	„ . . .	16	„
6	„	von 3	„ . . .	18	„
27	Fahrzeugen			758	Kanonen.

Die meisten dieser Fahrzeuge sind in sehr übelem Zustande und können kaum noch gebraucht werden. Die drei Linienschiffe sind ausser Dienst, und von den Fregatten sind nur drei tauglich. Dem ungeachtet kostet diese klägliche Marine dem Staate jährlich 36,552,650 Realen oder mehr als 9 Millionen rhein. Gulden.

Zunehmende Verminderung der Ostsee.

Man hat in dem Hafen von Petersburg die Bemerkung gemacht, daß der Wasserstand in demselben während den

letzten 20 Jahren auffallend sich vermindert hat. Man kann das als einen neuen Beweis von der Richtigkeit der früheren Beobachtungen, hinsichts der fortwährenden Verminderung des Gewässers der Ostsee, betrachten. Seit langem hat man nämlich an allen Gestaden, welche dies große Wasserbecken umschliessen, bemerkt, daß seine flüssige Masse von Jahr zu Jahr immer mehr sich zurückzieht, während das trockene Land immer weiter sich ausdehnt.

Den Angaben mehrerer alten Naturforscher zufolge, ereignen diese Phänomene sich am häufigsten in den dem Nordpol am nächsten gelegenen Gegenden. Als Beweis kann man die Seen in Dänemark anführen, deren Wassermasse sich so sehr vermindert hat, daß sie größtentheils in Sümpfe oder in trockenes Land sich verwandelt haben. Vor ungefähr 2500 Jahren bildete Skandinavien eine große Insel, weil damals ganz Finnland noch unter Wasser stand, und die Ostsee mit dem weissen Meere, wie mit dem nordischen Eismeere unmittelbar zusammenhing.

Die Stadt Pitea, die vor 45 Jahren noch hart am Meere lag, ist jetzt ¾ Stunden von demselben entfernt. Vor 28 Jahren war Luleo eine Seestadt; jetzt liegt es beinahe ½ Stunde landeinwärts. Die alte Ortschaft Lodisa, früher einer der besten Ostseehafen, ligt jetzt anderthalb Stunden vom Strande. Auch Westerwick ist jetzt ¾ Stunden davon entlegen. Als Tornea gegründet wurde, konnten die größten Schiffe unmittelbar bei der Stadt vor Anker gehen, während es jetzt auf einer ziemlich großen Halbinsel ligt. Die Inseln Engsöe, Aspöe und Testeröe, die ehemals durch ziemlich breite Meerarme von einander getrennt waren, bilden seit mehreren Jahren ein zusammenhängendes Eiland, das beständig wächst. Viele andere Inseln, wie Luisöe, Psalmodi, Magdelona, ꝛc., gehören jetzt zum festen Lande.

Aus allen diesen Umständen, und anderen merkwürdigen

Beobachtungen, schloß schon Linnee, daß die Höhe des Wasserstandes der Ostsee in jedem Jahrhunderte sich um vier Zoll vermindere, und daß es in 2000 Jahren gänzlich verschwunden sein werden. Obgleich nun die in den neuesten Zeiten angestellten Beobachtungen diese Wasserverminderung nicht so hoch anschlagen, sind sie darin dennoch mit den älteren übereinstimmend, daß der Grund dieses Meeres beständig höher steigt, und daß zu gleicher Zeit seine Wassermasse sich vermindert. Eine unbestreitbare, allgemein anerkannte Thatsache ist es jedenfalls, daß das von dem Gewässer der Ostsee bespülte Festland unaufhörlich weiter sich ausdehnt, daß die rings um das Becken dieses Binnenmeeres befindlichen Seen, und die in jenes sich ergießenden Ströme immer seichter werden, daß große Sandbänke die meisten Hafen ausfüllen, und daß die Ufer-Bewohner der Ostsee bald genöthigt sein werden, von ihren Wohnorten bis zum Meere Kanäle zu graben, oder Eisenbahnen anzulegen, um den Handel, welcher in den letzten Jahren bedeutend sich vermindert hat, wieder neu zu beleben.

Oeffentliche Arbeiten in Aegypten.

Mehemed Ali's, des Beherrschers von Aegypten, Entwürfe beschränken sich nicht blos darauf, die Zahl der allgemein nützlichen Anstalten in seinem Lande unausgesetzt zu vermehren, überall wo es nur irgend thunlich ist, Schulen, Fabriken, ꝛc. zu gründen, er hat auch den Plan nach allen Richtungen Landstraßen zu erbauen, und dadurch Aegypten mit Syrien und Arabien zu verbinden. Eine Eisenbahn zwischen Suez und Kahira soll unverzüglich begonnen werden. Man will sie sogar bis Alexandria fortsetzen, um die Langsamkeit des Wasser-Transports zu vermeiden. Die Studien einer zweiten Eisenbahn, dem Nil entgegen, bis Kenne, haben bereits die Möglichkeit erwiesen, auch von diesem letzten Orte zum rothen Meere gelangen zu können, und

solchergestalt eine doppelte Handelsstraße durch Aegypten zu ziehen. Ein anderer Entwurf, dessen Ausführung ebenfalls vom Pascha gebilligt worden, besteht darin, aus der Rhede von Abukir den Haupthafen Aegyptens zu machen, und ihn durch einen Kanal, oder durch eine Eisenbahn mit des Landes Hauptstadt in Verbindung zu setzen.

Die Karavanen, welche sich aus Afrika nach Arabien (Mekka, ꝛc.) begeben, haben ihren gegenwärtigen Vereinungspunkt am See Birket el Hadsch, der durch den Nil genährt wird. Sie versorgen sich hier mit Wasser für ihre Reise, indem man auf vier Tagreisen keinen einzigen Brunnen findet, ausgenommen der eine Stunde von Suez, bei einem festen Schlosse befindlichen, wo immer eine militärische Besatzung ist. Die kleine Stadt Suez selbst hat kein anderes Trinkwasser, als das, welches die Einwohner aus dem Hafen Tor holen. Auf dem Wege von Suez bis Akaba, durch die steinigte Halbinsel, findet man auf einer Strecke von 14 Stunden ebenfalls nur einen Brunnen bei dem Schlosse Nephel, das ein ägyptischer Waffenplatz ist.

Von den Höhen der Halbinsel El-Tyh führt ein schmaler, senkrecht in dem Felsen eingeschnittener Weg hinab zum Meere. Die Festung Akaba el Misr ligt am Ausgange dieses Engpasses. Alle wichtigen Punkte desselben sind mit vieler Sorgfalt befestigt, und an Quellen oder Brunnen fehlt es nicht. Von Akaba zieht sich der Weg am Abhange eines Berges entlang, und erreicht das Meer beim Fort Mohila, in der Nähe von Ainune. Die Bevölkerung dieser Gegend ist ziemlich stark, und seit einigen Jahren wird hier der Weinbau mit Erfolg betrieben. Ueberhaupt scheinen die meisten Beduinenstämme in diesem Theile Arabiens sehr geneigt, feste Wohnplätze zu wählen, und mit Ackerbau sich zu beschäftigen.

Von Mohila gelangt man in vier Tagen, auf einem ziemlich guten Wege längs der Küste, jedoch durch ein we-

niger fruchtbares und bevölkertes Land, nach dem Schlosse Wuschk. Die Karavanen halten hier gewöhnlich Ruhetag. Zehn Stunden weiterhin ist der gute Hafen Scherem Jambo, dem es jedoch an Trinkwasser fehlt. Von dort kommt man über Diar nach Medina, von wo zwei Wege nach Mekka führen. Auf dem gegen Osten findet man gutes Trinkwasser, weil er sich nahe am Gebirge entlang zieht. Indessen ist man hier häufig den Angriffen der Beduinen ausgesetzt, weshalb die meisten Reisenden dem westlichen Wege den Vorzug zugestehen. Zwischen Rabag und Kalyß, zwei auf diesem Wege liegenden kleinen Städten, ist der Boden so niedrig, daß er bei starkem Westwinde von dem Gewässer des rothen Meeres bedeckt wird, obgleich dies letzte 6 bis 7 Stunden entfernt ist.

Um die Strecke von Kahira bis Mekka zurückzulegen, brauchen die Karavanen 45 Tage, während denen es ihnen nicht selten an Wasser gebricht. Ueberdem sind sie noch häufig den Angriffen arabischer Raubhorden ausgesetzt. Durch die Erbauung einer Eisenbahn von Kahira bis Suez, und durch die Dampfschiffahrt auf dem rothen Meere, werden alle Gefahren verschwinden, denen der Handel Aegyptens noch ausgesetzt ist.

Inhalt des achten Theiles.

Seite.

Die letzte ministerielle Krisis in England, und gegenseitiger Zustand der britischen und der französischen Kabinets-Politik. ---------- 3

Ueber die Zivilisation der Staatswirthschaft in den Vereinstaaten Nordamerikas, und deren Ergebnisse in den letzten Zeiten. ---------- 38

Der Norden Europas, in seinen moralischen und gesellschaftlichen Verhältnissen. (Erster Artikel.) ---- 64

Gegenwärtiger Zustand der Kolonie Neusüdwales. --- 77

Neueste authentische Angabe über die Bevölkerung und den Reichthum China's. ---------- 84

Streifereien durch das Nilthal. (Letzte Mittheilung.) 93

Spaniens Zustand im Jahre 1834. ---------- 111

Sittengemälde der vorläufigen Verhaftshäuser in London. (Letztes Bild.) ---------- 136

Neuester ausserordentlicher Luftbeschiffungs-Versuch, vermittelst eines fischähnlichen Ballons. ---------- 145

Merkwürdige Rechtshändel in Frankreich. ---------- 158

Ausdünstung eines starken Wärmestoffes aus gewissen Blumen, und verschiedenartiger Wärmestand derselben. ---------- 183

Skizze einer Reise durch die lybische Wüste. ------- 191

Ueber die häufigen Selbstmorde in unsern Tagen. --- 200

Einige Bären und Böcke der berühmten Mistriß Trollope, abgesetzt auf ihrer neuesten Reise durch Deutschland. ---------- 204

Kritische Revüe. ---------- 222

Mannigfaltigkeiten:

Seewesen der Vereinstaaten Nordamerikas. ---------- 231
Oeffentlicher Unterricht in Frankreich. ---------- 231
Frankreichs Kriege. ---------- 232
Bevölkerung von Genf. ---------- 232
Katholische Geistlichkeit in Frankreich. ---------- 233
Baares Geld in Frankreich. ---------- 233
Spaniens Seewesen. ---------- 234
Zunehmende Verminderung der Ostsee. ---------- 234
Oeffentliche Arbeiten in Aegypten. ---------- 236

Digitized by Google

Von der „Bibliothek der neuesten Weltkunde“ erscheint jeden Monat ein Theil von 240 bis 250 Seiten. Drei solcher Theile bilden einen Band. Des Werkes ganzer Jahrgang besteht also aus vier starken Oktavbänden oder zwölf Theilen, für die man sich im Ganzen mit 12 Gulden rhein., oder 8 Thlr., oder 18 Schweizerfranken, oder 25 franz. Franken 31 Cent. abonnirt. Einzelne Hefte oder Bände werden nicht erlassen. Man abonnirt sich für den ganzen Jahrgang bei allen Buchhandlungen und Postämtern in ganz Deutschland und der Schweiz.

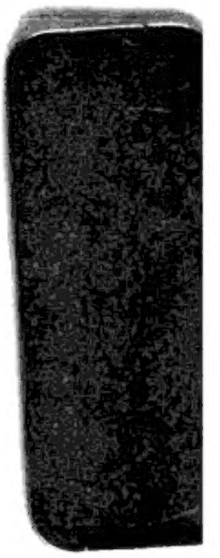
Aufgabe und Zweck der Bibliothek der neuesten Weltkunde bestehen darin, rasch, treu, wahr, unparteiisch in ihren Rahmen Alles zu umfassen, was im ganzen Reiche der Weltbegebenheiten allgemein Beachtungswerthes, Denkwürdiges sich ereignet; überhaupt in Rede und Betrachtung zu stellen, was bei allen zivilisirten Völkern der Erde ein allgemeines, höheres Interesse erregen kann.

Des Werkes Hauptinhalt ist unter folgenden Rubriken begriffen:

Philosophie. — Moral. — Geschichte im ausgedehntesten Begriff. — Reisen und geographische Mittheilungen. — Sitten und Gebräuche aller Völker der Erde. — Religion. — Fortschritte der Zivilisation. — Gerechtigkeitspflege (Merkwürdige Rechtshändel). — Politik. — Staatswissenschaft und Staatswirthschaft. — Statistik. — Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen. — Naturgeschichte. — Wissenschaft in allen ihren Verzweigungen (Astronomie, Physik, Chemie, Arzneikunde ꝛc. ꝛc.). — Biographien. — Literarische Abhandlungen. — Ausländische Literatur. — Kunst-Erzeugnisse. — Kritiken. — Mannigfaltigkeiten jeder Art.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

051 D00 327 115 6

Digitized by Google